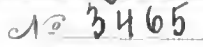
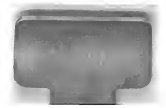
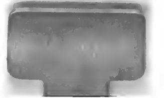

WIDENER
HN YMSH C







Frankfurter
zeitgemäße Broschüren.

Herausgegeben

von

Dr. Johann Michael Raich.

Neue Folge.

Band XI.

Frankfurt a. M. und Luzern.
Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger.
1890.

Inhaltsverzeichniß.

Lebensende des Fürsten Talleyrand.

Nach authentischen Briefen und Schriftstücken

von

Ludwig Abt.

Karl Moriz Fürst von Talleyrand-Perigord war unstreitig einer der bedeutendsten Männer des verflossenen und gegenwärtigen Jahrhunderts. Ein Urtheil über ihn abzugeben, ist nicht unsere Absicht; diese Aufgabe kommt der Geschichte zu. Noch auch soll hier sein öffentliches Leben geschildert werden. Welcher Gebildete, der nur in großen Zügen die Geschichte der Neuzeit studirt, könnte dasselbe vergessen haben? Was man auch von diesem berühmten Manne sagen mag, er ist und bleibt eine der staunenswerthesten Gestalten seines Zeitalters. Ein Diplomat ersten Ranges, hatte er seine Hand im Spiel bei allen großen und wichtigen Angelegenheiten. Er war zu Paris am 2. Februar 1754 geboren. Beim Ausbruche der Revolution war er Bischof von Autin und Abt von Celles und St. Denis. Als Deputirter der Geistlichkeit von Autin schloß er sich dem sog. Tiers-Etat an. Seine revolutionären Gesinnungen bekundeten sich in seinem Antrag auf den Verkauf der geistlichen Güter, den er für ebenso gerecht als nützlich erklärte, und in seiner Mitwirkung an dem Zustandekommen der sog. Civil-Konstitution des Clerus. Er leistete den Eid auf dieselbe und weihte die ersten konstitutionellen Bischöfe und Priester, weshalb er am 17. April 1791 durch Papst Pius VI. excommunicirt ward. In Folge dessen gab er sein Bisthum auf. — Nach seiner Rückkehr aus England und Amerika zuerst Minister des Direktoriums, dann Minister des Kaiserreichs, später Minister der Restauration, zu welcher er, trotz seiner revolutionären Vergangenheit, so sehr mitgewirkt und beigetragen, Generalbevollmächtigter Frankreichs auf dem Wiener Kongreß, wo

er trotz der triumphirenden Koalition die Fahne seines Landes hochzuhalten wußte, Gesandter der Juli-Regierung in einer schwierigen Zeitlage, wo er dem isolirten und verdächtigen Frankreich die Sympathien Europa's wiedergewinnen mußte: nahm Talleyrand fünfzig Jahre hindurch die Weltbühne ein mit einem unerhörten Glanze.

Doch wenn er auch seinem Vaterlande unbestreitbare Erfolge errungen, so gibt es doch Niemanden, der nicht seine Fehler und seine Mißgeschicke kännte. Sein erstes Unglück und die Quelle aller folgenden war sein Eintritt in den geistlichen Stand, zu dem er keinen Beruf hatte. Später diesen nämlichen Stand verlassend und die wichtigsten Gesetze der Kirche verachtend, fortgerissen von der Revolution und ihrem Jahrhundert, ein überlegener Verstand, aber ein schwaches Gewissen, verherrlicht von den einen, verabscheut von den anderen, in seinem langen Leben durch eine Art providentieller Ironie mit allen Glücksgütern überhäuft: das war dieser außergewöhnliche Mann. Ueber achtzig Jahre alt, und nachdem er seine heikle Sendung in London glücklich zu Ende geführt, hatte der Fürst Talleyrand, der mehr als einmal während seiner an's Wunderbare grenzenden Laufbahn sich von den Geschäften entfernt oder vielmehr die Geschäfte von sich hatte entfernen lassen, zuletzt an einen endgültigen Ruhestand gedacht. Die Worte, die sein Abschiedsgesuch an den König Louis Philipp schlossen: „Mein hohes Alter, die Gebrechen als natürliche Folge desselben, die Ruhe, zu welcher dasselbe räth, die Gedanken, die es uns eingibt, machen meinen Schritt einfach, rechtfertigen ihn nur zu sehr und machen ihn mir gar zur Pflicht" — diese ernsten Worte lassen schon auf eine sehr ernste Gemüthsstimmung schließen. Zurückgezogen lebend in seinem Hôtel in der Straße Saint-Florentin, beschäftigte er noch die öffentliche Meinung, und man fragte sich mit sehr verschiedenen Gesinnungen, aber alle mit gleicher Spannung, welches der Tod eines solchen Mannes nach einem solchen Leben sein werde.

Die widersprechendsten Gerüchte über seinen Tod, über seine Bekehrung und deren Aufrichtigkeit waren bis vor wenigen Jahren im Umlauf. Wir sind jetzt im Besitz der vollen und ganzen Wahrheit. Den bedeutendsten Antheil an dieser Bekehrung hatte, nächst der Gnade Gottes, der berühmte hochselige Bischof Dupanloup von Orleans. Es existiren hierüber authentische Aufzeichnungen des damaligen Abbé Dupanloup. Die letzten Lebenstage und die ganze

Geschichte der Sinnesänderung und reumüthigen Bekehrung des Fürsten Talleyrand nach der genannten Aufzeichnung darzustellen, das ist der Zweck dieser Blätter.[1])

Nirgendwo waren begreiflicherweise die Besorgnisse und Beängstigungen um den Fürsten Talleyrand größer und lebhafter als in seiner unmittelbaren Umgebung. Gab auch vieles Veranlassung zur Furcht, so flößten doch glücklicherweise manche Anzeichen auch Hoffnung ein. Dieses Leben endigte mit Würde und in einer Ruhe, die hätte einen erschrecken können, wäre sie weniger Gleichgültigkeit als eine gewisse Sammlung gewesen. Ernste Worte, die von Zeit zu Zeit von seinen Lippen fielen, schienen zu verrathen, daß er ernstlich an Religion und Ewigkeit dachte. Darum konnte auch Herr von Barante in der Lobrede, die er auf den Fürsten Talleyrand vor der Pairs-Kammer hielt, von ihm sagen: „Er war ein Mann von einem zu ernsten Geiste, von einem zu festen Urtheil, als daß ein sanftes und um die Zukunft unbekümmertes Leben ihm genügt hätte am Rande des Grabes. Wer stets sich genaue und gewisse Rechenschaft über die jeweilige öffentliche Lage hatte geben wollen, der kann wohl nicht der Nothwendigkeit entgehen, an sich selber zu denken. Sein überlegener Verstand wog die höchsten Fragen ab." Man hat übrigens den Beweis hievon in den geheimen Aufzeichnungen und Bemerkungen, die der Fürst jeden Abend zu schreiben pflegte, und die nach seinem Tode in seinem Schreibtische sich fanden. So schrieb er am 2. Februar 1837, an seinem dreiundachtzigsten Geburtstage, die folgenden Worte: „Dreiundachtzig Jahre sind nun vorüber. Ich weiß nicht, ob ich befriedigt bin, wenn ich darauf zurückblicke, wieviele Jahre vorübergegangen sind, wie ich sie ausgefüllt habe. Wieviele unfruchtbare Erregungen, wieviele nutzlose Versuche, wieviele Verwickelungen und übertriebene Aufregungen, wieviele verbrauchte Kräfte und verschleuderte Gaben, wieviel Uebelwollen, das ich verursacht, welch' verlorenes Gleichgewicht, wieviele zerstörte Illusionen und welcher Ekel, den ich empfunden! Welches andere Resultat endlich, als das einer physischen und moralischen Ermüdung,

[1]) Wenn wir in der Folge citiren, ohne die Quelle anzugeben, so rühren die Anführungen aus dem genannten seither noch ungedruckten Bericht über die letzten Lebenstage des Fürsten Talleyrand, den der Abbé Dupanloup in Form eines „Briefes an einen Freund" niedergeschrieben hat. Die ersten Bruchstücke davon finden sich in dem im Jahre 1883 erschienenen Vie de Monseigneur Dupanloup, Evêque d'Orléans, par Mr. l'Abbé Lagrange. Paris 1883.

einer vollständigen Entmuthigung für die Zukunft und eines tiefen Ekels an der Vergangenheit!"

„Das hieß", sagt mit Recht der Abbé Dupanloup, welcher die Frucht der einsamen Arbeit pflückte, die in diesem Gewissen vorging, „das hieß sich mit sich selber entzweien. Wenn Vergangenheit und Zukunft uns in eine solche Trauer versetzen und alle beide uns im Stiche lassen, wenn man daran ist im Leben, dann schaut man höher, weiter um sich; man sucht darnach, ob nichts auf Erden bleibt, ob nicht irgendwo noch Tröstungen möglich sind, die man vielleicht lange Zeit vergessen, die aber am Ende das Unglück der Vergangenheit wieder gut machen, die Gegenwart besser gestalten und die Zukunft retten könnten; und wenn man sie einmal in seinem Leben gekannt hat, dann sucht man sie wieder, nachdem man sie lange vernachlässigt, ja, nachdem man sie vielleicht schändlich verrathen und in schlimmen Tagen mit Füßen getreten."

Am selben Tage schrieb Talleyrand noch die folgenden Worte: „Eine Menge Leute haben die Gabe oder den Mangel, niemals sich selber kennen zu lernen. Ich habe nur zu sehr das Unglück oder die entgegengesetzte Ueberlegenheit in diesem Punkte." Und er fügte hinzu: „Sie wird größer mit den Jahren."

„So war sein Gewissen keineswegs ruhig geblieben, sondern tief erschüttert und in einem geheimen, aber schrecklichen Kampfe begriffen; das Böse hatte einen tiefen Abgrund darin gegraben, und wer ihn näher beobachtet, der hätte aus der Tiefe dieses so vollen, so überlegenen und so stolzen Lebens die verzweifelte Klage einer äußersten moralischen Ermüdung und eines allgemeinen tiefen Ekels vernehmen und wie einige Blitze über diese ruhig-kalte Stirne hin zucken sehen können."

Diese Unruhe des Gewissens, dieser innere, geheime Kampf war gewiß ein Strahl der göttlichen Gnade. Eine andere Gnade war das Gebet, das von verschiedenen Seiten für ihn verrichtet wurde. Er wußte dies, und war tief davon gerührt. „Ich habe Freunde", sagte er gerne, „unter den guten Seelen"; oder auch: „Die guten Seelen wollen nicht an mir verzweifeln". Diese indessen begnügten sich nicht damit, für ihn zu beten, sie machten auch bisweilen direkte Versuche bei ihm. Eines Tages, am 11. Dezember 1835 langten zwei Briefe auf einmal bei ihm an. Der erste schloß mit den folgenden drängenden Worten: „ . . . Ja, ich sage es aus dem Grunde meines traurigen Herzens, daß der erbarmungslose

Tod alles zerrissen hat; meine grausamen Qualen würden fast für nichts zu erachten sein, hätte ich die Hoffnung, zu Ihrem künftigen Glücke beigetragen zu haben. Gottes Barmherzigkeit ist wunderbar; kein Fehler ist unverzeihlich, man muß nur wollen. Die langen Tage, die Ihnen gewährt sind, scheinen den Wunsch des Himmels zu bezeugen. . . . " Dieser Brief trug die Unterschrift: „Herzogin Matthieu von Montmorency." [1]) Der andere Brief war von einer Klosterfrau des Sacré-Coeur, welche der Fürst Talleyrand ehedem in der Welt gekannt hatte und die er seine alte Freundin nannte, Madame de Marbeuf. Diese Dame hatte in ihren Brief eine Medaille der allerseligsten Jungfrau gesteckt, die der Fürst seitdem stets bei sich trug. Als eine Person, welche seine Rückkehr in der Nähe verfolgt hatte, diese Medaille am Tage nach seinem Tode in seiner Börse vorfand, konnte sie nicht umhin, auszurufen: „Es ist sicher, seitdem er diese Medaille trug, haben sich seine Gedanken Gott zugewandt".

Aber mehr als irgend jemand wünschte der Erzbischof von Paris, der hochwürdigste Herr von Quelen, ein christliches Ende des Fürsten Talleyrand. Koadjutor des Kardinals von Perigord, Talleyrand's Oheims, hatte er den letzteren öfters im erzbischöflichen Palais gesehen, wohin der Fürst regelmäßig jede Woche kam, voll Ehrfurcht und Zuvorkommenheit gegen den ehrwürdigen Kardinal, der in der Verbannung gelebt hatte und auf dem Erzbischofsstuhle von Paris ein Muster bischöflicher Tugenden war. Ebenso behandelte der Erzbischof seinen Neffen mit der Liebe, welche die Bande des Blutes eingeben, und der Zurückhaltung, welche dessen hohe Stellung im Staate gebot. Er beobachtete übrigens über die Unregelmäßigkeit seiner Stellung gegenüber der Kirche und über seine unglückselige Vergangenheit ein diskretes, aber bezeichnendes Schweigen, glaubend, bei der gegenwärtigen Stimmung des Fürsten nicht mehr thun zu können, und mit Inbrunst für ihn die Stunde Gottes herbeiflehend. Indem er starb, hatte er diesen seinen Herzenswunsch seinem Koadjutor und Nachfolger gewissermaßen vermacht und ihm das Versprechen abgenommen, alles zu thun, um des Fürsten Bekehrung zu erlangen. Von diesem Augenblicke an betrachtete sich der hochwürdigste Herr von Quelen gleichsam von Gott mit dieser

[1]) Die Herzogin von Montmorency war die Wittwe jenes Herzogs von Montmorency, der plötzlich, während er am Charfreitag das heilige Kreuz verehrte, starb und dessen Tod die tiefste Bewegung hervorgerufen hatte.

Sendung betraut und hatte keinen ihm theureren Wunsch, als das sehnliche Verlangen seines ehrwürdigen Vorgängers zu erfüllen und der Kirche diese Sühne und diesen Trost zu bereiten. „Stets wird man nur unvollkommen wissen", schreibt der Abbé Dupanloup, „was alles der Erzbischof von Paris gethan, um Herrn von Talleyrand zu retten." Einiges indessen weiß man. Zunächst ist es ein Brief vom 8. Dezember 1823, in welchem der Kirchenfürst ihn auf alle Weise drängt. Der Augenblick war noch nicht gekommen: der Brief blieb ohne Antwort. Und während zwölf Jahren that der Erzbischof zwar keinen direkten Schritt, verlor aber diese ihm so wichtige Angelegenheit keinen Tag aus dem Auge, betete und ließ viel beten und ging in seinem Seeleneifer sogar so weit, daß er Gott sein Leben anbot für die Bekehrung des Fürsten.

Im Jahre 1835 starb, reumüthig und durch den Erzbischof von Paris mit der Kirche ausgesöhnt, diejenige, die man die Fürstin von Talleyrand nannte, welche der Fürst Talleyrand, trotz allem, was diese Verbindung hätte verhindern sollen, doch zu heirathen wagte: ein Fehler, der in jeder Beziehung unbegreiflich erscheint. Dieser Tod vereinfachte die Lage des Fürsten, und dieses Beispiel reumüthiger Umkehr war dazu angethan, einen guten Eindruck auf ihn zu machen. Der Erzbischof von Paris hielt die Gelegenheit für günstig, um einen neuen Versuch zu machen, und schrieb an Talleyrand folgenden Brief:

„Den 12. Dezember 1835.

Fürst!

„Eine Dame, welche Sie leicht erkennen werden, ohne daß ich sie unter den Namen zu bezeichnen brauche, welche das bürgerliche Gesetz ihr zuerkennt, die aber ihr zu geben kirchenrechtlich man nicht befugt ist, starb unlängst in der Rue Bourbon Nr. 87, nachdem sie mir das Verlangen ausgedrückt, sich mit Gott auszusöhnen, nachdem sie in Gegenwart von Zeugen um Verzeihung gebeten für das Aergerniß, das sie hat geben können, nachdem sie die Sakramente der Kirche empfangen. Der Herr, stets voll Erbarmen gegen diejenigen, welche in der Aufrichtigkeit ihres Herzens zu ihm zurückkehren, hat sich gewürdigt, meines heiligen Amtes sich zu bedienen, um dieser Seele den Beistand der Gnade zu bieten, bevor er sie vor seinen Richterstuhl rief. Möchte diese Nachricht für Sie, mein Fürst, wie für uns alle ein Gegenstand des Trostes und der Hoffnung werden! Welche Freude für den Himmel, welche Freude für

die Erde, welches Glück für Sie selber, wenn, gemahnt durch den Schlag, den der Tod beinahe an Ihrer Thüre gethan, Sie sich beeilen wollten, die künftighin nur noch sehr kurzen Augenblicke, die Ihnen bleiben, um die Angelegenheiten Ihrer Ewigkeit zu ordnen, wohl zu benützen.

„Sie wissen gar wohl, lieber Fürst! welche Pflichten mir sowohl mein Hirtenamt, als auch das Andenken an jenen ehrwürdigen Kardinal auferlegen, der mir für Sie im Besonderen seine ganze Sorge und Liebe vererbt hat. Um diese Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, ergreife ich diese ernste Gelegenheit, um Sie zu bitten, doch zu denken, zu arbeiten, ohne Aufschub, an dem Heile Ihrer Seele, das jetzt, in Ihrem Alter mit seinen Gebrechen zu jeder Stunde in Gefahr schwebt. Darum erneuere ich die inständigen Bitten, die ich vor zwölf Jahren zur nämlichen Zeit an Sie richtete in einem Briefe vom 8. Dezember 1823 ....

„Ich beschwöre Sie darum, mein Fürst! im Namen Jesu Christi, unsers Bruders, unsers Hirten, unsers Erlösers, unsers Gottes; im Namen der allerseligsten, unbefleckten Jungfrau Maria, seiner Mutter, der sicheren Zuflucht der größten Sünder, die Sie in Ihrer Jugend anzurufen gelernt haben; im Namen der katholischen Kirche, die Ihnen ihre Mutterarme öffnet; im Namen des Heiligen Vaters, welcher, mir die ausgedehntesten Vollmachten für Sie gewährend, mir gestattet hat, Sie seinen Kummer und seine Betrübniß wissen zu lassen, und wie sehr er getröstet sein würde über Ihre Rückkehr; im Namen des Kardinals Perigord, mit dem vereinigt zu werden Sie unmöglich nicht wünschen können; im Namen Ihrer Familie, der ich angehöre durch das heilige Band, das mich mit einem ihrer erlauchtesten Häupter verknüpft; im Namen Ihrer Freunde, deren der ersten einen ich mich zu nennen wage; werde ich noch hinzufügen: im Namen meiner Trübsale, meiner Leiden, die ich ohne Unterlaß für Sie erduldet und aufgeopfert habe: kehren Sie, kehren Sie zurück, schnell, aufrichtig, kehren Sie zurück zu Ihrem Glauben, zu Ihrem Herzen, zu Ihrem Gewissen. Der Richter steht an der Thüre; Sie werden hintreten zu seinem Richterstuhle nach einer langen, mühevollen, sturmbewegten Laufbahn. Machen Sie Frieden mit einem Gewissen, das noch sich vernehmen läßt, solange es noch Zeit ist, solange Sie noch auf dem Wege sind, vor dem Ende des Tages, der sich schon geneigt hat. Setzen Sie sich nicht der Gefahr aus, in die Hände des lebendigen Gottes

und von da in die der Henker und seiner ewigen Rache zu fallen.

„Abgesandter Jesu Christi bei den Seelen meiner Diözese, eigens vom heiligen Stuhle zu der Ihrigen gesandt, mit Vollmachten versehen, amtlich damit betraut, Ihnen Worte der Versöhnung zu bringen, habe ich nicht nöthig, mein Fürst, Ihnen hier die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben, den der allmächtige und allerbarmende König des Weltalls anbietet. Sie kennen dieselben ebenso gut, wie irgend jemand. Sie wissen auch, je weniger zurückhaltend Sie sind, desto freigebiger wird Er sein."

Dieser Brief blieb nicht ohne Antwort. Am nämlichen Tage empfing der Erzbischof folgende Zeilen:

„Gnädiger Herr!

„Die kindliche Ehrfurcht, die Sie für denjenigen bewahren, der Sie väterlich liebte, offenbart sich wiederum in einem Falle, der mir besonders nahegeht. Ich hätte gewünscht, selbst zu Ihnen zu sprechen von dem Werthe, den ich Ihrem Wohlwollen beilege, aber ein andauerndes Unwohlsein gestattet mir nicht, auszugehen. Ich bitte Frau von Dino [1]) Ihnen diesen Brief zu überbringen und mit Ihnen, gnädiger Herr! auf einige Erklärungen einzugehen, die Ihnen, wie ich hoffe, die aufrichtige Anhänglichkeit, die Ehrfurcht und Hochachtung beweisen werden, die ich Sie zu genehmigen bitte.

Fürst von Talleyrand."

Am folgenden Tage schrieb der Fürst wieder an den Erzbischof:

„Gnädiger Herr!

„Die Leiden, die ich seit einigen Tagen erduldet, beschränken sich gegenwärtig auf eine einfache Erkältung. Sobald dieselbe mir erlauben wird, auszugehen, und das wird wahrscheinlich im Laufe der Woche der Fall sein, werde ich die Ehre haben, bei Ihnen vorzusprechen, gnädiger Herr! um Ihnen für das Interesse zu danken, das Sie mir von neuem durch den Brief bezeugen, womit Sie mich gestern beehrt haben. Ich habe die Ehre, zu sein, gnädiger Herr, in ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit,

Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener

Fürst von Talleyrand."

Diese beiden Briefe, ohne entscheidend zu sein, waren voll Trost für den Erzbischof. Der erste war in einer liebevollen, ver-

[1]) Frau von Dino war die Nichte Talleyrand's. Eine Herzogin von Curland, hatte sie Edmund von Talleyrand-Perigord, Herzog von Dino, geheirathet, welcher nach dem Tode seines Vaters Herzog von Talleyrand wurde.

trauenden, ja dankbaren Sprache gehalten. Die Worte im zweiten Brief: „das Interesse, das Sie mir von neuem bezeugen", riefen offenbar die Erinnerung an ein ähnliches schon bezeugtes Interesse wach: der große und so inständig mahnende Brief vom 8. Dezember 1823 war also nicht vergessen. Hierin dürfte man ein neues Anzeichen jener inneren Arbeit erkennen, die, wie wir oben angedeutet, sich seit Jahren bei dem Fürsten Talleyrand in der Stille vollzog. Aus dem Briefe des Erzbischofs geht außerdem hervor, daß derselbe sich schon mit dem Heiligen Stuhle in's Einvernehmen gesetzt für den Fall der Rückkehr Talleyrand's. Seine Stellung war nicht einfach: Seine Mitwirkung an der Einziehung der Kirchengüter und an der Civil-Konstitution des Clerus, und besonders, obwohl er durch ein Breve des Papstes Pius VII laisirt worden, seine Verheirathung, die doppelt sündhaft war, da er ja nicht den geistlichen Charakter verloren hatte und außerdem seine sog. Gemahlin, Madame Grant, eine Geschiedene war: alles dies erheischte der Kirche gegenüber eine feierliche Genugthuung, um zu dem Empfang der Sakramente und zum kirchlichen Begräbnisse zugelassen werden zu können. Die diesbezüglichen kirchlichen Satzungen sind genau und bestimmt, und wer könnte dieselben strenge nennen? Darf man die Kirche eines Rechtes berauben, das die einzige äußere Sanktion ihrer Autorität und ihrer Gesetze ist und fast die einzige Bürgschaft ihrer sittlichen Würde gegenüber den Empörungen ihrer Kinder oder den Angriffen ihrer Feinde? Das ist mehr als ein Recht, das ist eine Pflicht, aber eine Pflicht, welche die Kirche mit aller möglichen Milde und Schonung gegen die Schuldigen ausübt. — Es scheint, als ob der Fürst Talleyrand sich seiner Stellung der Kirche gegenüber nicht hinreichend bewußt war. Die lange Vergangenheit, die großen Ereignisse, die dazwischen lagen und so vieles ausgelöscht hatten, die großen Rollen, die er gespielt hatte, ein gewisser Leichtsinn, ein gewisses Zurechtlegen seines Falles zu seinen Gunsten, die Betäubung der Welt und der Geschäfte, die Sorglosigkeit des Alters, die religiöse Gleichgültigkeit — alles dies trug dazu bei, ihn in einer gewissen Selbsttäuschung befangen zu halten.

Auf eine im Jahre 1835 nach Rom gerichtete Frage hatte der Kardinal Lambruschini dem Erzbischofe folgendermaßen geantwortet: „. . . In der Voraussicht des von Ihnen erwähnten geistlichen Falles gewährt Seine Heiligkeit die weitgehendsten Vollmachten ohne Einschränkung. Um aber von diesen Ihnen über-

tragenen Vollmachten Gebrauch zu machen, wird vor allem Reue nothwendig sein und eine hinreichende Genugthuung, die er der Kirche und den Gläubigen schuldig ist. Ich sage „hinreichende", weil man den Fall des in Frage stehenden ehemaligen Bischofs nicht mit dem Gregoire's verwechseln darf. Dieser letztere war schismatisch, und der andere ist es nicht; er ist durch einen Akt der Kirche zur Laien-Kommunion reducirt worden. Dieser Unterschied darf von Ew. Gnaden nicht aus dem Auge gelassen werden, deren Liebe, Einsicht und Klugheit der äußere Modus der Genugthuung ganz anheim gegeben wird, den Sie, selbst per verba generalia zu verlangen für gut achten werden."

Man erkennt aus diesem Schreiben sowohl die Festigkeit wie die Milde der römischen Curie. Der Erzbischof von Paris war unbeugsam entschlossen, sich nicht von diesen Grundsätzen zu entfernen, und in diesem Sinne hatte er auch den Pfarrer der St. Magdalenen-Kirche instruirt. Der betreffende Brief hat folgenden Wortlaut:

„Paris, den 12. Januar 1836.

„Herr Pfarrer!

„Obwohl in der Todesstunde (und es kann hier nur von diesem Augenblick die Rede sein) jeder Priester die Vollmacht hat, von jedweder Sünde loszusprechen und jedwede Censur aufzuheben, so wissen Sie doch, daß die Kirche, die in ihrer großen Milde ihm für diesen Augenblick solch' ausgedehnte Vollmachten gewährt, ihm verbietet, davon Gebrauch zu machen zu Gunsten gewisser Personen, wenn diese Personen nicht vor allem die Aergernisse wieder gut gemacht haben, die sie gegeben. Ohne diese Sühne haben sie weder ein Recht auf den Beistand der Religion noch auf die Gebete der Kirche nach ihrem Tode.

„Sie müssen also zunächst und vor allem die Reue und eine hinreichende Genugthuung verlangen, die er der Kirche und den Gläubigen schuldet.

„Was die Art und Weise der zu verlangenden Genugthuung betrifft, so haben Sie folgendes zu thun:

„Sie finden anbei unter diesem Umschlag, mit meinem Siegel versehen, ein Schriftstück, worin die Formel des Widerrufs abgefaßt ist, deren Wortlaut ich festgestellt habe im Einvernehmen mit gewiegten Theologen, frommen und einsichtsvollen Männern, ich kann hinzufügen: mit den dem Kranken am meisten ergebenen Freunden, die ich zu diesem Zwecke berufen habe. Sie werden ihm

diese Formel in Gegenwart von Zeugen vorlesen. Die Zustimmung, die der Kranke zu derselben durch seine Unterschrift gibt, wird eine hinreichende Genugthuung sein, nach welcher, wenn die Zeit drängt und es nicht möglich ist, mich um Rath zu fragen, man damit wird beginnen können, seine Beichte zu hören und ihm die Absolution nur in articulo mortis zu geben.

„Wenn der Kranke nicht unterzeichnen kann, oder wenn die Zeit ihm dazu fehlen sollte, so würde eine mündliche klar ausgedrückte oder durch unzweideutige Zeichen vor Zeugen gegebene Zustimmung genügen; aber dann werden Sie, selbst vor jeglicher Sakramentenspendung, verlangen, daß die Zeugen die genannte Zustimmung schriftlich bekräftigen."

Das waren die Bedingungen, denen sich der Fürst vor dem Empfange der Sakramente unterwerfen sollte; und sie wurden ihm vollkommen klar dargelegt. In der That, eines Tages, als sich bei ihm diese Sinnesänderung, von der wir gesprochen, geltend zu machen begann, da entschlüpften ihm die Worte: „Was will man denn von mir? was verlangt man von mir?" Als diese Worte dem Erzbischofe hinterbracht wurden, da übergab derselbe der Person, die sie hinterbracht, die von ihm abgefaßte Formel, die dem Fürsten den bestimmten, obgleich gemäßigten Wortlaut darlegte, durch welchen er der Kirche Genugthuung leisten und hinreichend die beiden Hauptärgernisse seines Lebens widerrufen sollte. „Das ist das geringste Maaß, schrieb der Erzbischof, das ist der einfachste, der mildeste Ausdruck dessen, was die Kirche in derartigen Fällen zu verlangen berechtigt ist. Mehr wäre ohne Zweifel wünschenswerth; weniger dürfte nicht angenommen werden. Dies hier würde streng genommen genügen, um uns allen viele Verlegenheiten und mir vielen Kummer zu ersparen. Der Kardinal von Perigord würde weder strenger noch nachsichtiger gewesen sein." Er fügte hinzu: „Dieses dient ferner nur dazu, um das zu erleichtern, was wir wünschen: die Begegnung und die göttliche Umarmung der Gerechtigkeit und des Friedens, der Wahrheit und Barmherzigkeit. Dies, und dann sterben auf der Stelle, wenn der Herr diesen Preis annehmen will für die Erfüllung einer so delikaten und so ersehnten Sendung."

Als der Abbé Dupanloup zwei Jahre später mit dem Fürsten Talleyrand in Beziehungen stand, gab ihm der Erzbischof eine Abschrift dieser selben Anweisungen. Er hielt so sehr daran fest, daß, als Talleyrand ihm aus eigenem Antrieb eine Erklärung zustellen

ließ, von der wir später reden werden, er sie nicht für genügend erachtete und nicht annahm. Es handelte sich eben darum, den Fürsten Talleyrand zu dem wichtigsten und entscheidensten Akt zu bestimmen, nämlich sich öffentlich mit der Kirche auszusöhnen, bevor er Frieden mit Gott schloß. Und um dieses Wunder der Gnade zu erlangen, hörte der Erzbischof nicht auf, zu beten und beten zu lassen. Hat er es erlangt?

* * *

Ein besonderer Gnadenstrahl, den Gott dem Fürsten Talleyrand gegen Ende seines Lebens sandte, war die beständige Gegenwart eines unschuldigen Kindes in seiner Nähe. Er selbst hatte einst in der Konstituirenden Versammlung bei Berathung eines Unterrichtsgesetzes im Jahre 1791 gesagt: „Die Gegenwart einer Jungfrau reinigt den Ort, den sie bewohnt, und die Unschuld gebietet ihrer Umgebung Achtung oder Tugend.“ Diese seine eigenen Worte sollten an ihm selber in Erfüllung gehen. Dieses engelreine Wesen, das einen so tiefen Eindruck und heilsamen Einfluß auf ihn ausübte, war Pauline von Perigord, Tochter der Frau von Dino, seine Großnichte. Der Fürst hatte sie in London ihre erste heilige Kommunion empfangen lassen, und wurde durch diese Feier so sehr gerührt, daß er jenes andere merkwürdige Wort sprach: „Die Frömmigkeit einer Jungfrau ist doch etwas Rührendes, und wie ist doch der Unglaube, bei den Frauen zumal, widernatürlich!“ In Paris hatte Pauline zum Beichtvater den Abbé Dupanloup, damals Regens eines erzbischöflichen Knabenseminars, später Bischof von Orleans. Sein Name gelangte auf diese Weise zu den Ohren des Fürsten Talleyrand, und was er von diesem Priester sagen hörte, und was er selbst bei seiner Nichte bezüglich der Vortrefflichkeit, Weisheit und Wirksamkeit seiner Seelenführung konstatiren konnte, gab ihm den Wunsch ein, seine Bekanntschaft zu machen. Es war dieser Umstand, vielmehr diese göttliche Fügung, ein weiterer Strahl der göttlichen Gnade, nicht minder erhellend und erwärmend, als die schon genannten. Man ließ also für den 2. Februar 1838, dem Geburtstage des Fürsten, dem Abbé Dupanloup eine Einladung zukommen. Er lehnte ab mit der Entschuldigung, seit er Regens des Knabenseminars sei, habe er niemals auswärts gespeist. Darauf hin ließ der Fürst die sehr sonderbaren Worte fallen: „Diese Ablehnung setzt mich in Erstaunen. Man hatte mir gesagt, der Abbé Dupanloup sei ein Mann von Geist. Er hätte begreifen

sollen, von welcher Wichtigkeit sein Eintritt in dieses Haus war." Darin glaubte man ein neues Anzeichen einer wahren Geistesänderung zu erkennen, und auf des Erzbischofs Rath nahm Dupanloup die nächste Einladung an.

Wir wollen darauf verzichten, hier die Gedanken und Gefühle dieses Letzteren beim Betreten dieses Hauses wiederzugeben. Wir wollen nur kurz von dieser ersten Zusammenkunft hervorheben, daß der Fürst ganz außergewöhnlich gütig und wohlwollend, ja herzlich gegen seinen neuen Gast war; daß Talleyrand eine äußerst lebhafte und geistreiche Unterhaltung zu führen wußte, daß er während einer ganzen Stunde nur von Saint-Sülpice, dem berühmten Pariser Priesterseminar, sprach, von den berühmten Professoren dieser Anstalt, seinen Lehrern, besonders von dem ehrwürdigen, heiligmäßigen Emery, und mehrmals zitirte er das schöne Wort des sterbenden Fenelon an Ludwig XIV.: „Ich kenne nichts Apostolischeres, nichts Bewunderungswürigeres als Saint-Sulpice."[1]) Und schließlich endete er mit einem herrlichen und rührenden Lob auf den ehrwürdigen Papst Pius VII. „Ich konnte nicht umhin, mir zu sagen", schreibt Dupanloup, „das war eine der erbaulichsten Unterhaltungen, die an jenem Abend in Paris gehalten worden sind; es fehlte wirklich nur ein Kreuz auf dieser Brust, um mich zu überzeugen, daß ich mit einem der ehrwürdigsten Bischöfe Frankreichs redete".

Das waren ausgezeichnete Präliminarien, Vorbedingungen, aber auch nur solche. Talleyrand behandelte, wie alle wichtigen Angelegenheiten, so auch diese mit gewohnter Langsamkeit und Umsicht. Es war darum von der größten Wichtigkeit für den Abbé Dupanloup, durchaus nichts zu überstürzen. Ein einziger Fehler hätte alles gefährden können. Doch, wie der Leser sich im weiteren Verlauf dieser Angelegenheit überzeugen wird, seine Klugheit, seine Maßhaltung, sein Eifer waren gleichmäßig bewunderungswürdig.

[1]) Der Leser möge wissen, daß Talleyrand im Seminar Saint-Sülpice seine geistliche Vorbildung erhielt. Diese Anstalt ist in der That seit ihrem Bestehen bis heute eine Pflanzstätte von sehr gelehrten und heiligmäßigen Priestern, wahrhaft apostolischen Männern. Der Zudrang zu Saint-Sulpice nicht bloß aus allen Diözesen Frankreichs, sondern auch vom Ausland ist so groß, daß die Räume des Pariser Seminars schon seit vielen Jahren nicht mehr ausreichen und die drei ersten Jahrgänge der Studirenden zu Issy (bei Paris auf der Linie nach Versailles) in einem recht gesund gelegenen zweiten Seminar untergebracht werden.

Wenige Tage nach dem ersten Eintritt Dupanloup's bei dem Fürsten Talleyrand, am 3. März, hielt der Letztere an der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine sehr auffallende Rede, die gleichsam als sein Abschied vom Publikum betrachtet wurde. Zunächst sah man mit Staunen diesen Mann, den man halb abgestorben glaubte, im Vollbesitz seiner wunderbaren geistigen Fähigkeiten. Dann aber war man noch mehr erstaunt, denjenigen, welchen man als den Typus eines herz- und gewissenlosen Politikers kannte, die Theologie, die Gerechtigkeit, die öffentliche Gewissenhaftigkeit, die Religion und die Pflicht loben und preisen zu hören. Als er Tags zuvor die betreffenden Stellen überlas, hatte er gesagt: „Dies da wird dem Abbé Dupanloup gefallen." Ihm, wie dem Erzbischof von Paris hatte er ein Exemplar dieser Rede geschickt. Und als Dupanloup, eingeführt von Pauline, die der Fürst seinen Schutzengel nannte, zu ihm kam, um ihm dafür zu danken, sagte er: „Nun, Herr Abbé, ich habe von der Pflicht gesprochen in meiner gestrigen Rede. Ich habe es bei dieser Gelegenheit thun wollen." Die Antwort Dupanloup's drückte den Trost, er wagte noch nicht zu sagen — die Hoffnungen aus, welche diese ernsten Worte dem Erzbischof von Paris und ihm selber verursacht hätten. „Ich habe rühmend von der Theologie gesprochen", fügte der Fürst hinzu, „was ich gesagt habe, ist gewiß, und es freut mich, daß ich es hervorgehoben habe." Die Unterhaltung wurde in sehr ernstem Tone über diese und ähnliche Gegenstände fortgesetzt. Von neuem kam er auf das Lob der alten Kirche Frankreichs, dann auf die Sulpicianer zurück. Die großen Ereignisse, welche über seinem Leben dahingegangen waren, hatten nicht vermocht, diese Erinnerung auszulöschen, und ein sicherlich in jeder Hinsicht glaubwürdiger Mann, der Graf A. von Noailles, der ihn im Jahre 1815 nach Wien begleitete, hatte ihn damals die merkwürdigen Worte sprechen hören: „Wenn ich traurig bin, so denke ich an Saint-Sulpice; trotz allem ist das doch noch die beste und glücklichste Zeit meines Lebens."

Die Unterhaltung ging in diesem Tone weiter, wurde dann noch ernster, und nahm gegen Ende einen Anstrich von rührender Melancholie an. Als der Fürst, der nie klagte, auf seine Gesundheit zu sprechen kam, in welcher er sich seit einigen Tagen angegriffen fühlte, sagte er: „Ich bin sehr alt, Herr Abbé, ich bin recht alt! .... Diese Jahreszeit ist sehr schlecht; es geht mir schlecht; ja, es geht mir schlecht!"

Trotz des Schweigens, das auf diese Worte folgte, wagte Dupanloup dennoch nicht, einen Schritt vorwärts zu thun. Nur, als Talleyrand selber das Schweigen gebrochen mit den Worten: „Wie haben Sie Frau von Dino gefunden?" antwortete er: „Recht leidend, Fürst, aber mehr bekümmert um Sie, als um sich selber." „Das ist wahr", sagte der Fürst. Ermuthigt durch diese Worte, fügte der Abbé hinzu: „Ich habe Frau von Dino und ihre Tochter recht tief, recht ernstlich um Sie bekümmert gefunden." Ein Ausdruck der Dankbarkeit und Rührung auf seinem Antlitze war die einzige Erwiderung des Fürsten.

Endlich glaubte Dupanloup wenigstens einen Schritt vorwärts thun zu müssen. Der Fürst liebte und schätzte ihn sehr. Das gab ihm Muth. Zum Dank für die ihm geschenkte Rede widmete er ihm sein letztes Werk: „Das Christenthum, den Weltleuten dargestellt: Auszug aus den Werken Fenelon's." Wir wollen dem Leser nichts von dem Briefe vorenthalten, der dieses Werk begleitete. Er lautete:

„Fürst!

„Fräulein Pauline von Perigord versichert mir, daß ich nicht zu unbescheiden sein würde, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen eine sehr einfache und sehr geringe Arbeit zu widmen, welcher jedoch der Name Fenelon einigen Werth und vielleicht einigen Nutzen verliehen hat; auch die äußerste Güte, die Sie vor einiger Zeit gegen mich gehabt, würde mich ferner zu dieser Indiskretion ermuthigen.

„Zwar sind einige seltene und doch noch zu zahlreiche Seiten in diesen sechs Bänden von mir, aber dies würde ich Ihnen nicht zu widmen wagen für die an der Akademie gehaltene Rede, von der Sie ein Exemplar mir zu bestimmen die Güte hatten. Durch Fenelon versuche ich die Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen und unter dem Schutze dieses Namens wage ich es, vor Ihrer nachsichtigen Güte zu erscheinen.

„Was mein Vertrauen erhöht, Fürst, ist der Umstand, daß das Genie, die Tugenden, der geheiligte Charakter des Erzbischofs von Cambrai, besonders sein Mißgeschick und seine bewunderungswürdige Umkehr seinem Leben etwas Unvergleichliches und Vollendetes, seinem Worte eine unwiderstehliche Kraft und Anmuth, seinem Gedächtnisse endlich etwas ganz Ehrwürdiges und Rührendes verleihen. Darf ich wagen, es noch in aller Einfalt auszusprechen? Fenelon war, wie Sie, Schüler von Saint-Sulpice, er bewahrte

sein ganzes Leben lang das Andenken daran, und sterbend schrieb er Ludwig XIV.: „Ich kenne nichts Apostolischeres und Ehrwürdigeres, als Saint-Sulpice." Als ich in Ihrer Rede jene tiefe und liebende Dankbarkeit Fenelons für jene fand, die seine geistliche Jugend erzogen, und als ich Sie nach seinem Beispiele mit Freuden die Erinnerung an Saint-Sulpice wachrufen und mit überströmender Empfindung die ehrwürdigen Lehrer Ihrer ersten Jahre loben hörte, und wenn unter den Erinnerungen eines so sturmbewegten Lebens die schönen Tage der alten Kirche Frankreichs, die Sie glänzen und schwinden sahen, Ihre tiefsten, trautesten und liebsten Erinnerungen sind, so habe ich, unscheinbarer Sohn von Saint-Sulpice, unbekannter Bewunderer Fenelon's, mich gerührt gefühlt, und ich habe das Vertrauen, daß ein Buch, beschirmt von einem so großen Namen, von Ihnen wohlwollend aufgenommen würde.

„Vielleicht aber auch, weil, überreicht durch die Hände dieses Kindes, eines wahren Engels an Anmuth, Gnade und Frömmigkeit, dessen Sorge, Liebe und Unschuld Ihr Greisenalter umgeben. Ihre edle Einfalt, ihre engelgleiche Reinheit erinnern Sie an jenen frommen und erlauchten Greis, dessen Name und Tugenden für Sie ein so liebes Erbe geworden sind, einen heiligen, apostolischen Mann, der uns alle mit einer so milden Majestät segnete, den die Kirche von Paris hat altern sehen auf der langen und mühevollen Bahn der Pflicht, den sie hat sterben sehen im Frieden der Gerechten, und dessen Andenken stets im Segen sein wird.

„Montag, den 20. März 1838."

Der Leser wird gewiß den feinen Takt und die große Geschicklichkeit dieses Briefes herausgefühlt haben. Aber wie wird er aufgenommen werden? Die folgenden Zeilen der Frau von Dino gelangten noch an demselben Abend an den Absender, um ihn zu beruhigen:

„Ich will keine Minute verlieren, um Ihnen zu sagen, Herr Abbé, daß Ihr wunderbarer Brief eine ernste und wichtige Unterredung zwischen meinem Onkel und mir hervorgerufen hat. Ich hoffe davon gute Ergebnisse, und beeile mich, Ihr gutes Herz damit zu erfreuen. Ich bin darüber noch so aufgeregt, daß meine Hand zittert."

In der That hatte der Brief Dupanloup's einen so guten Eindruck auf den Fürsten gemacht, daß beim Eintritt der Herzogin

von Dino in sein Zimmer er sie den Brief, den er noch in der Hand hielt, noch einmal laut lesen ließ und in der Unterhaltung, die sich nach dieser Lektüre entspann, so weit ging, zu sagen: „Wenn ich ernstlich krank bin, so will ich einen Priester haben. Glauben Sie, daß der Abbé Dupanloup gerne kommen wird?" — „Ich zweifle nicht daran", erwiderte Frau von Dino, „aber damit er Ihnen von Nutzen sein könnte, müßten Sie zuvor in die allgemeine Regel und Ordnung zurückgekehrt sein, aus welcher Sie leider herausgetreten sind." — „Ja, ja," hatte er erwidert, „ich habe etwas Gott gegenüber zu thun, ich weiß es, und schon lange denke ich daran." Und nachdem Frau von Dino ihn damit bekannt gemacht, was der Erzbischof von Paris im Auftrage des Heiligen Stuhles von ihm verlangen mußte, sprach der Fürst die sehr bezeichnenden Worte: „Nun wohl, da ich etwas mehr zu thun habe, so darf ich nicht zögern; ich will nimmer, daß man das, was ich thun werde, der Schwäche meines Alters zuschreibe: ich muß es thun im Monat, wo ich meine Rede an der Akademie gehalten habe."

Einige Tage später erhielt der Abbé Dupanloup folgenden Brief:

„Alle die Erinnerungen, die Sie wachrufen, Herr Abbé, sind mir in der That sehr theuer, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie den Platz geahnt, den sie in meinem Denken und meinem Herzen bewahrt haben. Doch, um nach seinem Werth das Werk zu schätzen, das Sie mir durch meinen jungen Schutzengel zu schicken die Güte hatten, würde es genügen, Herr Abbé, daß es von Ihnen käme. Ich habe darin sogleich die Seiten gesucht, von denen Sie in zu bescheidener Weise reden, und ich habe daselbst mit einer besonderen Befriedigung folgende Stelle bemerkt: „Dieser außerordentliche Mann[1]) schien jenen alles beherrschenden Scharfblick, der ihm in den Schlachten den Sieg errang, auch hierherein zu tragen, als er, erkennend, daß die Gottlosigkeit und die Anarchie Schwestern waren, beide verstummen machte vor seinem furchtbaren Degen u. s. w." Ich hoffe, Herr Abbé, bald das Vergnügen zu haben, Ihnen persönlich meinen ganzen Dank und den Ausdruck meiner vorzüglichsten Gesinnungen wiederholt auszusprechen.

„Paris, den 29. März 1838.

Der Fürst von Talleyrand."

---

1) Napoleon.

Inzwischen hatte der Fürst seinen Bruder verloren. Dupanloup machte ihm seinen Beileidsbesuch, und bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen beiden eine Underredung, die wir als ein Zeichen, wie sehr die Wendung zum Besseren bei Talleyrand Fortschritte machte, dem Hauptinhalte nach hier wiedergeben wollen. „Ich war besonders erstaunt, sagt Dupanloup, über die ruhige und religiöse Festigkeit, mit der er während einer halben Stunde sich mit mir vom Tode unterhielt und von der Nothwendigkeit, sich auf denselben vorzubereiten. Weit entfernt, daß diese traurigen und ernsten Gedanken ihn erregten, schien er sich darin zu gefallen, und gerade in dieser Unterhaltung erzählte er mir eine Anekdote, die er schon Tags zuvor in seinem Salon erzählt hatte. „Dieser Tage, sprach der Fürst, ereignete sich etwas Seltsames in der Abgeordneten-Kammer, im Konferenz-Saale. Da sprach man von dem Tode meines Bruders, der seit vier Jahren seine Verstandesfähigkeiten verloren hatte und vor seinem Ende nicht mehr zur Besinnung kam. Ich möchte so sterben, sagte Herr M. Wir, meine Frau und ich, wir leben sehr einig; aber darüber gehen unsere Ansichten auseinander. Sie möchte ihre Besinnung haben vor ihrem Tode, ich möchte eines plötzlichen Todes sterben . . . vom Blitze getroffen. Was denken Sie davon, Herr Royer-Collard? Dieser antwortete: Mein Herr, wenn man sich herausnimmt, alles zu sagen, so setzt man sich der Gefahr aus, alles zu hören. Der Wunsch, den Sie aussprechen, ist thierisch. — Sie sind sehr streng, antwortete M., ein wenig betroffen. — Nein, ich bin gerecht. — Sie denken also an den Tod? -- Ja, mein Herr, alle Tage. — Und sich an einen anderen wendend, sprach M.: Und Sie, Herr B., sind Sie derselben Ansicht? — Ja, mein Herr."

„Diese Anekdote erzählte er gerne, und es lag eine offenbare Absicht in der Weise, wie er sie mir berichtete. Das wurde noch fühlbarer für mich, als — ohne mir Zeit zu lassen, ihm den sonderbaren Eindruck mitzutheilen, den ein so merkwürdiger mir von ihm erzählter Zug auf mich machte — er, wie manchmal Greise es thun, wiederholte, was er gesprochen und ihn mir ein zweites Mal erzählte mit einer außergewöhnlichen Wärme und Betonung; und als er wieder zu dem Worte: „vom Blitze getroffen" gekommen war, hielt er auf einmal inne, und fügte mit leiser, aber starker Stimme hinzu: Zu sterben von einem Blitzschlag! das ist zu stark! und sein Gesichtsausdruck vollendete seinen Gedanken.

„Daran schloß sich eine sehr ernste und religiöse Unterhaltung. „Es ist sicher, sagte ich dann zu ihm, daß nach einem langen und vielbewegten Leben es höchst vernünftig ist, wenigstens einige Augenblicke des Friedens zu wünschen, um sich doch vor dem Tode wiederzuerkennen". — „Das ist einleuchtend, Herr Abbé," antwortete er. „Ich komme", sagte ich zu ihm, „von einer jungen Kranken, die nicht die Wünsche des Herrn M. hegt, und die, ohne mir ein Urtheil über Herrn M. zu erlauben, den ich nicht kenne, sicherlich weniger von der Erfüllung eines solchen Wunsches zu fürchten hat." — Er lächelte; ich kam nämlich von seiner seit einigen Tagen kranken Nichte. „Pauline", sprach er, „nicht wahr, sie ist ein Engel?"

Die Unterhaltung war lange gewesen, und Dupanloup wollte sich zurückziehen, und jedesmal hielt ihn der Fürst höchst wohlwollend zurück. Er sprach noch diesen Abend in sehr liebevollem Tone vom Erzbischof von Paris, seiner Gesundheit, seinen Arbeiten und besonders über dessen sonderbare Lage in Folge der Zerstörung des erzbischöflichen Palais.

„An seiner Stelle", sagte der Fürst, „würde ich mich in der Nähe meiner Kathedrale, bei einem meiner Domherren, in der Rue Bossuet einlogiren. Ja, das würde sich sehr gut machen, einen großen und glücklichen Effekt! Der Erzbischof von Paris, arm und umherirrend, hat eine große Würde; aber in diesem armen Hause einquartirt, würde seine Würde grenzenlos werden und hätte in Verlegenheit gesetzt. Da hätte man ihr nicht widerstehen können. Sie kennen doch, Herr Abbé, das schöne Wort, das mir bei diesem Anlaß in den Sinn kommt: „Ein Kreuz von Holz war es, das die Welt erlöst hat. Die Armuth steht denen gut, welche ihre Last würdig zu tragen wissen." Hier hielt er inne.

„Ich fragte ihn alsdann, ob diese Worte wirklich von Herrn von Montlosier seien. „Ja, gewiß", antwortete er, „ich war dabei. Der Eindruck war außergewöhnlich. Wir waren zwölfhundert, die Tribünen waren ganz besetzt. Als der Redner diese Worte sprach, gab es kein einziges Zeichen des Beifalls, aber der Athem aller Anwesenden stockte, und als er geendigt, einige Augenblicke später, da hörte man alle wieder athmen."

„Das war fortwährend der Ton dieser sehr bezeichnenden Unterhaltung, oder vielmehr, denn ich kann keinen einfacheren und

wahreren Ausdruck finden, dieser ganz durchsichtigen Unterhaltung, worin beständig die Rede war vom Leben, vom Tode, von den Grundsätzen, von den tiefinnersten Gesinnungen des Fürsten Talleyrand, durch Anspielen und unter verdeckten Namen, die wie eine zwischen ihm und mir geschlossene geheime Uebereinkunft erschienen. Ohne uns näher zu erklären, war es damals für mich augenscheinlich, daß wir einen großen Schritt voran gemacht hatten.

„Und in der That hatte er seit einiger Zeit die Hand an's Werk gelegt, und, merkwürdig! in diesem Augenblick schien seine Gesundheit sich zu kräftigen, so zwar, daß er Reisepläne machte und davon sprach, den nächsten Winter in Nizza zuzubringen; und gerade damals beschäftigte er sich damit, einen Entwurf des Widerrufs abzufassen „in einem tiefen und vollständigen Geheimniß, (sagt ein handschriftlicher von Dupanloup citirter Bericht) als ob er uns damit eine angenehme Ueberraschung hätte bereiten wollen; seit einiger Zeit übrigens bemerkten wir wohl, daß er an den Abenden allein arbeitete."

„Er war damit fertig, als die Herzogin von Dino ihm mittheilte, daß sie beabsichtige, sich zu einer Preisvertheilung nach Conflans (bei Paris) zu begeben, wo sie den Erzbischof treffen würde. „So! sprach er, nun, ehe Sie fortgehen, kommen Sie einmal zu mir." Sie that so, und der Fürst öffnete eine Schublade, zog ein auf zwei Seiten von seiner Hand beschriebenes Blatt Papier in Quartform heraus und sagte zu ihr: „Geben Sie dies Papier dem Erzbischof und sagen Sie mir, was er davon gedacht hat." An demselben Tage sprach er auch die Absicht aus, einen Brief an den Heiligen Vater zu schreiben und schloß mit den Worten: „Dies soll datirt sein von der Woche meiner Rede an der Akademie. Man soll nicht sagen, daß ich geistig geschwächt gewesen sei." Als Frau von Dino zurückgekehrt war, fragte er: „Nun, was hat der Erzbischof gesagt?" — „Er war glücklich und pries Gott; nur dachte er, es sei noch etwas hinzuzufügen."

In der That, trotz des vortrefflichen Inhaltes dieser Erklärung, hielt man sie nicht für hinreichend deutlich bezüglich des Hauptpunktes, seiner Verehelichung. „Entbunden durch den ehrwürdigen Papst Pius VII.", sagte er, „war ich frei." Das war ein Irrthum;[1]) und außerdem war die Frau, die er geheirathet,

[1]) Das Breve vom Juni 1802, das ihn zur Laiencommunion reducirte, dispensirte ihn keineswegs vom Cölibate.

nicht frei. Bezüglich dieses Punktes konnte der Erzbischof, wie er ausdrücklich erklärt hatte, nicht nachgeben. Dupanloup wurde darum beauftragt, dieses Aktenstück mit den wesentlichen Aenderungen dem Fürsten zu unterbreiten. Er glaubte sich nicht beeilen zu müssen und ließ einige Tage vorübergehen, so gut erschien die Gesundheit des Fürsten trotz seines hohen Alters. Am Donnerstag den 10. Mai war Herr von Talleyrand noch spazieren gegangen im Park Monceau, und nach Aussage eines seiner Freunde, der ihn begleitete, hatte man ihn selten in besserer Laune und besser zum Plaudern aufgelegt gefunden. Aber auf einmal, am Samstag den 12., trat eine Krisis ein, und die Krankheit machte solche Fortschritte, daß man sofort den Abbé Dupanloup herbeirief. Er eilte alsbald herbei, ganz trostlos darüber, daß er die unerläßlichen Vorverhandlungen des Widerrufs noch nicht abgeschlossen, und entschlossen, diese Angelegenheit möglichst zu beschleunigen. „Herr Abbé", sagte der Fürst zu ihm, „ich habe wohl nachgedacht über das, was ich schrieb; ich habe alles auf diese zwei Seiten gesetzt, und wer sie wohl zu lesen weiß, wird darin alles Nöthige finden." — „Gewiß, Fürst," antwortete Abbé Dupanloup, „aber alle wissen nicht zu lesen, oder wollen vielleicht nicht lesen." — „Sie haben Recht", sprach der Fürst. Und Dupanloup fuhr fort: „Die zwei Seiten, die ich Ihnen hier bringe, sind dem Inhalt und oft sogar der Form und den Ausdrücken nach dasselbe, was Sie geschrieben haben. Es sind einige Aenderungen darin, die sie unanfechtbar, und wenn Sie mir hinzuzufügen gestatten, ehrenvoller für Sie selber und genugthuender für die Kirche machen. Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen vorlese?" — „Gerne", antwortete er, „oder vielmehr, geben Sie mir dieselben, ich werde sie selber lesen." Er nahm das Papier, und las, berichtet Dupanloup, mit der äußersten Aufmerksamkeit, auf den Rand seines Bettes gestützt, sitzend, wie er bis zu seinem Tode verblieb. Sein Antlitz war ruhig, ernst, nachdenkend, seine Hand stützte seine Stirne, sein Auge war stät und denkend, und ich, unbeweglich und schweigend, beobachtete sein Gesicht, das ohne anderen Eindruck blieb. Als er geendet, richtete er das Haupt empor und sprach: „Ich bin sehr zufrieden mit diesem Schriftstück." Jedermann hätte geglaubt, und Dupanloup selber glaubte, jetzt wäre alles gewonnen, und der Fürst würde jetzt allem ein Ende machen durch Unterzeichnung dieser Erklärung, als er im Gegentheil einen neuen und unerwarteten Beweis jener Unabhängigkeit gab, die den Grundton seines Geistes

und Charakters bildete, und ganz einfach in ruhigem, aber entschlossenem Tone hinzufügte: „Sie haben wohl die Güte, mir dieses Papier zu lassen? Ich wünsche es noch einmal zu lesen.“ Man mußte wohl darin einwilligen.

„Wir unterhielten uns, erzählt Dupanloup, ziemlich lange und sehr ernst von seinem Zustand, von der Zukunft, von seinem vielleicht ganz nahen Tode, von Gott, der allein ihn retten könne. Diese Unterhaltung ist nicht mehr geeignet, daß man sie erzähle, selbst vertraulich. Gott allein kennt das Geheimniß seiner Barmherzigkeit und die Wege seiner Gnade in dieser Seele.“

Am Abend zog sich Abbé Dupanloup, der fast den ganzen Tag bei dem Kranken zugebracht hatte, in sein Knabenseminar zurück, aber am folgenden Morgen war er schon zu früher Stunde bei dem Kranken. Die Nacht war nicht gut gewesen, und Talleyrand, vollständig Herr seiner selbst, wollte genau sich über seinen Zustand vergewissern und sprach zu Herrn Cruveilher, seinem Arzte: „Doktor, ich will wissen, woran ich bin, sagen Sie mir die Wahrheit.“ — „Wir können nicht wissen“, antwortete der Arzt, „was Gott mit uns vor hat, ein Uebel, wie das Ihrige, ist immer schlimm.“ Ohne die geringste Erregung und ganz gesammelt dankte ihm der Fürst. Dupanloup, den es drängte, mit der Angelegenheit zu Ende zu kommen, wollte erst ihm noch einen recht eindringlichen Brief schreiben, und hatte ihn schon abgefaßt; aber Gott gab ihm einen besseren Gedanken ein, nämlich diejenige zu dem Fürsten zu senden, die derselbe seinen Schutzengel nannte, Pauline. Dieses muthige Kind bat, bevor es diese letzte heilige Pflicht zu erfüllen ging, Dupanloup, ihren Beichtvater, um seinen Segen. Er gab ihr denselben, nicht ohne in Thränen der Rührung auszubrechen. Bald darauf kam sie zurück mit den Worten: „Herr Abbé, mein Onkel wird sehr glücklich sein, Sie zu empfangen.“ „Denken Sie sich in meine Lage“, schreibt Dupanloup an seinen Freund, „ich, Priester, gegenüber dieser Seele, die ich schon reumüthig, aber noch nicht ausgesöhnt wußte; ich, so jung, gegenüber diesem Greisen unter der Drohung einer nahe bevorstehenden Gefahr. Gott fügte es, daß ich trotz der Beklemmungen meines Herzens darüber nicht verwirrt war. Ich habe ihn seitdem tausendmal dafür gepriesen. Das war ganz offenbar und buchstäblich eine Standesgnade. Ich gebrauchte die stärksten und nachdrücklichsten Worte; ich verhehlte ihm nicht, daß er am Ziele seiner sturmbewegten Laufbahn angelangt sei, daß sein Leben

für ihn zu erlöschen im Begriffe stehe. Ich war nicht mehr Herr meines Eifers. Es drängte mich, diese Seele einem erschreckenden Tode, einer Gefahr zu entreißen, die schlimmer ist, als der Tod, der Gefahr, in einer begonnenen, aber unvollendeten Reue zu sterben. Mein Gewissen hätte mir eine Schwäche als Verbrechen vorgeworfen und, ich darf es sagen, ich wäre selbst den Wünschen des Kranken untreu geworden, der mir zuhörte. Denn niemals werde ich das wahrhafte Aufthauen der Dankbarkeit vergessen, das sich auf seinem Angesicht malte, und die Gier seines Blickes, während er mir zuhörte. „Ja, ja, ich will dies alles", sagte er zu mir, indem er mir seine Hand entgegenstreckte und die meine mit der sichtbarsten Erregung erfaßte; „ich will es, Sie wissen es, ich habe es Ihnen schon gesagt, ich habe es der Frau von Dino gesagt", und indem er die Unterhaltung vom Abend zuvor wieder aufnahm und darin seinem ganzen Leben vollständige Gerechtigkeit widerfahren ließ, hätte er unmittelbar das Werk seiner Aussöhnung mit Gott begonnen, wenn ich ihm nicht bemerkt hätte, daß seine Beicht erst stattfinden könne nach der vorausgehenden Erklärung, als unerläßlich für seine Aussöhnung mit Gott und der Kirche. „Das ist richtig", antwortete er mir; „ich will also Frau von Dino kommen lassen, ich will diese beiden Aktenstücke mit ihr lesen, ich will noch etwas hinzufügen und alsdann werden wir die Sache beendigen." Es lag Kraft in seiner Stimme, als er so sprach, und das tröstete mich ein wenig über diese neue Verzögerung. Unter dem Anschein des Leichtsinnes und der Sorglosigkeit sann er meistens über das nach, was er that. In allen Dingen hielt er darauf, persönlich und aus sich selber zu überlegen und zu handeln, und kein menschlicher Einfluß war im Stande, einen einmal gefaßten Entschluß zu ändern." Aber wird ihm die Zeit gestattet werden?

Der Leser kann sich leicht die Seelenfolter des Abbé Dupanloup vorstellen, der, wie man zu sagen pflegt, ob dieser Verzögerungen wie auf heißen Kohlen saß. Der Erzbischof von Paris war nicht weniger beunruhigt, und Botschaften gingen unaufhörlich von ihm zu Dupanloup und von diesem zu ihm. Auch in der Oeffentlichkeit nahm man an diesem Falle den lebhaftesten Antheil. Die Menge der Besucher füllte die Salons des erlauchten Kranken an, aber keiner drang bis zu demselben. Die einen wünschten von Herzen, daß er eines christlichen Todes sterbe; die andern freilich konnten den Gedanken nicht ertragen, daß er als gläubiger und reumüthiger Christ endige. Wenn der Abbé Dupanloup durch diese Salons gehen mußte, begegnete er manchmal gar seltsamen Blicken.

Von Zeit zu Zeit sah man die junge Pauline rasch inmitten der Menge durch das Zimmer eilen. Sie fühlte ihre Pflicht und hatte etwas von der Thatkraft ihrer Mutter, ohne daß ihr stolzer und zugleich milder Gesichtsausdruck dadurch verändert wurde, und erschien wie der Schutzengel des Hauses. Es war ein sonderbares Schauspiel und ein außergewöhnlicher Anblick: dieser sterbende Greis, der soviel erlebt, soviel gesehen, Theil genommen hatte an allen Angelegenheiten, die letzte lebende Spur sovieler erloschenen Erinnerungen, so zu sagen sein ganzes Jahrhundert mit in's Grab nehmend, während sein Salon voller Leute war, und von Leuten aller Art, wie während seines Lebens, ihm einen Art Hof bildend, versammelt hauptsächlich aus Neugierde. Für jeden sonst vollzieht sich das Geheimniß des Todes fast stets im Schooße der Familie, inmitten der Stille, der Sammlung und des Schmerzes. Einige wenige Freunde kommen, um sich nach dem Kranken zu erkundigen, doch sie achten die Schwelle seiner Behausung und ziehen sich geräuschlos wieder zurück. Die Menschen fühlen, daß es für sie keinen Platz gibt am Rand des Grabes, das sich aufthun will. Doch der Fürst von Talleyrand durfte nicht enden, wie jeder andere. Es mußte bei diesem Tode etwas Außergewöhnliches statthaben, wie in seinem Leben.

Dieser gleichsam öffentliche Tod dieses Mannes, der soviel Verstand und Geist besessen, soviel Erfolg gehabt, so verschiedene Rollen gespielt hatte, über den man so verschiedene Urtheile fällen

konnte, dessen Geschick, Verhängniß, Glück, Wohlergehen, Handlungen, Charakter ein so seltsames Ganze bilden und eine unerschöpfliche Quelle des Nachdenkens bieten, in welchem die Zeiten Ludwigs XV., Ludwigs XVI., das alte Regime, die Revolution, das Kaiserreich, die Restauration, die neue Dynastie leben, der ein Hauptspieler in allen diesen beinahe ein Jahrhundert umfassenden Dramen war, und der jetzt da starb, sitzend auf dem Rande seines Bettes, wie am Rande seines Grabes, wo er einen Augenblick zu ruhen schien, ehe er in dasselbe hinabstieg: dieser Tod glich keinem Tode der jetzigen Zeit; man hätte geglaubt, dem Tode des Kardinals Mazarin oder irgend eines anderen Mannes beizuwohnen, der in der Geschichte der Vergangenheit eine große Rolle gespielt.

Auf den Rath des Abbé Dupanloup ging gegen Abend Frau von Dino zum Fürsten, um über die wichtige Angelegenheit des Widerrufs mit ihm sich zu besprechen, und sie hatte die Freude ihn erklären zu hören, daß er alle Ausdrücke des ihm vorgelegten Widerrufs billige, sie als die seinigen anerkennen, sie unterzeichnen und sterben wolle als gläubiger und wahrer Sohn der katholischen Kirche.[1] „Sie wissen, Frau von Dino, daß ich Ihnen gegenüber es schon vor langer Zeit erklärt habe; ich will es." Da schlug man ihm vor, die Erklärung zu unterzeichnen. „Ich werde nicht zögern", sprach er, „ich will die beiden Schriftstücke noch einmal sehen und noch etwas hinzufügen. Ich werde Ihnen sagen, wann es Zeit sein wird." — „Aber, Fürst, solange, als ihre Hand es noch kann." — „Man möge ruhig sein, ich werde nicht säumen." Das war kein Zaudern und Schwanken, das war nur ein Aufschub. Das war, wie man sagte, so seine Art bei allen wichtigen Angelegenheiten. Einer seiner Freunde sprach bei dieser Gelegenheit das dem Fürsten selber zugeschriebene und ihn so richtig bezeichnende Wort: „Seien Sie ohne Sorge; er hat sich nie beeilt und ist stets zu rechter Zeit angekommen."

Doch war man weit davon entfert, ohne Sorge zu sein. Dupanloup verließ ihn fast nicht mehr; von Zeit zu Zeit richtete er einige Worte an ihn. Gegen acht Uhr glaubte er einen neuen Versuch machen zu sollen. „Fürst", sagte er zu ihm, „ich gehe jetzt hin, um Nachrichten von Ihnen dem Erzbischof zu bringen, den Ihr Zustand betrübt und lebhaft beunruhigt." — „Danken Sie

[1] In seinem Testamente vom Jahre 1836 stand dieselbe Erklärung.

dem Hochwürdigsten Herrn", antwortete er, „und sagen Sie ihm, daß alles geordnet sein werde." — „Aber wann wird dies sein, Onkel?" fragte seine junge Nichte. — „Morgen früh zwischen fünf und sechs Uhr." — „Morgen?" — „Ja, morgen zwischen fünf und sechs Uhr." Dupanloup überbrachte diese Nachricht dem Erzbischofe, und kehrte dann in aller Eile zum Fürsten zurück. In diesem Augenblicke, um neun Uhr Abends, kam eine andere Nichte des Fürsten, die am anderen Morgen ihre erste heilige Communion empfangen sollte, Maria von Talleyrand, um wie gewöhnlich gute Nacht zu wünschen. Er empfing sie mit außerordentlicher und rührender Güte und Milde. — Als um 11 Uhr des Fürsten Kräfte abzunehmen begannen, und der Arzt Befürchtungen äußerte, da nahm Pauline von Perigord in Gegenwart ihrer Mutter und des Doktor Cruveilher eine Feder und die beiden Aktenstücke, den Widerruf und seinen Brief an den Papst, trat zu dem Kranken heran und sagte: „Onkel, Du bist jetzt ruhig, wolltest Du nicht diese beiden Schriftstücke unterzeichnen, deren Inhalt Du gebilligt hast?" — „Aber es ist nicht sechs Uhr", antwortete der Fürst, „ich habe Dir gesagt, daß ich morgen früh zwischen fünf und sechs Uhr unterzeichnen werde. Ich verspreche es Dir noch einmal."

Am Morgen gegen vier Uhr trat Dupanloup in das Krankenzimmer. Gegen fünf Uhr erschienen nach einander die vom Erzbischof verlangten fünf Zeugen: die Herren Herzog von Poix, von Saint-Aulard, von Barante, Royer-Collard und Molé. Alle standen still und regungslos um den kranken Greis. Er selber brach das Schweigen mit den Worten: „Wieviel Uhr ist es?" Er dachte demnach noch an die Stunde, die er sich selber bestimmt hatte. „Es ist erst fünf Uhr", antwortete ihm Jemand. „Gut!" sprach der Fürst mit Ruhe. In diesem Augenblicke ließ der Abbé Dupanloup — und daran erkennt man so recht seinen wahrhaft priesterlichen Geist — die junge Nichte des Fürsten, Maria, hereinkommen, die an diesem Tage ihre erste heilige Communion empfangen sollte. Sie erschien im weißen Kleide, wie der Engel der Gnade und der Barmherzigkeit, und zu ihrem Großonkel hinzutretend, kniete sie nieder und bat um seinen Segen. Er segnete sie, sichtlich bewegt. Dann, als das Kind weggegangen war, ließ er die Worte hören: „Das sind wohl die beiden Endpunkte des Lebens: sie geht jetzt zur ersten heiligen Communion, und ich" — — er sprach nicht weiter und schien sich sammeln zu wollen.

Bald schlug es sechs Uhr. „In diesem Augenblicke“, erzählt Dupanloup, „trat Fräulein Pauline zu ihm und sagte: „Guter Onkel, es ist sechs Uhr; soll ich Dir die Schriftstücke geben, die Du um diese Stunde zu unterzeichnen versprochen hast?“ Dies weckte ihn aus der Sammlung, in die er seit einigen Augenblicken versunken war. Er nahm die Feder aus Paulinens Händen. „Herr von Talleyrand“, sprach Frau von Dino zu ihm, „soll ich Ihnen noch einmal diese Schriftstücke vorlesen, bevor Sie dieselben unterzeichnen? Sie kennen sie ja; aber soll ich sie Ihnen noch einmal lesen?“ — „Ja, lesen Sie“, antwortete er. Bei diesen Worten, wie von einer höheren Macht überwältigt und zu ihm hingezogen, traten alle näher heran, einen engen Kreis schließend: Gott weiß, mit welcher Gier der Aufmerksamkeit, mit welch' pochenden Herzen! Der Fürst saß auf dem Rand seines Bettes, mit Kissen gestützt, gefaßt, die Augen erhoben und fest, in der ernstesten Haltung und mit ebensolchem Gesichtsausdruck. Die Herzogin von Dino trat ganz nahe an ihn heran; solange das Lesen dauerte, hörte er zu, das Haupt hoch und gerade, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung; sein Geist war nicht blos gegenwärtig, man kann sagen: er beherrschte diesen Auftritt. Pauline von Perigord hatte sich neben ihre Mutter gekniet, ich stand hinter ihnen, Herr Cruveilher im Hintergrunde des Zimmers, Helie, der alte Kammerdiener, auf die Bettstelle gestützt, zerfloß in Thränen. Die Zeugen blieben an der offenen Thüre des Zimmers, aber hinter einer halbgeöffneten Portière. Nachdem das Lesen zu Ende war, — es hatte ungefähr zehn Minuten gedauert — nahm Herr von Talleyrand das Aktenstück aus den Händen der Herzogin von Dino und in vollkommen deutlichen Buchstaben zeichnete er seine große Unterschrift, wie er sie nur in den wichtigen diplomatischen Verträgen anzuwenden pflegte: Charles Maurice Prince de Talleyrand. — Dann las ihm auch die Herzogin den Brief vor, wodurch der Fürst seine Erklärung an Seine Heiligkeit den Papst richtete. Auch diese Lektüre war sehr ernst und feierlich, und ohne Zaudern unterschrieb er diesen Brief mit seiner großen Unterschrift. Dann sagte er: „Welches ist das Datum meiner Rede an der Akademie?“ Diese Frage brachte auf alle Anwesenden eine Wirkung hervor gleich einem elektrischen Schlage; alle waren von Bewunderung ergriffen angesichts dieses stets festen, klaren Willens, der stets seiner selber Herr ist, der mit dieser Ruhe und Autorität handelte bis in die Arme des Todes hinein. Man

holte ihm die Rede, und sagte ihm das Datum, und er selber schrieb dasselbe unten auf beide Aktenstücke."

Und wie lauten diese beiden Schriftstücke? — Wir lassen zuerst den Widerruf folgen:

„Mehr und mehr durch ernste Erwägungen bewogen, veranlaßt, kalten Blutes die Folgen einer Umwälzung zu beurtheilen, die alles fortgerissen hat und seit fünfzig Jahren dauert, bin ich am Ziele eines hohen Alters und nach einer langen Erfahrung dahin gelangt, die Ueberschreitungen des Jahrhunderts zu tadeln, dem ich angehört, und rückhaltlos die schweren Irrthümer zu verdammen [à condamner franchement les graves erreurs], welche in dieser langen Folge von Jahren die römisch-katholische Kirche verwirrt und betrübt haben und an denen ich Theil zu nehmen das Unglück hatte [auxquelles j'ai eu le malheur de participer].

„Wenn es dem verehrungswürdigen Freunde meiner Familie, dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Paris, der gütigst mich der wohlwollenden Gesinnungen des obersten Hirten gegen mich versichern ließ, gefällt, an denselben, wie ich wünsche, gelangen zu lassen die Huldigung meiner Dankbarkeit und meiner vollständigen Unterwerfung unter die Lehre und die Zucht der Kirche [de ma soumission entière à la doctrine et à la discipline de l'Eglise], unter die Entscheidungen und Urtheile des Heiligen Stuhles über die Angelegenheiten Frankreichs, so wage ich zu hoffen, daß Seine Heiligkeit sie gütig aufzunehmen geruhen werden.

„Später durch den ehrwürdigen Pius VII. von der Ausübung geistlicher Amtshandlungen dispensirt, habe ich in meiner langen politischen Laufbahn die Gelegenheiten gesucht, der Religion und vielen ehrenwerthen und hervorragenden Gliedern der katholischen Geistlichkeit alle Dienste zu erweisen, die in meiner Macht standen. Nie habe ich aufgehört, mich als einen Sohn der Kirche zu betrachten. Ich beklage von neuem die Handlungen meines Lebens, welche sie betrübt haben, und meine letzten Wünsche werden für die Kirche und ihr Oberhaupt sein.

„Gezeichnet zu Paris, den 17. Mai 1838.

Karl Moriz Fürst von Talleyrand.

„Geschrieben den 10. März 1838."

Der Brief an den Papst hat folgenden Wortlaut:

„Heiligster Vater!

„Das fromme Kind, welches mein Greisenalter mit den rührendsten und zärtlichsten Sorgen umgibt, hat mir den Ausdruck des Wohlwollens mitgetheilt, womit Eure Heiligkeit mich zu behandeln geruht haben, als dasselbe mir zu erkennen gab, mit welcher Freude es die geweihten Gegenstände erwartet, die Eure Heiligkeit für dasselbe bestimmt haben. Ich bin von diesem Wohlwollen tief gerührt, wie am Tage, wo der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Paris mir zum erstenmal die Beweise desselben überbrachte.[1])

„Bevor ich entkräftet bin durch die schwere Krankheit, die mich betroffen, wünsche ich, Heiligster Vater! Ihnen meinen ganzen Dank und zugleich meine Ehrfurcht auszudrücken. Ich wage zu hoffen, nicht allein, daß Eure Heiligkeit dieselben günstig aufnehmen, sondern auch in Ihrer Gerechtigkeit alle Umstände zu würdigen geruhen werden, die meine Handlungen geleitet haben. Seit lange vollendete Memoiren, die aber nach meinem Willen erst dreißig Jahre nach meinem Tode erscheinen dürfen, werden der Nachwelt mein Verhalten während des Revolutionssturmes erklären. Ich werde heute, um den Heiligen Vater nicht zu ermüden, mich darauf beschränken, Seine Aufmerksamkeit auf die allgemeine Verirrung des Zeitalters hinzulenken, dem ich angehört habe.

„Die Ehrfurcht, die ich denen schulde, von welchen ich das Leben empfangen, verbietet mir nicht, zu sagen, daß meine ganze Jugend nach einem Stande hingeleitet wurde, für den ich nicht geboren war.

„Uebrigens kann ich nichts Besseres thun, als dies, wie alles andere der Nachsicht und Billigkeit der Kirche und ihres ehrwürdigen Oberhauptes anheimzugeben.

„Ich bin mit Verehrung, Heiligster Vater, Eurer Heiligkeit demüthigster und gehorsamster Sohn und Diener

Karl Moriz Fürst von Talleyrand.

„Geschehen den 10. März 1838. gez. zu Paris, den 17. Mai 1838."[2])

Während man nach diesen wichtigen Akten, die er soeben vollzogen, den Fürsten sich von den Anstrengungen, die er hatte machen müssen, ausruhen ließ, zog sich der fromme Priester Dupanloup zurück, fiel auf die Knie, um Gott für seine Erbarmungen zu danken

[1]) Auch der Papst Pius VII. hatte gesagt: „Möge Gott seine Seele haben; ich, ich liebe ihn sehr."

[2]) „Am 28. Dezember 1842, als ich mich zu Rom befand, um daselbst, den Winter zuzubringen, hatten Seine Heiligkeit Gregor XVI. die Gnade,

und ihn zu bitten, daß er sein Werk vollenden möge. Dann eilte er zum Erzbischof, ihm die größte Freude zu bringen, die derselbe in dieser Welt ersehnte, indem er ihm die beiden vom Fürsten unterzeichneten Aktenstücke zustellte. Als er zum Hôtel des Fürsten zurückkam, fand er dort alles in einer außerordentlichen Bewegung: man erwartete den König, welcher, „dem Drang einer alten Freundschaft nachgebend" (Ausdruck des Herrn von Barante), in der That gegen acht Uhr kam, begleitet von Madame Adelaïde, um den Sterbenden mit seinem Besuche zu beehren. Der Fürst Talleyrand fand noch Kraft genug, um seinen ehrfurchtsvollen Dank zu bezeugen: „Eine große Ehre, die der König meinem Hause erweist."

Auf die Aufregung, welche ihm dieser Besuch verursachte, folgte eine lange Erschöpfung. Nach zwei angstvollen Stunden gelangte das folgende Billet des Erzbischofs an den Abbé Dupanloup: „Gott sei gepriesen tausendmal! Seien Sie, ich bitte Sie, mein Botschafter, Sie kennen mein Herz, Sie werden zu dem sprechen, der es kennt. Gott gebe Ihnen Muth bis zum Ende!" Alsdann an das Bett herantretend, sprach Dupanloup: „Fürst! Der Herr Erzbischof beauftragt mich, Ihnen zu sagen, wie sehr er um Sie bekümmert ist, wie sehr Ihr Zustand ihn betrübt, wie sehr Sie ihm theuer sind." — „Die Güte des Herrn Erzbischofs", sprach der Fürst mit schwacher Stimme, „rührt mich sehr, ich danke ihm von Herzen." „Diesen Morgen noch sprach er zu mir, daß er sein Leben für Sie hingeben würde." Seine Erregung bei diesen Worten war sehr groß. Er erhob sich ein wenig und sprach mit sehr deutlicher Stimme: „Sagen Sie ihm, daß er einen viel besseren Gebrauch davon zu machen hat." — „Fürst", fuhr jetzt Dupanloup fort, „Sie haben diesen Morgen der Kirche einen großen Trost bereitet, jetzt komme ich im Namen der Kirche, Ihnen die letzten

---

Herrn von Castellane und mich zu empfangen. Wir gelangten in den Vatikan geführt von der Fürstin Borghese, die uns dem Papste vorstellte. Nach den üblichen Formalitäten nahmen Seine Heiligkeit von dem Schreibtische Papiere, die daselbst geordnet lagen, und fragten mich, ob ich dieselben kännte. Es waren der Widerruf, den der Fürst von Talleyrand am Morgen seines Sterbetages unterzeichnet hatte, und der Brief, der denselben begleitete. Diese Schriftstücke, sagte mir der Papst, verlassen meinen Tisch nicht; sie haben mir den lebhaftesten Trost gebracht, den ich in meinem Pontifikate empfunden habe." Am folgenden Tage sandte mir der Papst einen prächtigen Rosenkranz zum Andenken an den christlichen Tod meines Oheims, des Fürsten Talleyrand. — Aus einem Briefe der Frau von Castellane (Pauline).

Tröstungen des Glaubens, den letzten Beistand der Religion anzubieten. Sie haben sich ausgesöhnt mit der katholischen Kirche, die Sie beleidigt hatten; jetzt ist der Augenblick gekommen, sich mit Gott auszusöhnen durch ein neues Bekenntniß und eine aufrichtige Reue über alle Fehler Ihres Lebens." „Alsdann", lassen wir Dupanloup das Wort, „machte er eine Bewegung nach mir hin, ich trat an ihn heran, und sofort ergriffen seine beiden Hände die meinigen, und sie mit einer außerordentlichen Kraft und Erregung drückend, ließ er sie nicht mehr los während der ganzen Zeit, welche die Beicht dauerte, es bedurfte sogar meinerseits einer großen Anstrengung, um meine Hände von den seinen loszumachen, als der Augenblick gekommen war, ihm die Lossprechung zu ertheilen."

Er empfing sogar noch die letzte Oelung bei voller Besinnung, alsdann betete Abbé Dupanloup, neben ihm kniend, die Allerheiligen-Litanei. Als er zu der Anrufung der Martyrer gekommen und den Namen des heiligen Mauritius, des Namenspatrons des Fürsten Talleyrand, aussprach, da sah man den Sterbenden sich verneigen, und seine Augen suchten die des Abbé Dupanloup, um ihm anzudeuten, daß er mit ihm bete. Gegen drei Uhr, als Dupanloup die letzte Stunde herannahen sah, begann er die Sterbegebete, diese so schönen, so zu Herzen gehenden Gebete: „Scheide hin, o christliche Seele, im Namen des Vaters, der dich erschaffen hat, im Namen des Sohnes des lebendigen Gottes, der dich erlöset hat, im Namen des heiligen Geistes, der dich geheiligt hat"; der Kranke schien noch so sichtlich an diesen Gebeten im Geiste Theil zu nehmen, daß einer der Gegenwärtigen die Bemerkung machte: „Sehen Sie doch, wie er betet!" Man sah in der That, wie er, bald mit offenen, bald mit niedergeschlagenen Augen, allem, was um ihn geschah, mit Zeichen vollständiger Besinnung folgte. Endlich gingen ihm auf einmal die Kräfte aus und seine Lippen schlossen sich für immer. Es war am 17. Mai 1838, um 3 Uhr 35 Minuten Nachmittags. Herr von Talleyrand war geboren am 2. Februar 1754, und hatte folglich ein Alter von 84 Jahren, 3 Monaten und 15 Tagen erreicht.

Wir sind in der Darstellung der letzten Lebenstage dieses merkwürdigen Mannes manchmal auf Einzelheiten eingegangen, die auf den ersten Blick dem Leser vielleicht allzu kleinlich oder wenigstens überflüssig erscheinen konnten. Aber wir glaubten es dennoch thun zu müssen, um zu zeigen, was man von leichtfertigen und in den

kirchlichen Angelegenheiten inkompetenten Schriftstellern zu halten hat, die gerade bezüglich des eingehend besprochenen Widerrufs behaupteten, es habe sich für den Erzbischof von Paris und den Abbé Dupanloup weder um kirchliche Lehre noch um kanonisches Recht, sondern einfach gehandelt um ein „Werk von Welttakt, wo man es verstehen mußte, die Welt und den Himmel zugleich hinter's Licht zu führen.“ [1]) Nein, die Geschichte erklärt sich mit diesem jeder ernstlichen Grundlage entbehrenden Urtheil durchaus nicht einverstanden, und wer aufmerksam und vorurtheilsfrei die in diesen Blättern geschilderten Thatsachen verfolgt hat, muß demjenigen Recht geben, der dem Fürsten in seinen letzten Lebensstunden beigestanden hat und seinen Bericht mit den Worten schließt: „Gott allein kennt das Geheimniß der Herzen; aber ich bitte ihn, jenen, die an der Aufrichtigkeit der Bekehrung des Herrn von Talleyrand haben zweifeln können, in ihrer Todesstunde die Gesinnungen zu geben, die ich in dem Herrn von Talleyrand wahrgenommen, und die nie mehr meinem Gedächtnisse entschwinden werden.“

[1]) E. Rénan in der Revue des Deux Mondes. Nov. 1880.

Annette von Droste-Hülshoff.

Ein Lebensbild

von

Heinrich Keiter.

I.

Annette von Droste-Hülshoff,[1]) Deutschlands größte Dichterin, wurde in jenem Theile der Provinz Westfalen geboren, wo alte Eigenart bis auf den heutigen Tag als ein theures Vermächtniß der Ahnen gewahrt wird — im Münsterlande. Der Name Droste ist entstanden aus Truchseß. Auch das Domkapitel zu Münster hatte einen Truchseß, und als solcher erscheint im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Engelbert I. von Deckenbrock, ein Vorfahr Annettens. Später nahmen die Deckenbrocks den Amtsnamen als Familiennamen an und fügten, als sie 1417 den Hülfshof bei Münster erwarben, den Namen ihres Hofes noch hinzu. Clemens August II. von Droste-Hülshoff, Annettens Vater, vermählte sich am 20. August 1793 als Wittwer mit Therese von Haxthausen zu Abbenburg. Ihrer Ehe entsprossen zwei Töchter, von denen die jüngste, am 10. Januar 1797 geboren, in der heiligen Taufe die Namen Anna Elisabeth erhielt.

In der Familie der Droste sowohl wie der Haxthausen fand sich viel künstlerische Begabung und Sinn für die Wissenschaften. Ein Onkel Annettens war Componist und hervorragender Kunstschriftsteller; ihr Vater war ein leidenschaftlicher Geigenspieler und Naturfreund. Die Mutter, eine hochbegabte Frau, hatte dichterische Anlagen und verfolgte, wie sie in ihrem elterlichen Hause gelernt

[1]) Für die biographische Darstellung sind die beiden ausgezeichneten, sich vielfach ergänzenden Lebensbilder der Dichterin von W. Kreiten und H. Hüffer benutzt.

hatte, wissenschaftliche Bestrebungen mit großem Interesse. Auf die Tochter vererbten sich diese Eigenschaften. Noch mehr, sie empfing vom Vater, der mit großem Vergnügen Schauergeschichten las, hörte und erzählte, die Freude am Spukhaften und Gruseligen, das später in ihren Dichtungen so sehr hervortreten sollte. Als ein äußerst zartes Kind mit beängstigend lebhaftem Geiste — sie war eine Frühgeburt, deren Leben nur mit großer Mühe erhalten wurde — griff sie sofort auf, was in ihrer Umgebung sich Auffälliges bot, und konnte über einem Bilde oder einem Buche alles andere vergessen. Sie war leidenschaftlichen Sinnes und leicht erregt, sodaß sie sich nicht selten zu schroffen Antworten und scharfen Aeußerungen hinreißen ließ, doch blieb nie irgend welche Eingenommenheit gegen Personen, mit denen sie gelegentlich in Zwist gerathen, in ihrer Seele haften. Mit ihrer um fast zwei Jahre älteren Schwester Jenny und den beiden Brüdern Werner und Ferdinand tummelte sie sich gern in der Gesellschaft von barfüßigen Kötterkindern umher, deren größere Freiheit sie gern getheilt hätte. Wenngleich die Familie Droste gesellschaftlich nur mit Standesgenossen verkehrte, so blieb sie doch mit der ärmeren Volksklasse in stetiger enger Verbindung. Die Freifrau war den Armen eine eifrige Wohlthäterin, und Annette begleitete ihre Mutter häufig auf deren verschwiegenen Gängen in die Wohnstätten der verschämten Armuth und des Elends. So wurde Annette sowohl im Spiel wie in Ausübung von christlichen Liebeswerken mit der plattdeutschen Sprache und der manchmal so plastischen Ausdrucksweise des Volkes bekannt. Beides sollte ihr bei ihrem Dichten später sehr zu Statten kommen.

So große Freiheit für körperliche Bewegung den Kindern des Freiherrn auch gelassen wurde — die geistige Ausbildung kam dabei nicht zu kurz. Annette lernte beständig mit den beiden Brüdern, und eignete sich selbst das Lateinische in so hohem Maße an, daß sie die ersten sechs Eklogen Vergils metrisch zu übersetzen vermochte. Unterricht in der französischen, englischen, italienischen und holländischen Sprache folgte später nach, und Annette lernte sich ziemlich geläufig in diesen Sprachen bewegen. Besonderes Gewicht ward auch auf Mathematik, Naturkunde und Geschichte, sowie auf den Zeichenunterricht gelegt.

Schon früh beschäftigte sich Annette mit dichterischen Arbeiten. Wir wissen, daß sie, kaum sieben Jahre alt, schon ihre Schiefertafel mit Versen bedeckte. Aus der Zeit von 1804—1808 stammen gegen

dreißig Gedichte, welche eine selbst bei hoch veranlagten Geistern seltene Frühreife verrathen und den Einfluß von Weiße, Matthisson, Hölty und Stolberg erkennen lassen. Nicht minder zeigen sie den scharfen Blick für das Komische und die Gabe, es wirkungsvoll wiederzugeben, wodurch Annette in späteren Jahren häufig Zuhörer und Leser entzückte. Ein besonderes Talent zeigte sie für Musik, die in ihrer Familie traditionell sorgsam gepflegt wurde. Fünfzehn Jahre alt, spielte sie in dem benachbarten Roxel bei dem Nachmittagsgottesdienst die Orgel und setzte sogar Kinderlieder in Musik.

Das waren natürlich sowohl in der Dichtkunst wie in der Musik nur die ersten Gehversuche des jungen Genies, welchem eine zielbewußte Führung zu seinem Nachtheil mangelte. Weder die Gallitzin, noch Overberg, noch Stolberg, welche in der Familie vielfach verkehrten, gewannen nennenswerthen Einfluß auf Annettens geistige Richtung; erst der Rechtsgelehrte und Schriftsteller Mathias Sprickmann, der in der deutschen Literatur bereits einen Namen hatte, wirkte auf ihr dichterisches Talent bahnbestimmend ein. Er wies sie auf größere Muster hin, als ihr bisher vorgeschwebt hatten, und stellte ihr namentlich Schiller, dessen Dichtungen den Ruhm Goethe's verdunkelt hatten, zur Nachahmung vor. Die philosophischen Dichtungen Schillers entsprachen so recht dem grüblerischen Hange, der sich mehr und mehr bei Annette ausbildete und einen Grundzug ihrer Dichtungen ausmacht. Die Jahre 1812 und 1813, in denen sie mit Sprickmann in lebhaftem schriftlichem und mündlichem Gedankenaustausch stand, waren für sie eine Zeit productiver Begeisterung. Sie dichtete viel und schaffte in stürmischer Hast.

Anderseits wurde sie von den Haxthausen in nicht zu unterschätzender Weise beeinflußt. Werner und August von Haxthausen, die Brüder ihrer Mutter, waren bedeutende Männer, welche mit hervorragenden Vertretern der Wissenschaft freundschaftlichen Verkehr pflegten. August, ein Schwärmer für Volkspoesie und Freund von Wilhelm Grimm, theilte seine Leidenschaft für Volkslieder, -Märchen und -Weisen seiner gleichgesinnten Nichte mit und rief in ihr, die nie volksthümlich werden wird und nicht volksthümlich geschrieben hat, eine nie wieder verschwundene Liebe für die Erzeugnisse der schöpferischen Volkspoesie hervor. Durch ihn wurde sie auch mit Wilhelm Grimm bekannt, den sie mehrfach mit aus dem Munde alter Mütterchen aufgezeichneten Liedern und Märchen erfreuen konnte. Zum Dank sandte er ihr ein Exemplar der neuen Auflage seiner Volksmärchen.

So segensreich ein solcher Verkehr auch auf die jugendliche Dichterin wirken mochte — eines konnte er ihr nicht verleihen: Ruhe und Festigkeit. Freilich war auch ihre Constitution von Einfluß auf ihren Geist. Ihr Körper blieb schwächlich; ihr Gesundheitszustand schwankte beständig; ihr Geist war von einer fieberhaften Regsamkeit, welche die zarte Hülle zu zerstören drohte. Ende 1814, als ihr Freund Sprickmann nach Breslau versetzt wurde, nahm ihr Befinden sogar eine bedenkliche Wendung. Ihre ohnehin geringe Eßlust verschwand, eine große Mattigkeit und Niedergeschlagenheit ängstigte sie und brachte sie auf den Gedanken, sie habe die Auszehrung. Trotzdem hielt sie in ihrer geistigen Arbeit nicht inne und nahm auch in ihrer täglichen Lebensweise auf ihre Gesundheit wenig Rücksicht. Nach einigen Monaten fühlte sie sich besser, ihre Nervosität hielt jedoch an.

In dieser Stimmung schrieb sie das Trauerspiel „Bertha“, welches, obgleich sie fast zwei Jahre lang — 1813 und 1814 — daran arbeitete, nicht fertig geworden ist. In welch' unförmlicher Gestalt hätte es sich aber auch nach seiner Vollendung uns gezeigt! Nur zwei Aufzüge liegen vor, diese füllen aber über hundert Seiten engen Drucks, und unter fünf Aufzügen hätte es die junge Dichterin, welche selbstredend nach berühmten Mustern arbeitete, gewiß nicht gethan. Welches Ziel sie eigentlich bei dem Aufbau der Handlung im Auge hatte, ist aus den vorhandenen Aufzügen nicht recht ersichtlich, denn es reiht sich in ihnen der eine Auftritt an den anderen, ohne daß ein Fortgang der Begebenheiten zu Tage tritt. Die auftretenden Personen sind von ungewöhnlicher Redseligkeit und sprechen sich mit größter Behaglichkeit über Welt und Menschen, Natur und Geist aus. So kann es nicht ausbleiben, daß bei dem Jugendwerke Annettens den Leser schon bald das Gefühl der Ermüdung überkommt. Was uns aber mit Bewunderung erfüllen muß, das ist die Herrschaft über die Sprache, welche Annette schon hier auf jeder Seite offenbart. Wenn auch der Ausdruck hin und wieder unbeholfen und gewöhnlich erscheint, so setzt uns doch die kunstvolle Behandlung des fünffüßigen Jambus, die Kraft und Originalität der Darstellung in Erstaunen. Jede Zeile verräth den begabten Dichter, dem es nur an Maß und Schulung fehlt.

Die Färbung des Trauerspiels ist eine recht dunkle, und die Heldin Bertha befindet sich in wehmüthig angehauchter Stimmung. Manche Anspielungen deuten darauf hin, daß Annette in Bertha

sich selbst zeichnen wollte. Sie fühlte sich nicht befriedigt, nicht glücklich und hatte manchen inneren Kampf auszufechten, dessen Natur uns verborgen geblieben ist.

Diese düstere Stimmung beherrschte sie noch mehrere Jahre. So schreibt sie am 8. Februar 1819 an Sprickmann, ihr Hang nach allen Orten, wo sie nicht sei, nach allen Dingen, die sie nicht besitze, habe zugenommen, und ihre Phantasie habe soviel Steckenpferde, daß kein Tag vergehe, ohne daß eines von ihnen auf schmerzlich-süße Weise aufgeregt werde. Entfernte Länder, große interessante Menschen, entfernte Kunstwerke hätten eine traurige Gewalt über sie. Große Geister werden in engen Verhältnissen stets eine solche Sehnsucht empfinden; bei Annette kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der sie schmerzlich berühren mußte. Ihre Umgebung war ihren dichterischen Versuchen nicht hold und trat ihnen entgegen; die einen, wie es ganz gerechtfertigt war, der zarten Constitution des jungen Mädchens wegen, die anderen aus Gründen, welche in adeligen Familien wenigstens damals nahe lagen. So gerieth sie in eine schier weltschmerzliche Stimmung hinein, welche im Jahre 1816 allerdings eine Milderung erfuhr. Sie wurde bekannt mit der Gattin des kommandirenden Generals von Thielmann, welcher dem westfälischen Adel geneigt war und gern zwischen ihm und dem neuen Landesherrn vermittelte. Obgleich Wilhelmine, so hieß die treffliche Frau, viel älter war als Annette, so pflegte sie doch innige Freundschaft mit ihr und nahm lebhaftes Interesse an ihren dichterischen Productionen. Es entstand ein reger Verkehr zwischen beiden Familien. Die Drostes kamen durch die Thielmanns in die Kreise der hohen preußischen Beamten und die Thielmanns knüpften Verbindungen mit dem münsterländischen Adel an. Annette wurde bald der Liebling der Gesellschaft und erregte Aufsehen durch ihre Schlagfertigkeit und ihren Geistreichthum in Führung des Gesprächs. Auch kam sie in Berührung mit Frau Schücking, der Mutter Levin's, in welcher sie die Dichterin ebenso sehr achten lernte wie die ausgezeichnete Gattin und Mutter.

So hatte sie einen Umgang gewonnen, welcher ihren geistigen Bestrebungen sympathisch gegenüberstand. Dann kamen alljährlich Besuche von den Haxthausens aus Bökendorf, sie selbst reiste oft dorthin und fand dort eine geistige Atmosphäre, in welcher sie sich wohl fühlte. In den Jahren 1818 und 1819 weilte sie im Sommer mit ihrer Großmutter in Bad Driburg, wo sich ihre Gesundheit in erfreulichem Maße kräftigte.

An ihrem Trauerspiel arbeitete Annette nicht mehr, da die düstere Stimmung, in der sie es begonnen, zum großen Theile geschwunden war. Dagegen hatte sie ein episches Gedicht in Angriff genommen, welches im October 1818 fertig vorlag. Sie nannte es „Walther". Es ist eine Rittergeschichte mit stark sentimentaler Färbung: ein junger Held widmet sich aus unglücklicher Liebe dem Einsiedlerleben. Einen ästhetischen Werth hat das Gedicht nicht, doch wird ein treuer Verehrer der Dichterin mit Interesse aus ihm ersehen, auf welcher Stufe des dichterischen Könnens sich Annette in ihrem zwanzigsten Lebensjahre befand.

Annette selbst hat das Gedicht nicht drucken lassen, obwohl sie es in späteren Jahren noch oft hervorzog und verbessernd durchsah, ohne das daraus machen zu können, was ihr vorgeschwebt hatte. Kaum war „Walther" vollendet, als sie den Roman „Ledwina" begann, welcher ebenso wenig wie das Trauerspiel „Bertha" jemals fertig werden sollte. Sie hat noch bis in den Anfang der zwanziger Jahre daran gearbeitet und sich in ihm gewissermaßen mit ihrer Jugend abgefunden. Wenn sie in „Walther" und „Bertha" sich noch von den schäumenden Wogen jugendlicher Begeisterung tragen ließ, in wenig gesunder Schwärmerei und Gefühlsseligkeit befangen war, so tritt sie in „Ledwina" diesen Regungen herb, ja spöttisch entgegen, ohne indessen ihre Hingabe an die wahren Ideale hoch strebender Geister zu verläugnen. Man fühlt, daß die Dichterin sich über sich selbst klar geworden ist, daß sie auf den bisher zurückgelegten Weg mit gereifterer Urtheilskraft zurückblickt, daß sie mit ihrer Sturm- und Drangperiode abgeschlossen hat. Sie wühlt gleichsam in den Anschauungen und Gefühlen, welche ihr bisher theuer waren. Daß „Ledwina" aber deshalb eine erfreulichere Lectüre biete, wird Niemand behaupten wollen. Das pathologische Element tritt stark in den Vordergrund, denn nicht allein die Heldin, sondern auch eine der Hauptpersonen, Graf Hollberg, ist schwindsüchtig. Mit besonderer Vorliebe wird dieser traurige körperliche Zustand besprochen. Wie sich die Handlung gestalten sollte, kann man aus dem vorhandenen Bruchstück nicht entnehmen, wahrscheinlich aber hätte sie des Schauerlichen und Grausigen genug geboten; die wenigen vollendeten Capitel lassen darauf schließen. Die Zahl der betheiligten Personen ist ungemein groß, sodaß der Roman, wenn die Dichterin sie alle hätte in Bewegung setzen wollen, einen beträchtlichen Umfang angenommen haben würde. Die Darstellung ist an-

ziehend, doch würde der Roman, wenn die Dichterin ihn so vollendet hätte, wie sie ihn anlegte, kaum auf besonderen Werth Anspruch machen können.

In dieser Zeit gewann Annette auch die erste Anregung zu dem Liedercyklus „Das geistliche Jahr." Ihre Großmutter hatte sie im Jahre 1818, als beide im Bad Driburg weilten, aufgefordert, die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres zu besingen. Anfänglich beschränkte sich die junge Dichterin auf die Festtage; erst später begann sie auch die Sonntage in Angriff zu nehmen. Nach einem bestimmten Programm arbeitete sie auch da noch nicht, sondern brachte im Anschluß an die sonn- und festtäglichen Evangelien je nach der Stimmung ihr innerstes religiöses Fühlen zum Ausdruck. Am 19. October 1820 hatte sie eine stattliche Anzahl von geistlichen Liedern vollendet, welche sie ihrer Mutter mit einer Widmung überreichte.

In den Jahren von 1820—1825 ist aus Annettens Leben wenig Bemerkenswerthes zu berichten. Andauernde Kränklichkeit verstimmte sie und beförderte ihren grüblerischen, zum Trüben geneigten Hang, sodaß schließlich die Aerzte dringend zu einer Luftveränderung riethen. Ein Familienereigniß begünstigte die baldige Ausführung dieses Rathes. Werner von Haxthausen, der als Regierungsrath a. D. in Köln lebte, hatte sich gegen alle Erwartung noch verheirathet. Er kam mit seiner liebenswürdigen Gattin nach Bökendorf, um sie seinen Angehörigen vorzustellen, und lud, als er Annetten dort traf und ihren leidenden Zustand beobachtete, sie ein, mit ihm und seiner Gattin an den Rhein zu reisen. Annette folgte der freundlichen Einladung und traf im October 1825 in der Metropole der Rheinprovinz ein. Hier umfing sie ein neues frisches Leben, das sie anregte und zerstreute und wohlthätig auf ihr Befinden einwirkte. Ihre alte Bekanntschaft mit Frau von Thielmann, die in Coblenz sich niedergelassen hatte, konnte sie nunmehr erneuern. Noch intimer wurde das Freundschaftsverhältniß, welches sie bald mit der Frau des Kaufmann's Mertens, einer Tochter des reichen Banquiers Schaafhausen, verknüpfte, die in ihrem Eifer für wissenschaftliche und Kunstsammlungen völlig mit Annette übereinstimmte. Das Landhaus der Mertens in Plittersdorf bei Bonn war ein kleines Museum von kostbaren Merkwürdigkeiten, welche Annetten zum Beschauen und zum Studium Anlaß genug gaben. Auch mit August Wilhelm von Schlegel wurde sie bekannt,

aber die anmaßende Eitelkeit des berühmten Aesthetikers stieß das einfache und natürliche Kind der rothen Erde zurück.

Ihre Mußestunden füllte Annette nicht mit der Pflege der Dichtkunst, sondern der Musik aus, zu welcher sie in Köln und Bonn vielfache Anregung empfing. Sie studirte den Generalbaß und componirte Lieder von Goethe, Brentano und Byron, schottische Balladen, englische Liebeslieder, „welche an einfacher Schönheit, Adel und Eigenthümlichkeit in der deutschen Composition schwerlich ihres Gleichen haben." Sie wagte sich sogar an weit höhere Aufgaben, componirte eine Oper „Die Wiedertäufer" und traf die Vorarbeiten für zwei andere. Ihre Bekannten staunten über ihre musikalische Begabung und waren fast geneigt, diese als ihre hervorragendste anzusehen.

Ende April des Jahres 1826 kehrte Annette in ihre Heimath zurück. Der Aufenthalt am Rhein hatte ihre Gesundheit bedeutend gekräftigt und ihren Geist in seiner Entwicklung um ein großes Stück weiter gebracht. Ja, man dürfte mit Kreiten wohl sagen, daß jetzt für die Dichterin ein neuer Lebensabschnitt seinen Anfang nehme. „Die krankhafte Ledwina- und Walter-Periode ist vorüber; es werden noch Stürme und schwere Zeiten genug über die Dichterin kommen, aber im schlimmsten Falle wird sie dann „Eines Arztes Vermächtniß" oder einen „Spiritus familiaris" schreiben." Anderseits that sie am Rhein Einblicke in literarische und künstlerische Verhältnisse, welche ihr in dem weltfernen Münsterlande fremd geblieben wären; sie nahm die verschiedenartigsten Eindrücke in sich auf und lernte andere Sitten, Gesellschaften und Charaktere kennen. Ihr Trübsinn verlor sich mehr und mehr und machte der Freude am Dasein und dichterischem Schaffen, die sie seit Jahren verloren, wiederum Platz.

In Hülshoff fand Annette alle ihre Lieben in bestem Wohlsein wieder, aber nach wenigen Wochen sollte der Tod eine klaffende Lücke in die gewohnte Umgebung reißen und eine starke Umwandlung der Verhältnisse herbeiführen. Am 25. Juli 1826 starb Annetten's Vater, den sie so heiß, fast mit Begeisterung geliebt hatte. Der älteste Sohn Werner Constantin übernahm nunmehr die väterlichen Güter, während die Wittwe mit ihren beiden Töchtern sich nach dem etwa eine Meile von Hülshoff und von Münster belegenen Rüschhaus zurückzog. Rüschhaus ist ein Sommersitz, gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Formen eines westfälischen Bauern-

hauses erbaut, besitzt herrschaftliche Wohnräume und ist von Alleen und kleinen Anlagen umgeben. Es liegt in tiefster Einsamkeit zwischen Wallhecken und Büschen, welche die Aussicht völlig auf die nächste Umgebung beschränken.

Hier lebte Annette, die eine bescheidene Leibrente bezog, mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und einem Fräulein von Galieris, der Tochter eines holländischen Offiziers, deren Erziehung Frau von Droste übernommen hatte. Annette unterrichtete die junge Dame und hatte die Genugthuung, daß ihr Schützling später das Examen als Erzieherin bestand. Sonstigen täglichen Umgang hatten die vier Frauen nicht, wenn wir nicht vielleicht Annetten's Amme dahinrechnen wollen, an welcher die Dichterin mit vieler Liebe hing. Ein reger Verkehr ward mit den umwohnenden Kötterleuten unterhalten, welche die Güte und Freigebigkeit des Fräuleins nicht genug zu rühmen wußten. Den blauäugigen und flachshaarigen Buben und Mädchen der Kötterleute war Annette eine begeistert verehrte Freundin, die immer neue Märchen und immer andere Lieder zu erzählen und zu singen wußte — ein Charakterzug der Dichterin, den Julius Schwering in seinem schönen Gedichte „Frölen, vertellen“ verwerthet hat.

Den innigsten Umgang pflegte Annette aber mit der Natur, der sie jetzt viel näher trat als es in Hülshoff der Fall gewesen. Nicht allein die Richtung ihres Gemüthes trieb sie dazu, sondern auch die Nothwendigkeit. Sie war in hohem Grade augenleidend und sehr kurzsichtig. Größte Schonung der Sehwerkzeuge war dringendes Gebot der Aerzte. So war sie auf die Natur angewiesen. Ihr Sammeleifer erwachte nunmehr in erhöhtem Maße und richtete sich namentlich auf Mineralien. „Tagelang streifte sie oft in der Haide umher, einen mächtigen Hammer in den kleinen weißen Händen, um der Erde steinerne Weisheit aufzusuchen.“ Schwer beladen mit Steinen und Gerülle kehrte sie nach Hause zurück, wo nach sorgfältiger Besichtigung vielleicht ein großer Theil der Beute als werthlos aus dem Fenster wanderte. Ihr Sammeln war nicht bloße Spielerei, sondern in der That ernste Arbeit. Je mehr ihre Schätze anwuchsen, desto dringender trat die Nothwendigkeit an sie heran, sie systematisch zu ordnen. Sie studirte deshalb die einschlägigen Wissenschaften und trat sogar mit Gelehrten der betreffenden Fächer in briefliche Verbindung. Auf ihr Dichten wirkte der Verkehr mit der Natur in der Folge in bedeutsamer Weise. Ihre Gedichte legen

Zeugniß dafür ab, wie ihre Phantasie angeregt wurde durch die Gegenstände der Natur, wie sie hinausschweifte in jene unerforschten Zeiten, wo noch alles Geschaffene in einem Werdeprozeß begriffen war, wie sie den Zusammenhang der Dinge und Naturgesetze zu durchschauen strebte und in erhabenem Schauer zurückbebte vor der Größe der Schöpfung. Anderseits müssen wir die außerordentliche Feinheit der Beobachtung bewundern, welche sie sich nunmehr aneignete. Ihrem eindringenden Blick, ihrem unermüdlichen Schauen entging auch das Kleinste nicht, weder das Pudern der Weide noch das Schnurren der Grille, weder die kaum merkbaren Reflexe des Lichtes noch die sanften Bilder des leicht aufsteigenden Nebels. Sie schildert mit greifbarer Anschaulichkeit und lebendiger Farbenfrische. Charakteristisch ist aber für die Richtung ihres Talentes, daß sie niemals ihrem innigen Naturgefühl in einem Liede wie Eichendorff oder Lenau Ausdruck gegeben hat. Ihr Talent neigte durchaus zur poetischen Malerei im besten Sinne des Wortes.

Die wenigen Stunden, welche der Arzt unserer Dichterin für Lesen und Schreiben freigegeben hatte, füllte sie mit dem Studium französischer, englischer und deutscher Dichter aus. Der Nachlaß Annettens zeigt kurze Auszüge und Beurtheilungen von Dichtungen Scott's, Byron's, Burns', Moore's, Tieck's, Fouqué's u. a., welche von einem tiefen Eindringen und scharfer Urtheilsgabe Zeugniß ablegen. Die poetischen Erzählungen Byron's, der in dieser Dichtart sein Bestes und — Sittenreinstes leistete, haben neben der „Jungfrau vom See" von Walther Scott sie wohl ermuntert, sich selbst auf diesem Gebiete zu versuchen. Wenn es der Fall ist, so dürfen wir dem unglücklichen Dichter, der zur Entsittlichung der Literatur unseres Jahrhunderts soviel beigetragen, wenigstens in dieser Hinsicht dankbar sein.

Der äußere Anlaß, welcher Annette auf das Gebiet der poetischen Erzählung verwies, kam mit einem neuen Aufenthalt am Rhein im Jahre 1828, wo sie ihren Vetter Clemens August von Droste, der in Bonn als Professor der Rechte angestellt war, besuchte. Sie verlebte wiederum angenehme Tage in der Gesellschaft der Frau Mertens und Frau von Thielmann. Ein Bruder der letzteren, welcher als Salinen-Director am Fuße des St. Bernhard lebte, hielt sich zu jener Zeit in Bonn auf und erzählte in Gesellschaften lebendig und anziehend von der Herrlichkeit der Alpenwelt. Annetten's Phantasie faßte mit gewohnter Lebhaftigkeit die gegebene Anregung auf und

malte sich nach den Andeutungen des Erzählers ein Bild jener nie gesehenen Wunderwelt aus. Sie äußerte sofort, sie werde die Alpen in einem Gedichte besingen. Vorläufig kam sie indessen nicht dazu, einen festen Plan auszuarbeiten, weil sich, als sie im Herbst 1828 nach Rüschhaus zurückkehrte, zuerst heftige Augenschmerzen und dann andere körperliche Leiden einstellten. Der Hausarzt verzweifelte, er glaubte, daß Annette die Schwindsucht habe. Nun wandte sich die Familie an den Homöopathen Herrn von Bönninghausen, dessen Kuren Aufsehen erregten, und hatte die Freude, daß Annetten's Zustand sich unter seiner Behandlung erheblich besserte. Indessen blieb sie leidend bis zum Frühjahr 1830.

Im Herbst besuchte sie wieder ihre Freunde am Rhein, in der festen Absicht, sich allen größeren Gesellschaften fern zu halten und lediglich ihrer Erholung zu leben. Es kam anders. Im Januar 1831 erkrankte ihre liebe Freundin Frau Mertens in bedenklicher Weise. Annette ließ es sich nicht nehmen, die Kranke zu pflegen, deren Haushalt zu leiten und die Kinder zu versorgen — sie, die selbst der Pflege so dringend bedürftig war! Aber ihr hoher Begriff von Freundschaft, ihre Neigung, sich für andere aufzuopfern, ließen nicht zu, daß die Sorge für die kranke Freundin jemand anders als ihr selbst übertragen wurde. Im Hause der Frau Mertens verkehrte auch Adele Schopenhauer, die Schwester des pessimistischen Philosophen. Diese neue Bekanntschaft ging bald in innige Freundschaft über. Adele Schopenhauer war von abschreckender Häßlichkeit, sie besaß aber ein edles Gemüth und eine vielseitige gediegene Bildung. Mit den Größen der deutschen Literatur war sie persönlich bekannt und stand mit mehreren in regem Briefwechsel. Eine solche Freundin mußte unserer Dichterin willkommen sein, wenn auch der Umgang mit der unstäten und aufgeregten Dame für Annette manche Unannehmlichkeit mit sich brachte.

Als der Zustand der Frau Mertens sich gebessert hatte, wurde Annettens Bekanntenkreis gegen ihren Willen erweitert, wie es der Verkehr von gelehrten Leuten in dem Hause ihres Vetters mit sich brachte. Sie wußte sich hinein zu fügen und entzückte die Gesellschaft durch ihr glänzendes Erzähltalent und ihren herzerfreuenden Humor sowie durch ihr geistvolles von einem hochfliegenden Gedankengang und scharfer Urtheilskraft zeugendes Gespräch. Es war nicht zu vermeiden, daß sie auf diese Weise auch mit den Vertretern des Hermesianismus in Berührung kam und, wie Kreiten meint, „un-

bewußt manche Ideen einathmete, die später den Keim des Zweifels zur Entwicklung brachten."

II.

In den folgenden Jahren vollzogen sich in Annetten's Verwandten- und Bekanntenkreise Veränderungen, welche für ihr eigenes Schicksal von Bedeutung sein sollten. Drei liebe Freunde raffte der Tod hinweg, Katharina Schücking, den Vetter Clemens und den alten Freund Sprickmann. Ihre Schwester Jenny verheirathete sich am 18. October 1834 mit dem Freiherrn Joseph von Laßberg, dem verdienten Germanisten. — Annette ahnte nicht, als sie Abschied von der Schwester nahm, daß sie einst ihre letzte Ruhestätte in der neuen Heimath Jenny's finden werde. Für die verlorenen Freunde fand sich bald ein neuer, der junge erblindete Professor Christoph Bernard Schlüter in Münster, der in der Folge auf Annetten's Dichten und Denken wesentlichen Einfluß ausübte. Zu Anfang des Jahres 1834 vermittelte Werner von Haxthausen, nachdem Frau von Droste schon 1829 Beziehungen zu der Familie Schlüter angeknüpft hatte, eine Annäherung Annetten's an den bescheidenen tiefsinnigen Gelehrten und Dichter, dessen leibliche Augen zu ewiger Finsterniß verurtheilt waren. Es entspann sich zwischen beiden Familien, namentlich aber zwischen dem Professor und dessen Schwester Therese sowie Annette, ein reger persönlicher und schriftlicher Verkehr, von welch' letzterem ein literarisch bedeutsamer Briefwechsel Zeugniß ablegt. Schlüter, eine in sich gefestigte Natur von klarem Wollen und reichem Wissen, wirkte sänftigend auf das unruhige Wesen der Dichterin und trat ihren Zweifeln aufklärend und abwehrend entgegen. Er wurde ihr literarischer Gewissensrath, dem sie nichts vorenthielt, und dessen Urtheil sie einen hohen Werth beilegte.

In den Jahren 1830 bis 1834 arbeitete die Dichterin mit häufigen Unterbrechungen an dem allmählig feste Gestalt gewinnenden großen Gedicht über den St. Bernhard. Sie nahm es mit den Einzelheiten der Schilderungen sehr genau und sandte an ihre mit dem Schauplatz bekannten Freunde ganze Fragebogen, in denen sie um Auskunft namentlich über die Einrichtungen im Kloster und über das Klosterleben bat. Gleichzeitig arbeitete sie an einem anderen großen Gedicht: „Des Arztes Vermächtniß". Beide waren im Jahre 1834 fertig, wurden aber erst 1837 veröffentlicht. Sie

verhalten sich zu den Erstlingsproducten der Dichterin wie „die Triller einer geübten Sängerin zu dem Lallen eines Kindes." Der Fortschritt ist überraschend und völlig unvermittelt.

In „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard" entrollt uns die Dichterin an dem Faden einer höchst einfachen Handlung ein wundervolles und, wie allgemein versichert wird, völlig naturgetreues Gemälde der gewaltigen Alpenwelt, wo erhabene Schönheit und die Schrecken des Todes unvermittelt neben einander liegen. Sie schildert bis in das Einzelne mit fast greifbarer Anschaulichkeit; sie malt in echt dichterischer Weise. Und in diese Welt versetzt sie zwei hilflose Menschkinder, einen Greis und ein Kind, welchen beschieden ist, den furchtbaren Kampf mit den Schrecken jener himmelanstrebenden Höhen aufzunehmen. Grauen ergreift uns und Rührung; mit innigster Theilnahme folgen wir den beiden Wanderern, an deren Seite mit gierigen Blicken das grinsende Gespenst des Todes schreitet. Er scheint gesiegt zu haben, da naht die Hilfe; der wackere Berry rettet den Knaben und holt die guten Mönche herbei, daß sie auch den Alten dem Leben wiedergewinnen. Das gefahrvolle Werk gelingt, Großvater und Enkel werden gerettet. An Kraft und Anschaulichkeit der Schilderung, an echt dichterischer Auffassung der Natur dürfte das Gedicht in unserer Literatur kaum seines Gleichen haben. Nicht minder zeigt es aber auch die Größe der Dichterin in der Zeichnung der Charactere. Nur wenige Personen treten auf — aber mit welcher fast körperlichen Unmittelbarkeit stehen sie vor unseren Augen! Da ist der wackere schwache Greis, der mit seinem kleinen Enkel die gefährliche Wanderschaft antritt. Mit welcher Meisterhand ist er geschildert; wie ergreift uns seine Liebe, wie rührt uns die ängstliche Sorgfalt, mit der er über die arme Waise wacht! Da sind die Mönche. Das braune Gewand macht sie alle gleich und die Ordensregel verwischt leicht die Unterschiede, da sie alle nur nach einem Ziele streben — aber wie fein sind die zarten Schattirungen in den Characteren der einzelnen wiedergegeben, wie echt künstlerisch ist in leisen Andeutungen gekennzeichnet, was dem einen und dem anderen eigen ist! Da ist endlich Rose, Benoits Tochter, das frische lebensvolle Kind der Alpen, eine Figur von großem Liebreiz und plastischer Vollendung. Wenige Striche, und die Gestalt ist fertig, sie lebt in unserer Phantasie. Gegen die Kunst der Characterzeichnung, wie sie mit fast Shakespearescher Kraft uns hier entgegentritt, will mir die Schönheit der Naturschilderungen, so hoch man sie auch

schätzen muß, nicht gleichwerthig erscheinen, denn erst in der Darstellung des Menschen zeigt sich das ganze Talent des Dichters.

Die Färbung des „Hospizes auf dem großen St. Bernhard“ ist vorwiegend düster, wenngleich der dritte Gesang die gestörte Harmonie im Gemüthe des Lesers wiederherstellt. Der Inhalt von „Des Arztes Vermächtniß“ ist dagegen grausig, wild-romantisch. Das Gedicht behandelt das Erlebniß eines jungen Arztes, der zu einem todtkranken Räuber geholt wird und dort in einem unterirdischen Raume die Schrecken des Todes zu durchkosten hat. Er kommt mit dem Leben davon, aber die schauerlichen Stunden, welche er in so gefährlicher Gesellschaft zugebracht, legen den Keim zu dem sich allmählig ausbildenden Wahnsinn, welcher ihn zwar nicht beständig aber in Zwischenräumen beherrscht. Ganz richtig faßt Kreiten die Aufgabe, welche die Dichterin sich in diesem unheimlichen Gedicht gestellt, in die Frage: „Wie wird ein durch ein grausiges Ereigniß um seinen gesunden Verstand Gebrachter und von den lebhaften Eindrücken jenes Ereignisses stets Verfolgter dieses Ereigniß wohl schriftlich wiedergeben?“ — eine Aufgabe, welche schwer zu lösen war und von Annette nicht völlig gelöst ist. Das Gedicht ist reich an räthselhaften Einzelheiten und im Ganzen schwer verständlich. Ein fanatischer Verehrer Anna von Droste's könnte nun allerdings behaupten, diese Unklarheit sei nicht der Dichterin, sondern dem halbverrückten Helden auf Rechnung zu schreiben, weil sie in dessen Geistesverfassung sich versetzt und aus dieser herausgeschrieben habe. Doch haben die dunklen Stellen eine zu Drostesche Färbung, um eine solche Deutung zuzulassen. Jedenfalls kann das Gedicht nicht in gleicher Totalität wirken, wie das Hospiz, die Unklarheit läßt einen reinen Genuß nicht zu, obgleich Schönheiten im Einzelnen genug vorhanden sind.

Den Winter von 1834 auf 1835 verbrachte Annette als Kranke. Sie litt lange am kalten Fieber, an Rheumatismus und Blutandrang zum Kopfe. Zum dichterischen Schaffen kam sie in diesen trübseligen Monaten nicht, dagegen las sie eifrig in den Büchern, welche sie sich haufenweise von ihrem Freunde Schlüter holen ließ. Erst im Sommer stellte sich eine leichte Besserung ein. Jetzt wurde beschlossen, endlich den dringend wiederholten Einladungen Jenny's zu folgen und sie in ihrer neuen Heimath, in Eppishausen, zu besuchen. Annette schied nur schwer von Rüschhaus und ihren Freunden in Münster, obgleich sie sich sehnte ihre Schwester wieder-

zusehen. Im September 1835 langte sie mit ihrer Mutter in Eppishausen an und fand bei ihrem Schwager Laßberg die liebenswürdigste Aufnahme. Es kümmerte sie nicht, daß der Alterthümler für ihre poetische Begabung nicht das geringste Verständniß hatte — sie schätzte in ihm den edlen Menschen und machte sich in gutmüthigem Spott über die Germanisten lustig, welche so prosaisch seien wie eine Pferdebürste. Der freundliche Empfang, der Verkehr mit ihrer geliebten, in ihrem Ehestand so glücklichen Schwester übten einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Stimmung aus. Und als sie sich erst mit ihrem neuen Aufenthaltsort bekannt gemacht hatte, segnete sie den Augenblick, wo sie den Entschluß zur Reise gefaßt hatte. Das alte Schloß, welches Laßberg bewohnte, und die vielen in ihm aufgestapelten Alterthümer zogen ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich. Ihre Sammellust erhielt neue Nahrung, und ihre Schätze an Münzen und Mineralien wurden reich vermehrt. Die großartige Umgebung des Schlosses, welche ihr einen Vorgeschmack gab von der von ihr besungenen Herrlichkeit der Alpenwelt, gab ihrer Freude an der Natur einen mächtigen Aufschwung und ihrem ganzen Wesen eine freudige Stimmung. Die Lust am dichterischen Schaffen regte sich wieder; es entstanden eine Anzahl neuer Gedichte — darunter die bedeutenden „Des Pfarrers Woche“ und „Die Elemente“ — andere wurden abgeschrieben und verbessert, ja, sie stellte sogar eine Sammlung von Gedichten zusammen, in der Absicht, sie herauszugeben. Die bereits in Bonn angeknüpften Verhandlungen mit einem Verleger zerschlugen sich indessen, und die der Frau Mertens anvertraute Handschrift ging sogar verloren.

Zu Anfang des Jahres 1837 langte Annette, welche eines heftigen Unwohlseins wegen unterwegs fast drei Monate in Bonn verweilen mußte, wieder in Rüschhaus an und fand dort ihre vorausgereiste Mutter krank. Sie selbst war noch nicht völlig hergestellt und fühlte sich recht elend. In dieser Zeit trat sie in nähere Beziehungen zu dem jüngeren Freunde und späteren Schwager Schlüters, dem Gymnasiallehrer Wilhelm Junkmann, den sie früher schon kennen gelernt hatte. Junkmann hatte bereits eine Sammlung „Elegischer Gedichte“ herausgegeben und wegen demagogischer Umtriebe eine Zeitlang die Berliner Hausvogtei bewohnt. Er war eine stille träumerische Natur und von den liebenswürdigsten Umgangsformen. Annette schätzte sein dichterisches Talent hoch, er aber erblickte in dem Freifräulein eine der bedeutendsten Vertreterinnen der Poesie und

sah nur mit ehrfürchtiger Scheu zu ihr empor. Zwischen beiden verwandten Geistern entwickelte sich ein reger Verkehr; Briefe und Bücher wurden ausgetauscht und gegenseitig die neueren dichterischen Produkte mitgetheilt. Annette gewann bald Zeit genug für ihre literarischen Arbeiten, da ihre Mutter im August wieder nach Eppishausen reiste und sie allein ließ. Sie nahm „Das geistliche Jahr“ wieder vor und verbesserte und feilte eifrig an ihren beiden großen Gedichten; alle, auch die ältesten und längst verworfenen Lesarten wurden noch einmal geprüft — dadurch erhielt die Handschrift allerdings ein Aeußeres, das nicht einmal der Dichterin angenehm war. Auch neue Stoffe reizten Annette zur Bearbeitung, so z. B. die Wiedertäufer, zwei Criminalgeschichten und vor allem der tolle Christian von Braunschweig. Letzterer, eine interessante Erscheinung aus der schreckensvollen Zeit des dreißigjährigen Krieges und in Westfalen noch im Volksmunde lebend, nahm bald ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und gestaltete sich allmählich zum Helden eines neuen erzählenden Gedichtes. Die Schlacht am Loener Bruch, in welcher der gefürchtete Landverwüster dem Angriffe Tilly's unterlag, sollte die Handlung abgeben. Es reizte Annette besonders, daß sie hier einen prächtigen vaterländischen Stoff fand, der ihr passende Gelegenheit gab, westfälische Eigenart zu schildern. Im August 1837 war der Entwurf fertig gestellt; für die weitere Ausführung studirte sie nicht allein Geschichte und Schlachtenpläne, sondern auch den Schauplatz des blutigen Kampfes bei Ahaus. Im März 1838 war das Gedicht vollendet.

In der „Schlacht am Loener Bruch“ haben wir nicht ein einheitlich gestaltetes Ganzes, sondern eine Reihe von Kriegs- und Schlachtgemälden, in deren Mittelpunkt der tolle Christian, Herzog von Braunschweig, gestellt ist. Sie beginnt mit einer ausführlichen Charakteristik Christians. Es folgen dann die Schilderung des Einbruchs seiner Horden in eine Kirche, der Ermordung des Sakristans und anderer Greuel; ein Kriegsgericht; Entdeckung der finsteren auf Ermordung Christians gerichteten Pläne Johannes May's; Recognoscirungsritt Albrecht Tilly's, Tod von Johannes May, Schlacht am Loener Bruch. Letztere ist wie ein zufälliges Ereigniß behandelt, obgleich deren Schilderung den größten Raum einnimmt. Die Begebenheit hat weder Anfang, noch Mitte, noch Ende; sie könnte beliebig weitergesponnen werden, wofern es der Dichterin nur gefiele, der Hauptperson des Gedichtes auch ferner zu folgen. Sehen wir

hiervon ab, so können wir nicht umhin, dem Gedichte einen nur durch die Mangelhaftigkeit der Composition verringerten hohen Werth zuzuerkennen. Annettens großes Talent für dichterische Beschreibung tritt hier glänzend hervor. Sie, die dem Kriegswesen völlig fern stehende Frau, entwirft Schlachtenbilder von packender Anschaulichkeit, schildert das Lagerleben der wilden Soldaten mit sprechender Naturtreue und gibt dem Ganzen eine richtige lokale und historische Färbung. Einzelne eingewebte Bilder aus dem bürgerlichen Leben jener rauhen Zeit sind von großem Reiz. Vortrefflich ist die Zeichnung Christians, eine edle, aber verwilderte Natur, mit romantischem Schimmer umkleidet. Wir müssen davon absehen, daß die Geschichte uns ein anderes Bild von dem tollen Braunschweiger entwirft, und uns auf den Standpunkt der Dichterin stellen, welche damals den Charakter Christians wohl kaum anders auffassen konnte. Man wird von diesem Gesichtspunkt aus nicht umhin können, der frischen kraftvollen Darstellung der Dichterin alle Anerkennung zu zollen. Nicht minder anziehend ist die Schilderung der Hauptleute Christians. Die Form des Gedichtes ist eine glattere und gefälligere als in den beiden schon besprochenenen Erzählungen; Härten und dunkle Stellen finden sich in geringerer Anzahl, sodaß die Lektüre kaum Schwierigkeiten bietet.

Nun nahte denn auch die heißersehnte Zeit, wo Annette ihren Namen zum ersten Male gedruckt sehen sollte. Der Buchhändler Hüffer in Münster hatte sich auf Junkmann's Veranlassung entschlossen, einen Band Gedichte von ihr zu verlegen. Er erschien im Spätsommer 1838 — die Dichterin war also bereits 41 Jahre alt, als sie vor die Oeffentlichkeit trat — unter dem Titel: „Gedichte von Annette Elisabeth von D..... H.......“ und enthielt neben einigen kleineren die großen Gedichte: „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“, „Das Vermächtniß des Arztes“ und „Die Schlacht am Loener Bruch.“ Das waren Gedichte, welche von einer ganz hervorragenden dichterischen Begabung und einem bedeutenden Geiste Zeugniß ablegten. Wie aber wurden sie aufgenommen? Der Verleger machte ein sehr schlechtes Geschäft, denn es wurden thatsächlich nur 41 Exemplare abgesetzt; in ihrem eigenen Heimathslande wurde die größte deutsche Dichterin so wenig erkannt, daß man nicht begriff, „wie eine scheinbar vernünftige Person solches Zeug habe schreiben können“; im weiteren Deutschland aber fanden die Gedichte so wenig Verbreitung, daß die paar günstigen Recensionen, welche

Annette erhielt, dagegen nicht in's Gewicht fallen. Indessen war die Dichterin über das Lob, welches ihr von geachteter literarischer Seite gespendet wurde, sehr erfreut, und erlebte nach und nach auch die Genugthuung, daß selbst ihre Verwandten sich „mit ihrem Talent aussöhnten.“ Daß der eine nunmehr dies lobte und der andere jenes, daß die Urtheile sich völlig widersprachen, mußte die Dichterin mit in den Kauf nehmen.

Die Ermunterung zu weiterem Schaffen war somit gegeben, und die Dichterin hatte bald den Kopf voll von neuen Plänen. Das eine Mal ist es eine Sammlung von Erzählungen, die in Westfalen spielen sollten; dann ein Drama, ein Charakter- und Sittengemälde, und manches andere. Als sie sogar Mitglied eines bei Räthin Rüdiger, Tochter der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen, tagenden literarischen Kränzchens wurde, gerieth sie ganz in das literarische Fahrwasser und fand Gelegenheit genug, Meinungen auszutauschen und Urtheile entgegenzunehmen. Das bedeutendste Mitglied des Kränzchens — welchem unter anderen auch Henriette von Hohenhausen, Luise von Bornstedt und Junkmann angehörten — war ohne Zweifel Levin Schücking, der, kaum 25 Jahre alt, sich nach Beendigung des Rechtsstudiums der Literatur völlig in die Arme geworfen hatte. Annette wurde mit dem talentvollen Sohne ihrer verstorbenen Freundin bald vertraut und schloß ein herzliches Freundschaftsbündniß mit ihm. Die Sorgfalt, mit der sie um sein Fortkommen bemüht war, zeugte von der liebenden Anhänglichkeit einer mütterlichen Freundin. Zu Anfang der vierziger Jahre war ihr Verkehr mit Schücking ein sehr lebhafter, namentlich seit Junkmann nach Coesfeld versetzt war. Der junge Literat wanderte häufig nach Rüschhaus hinaus, wo er von Annetten sehr freundlich, von deren Mutter recht kühl empfangen wurde, und tauschte mit der wieder kränkelnden Dichterin Bücher und Ansichten aus. Ein besonderes Bindemittel zwischen den beiden in gewisser Beziehung verwandten Geistern — wenn auch Annette ihren jungen Freund an Talent und Geist weit überragte — war die gemeinsame Liebe zum engeren Vaterlande. Schücking arbeitete zu jener Zeit an seinem bekannten Werke: „Das malerische und romantische Westfalen“, für welches er den Rath und die Hülfe der auf diesem Felde so kenntnißreichen Freundin häufig in Anspruch nahm. Ja, Annette bearbeitete sogar selbst kleinere Theile des Werkes.

Der schönen Literatur, dem schriftstellerischen Verkehr, den kleinen Leiden und Freuden der an die Oeffentlichkeit tretenden Verfasser

schenkte sie erhöhten Antheil, seit in den Gesprächen mit Schücking diese Gegenstände häufig zur Verhandlung kamen. Sie vernahm manches Ergötzliche, hörte von den Enttäuschungen, die den armen Dichtern von den Verlegern bereitet werden, aber auch von den Belästigungen, denen letztere durch die Autoren ausgesetzt sind, und so entstand der Gedanke in ihr, das literarische Treiben ihrer nächsten Freunde und Bekannten in einem Lustspiel mit gutmüthigem Spotte darzustellen. Man hatte ihr so häufig gesagt, sie habe eine reiche Ader für das Komische, nun wollte sie sie einmal springen lassen. Das „Geistliche Jahr", an welchem sie nach zwanzigjähriger Unterbrechung wieder gearbeitet hatte, ward bei Seite gelegt, und in freudiger Erregung das Lustspiel „Perdu" hingeworfen.

Ein Lustspiel ist nun freilich „Perdu" eigentlich nicht; es enthält nur eine Reihe scherzhafter Auftritte, deren Kern sich in wenige Zeilen zusammendrängen läßt. Bei dem Buchhändler Speth finden sich mehrere Schriftsteller und Schriftstellerinnen zusammen, welche in ihren Reden mit und über einander uns Einblicke in ihren Charakter und ihr literarisches Treiben gewähren. Das „Perdu" bezieht sich auf einen bedeutenden Vorschuß Speth's an den Dichter Sonderrath, den dieser durch schleunige Lieferung von genügendem Manuskript abverdienen soll. Der faule „feuchtfröhliche" Sonderrath kommt aber nicht dazu und ebenso wenig ist er im Stande, den Vorschuß zurück zu zahlen. Die Hauptpersonen des Stückes sind Seybold und Sonderrath, sowie Claudine Briesen und Frau Anna von Thielen. Unter Seybold ist Schücking, unter Sonderrath Freiligrath, unter Frau von Thielen Annette zu verstehen. Außerdem tritt Frau Rüdiger als Johanne von Austen, „Blaustrumpf du bon vieux temps" auf. Ueber alle ergeht sich die Dichterin in satyrischer Laune und mit vielem treffenden Witz. Sonderrath hat in seinem Wesen etwas Urwüchsiges, Polterndes; er ist faul, hat eine Menge Schulden und wird als einer der hervorragendsten neuen Poeten angesehen. Seybold tritt stets elegant auf, ist ein gefürchteter Kritiker und schreibt unbändig viel Recensionen. Für Frau von Thielen, die er für eine ausgezeichnete Dichterin hält, ist er ungemein eingenommen. Hier wollte Annette ihrem Freunde Levin Schücking, der im Lob ihrer Gedichte unermüdlich und nach ihrer Ansicht überschwänglich war, einen harmlos gemeinten Hieb versetzen. Er kommt überhaupt ziemlich schlecht weg, doch fühlt man sogleich, daß es nicht schlimm gemeint ist. Sie selbst schont Annette in Frau von Thielen eben-

falls nicht; sie läßt sich von Speth eine hochmüthige Aristokratin schimpfen und ihren Gedichten vorwerfen, daß sie an Unklarheit litten. Weit weniger harmlos ist, was über die Damen Briesen und Austen gesagt wird. Von ersterer behauptet Frau Speth, sie sähe beständig aus wie ein gerupftes Huhn, ja, wie eine erfrorene Kartoffel. Und von der Austen, sie trage bei ihren siebenzig Jahren Rosaband, an jedem Finger einen Ring mit Souvenir oder einem Haarschwänzchen. Schließlich wird beiden der Vorwurf gemacht, daß sie immer in schmutziger „verknutschter" Wäsche umherliefen. Das ist denn doch ein wenig stark, sodaß es nicht Wunder nehmen kann, wenn das Lustspiel bei einigen der Betheiligten durchaus nicht dieselbe frohe Stimmung hervorrief, in der die Verfasserin es geschrieben. Der Unwille war ein allgemeiner, sodaß die Dichterin sich scheute, das Lustspiel der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie schreibt selbst am 20. Juli 1841 an ihren Onkel August, ihr Lustspiel sei von ihrem Kreise förmlich gesteinigt und für ein Pasquill auf alle erklärt worden. Wir vermögen die Empfindlichkeiten der getroffenen Damen — die Herren, allen voran Schücking, hatten ein so zartes Ehrgefühl nicht — wohl zu begreifen, sehen aber in in den leicht hingeworfenen lustigen Auftritten und Bemerkungen nichts als einen gutmüthig spottenden Humor, der Niemanden verletzen wollte, aber in sprudelnder Laune die Ausdrücke nicht immer wählte.

III.

Der Gedanke, über ihre Heimath zu schreiben, trat im Verkehr mit Schücking immer wieder bei Annette hervor, und ihre Freunde, besonders Malchen Hassenpflug wurden nicht müde, sie um ein Buch über Westfalen zu bitten. Auch Schlüter hegte diesen Wunsch, obgleich er lieber gesehen hätte, wenn zunächst „Das geistliche Jahr" vollendet worden wäre. Im Jahre 1841 war Annette mit sich einig: sie wollte über ihre Heimath schreiben und zwar in der verlockenden und vielumspannenden Form eines Romans. Er sollte drei Abtheilungen umfassen, deren Verbindung sie durch die Reise eines Edelmanns aus der Lausitz in Westfalen herstellen wollte. Zunächst würde der Held in das Münsterland zu seinem Lehnsvetter kommen, mit diesem eine Reise zu seinen Verwandten in das Paderborn'sche machen und durch das Sauerland in seine Heimath zurück-

kehren. So glaubte die Dichterin Gelegenheit zu finden, die einzelnen Landestheile in ihren Eigenthümlichkeiten mit aller Behaglichkeit schildern zu können. Die Ausführung des Romans, welcher den Titel: „Bei uns zu Lande und auf dem Lande“ führte, war mit einem wahren Feuereifer in Angriff genommen — sie ist aber über einen kleinen Theil des ersten Abschnitts nicht hinausgekommen. Je weiter sie nämlich arbeitete, desto mehr kam ihr zum Bewußtsein, daß das individuelle Element in dem Roman eine zu große Rolle spiele, daß die auftretenden Personen mit denen ihrer Umgebung eine so große Aehnlichkeit gewannen, daß der Gedanke, sie habe lediglich der Wirklichkeit nachgezeichnet, sich gar nicht abweisen ließ. Angesichts der bösen Erfahrungen mit „Perdu“ ließ sie den ganzen Plan nun fahren. Wer das Fragment liest, wird die Nichtvollendung auf das Lebhafteste bedauern, denn in keinem Prosawerke zeigt Annette ihr hervorragendes Talent für echt dichterische Kleinmalerei in solchem Maße wie hier. Mit photographischer Treue steht der Theil des Münsterlandes, welchen der Vetter eben betreten hat, nachgezeichnet. Man könnte glauben, die Dichterin entrolle ein Gemälde vor unserem geistigen Auge, so vollendet bis in das Einzelne, so getreu der Wirklichkeit abgelauscht, so farbengesättigt und anschaulich ist die Landschaft geschildert. Nicht etwa durch eine ängstlich genaue Beschreibung, sondern in trefflich gewählten und schlagenden Bildern und Andeutungen. Dann kommt die Gesellschaft auf dem Schlosse, die adelige Familie, bei welcher der Vetter einige Zeit verleben will. Die Dichterin ist nicht dazu gekommen, die Charaktere, welche sie uns hier vorführt, auch in Handlung zu versetzen, aber was für ein anziehendes Bild entwirft sie trotzdem von den einzelnen Mitgliedern der Familie! Sie zeichnet richtig und consequent; sie ist gewissenhaft in der Vertheilung von Licht und Schatten; sie will weder Jemanden hervorheben noch in den Hintergrund drängen — sie steht in völliger Unparteilichkeit über den von ihr geschaffenen Gestalten. Dadurch erreicht sie jene Frische und Naturtreue in der Zeichnung der Charaktere, welche sie an den Scott'schen Romanen bewunderte. Wäre sie in der Lage gewesen, die gezogenen Fäden weiter zu verschlingen bezw. ihren Entwurf auszuführen, so würde ihr Talent in der schönsten Weise zum Vorschein gekommen sein. Westfalen hätte dann, sagt Hüffer mit Recht, eine Darstellung seiner Zustände in einem noch ganz charakteristisch ausgeprägten Zeitalter erhalten, wie keine andere Provinz Deutschlands.

Sicher befand sich Annette in einer glücklichen Stimmung, als sie diese wenigen Kapitel niederschrieb. Jede Zeile giebt uns Kunde davon. Dieser gutmüthige Humor, welcher das ganze Fragment mit einem so reizenden Schimmer übergießt, kann nur in einem zufriedenen Herzen seinen Ursprung haben. Und gewiß ist auch die saubere klare Darstellung, die Fülle von originellen Wendungen und übermüthig klingenden Ausdrücken hierauf zurück zu führen.

Eine andere in Westfalen spielende Novelle, welche Annette bereits in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre begonnen hatte, fand zur selben Zeit, als sie den Roman „Bei uns zu Lande auf dem Lande" schrieb, endlich ihre Vollendung: „Die Judenbuche", zweifellos eines der besten Erzeugnisse Annettens und eine der hervorragendsten Novellen deutscher Literatur. Sie hat einen criminalistischen Charakter und gründet sich auf einen Vorfall, der sich im Jahre 1782 im Paderborn'schen ereignete. Der Inhalt ist der, daß ein Mensch, der unter einer Buche einen Juden ermordet und sich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit durch die Flucht entzogen hat, sich an eben jener Buche erhängt, als er nach langen Jahren in die Heimath zurückkehrt. Die Dichterin holt weit aus. Sie führt uns die Kindheit des Helden vor und schildert eingehend seine geistige Entwicklung. Sogar einen weiteren unaufgeklärt gebliebenen Mord, welcher mit der Geschichte nur insofern zu thun hat, als der Verdacht ebenfalls auf den Helden fällt, schiebt sie ein. Aber die Schilderung der geistigen Entwicklung Mergels — so heißt der Mörder — ist ein psychologisches Meisterstück und zeugt von einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens. Mergel ist kein Bösewicht, er tödtet nicht mit kalter Ueberlegung — aber er kennt, wenn sein hoch gesteigertes Ehrgefühl verletzt wird, in seiner Wuth keine Schranken mehr. Die Dichterin zeigt, wie er sich zu einem hochfahrenden Dorfelegant entwickelt hat, welche Rolle er unter dem jungen Volke spielt — da wagt es der Jude, ihn auf dem Tanzboden, inmitten lach- und spottlustiger Mädchen und Burschen wegen eines kleinen Darlehens zu mahnen; beschämt und kochend vor Wuth steht er unter der kichernden und stichelnden Menge; er schwört, seine Schmach den Juden entgelten zu lassen. Ein Mord ist die Folge. Mergel flieht und bewegt einen ihm ähnlich sehenden etwas schwachsinnigen Burschen mit ihm zu gehen. Johannes thut es. Letzterer stirbt in der Ferne und als Mergel nach sechsundzwanzigjähriger Abwesenheit

zurückkehrt, giebt er sich als jenen Johannes aus. Erst als man seine Leiche untersucht, findet man, daß er der entflohene Mörder gewesen.

In der Charakteristik der einzelnen Personen finden wir eine seltene Anschaulichkeit und Kraft. Es sind wirkliche Landleute, welche die Dichterin uns zeichnet, mit nicht geringen Fehlern, mit wenig ansprechenden Manieren; und nicht in Bauernkleider gesteckte Salonmenschen. Sie wecken aber unser Interesse und erhalten es sich; sie packen durch die Naturtreue, mit welcher sie gezeichnet sind. Die beste Gestalt unter den wenigen Hauptpersonen ist wohl die der Mutter Mergels. Das elende Dasein des armen Weibes, das auf ihren Charakter einen ungünstigen Einfluß ausübt; ihre instinktartige Liebe zu ihrem Sohne, ihr trauriges Ende sind mit ergreifender Treue geschildert. Das ist eine Gestalt aus dem Leben, wie sie in gleich erschütternder Tragik selten in novellistischen Werken gefunden werden. Aber auch die Nebenfiguren sind gelungen, vorzüglich Margarethens Bruder Simon und der Gutsherr. Doch verschwinden die Einzelgruppen vor dem wunderbaren Gesammteindruck, den die Novelle ausübt. Sie giebt uns ein Bild bäuerlicher Zustände in Westfalen im letzten Viertel des achzehnten Jahrhunderts, wie es gleich vollendet, gleich farbenfrisch nicht wieder zu finden ist. Auf kleinstem Raume entwickelt sie Natur- und Menschenleben, Rechtsanschauungen und Sitten, das Verhältniß zwischen Bauer und Gutsherrn in überaus anschaulicher, nie über die Mittel der Dichtkunst hinausgreifender Weise. Die Darstellung ist detaillirt, aber immer gegenständlich. Alle Schilderung wächst aus der Handlung heraus und fügt sich zwanglos dem Gesammtbilde ein. In keiner ihrer Dichtungen zeigt Annette so sehr ihre echt realistische Richtung wie in der „Judenbuche“. Sie giebt die unverhüllte Wirklichkeit; kein Photograph hätte Schauplatz und Menschen getreuer abnehmen können wie sie es gethan hat, aber über dem Ganzen ruht der unerklärliche Schimmer der Poesie, mit dem nur der wahre Dichter seine Erzeugnisse übergießen kann. Annette von Droste hatte eine große Vorliebe für das Criminalistische, insofern es einen düsteren und ungewöhnlichen Anstrich zeigte. Sie plante deshalb noch weitere Novellen, welche auf dieses Gebiet herübergehen sollten: zur Ausführung derselben gelangte sie indessen nicht, weil sie im September 1841 mit ihrer Schwester und ihren Nichten, welche auf Rüschhaus zum Besuche gewesen waren, in deren Heimath reiste. Diesmal war das Ziel

die alte historisch berühmte Meersburg am Bodensee, welche Laßberg inzwischen für eine mäßige Summe an sich gebracht hatte. Annette war entzückt über das alterthümliche Schloß, welches, wie sie meinte, so recht geeignet sei Gespenster zu sehen und Vorgeschichten zu schreiben, sowie über die herrliche Lage ihrer kleinen Wohnung. Unerwartet stellte sich auch nach einigen Tagen Freund Schücking ein, den Laßberg, ohne von der Bekanntschaft seiner Schwägerin mit dem jungen Schriftsteller zu wissen und ohne mit ihr Rücksprache genommen zu haben, für Bibliothek-Arbeiten gewonnen hatte. Die Freude Annetten's, den ernst strebenden literarischen Bundesgenossen wieder zur Seite zu haben, war groß und förderte mächtig die schaffenslustige Stimmung, welche der neue Aufenthaltsort in ihr hervorgerufen hatte. Im Winter 1841/42 entstanden eine so große Anzahl werthvoller Gedichte, daß die Annahme, sie habe dieselben schon lange in ihrem Geiste herumgetragen, nicht ungerechtfertigt erscheint. In Folge einer mit Schücking geschlossenen Wette erschien sie fast jeden Tag mit einem neuen und niemals unbedeutenden Gedicht. Sie las die Produkte Abends ihrer Schwester und Levin Schücking in traulichem Zusammensein vor und hatte meist das mit komischer Verzweiflung gemischte Vergnügen, daß beide in ihren Urtheilen weit auseinander gingen. Gewöhnlich tadelte der eine, was dem andern gefiel und umgekehrt. Durch Schücking's Vermittlung erschien ein großer Theil der so geschaffenen Gedichte im „Morgenblatt", wodurch Annetten's Namen in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt gemacht wurde, denn Mitarbeiter des „Morgenblattes" zu sein, galt zu jener Zeit fast als Freibrief für die Aufnahme in die Geschichte der deutschen Literatur. Wahrscheinlich hat Annette auf der Meersburg auch ihre Novelle: „Die Judenbuche" hervorgeholt und einer Ueberarbeitung unterzogen.

Am 2. April 1842 gab Schücking seine Stellung bei Herrn von Laßberg auf, um als Erzieher bei dem Fürsten Wrede einzutreten. Der Abschied wurde den Freunden herzlich schwer, und auch die übrigen Bewohner des Schlosses sahen den liebenswürdigen jungen Schriftsteller nur ungern scheiden. Der briefliche Verkehr Annetten's mit Schücking blieb ein lebhafter, bis spätere, theilweise recht unangenehme Ereignisse die Dichterin zwangen, ihn einzustellen.

Auf der Meersburg wurde Annette noch mit mehreren hervorragenden Persönlichkeiten bekannt, von denen sie einigen näher trat. Uhland flößte ihr die lebhafteste Theilnahme ein und sie war mit

Freuden bereit, in seine Hände, die besten, welche sie finden konnte, ihren kleinen Schatz an selbst gesammelten Volksliedern niederzulegen. Nicht minder sympathisch war ihr der biedere Gustav Schwab, vor dessen dichterischer Begabung sie eine größere Hochachtung empfand, als er verdiente. Auch mit Angehörigen ihres Geschlechts knüpfte sie Verbindungen an, so mit einer Frau von Kessel, in deren Gesellschaft sie sich trefflich mit dem Erzählen von Gespenstergeschichten unterhielt.

So verlebte sie bis Ende Juli 1842 glückliche Tage am Bodensee, Tage, welche sie in selten empfundenem körperlichem Wohlsein und in einer Fülle geistiger Anregung verbrachte. Das stille Rüschhaus wäre ihr nun wohl doppelt einsam erschienen, wenn nicht ein lebhafter schriftlicher Verkehr ihr die Abwesenheit gleichstrebender Personen weniger fühlbar gemacht hätte. Mit Schücking, der inzwischen den Fürsten Wrede verlassen hatte und bei Cotta in Stuttgart eingetreten war, pflegte sie nach wie vor ihre literarischen Pläne zu berathen. Der Freund drängte sie unablässig zu einer Ausgabe ihrer inzwischen entstandenen zahlreichen Gedichte und beredete Cotta, dieselben in Verlag zu nehmen. Annette ging auf den Vorschlag ein und nahm mit Feuereifer die Reinschrift der Gedichte in Angriff, welche indessen wegen plötzlich eingetretenen heftigen Unwohlseins vorläufig nicht vollendet wurde. Es stellte sich heraus, daß Annetten das westfälische Klima durchaus nicht zuträglich war, sodaß die Mutter die völlige Uebersiedelung an den Bodensee beabsichtigte. Da der Zustand Annettens sich aber verschlimmerte, so verschob man die endgültige Entscheidung und reiste schon im October 1843 zu vorübergehendem Besuch nach der Meersburg ab. Die bewährte Heilkraft der Seeluft verfehlte auch diesmal ihre Wirkung auf Annette nicht; ihr Zustand besserte sich rasch, ihre Kräfte nahmen zu und ihre alte heitere Stimmung stellte sich wieder ein. Nicht wenig gehoben wurde sie durch den glücklichen Erwerb einer kleinen Besitzung, eines Rebhügels mit hübschem Pavillon in der Nähe der Meersburg, wo sie noch manchen Tag ihres Lebens zu verbringen gedachte. Nun ging es auch wieder mit frischem Muth an die Abschrift der Gedichte, sodaß am 12. Januar 1844 die vollständige Handschrift an den „classischen" Verleger Cotta abgesandt werden konnte. Schücking hatte alles vorbereitet. Schon am 29. Januar hatte Annette den Verlags-Vertrag in Händen, welcher ihr für eine Auflage von 1200 Exemplaren ein Honorar von 700 Gulden sicherte.

Einen großen Theil des folgenden Monats Mai verlebte sie mit Schücking zusammen, der sich inzwischen mit der Dichterin Louise von Gall verheirathet hat. Das junge Paar besuchte Annette und ward sehr herzlich von ihr aufgenommen, indessen vermochte Annette nicht, sich mit Schückings Frau zu befreunden. Letztere scheint der etwas empfindlichen Dichterin mehrfach zu nahe getreten zu sein. Nach der Abreise des Paares trat zwischen den alten Freunden eine Entfremdung ein, deren Schuld Annetten nicht zuzuschreiben ist. Schücking wandte sich nur noch selten an seine um ihn so besorgte Freundin und, wie diese zu bemerken glaubte, nur, wenn er eine Freundlichkeit von ihr zu erbitten hatte. Annette empfand den Verlust des Freundes schwer, aber ihm ernstlich böse zu werden, wurde ihr erst später Gelegenheit gegeben.

Im Herbst 1844 kehrte Annette nach Westfalen zurück und fand in Rüschhaus die ersten Exemplare ihrer Gedichte vor, einen Band von nicht weniger als 575 Seiten. Den lyrischen Gedichten folgen die größeren Erzählungen mit dem „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“ an der Spitze. Den Schluß bildet die „Schlacht am Loener Bruch.“

Wir wollen an dieser Stelle der kleineren Gedichte Annetten's nicht gedenken, weil wir ihnen im Zusammenhang mit ihrem gesammten Schaffen eine Besprechung widmen müssen und uns mit einer Charakteristik des „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“ begnügen. Annette behandelt in diesem im Winter 1841—42 entstandenen Gedichte einen Vorwurf, welcher von ihrer Neigung zum Dämonischen und Gespenstigen beredtes Zeugniß gibt. Der dargestellte Vorgang, welcher ihr durch die Sammlung deutscher Sagen der Gebrüder Grimm bekannt wurde, ist nicht neu: ein bedrängter Mann verschreibt sich in seiner Noth dem Teufel, erhält von ihm einen in ein Fläschchen gesperrten Schutzgeist, welcher ihm Glück und Vermögen bringt. Bald graust ihm vor dem entsetzlichen Begleiter, aber vergebens sucht er sich seiner zu entledigen, stets kehrt das Fläschchen an seinen Gürtel zurück. Da zerschlägt er es eines Abends. Im selben Augenblick steigt ein furchtbares Gewitter auf und ein Blitzstrahl fährt in seine Behausung, sie sofort in Flammen setzend. Er selbst schleicht sich fort, todtmüde, den Tod in den Gliedern, und er findet sein Ende auf dem Friedhof. Das Gedicht hat eine so düstere Färbung, wie sie sonst in Annetten's Schöpfungen nicht zu finden ist. Auch nicht ein einziger Lichtblick, wenn man nicht in dem Schluß, der auf eine

Versöhnung des Sünders mit dem Himmel hinzudeuten scheint, einen solchen sehen will. Auch ist die Darstellung noch dunkler, die Sprache noch beziehungsreicher, als man es sonst bei unserer Dichterin gewöhnt ist. Trotz alledem ist das Gedicht ein Meisterstück, dessen Schönheiten allerdings nicht einem Jeden schon bei der ersten Lesung in die Augen fallen. Die Schilderung des Seelenzustandes des unglücklichen, dem Teufel verfallenen Mannes ist ergreifend, von packender Anschaulichkeit. Der lapidarische Stil, dessen sich die Dichterin hier mit besondere Vorliebe bedient, ist gleichzeitig von seltener Kraft und Farbenfrische.

Die Aufnahme der Gedichte in der literarischen Welt war, wenn auch, wie das in ihrer Eigenart begründet lag, keine begeisterte, doch eine sehr günstige. Die Kritiker waren einig darin, daß man in Annette ein ursprüngliches bedeutendes Talent zu begrüßen habe. Nur unter ihren Landsleuten und Standesgenossen fand sie wie früher so auch jetzt wenig Anerkennung, sodaß sie auf den seltsamen Gedanken kam, sie neige sich der schwäbischen Dichterschule zu. Alle Achtung vor den guten Schwaben — aber Annette hätte nichts von ihnen lernen können, auch wenn sie gewollt hätte!

In der ersten Hälfte des Jahres 1845 arbeitete Annette eifrig an den Bildern aus Westfalen, und ließ einen Theil derselben in den „Historisch-politischen Blättern" (Band XVI) erscheinen. Die Schilderungen sind höchst anziehend und farbensatt. Die Verfasserin zeigt sich wiederum als eine scharfe Beobachterin, der auch scheinbar unbedeutende Charakterzüge und landschaftliche Eigenthümlichkeiten nicht entgehen. Aber sie ist auch von einer erschreckenden Freimüthigkeit. Den Münsterländer behandelt sie noch mit einigem Wohlwollen; dem Paderborner Menschenschlag dagegen stellt sie ein Zeugniß aus, an dessen Berechtigung starke Zweifel aufsteigen müssen. Der Widerspruch blieb denn auch nicht aus, die Artikel erregten einen Sturm von Unwillen, sodaß Annette sich glücklich schätzen mußte, sich als Verfasserin nicht genannt zu haben. Sie verlor die Lust am Weiterarbeiten und ließ die Schilderungen, wie so manches andere, unvollendet liegen.

Im Juli desselben Jahres mußte sie überhaupt eine längere Unterbrechung in ihren Arbeiten eintreten lassen, weil der krankgewordene Onkel Fritz in Abbenburg sie zur Pflege verlangte. Wochenlang weilte sie an seinem Bette und pflegte ihn unermüdlich, bis er im Dezember seinen Geist aushauchte. Der Verlust des theuren Onkels

und Freundes ging Annetten sehr nahe, und gerade in dieser Zeit mußte sie einen anderen Freund für immer verlieren, ohne daß der Tod sie getrennt hätte. Schücking, der in die Redaction der „Kölnischen Zeitung" eingetreten war, veröffentlichte seinen Roman: „Die Ritterbürtigen", in welchem unter Einfügung von anscheinend der Wirklichkeit entnommenen Vorkommnissen dem westfälischen Adel sehr schlimm mitgespielt wurde. Sofort lenkte sich in den getroffenen Kreisen der Verdacht, Schücking solche Geschichten mitgetheilt zu haben, auf Annette, welche vergebens ihre Unschuld betheuerte. Nun las sie selbst den Roman und gerieth über den Inhalt desselben in höchste und ganz berechtigte Entrüstung. Von jetzt ab gab es keine Gemeinschaft mehr zwischen ihr und Levin Schücking, sie trauerte nicht mehr um den einstigen Freund, sondern sie zürnte ihm.

Aber der Verlust des einen gewann ihr einen anderen, etwas vernachlässigten Freund wieder: den guten Schlüter. Er schrieb ihr in diesen leidvollen Tagen ein herzliches Briefchen, und sie knüpfte sofort wieder mit ihm an. Ihr schriftlicher Verkehr hatte fast fünf Jahre lang gestockt. Jetzt ging es wie in alter Zeit: Schriftstücke und Bücher wanderten hin und her, und es war bald wieder so, als wären die beiden Geistesverwandten nie getrennt gewesen. Einen häufigen Gegenstand ihres mündlichen und schriftlichen Verkehrs bildete der von Annette gefaßte Plan zu einem mystischen Gedichte, welches den Titel „Syry" führen sollte; leider ist von demselben außer in dem Briefwechsel mit Schlüter keine Spur mehr zu finden. „Wir hätten in dieser Allegorie", sagt P. W. Kreiten, „jedenfalls eine der originellsten, ja gegen die anderen Dichtungen durch seltene Glut und Mystik geradezu abstechende Schöpfung von durchaus Brentano'schem Gepräge erhalten."

Vielleicht ist die Dichterin gar nicht zur Ausarbeitung ihres Planes gelangt, denn im Jahre 1846 kehren in ihren Briefen die Klagen über ihren traurigen Gesundheitszustand in verdoppeltem Maße wieder. Häufiges Erbrechen, erstickender Husten, Fieber und Schlaflosigkeit rieben ihre Kräfte auf. Schließlich trat Blutruhr ein, welche das Schlimmste befürchten ließ. Nun richteten sich ihre und der Ihrigen Gedanken wieder nach dem Bodensee, wo der Hinsiechenden einzig Rettung zu winken schien. Schnell entschloß sie sich zur Abreise. Von Schlüter nahm sie herzlichen Abschied. Ihr nahes Ende ahnend, bat sie den Freund, nach ihrem Tode „Das geistliche Jahr", ihr Lebenswerk, herauszugeben. Sie schied von der

Heimath ohne alle Hoffnung, sie jemals wiederzusehen. Am 2. October 1846 kam sie, mehr todt als lebendig, auf der Meersburg an und blieb auch während des folgenden Winters so krank, daß sie sich in voller Fassung auf ihr Sterbestündlein vorbereitete. Indessen trat im Sommer 1847 eine kleine Besserung ein, welche ihr erlaubte, die erste Hälfte „des geistlichen Jahres" umzuarbeiten. Die Wintermonate brachten einen leichten Rückfall und im März 1848 trat eine bedeutende Verschlimmerung ein. Die Zeitereignisse, welche sich gerade in Baden in so schlimmer Gestalt abspielten, regten sie ungemein auf, sie glaubte an einen allgemeinen Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung und die idealen Güter der Menschheit bedroht. Auf ihren Zustand wirkte die heftige Erregung verderblich, sie beschleunigte das Ende. Am 22. Mai 1848 trat Bluthusten ein, und am 24. Mai setzte ein Herzschlag ihrem an körperlichen Leiden so reichen Dasein ein Ziel. Am 26. Mai wurde ihre Leiche auf dem Friedhofe zu Meersburg beigesetzt; über ihrem Grabe erhebt sich jetzt eine kleine Kapelle, welche ihre Schwester hat errichten lassen. In ihrer heißgeliebten Heimath sollte sie ihre letzte Ruhestätte nicht finden, aber „wer auf dem „Frieden" bei Meersburg steht, wird sich sagen müssen, daß eine Dichterin nicht leicht eine schönere Ruhestätte finden konnte."

IV.

In Annette von Droste verehren wir die größte Dichterin Deutschlands, ja der Weltliteratur, und einen der interessantesten Dichtercharaktere. Sie reiht sich würdig jenen großen Geistern an, deren Schöpfungen zu allen Zeiten die Bewunderung der Freunde des wahrhaft Schönen hervorrufen werden. Ein hervorragendes dichterisches Talent mit der Gabe unmittelbarer Anschauung, ein geistiges Vermögen von seltener Mächtigkeit, eine erstaunliche Gewalt über die Mittel der redenden Kunst und die Sprache vereinigen sich in ihr zu einer festen Harmonie. Eine hervorstechende Eigenart in der Anschauungs- und Denkweise, eine immer wieder in den Vordergrund tretende Ursprünglichkeit hindert ihre Verehrer, sie mit irgend einer anderen Erscheinung im Reiche der Poesie aller Völker und Zeiten zu vergleichen, stellt sie hoch über andere dichtende Frauen. Sie steht allein in der Geschichte der deutschen Literatur. Was sie geschaffen, könnte das geschickteste Talent nicht nachahmen und nur

von dem erreicht werden, in welchem ihr Geist wieder lebendig geworden.

Wie nur dem hervorragenden Dichter, so ist es ihr eigen, die Dinge unmittelbar zu schauen und sie ebenso, wie sie von ihr geschaut, dem Leser wieder vorzumalen. Ihre Phantasie ist durchaus gegenständlich und umfaßt mit Liebe das weite Gebiet der Wirklichkeit, vorzüglich der Natur. Ausgerüstet mit der scharfen Beobachtungsgabe, der liebevollen Hingabe und der unverdrossenen Unermüdlichkeit des ernsten Forschers legt sie sich nieder in das schwellende Haidekraut und nimmt das kaum wahrnehmbare Leben der Kleinwelt in sich auf; nichts entgeht ihr, weder die wunderbaren Lichtreflexe der untergehenden Sonne auf unabsehbarer Haide, noch das unhörbare Hüpfen und Schleichen des Käfers, noch der lautlose Flug des kleinsten Vogels. Sie schaut den glänzenden Scheitel des Säntis mit derselben Bewunderung wie die idyllische Schönheit der anmuthigen münsterländischen Ebene. Und für den Menschen und sein Seelenleben besitzt sie einen fast hellseherischen Scharfblick. Die kleinen Eigenthümlichkeiten von Personen, die mit ihr auch nur flüchtig verkehren, fallen ihr auf, und sie bringt sie sofort in Zusammenhang mit der ganzen geistigen Beschaffenheit derselben. Besonders vertraut ist ihr das Volk, in dessen Mitte sie gern verweilt, dessen von der Gewohnheit der besseren Gesellschaft so sehr abweichende Art sich zu geben, sie fleißig studirt. Mit photographischer Treue prägt sich das Gesehene und Erfahrene ihrem Gedächtniß ein, und ihre Phantasie weiß aus dem gesammelten, die heterogensten Stoffe enthaltenden Schatze Meisterstücke der Kleinmalerei zu gestalten, welche den Schöpfungen der Maler an Treue und Lebhaftigkeit der Farbengebung kaum nachstehen.

Ja, so groß ist die schöpferische Kraft ihrer Phantasie, daß nur wenige Andeutungen von anderer Seite ihr genügen, um wirkungsvolle und der eigentlichen Beschaffenheit entsprechende Gemälde aus der Natur zu entwerfen. Wie uns in reizvollen Träumen Gegenden in plastischer Anschaulichkeit vorgezaubert werden, welche wir nur aus Abbildungen oder fesselnden Schilderungen kennen, so bringt ihre Phantasie Darstellungen hervor, deren Object sie nie mit leiblichen Augen gesehen. Sie hatte die Alpen in ihrer grandiosen Schönheit nicht kennen gelernt, nie den St. Bernhard auch nur von Weitem zu Gesicht bekommen, und doch beschrieb sie in wunderbarer Anschaulichkeit die abendliche und nächtliche Wanderung des armen

Greises mit seinem Enkel. Sie hatte selbstredend nie einer Schlacht beigewohnt, ja, sie konnte zu jener Zeit nicht einmal die Bewegungen sich feindlich gegenüberstehender Truppenkörper während eines Manövers beobachten, und doch schilderte sie die Schlacht am Loener Bruch mit der übersichtlichen Genauigkeit eines Strategen. Vielleicht war sie nie in der finsteren Unterwelt oder höchstens in einer der Oberfläche nahen Höhle und doch beschreibt sie die Schrecken unterirdischer Gelasse und ihre seltsame Wirkung auf das menschliche Gemüth kräftig und sicher.

Und wie schildert sie! Sie bleibt stets der Wirklichkeit treu, aber sie erhebt sie in die Regionen des Idealischen. Selten weicht sie von dem festen Boden der Erfahrung, des Sinnfälligen; was sie gibt ist selbst in den Gespenstergeschichten das Leben, die Natur in ihrer wahren Gestalt. Und doch wird Niemand behaupten können, es ist nur die Wirklichkeit. Der echte Dichter ist kein bloßer Photograph, der in das Bild eines an sich schönen Gesichtes auch die entstellende Schmarre hinübernimmt; der in der Ansicht eines herrlichen Bauwerks auch den häßlichen Schmutzhaufen nicht vergißt, der vor dem prächtigen Portale lagert. Der echte Dichter versinkt nicht in unkünstlerischen Naturalismus, sondern bietet ein abgeklärtes Bild der Wirklichkeit. Wohl liebt Annette von Droste allzusehr das Grausige und Gespenstige, aber sie führt es uns selbst in mißlungenen Gedichten nicht in abschreckendem Gewande vor; sie gibt was ist, jedoch abgelöst von entstellendem Beiwerk. Andererseits ist sie weit davon entfernt, über die Grenzen der Wirklichkeit hinauszugehen, indem sie dieselbe mit den Reizen ihrer Phantasie auszuschmücken sucht. Sie kennt die schmale Linie, welche die idealisirende Darstellung von der Phantastik — selbst in gutem Sinne genommen — trennt, und bewegt sich auf ihr mit vollendeter Sicherheit. Das hat natürlich nur auf die Darstellung des Menschen Anwendung, da eine falsche Schilderung der Natur sich selbst corrigirt. Wenn wir betrachten, wie fein, wie richtig in allen Theilen die Personen in „Bei uns zu Lande auf dem Lande" charakterisirt sind; wie in „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard" die wackeren Mönche in scharfen Umrissen gezeichnet, der Greis und seine Tochter Rose bis zu dem armen Knäblein herab mit psychologischer Treue dargestellt sind; wie in „Die Schlacht am Loener Bruch" die der Geschichte nicht entsprechende, aber immer innerlich wahre Gestalt Christians herausgearbeitet ist, wie in dem „Spiritus familiaris des Roßtäuschers"

und in „Die Judenbuche“ die Entwicklung eigenthümlicher Seelenbewegungen folgerecht geschildert ist; wie es ihr selbst in kleinen epischen Gedichten wie „Die junge Mutter“, „Des Pfarrers Woche“, „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln“ u. a. gelingt, ein volles Bild der doch nur eben gestreiften Personen hervorzubringen, so können wir nicht anders, als der Dichterin einen hervorragenden Platz unter den Darstellern menschlicher Natur zuerkennen. Das Eine müssen wir ja zugeben: der Kreis ihrer Anschauungen ist nicht weit, und der Gesichtskreis ihrer Personen ist ein beschränkter, geistige Probleme werden von ihnen so wenig beachtet wie von der Dichterin trotz ihres idealen Gedankenflugs — innerhalb dieser Grenzen aber ist sie wahrhaft groß.

Sie wäre es nicht, wenn sie nicht auch der Mittel dichterischer Darstellung völlig mächtig wäre, jener Kunstgriffe, welche der Dichter nicht zu erlernen, sondern, gestützt auf die Erkenntniß der Arbeitsweise unserer Phantasie, nur auszubilden vermag. Nie und nirgends verliert sie sich in jene langathmigen übermäßig eingehenden Beschreibungen und Aufzählungen, welche für so manchen Dichter die morsche Eselsbrücke der Darstellung sind; sie gibt nur Striche und Andeutungen, aber jeder Strich und jede Andeutung ruft eine bestimmte klare Vorstellung in uns hervor, welche die Dichterin zu erzielen wünschte. Wir haben in dieser Hinsicht, wie in mancher anderen, in dem Gedicht: „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ ein Meisterwerk ersten Ranges zu begrüßen, dem nicht viele ähnliche Schöpfungen an die Seite gestellt werden können. Ihre Worte wirken wie grelle Blitze in dunkler Nacht: sie machen uns mit einem Male den Gegenstand von seiner am meisten auffallenden Seite sichtbar. Ein ausgezeichnetes Beispiel hierfür liefert uns die erste Strophe des schönen Gedichtes: „Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.“ Wenn es dort heißt:

„Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß,
Und stemmend gen der Wellen Guß
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.“

so werden gleichsam stoßweise eine Reihe bestimmter Vorstellungen in uns erweckt, welche zu einem großen Gemälde von lebhafter Farbengebung sich zusammenschließen. Die nebelerfüllte dampfende

Flur, durchströmt von dem nur wie ein Silberstreifen sichtbaren Flusse, taucht mit ihren im Ostwinde sich beugenden Halmen vor uns auf, wir glauben das Rauschen der Wellen zu vernehmen. Und nun erscheinen, anfangs in schwachen Umrissen, eingehüllt von Nebelmassen, dann schärfer und bestimmter, die Gestalten der Reiter. Wie treffend bezeichnet sie, wie die Pferde in den Fluß niedersteigen, mit den wenigen Worten: „Und nieder rauscht es in den Fluß", und wie malerisch in den folgenden Zeilen das Spiel der Wellen um den Bug der edlen Thiere! Das ist in der That echte dichterische Malerei.

Aber auch dann, wenn sie, wie in den Haidebildern, in der Manier anderer Dichter zu beschreiben scheint, ruft sie stets scharf umrissene Bilder in uns hervor, indem sie die Natur in der menschlichen Seele sich spiegeln läßt und die Vorstellungen durch Gedanken verknüpft. Niemals ist sie eine bloße Malerin; ihre Blicke schweifen von dem sinnfälligen Gegenstande zu seiner Beziehung mit dem Weltganzen, sie erweitert das Gesichtsfeld zu endloser Weite. Eine Mergelgrube erweckt in ihr eine Fülle der tiefsten Gedanken, und eine alte Krähe zaubert eine Reihe historischer Gestalten vor ihre Seele. Diese stetige Beziehung zwischen Mensch und Natur gibt ihren beschreibenden Gedichten einen besonderen Werth.

Mag sie nun ein Bild der reizlos scheinenden Haide oder der erhebenden Alpennatur geben, die flüchtige Libelle in ihrem lautlosen Dahinschweben oder eine gewaltige Lawine im Bilde festhalten wollen — stets erreicht sie was sie will: eine dichterische Schilderung zu bieten.

Nichts anderes will sie, ihre ganze Neigung, vielleicht auch das mächtige Beispiel Byron's ziehen sie unwiderstehlich zum Beschreibenden. Mit Vorliebe wählt sie Stoffe, welche ihr Gelegenheit geben, ihr glänzendes Talent in der poetischen Schilderung zur Entfaltung zu bringen. Sie führt den Arzt in die unterirdische Höhle, um die Schrecken der Unterwelt, sowie das reizende Spiel der Lichtreflexe in einem dunklen Raum schildern zu können; sie läßt den Greis die lange und gefährliche Wanderung über den St. Gotthard antreten, um die Majestät und die erhabene Furchtbarkeit der Alpenwelt, den Sonnenuntergang, das Erscheinen des Mondes und die Wirkung seines silbernen Lichtes auf die Landschaft, den aus einem leise rieselnden Schneefall sich entwickelnden Schneesturm zur Darstellung zu bringen; sie wählt die Niederlage des tollen Christian am Loener Bruch, um an dem Faden einer ohne Verwicklung sich

hinziehenden Handlung Natur und Gegend zu veranschaulichen; sie hat den Vetter aus Livland Besuche im Münster-, Sauer- und Paderborner-Lande machen lassen, um so für ihre Bilder aus der Heimath eine wenn auch lose Verbindung zu gewinnen. Darunter mußte selbstverständlich der kunstvolle Aufbau einer einheitlichen Handlung leiden. In der That empfindet man bei den größeren epischen Schöpfungen Annettens einen bedauerlichen Mangel. Sie sind nicht so fest gegliedert, daß nicht der eine oder andere Theil ohne Schaden für die Handlung fortbleiben könnte — ging sie selbst doch so weit, den an Schönheiten so reichen dritten Gesang des Hospiz' auf dem großen St. Bernhard zu unterdrücken. Einen kunstvolleren Aufbau zeigt uns nur die Novelle „Die Judenbuche", in welcher die Dichterin durch kluge Verschweigung und nachträgliche Aufdeckung wichtiger Umstände eine ungewöhnliche Spannung hervorzurufen vermag. Eine Verwicklung finden wir sonst in keiner der größeren Dichtungen, wohingegen sich die kleineren epischen Gedichte durch eine feste Geschlossenheit der Form auszeichnen. In den poetischen Erzählungen reiht sich mit dem Voranschreiten der Handlung das eine Bild an das andere in stetem Wechsel der Scenerie, eine glänzende und werthvolle Kette dichterischer Perlen.

Ohne Zweifel stand Annette in ihrer Freude an dichterischer Naturbeschreibung unter dem Einfluß der großen englischen Schilderer, als deren hervorragendste zu jener Zeit Walter Scott und Lord Byron das höchste Ansehen genossen. Wenn man heute noch den letzteren als den König unter allen Naturschilderern des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, so sollte man nicht vergessen, daß die westfälische Dichterin würdig ist den Thron mit ihm zu theilen, ja, daß sie den vergötterten Sohn Albions nicht selten in ihren Schöpfungen übertrifft. Sie schildert mit einer wunderbaren Anschaulichkeit und hantirt doch immer nur mit den einfachsten Mitteln der dichterischen Kunst, während jene Dichter nicht selten in den Fehler verfallen, uns Gedanken und Begriffe an Stelle farbenfrischer Bilder vorzuführen.

Mit Vorliebe bleibt Annette in ihrem geliebten Westfalen, auf der idyllischen Haide. Der Heimath schenkte sie ihre beste Kraft, aus ihren geringen landschaftlichen Reizen sog sie den Stoff zu anmuthigen Gebilden. Mit welcher Wärme singt sie von ihrem engeren Vaterlande in dem herrlichen Gedicht „Grüße", sowie in dem Vorgesange zur „Schlacht am Loener Bruch!"

„Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir treulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor Allem, dich zu lieben."

Ihr, dem dankbaren Kinde, offenbarte die eintönige Haide eine Fülle von Schönheiten, an welcher der Fremde achtlos vorüberging. Sie hat dem Münsterlande mit seinem eigenthümlichen Reiz einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur erobert, den es sonst gewiß nicht errungen hätte. „Vertraut mit ihrer heimischen Natur", sagt ein competenter Beurtheiler, „wie wenige, weiß uns Annette dieselbe mit Liebe und Innigkeit zu schildern, die in den Haidebildern ihren Höhepunkt erreichen. Eine Gegend, scheinbar ohne Leben, ohne Reize, flach, mit weitgestreckten Moor- und Ackergründen, gewinnt durch sie eine Fülle tiefsten Regens und Bewegens und erschließt uns einen ungeahnten Reichthum wechselnder Scenen und Gestalten."

Sie war eine echte Tochter des Westfalenlandes durch und durch. Sie vereinigte die seltenen Vorzüge und unbestreitbaren herben Eigenheiten des sächsischen Volksstammes in höchster Mächtigkeit in sich. In sich gefestigt und stahlhart; kühn im Denken und demüthig im Glauben; offen, ja nicht selten schroff in Wort und Schrift; knorrig und ehrlich; mit männlichem Muth aller Niedrigkeit entgegentretend, aber auch sich ängstlich vor allem Fremden verschließend; strenge prüfend und nach der Prüfung vertrauend oder abweisend; bei aller Gedankenschwere doch wieder von übermüthigem Humor und bezaubernder Liebenswürdigkeit — so steht sie vor uns, die Frau mit der Mannesseele und dem weichfühlenden Herzen, eine seltene harmonische Vereinigung der widersprechendsten Eigenschaften. Eines konnte sie allerdings als Dichterin nicht werden und ist sie auch nicht geworden: anmuthig. Sie ist kein blondes Gretchen mit naivem Augenaufschlag, sondern eine Theresia auf dem Gebiete der Dichtkunst. Wenn auch das tiefste Gefühl sie beseelte, so vermochte sie doch selten ihm einen einschmeichelnden Ausdruck zu geben. Begabt mit einer starken lyrischen Ader hat sie doch kein einziges sangbares Lied geschaffen; wohl aber eine Reihe von Gedichten, deren Naturwahrheit uns ergreift. Was den dichtenden Frauen am nächsten liegt und von ihnen am meisten besungen wird, die Liebe,

hat in den Dichtungen ihrer reiferen Jahre keinen, und in den früheren einen unscheinbaren Platz erhalten. Nach einem Liebesgedicht in des Wortes eigenster Bedeutung suchen wir vergebens. Wohl aber hat sie der treuen Anhänglichkeit an ihre Familienangehörigen und Freunde — eine Anhänglichkeit, die einen ihrer schönsten Charakterzüge ausmacht — nicht selten tief rührenden Ausdruck gegeben. Hüsser sagt von diesen Gedichten: „Was sie Freunden und Freundinnen, sei es Lebenden gewidmet, sei es Abgeschiedenen auf den Grabhügel gelegt: die Gedichte an Junkmann, an Levin Schücking, Amalie Hassenpflug, die Denkblätter an Katharina Schücking, Clemens von Droste und Henriette von Hohenhausen gehören zu dem Besten, was unsere Literatur in dieser Art besitzt." Sie war eben eine Frauenseele, die mit männlicher Kraft alles erfaßte und die Tiefe ihrer echt weiblichen Empfindung unter einer nicht eben bestechenden Außenseite verbarg. Und wenn wir ihre geistlichen Lieder lesen, so finden wir nicht den mild-innigen Ausdruck heiliger Liebe wie bei Luise Hensel, sondern den Kampf einer starken Seele, ein gewaltiges Ringen zwischen der übermächtigen Liebe zum Allerhöchsten und dem Gefühle der eigenen Unbedeutendheit und einer sicher nur eingebildeten Sündhaftigkeit. Diese Gedichte sind, wie W. Kreiten sagt, „keine Blüthen aus windgeschütztem Paradiesgärtlein einer mauerumzogenen Abteikirche; es sind hohe feste Bäume, die auf Felsboden gekeimt, in Felsen gewurzelt und von Sturm gefestigt sind."

Weiche Empfindungen zu schildern hielt sie nicht für ihre vornehmste Aufgabe, sie will packen und erschüttern, das Herz des Lesers in seinen Tiefen aufwühlen; sie, die so durchaus gesund dachte und fühlte, liebt es, die Nachtseiten der Natur und der menschlichen Seele hervorzukehren, dem Grausigen und Gespenstigen einen weiten Spielraum zu lassen, sie will den ganzen Menschen und nicht einen Theil von ihm durch ihre Schöpfungen ergreifen. Und in der That: wir fürchten und zittern mit dem alten Benoit auf seiner gefährlichen Wanderung und wir empfinden mit das unheimliche Grausen seines kleinen Enkels in dem einsamen Todtenhause; mit dem Arzte durchleben wir bebend die angstvollen Scenen in den unterirdischen Höhlen; mit dem Roßtäuscher fühlen wir die Schrecken seiner entsetzlichen Lage und glauben das Unheil des dreißigjährigen Krieges vor Augen zu haben, das die Bewohner der münsterländischen Ebene erfahren müssen. Wir können nicht anders;

die machtvolle, in völliger Unmittelbarkeit wirkende Darstellung der Dichterin reißt uns mit sich fort. Wer könnte sich dem geheimnißvollen Zauber einer Erzählung wie: „Die Judenbuche" entziehen, wer würde von einem Gedicht wie „Vorgeschichte" nicht ergriffen sein?

Das sind Dichtungen, welche zum Theil in jenes geheimnißvolle Gebiet hinübergreifen, das auch des echten Dichters Fuß nicht betreten kann ohne in Gefahr zu kommen einen Fehltritt zu thun. Auch Annette von Droste hat hier Niederlagen erlitten. Manche ihrer Gedichte mit gespenstigem Inhalt gehören zu ihren schwächsten Erzeugnissen. Sie lassen uns kalt, sie machen den Eindruck des Gezwungenen.

Doch auch diese weniger oder gar nicht gelungenen Gedichte nöthigen uns Achtung ab. Annette gehörte zu jenen höchst seltenen Dichtern, welche Unbedeutendes nicht zu schaffen vermögen, und auch durch die Mißgeburten ihrer Phantasie die Größe ihrer Begabung erkennen lassen. Unzweifelhaft bleibt richtig, daß wir nicht alle ihre Schöpfungen mit dem gleichen Genuß in uns aufzunehmen vermögen; ebenso richtig aber, daß es schwer ist, unter ihren gelungenen Erzeugnissen dem einen oder anderen die Palme zuzuerkennen. Da gibt es einen solchen Reichthum dichterischer Schönheit, daß wir schier geblendet uns abwenden müssen.

Und doch wird Annette von Droste das niemals werden, was man volksthümlich nennt. Einzelne ihrer Gedichte werden allerdings in den geistigen Schatz des deutschen Volkes übergehen und so ihr Andenken lebendig erhalten, aber eine durch eigene Lectüre vermittelte richtige Anschauung von der Größe dieses außerordentlichen Geistes wird niemals der Gesammtheit sich mittheilen. Die durchaus eigenartige Auffassungs- und Darstellungsweise der Dichterin steht dem entgegen. Sie blickt nicht mit den Augen, die uns allen gehören, in die Welt, und was sie sieht, vermittelt sie uns nicht in der Weise anderer Dichter. Ihr Bilderreichthum ist besonderer Art und häufig Wissensgebieten entnommen, welche selbst dem Gebildeten fremd zu bleiben pflegen. Absichtlich läßt sie an manchen Stellen ein geheimnißvolles Dunkel, das den verschiedensten Deutungen freien Raum läßt. Ihr kraftvoller, durchaus origineller Stil ist keineswegs so klar, wie wir es, um ungehindert genießen zu können, verlangen müssen. Nicht allein, daß es häufig schwer ist, die Beziehung des einen Gegenstandes zum andern deutlich zu erkennen, daß es häufig zweifelhaft bleibt, was die Dichterin hat sagen wollen —

der Satzbau ist nicht selten geradezu fehlerhaft. Wir bemerken das nur, um die Schwierigkeit zu erklären, die Schöpfungen der Dichterin populär zu machen, denn alles Volksthümliche muß von sonniger Klarheit sein. Wer sich in Annettens Dichtungen hineingelesen, wer deren wundervolle Schönheiten in sich aufgenommen, den stoßen solche Eigenthümlichkeiten nicht mehr; er bedauert sie nur, weil sie verhindern, daß Annette die Dichterin des deutschen Volkes wird.

Wie selten bei einem Dichter, so finden wir bei Annette von Droste einen völligen harmonischen Einklang zwischen Charakter und Dichtung. So Achtung gebietend und Achtung fordernd, so wahrheitsliebend, so treu und fest wie in ihren Dichtungen war sie auch im Leben. Nicht ein Wort hat sie niedergeschrieben, von dem sie nicht vor dem Richterstuhle des Allerhöchsten Rechenschaft geben könnte, keinen Gedanken geäußert, dem sie nicht auch im Leben Ausdruck gegeben haben würde, keinen Grundsatz verfochten, der nicht im Handeln der ihre war. An ihrem katholischen Glauben hing sie mit unwandelbarer Treue; sie hat nie gezweifelt, wenn ihre Seele auch viele und schwere Kämpfe zu durchfechten hatte. In ihrem Dichten wie in ihrem Leben erstrebte sie nur das Höchste und steckte sich und den dichtenden Frauen überhaupt ein erhabenes Ziel. Solche echt poetische und ergreifende Mahnungen, wie Annette sie in den Gedichten „An die Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs“ sowie eine „Poesie“ und „Mein Beruf“ niedergelegt hat, werden ihren Werth für alle Zeit behaupten und ihre Wirkung bewahren. Bei aller Hoheit der Gesinnung und aller innerlicher Selbstachtung, bei aller Verehrung der Poesie und lebendigen Neigung zum schriftlichen Gedanken- und Gefühlsausdruck ist sie nie Das geworden, was man einen Blaustrumpf nennt. Sie war immer zuerst Weib, wenn auch ein seltenes, und dann Schriftstellerin. Wie sich in ihren Dichtungen nichts Gemachtes findet, wie sie überall nur dem lebendig und unaufhaltsam strömenden Gefühl Ausdruck gibt, so trat sie auch im persönlichen Verkehr lediglich als Weib hervor. Hätten wir dafür keine anderen Beweise als ihre hinterlassenen Briefe, so würden diese vollauf genügen, um uns das lebensfrische Bild einer höchst anziehenden Persönlichkeit zu construiren. Nie dachte Annette, wenn sie einen Brief niederschrieb, an die Oeffentlichkeit; sie faßte ihre Briefe genau in dem anmuthigen Plaudertone ab, der ihre mündliche Unterhaltung mit einem so hinreißenden Reize umkleidete. Die Wahrheit war ihr erstes Gebot im Dichten und Leben.

Und so stellt sich uns Annette von Droste als ein Charakterkopf dar, dessen Gleichen wir in der poetischen Literatur vergebens suchen. „In Allem“, sagt ihr Biograph Hermann Hüffer, „was sie gesagt oder geschrieben hat, findet sich nicht ein Wort, dessen sie sich schämen müßte, nicht ein Gedanke, der den reinen Spiegel ihres Wesens trüben könnte. Wenn hervorragende, besonders poetisch begabte Menschen nur zu häufig mit Sitte und Gesetz in Zwiespalt gerathen, wenn wiederum in den ordnungsmäßigen Geleisen so leicht der freie Blick für eine höhere Entwicklung verloren wird, so finden wir in Annetten eine Schriftstellerin, welche mit offenem Herzen für Natur und Kunst, für Wissenschaft und Literatur ihren eigenen Weg geht, ohne doch mit einem Schritt die Grenze zu verletzen, welche das feinste weibliche Zartgefühl gezogen hat. Je näher man sie kennen lernt, umsomehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung . . . Sie gehört durchaus zu den Schriftstellerinnen, die eine dauernde Theilnahme in Anspruch nehmen, aber auch belohnen. Je länger man sich mit ihr beschäftigt, um so weniger wird man von ihren Gedichten sich etwas nehmen lassen, und um so weiter den Kreis der Dichterinnen ausdehnen, unter welchen man den Ehrenplatz ihr zugestehen möchte. Für Westfalen, für Deutschland kann kein Zweifel sein; aber ich glaube, man darf mit ruhiger Ueberlegung auch die Worte der begabten österreichischen Dichterin wiederholen, welche jenes beschränkte Lob in ein absolutes verwandeln und Annette für die größte Dichterin aller Länder und Zeiten erklären möchte.“



Sr. Bischöflichen Gnaden,

dem Hochwürdigsten Herrn

Dr. Hermann Dingelstad,

präconisirtem Bischof von Münster,

dem sechsundsechzigsten Nachfolger des heil. Ludgerus,

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom Verfasser.

Die Apostelgeschichte ist keine Geschichte der Apostel, sondern eine Apologie der Kirche.

Von

Dr. B. Schäfer.

Was hat es in der gelehrten Welt ein Aufsehen erregt, als vor einigen Jahren Professor Dr. Bickell den Rest einer Schrift aus dem apostolischen Zeitalter entdeckt zu haben glaubte! Das fragliche Schriftstück umfaßt zwar blos etliche und siebenzig Buchstaben, aber doch ist sehr viel darüber geschrieben worden. Eine noch größere Bewegung der Geister ist entstanden, als ungefähr um dieselbe Zeit eine Schrift mit dem Titel „Die Lehre der Apostel" aufgefunden wurde, die aus dem letzten Viertel des ersten Jahrhunderts stammt. Es sind darüber in wenigen Jahren weit mehr als 200 Schriften erschienen. Diese Thatsachen beweisen das große Interesse, das die Gebildeten aller Klassen an den Schriftstücken besitzen, die aus der ersten Zeit des Christenthums stammen. Wir sind jedoch so glücklich, in der hl. Schrift selbst ein Buch zu besitzen, das sicher aus dem Anfang der sechziger Jahre des ersten Jahrhunderts stammt, unter dem Beistand des hl. Geistes geschrieben ist, unversehrt bewahrt wurde und somit ganz verbürgten Aufschluß über den Beginn der Kirche gibt. Seitdem die neutestamentlichen Bücher zu einer Sammlung vereinigt sind, trägt das fragliche Buch den Namen „Apostelgeschichte". Wir möchten nun von diesem Buch zeigen, daß es keine Geschichte der Apostel, sondern eine Apologie der Kirche ist.

I. Die Apostelgeschichte ist keine Geschichte der Apostel.

Die Apostelgeschichte will die Fortsetzung des dritten Evangeliums sein. In diesem hat Lukas die Thaten und Lehren Jesu bis zur Himmelfahrt berichtet; es läßt sich daher erwarten, daß er auch die Thaten und Lehren der Apostel Jesu berichten wolle. Wir werden jedoch sehen, daß er nur Einiges davon und zu einem ganz andern

als geschichtlichen Zweck berichtet, ähnlich wie er auch die Thaten und Lehren Jesu zu einem bestimmten Zweck ausgewählt und dargestellt hat.

Wenn der Verfasser nach der Himmelfahrt (1,13) ein vollständiges Verzeichniß der Apostel gibt, wenn er dann zeigt, wie das Collegium ergänzt worden und für die gebrochene und gestürzte Säule des Judas eine neue in den Tempel Gottes eingefügt wurde: da möchte man erwarten, daß jetzt eine Geschichte der Apostel folgt. Statt dessen beschäftigt sich die Schrift in den zwölf ersten Kapiteln meist nur mit Petrus, und die sechzehn folgenden meist nur mit Paulus. Nur drei Apostel werden noch genannt, und dies geschieht jedesmal in einem Zusammenhang, der keinen Zweifel übrig läßt, daß es dem Verfasser nicht um eine Geschichte derselben zu thun ist. Es sind dies Johannes und die beiden Jakobus; die übrigen acht Apostel werden gar nicht mehr erwähnt. Johannes erscheint im dritten und achten Kapitel im Verein mit Petrus, tritt aber vor diesem ganz zurück. Nur Petri Thaten und Reden bilden das Thema der beiden Erzählungen und die Angaben über Johannes sind bloßes Nebenwerk der auf Petrus bezüglichen Darstellung.

Von Jakobus dem Aelteren haben wir im 12. Kapitel die einzige Notiz, daß Herodes ihn mit dem Schwerte tödten ließ. Also der Tod und das Martyrium eines Säulenapostels scheint dem Verfasser keiner weiteren Darstellung werth, während in der jetzt folgenden Erzählung von der Befreiung Petri die minutiösesten Angaben folgen. Da hören wir von einer vierfachen Wache vor den Kerkerthoren, von der Straße, von wiederholtem Klopfen am Haus der Maria, wir hören den Namen der Magd, die öffnete ꝛc. So ist also die Notiz über den Tod des Jakobus nur eine Vorbemerkung zu der Gefangenschaft des Petrus.

Der jüngere Jakobus wird dreimal erwähnt. Das erste Mal trägt Petrus (12,17) den Gästen im Haus der Maria auf, dem Jakobus und den Brüdern seine Befreiung zu melden. Das zweite Mal tritt er bei dem Apostelconcil auf und hält nach Petrus in gleichem Sinn eine Rede. Noch viel beiläufiger ist die dritte Erwähnung. Paulus kommt nach Jerusalem (21,18), geht am folgenden Tage zu Jakobus und erzählt allen Aeltesten seine Schicksale.

Also erreichen die Erwähnungen der drei Apostel auch nicht einmal das Minimum von dem, was man in einer Geschichte der Apostel erwarten dürfte. Es sind nur nebensächliche Bemerkungen

in der Geschichte des Petrus und Paulus; diese beiden Apostel sind der Hauptgegenstand, worauf sich die Apostelgeschichte beschränkt.

Dagegen wird Einzelnes aus der Geschichte anderer Männer mit einer Umständlichkeit und Ausführlichkeit berichtet, daß dadurch ein bedeutender Raum angefüllt wird. Die Erzählung vom Tode des hl. Stephanus bildet zwei volle Kapitel. Aus dem Munde des hl. Petrus sind uns zehn Reden aufbewahrt, gewiß sehr wenig aus einem Zeitraum von mehr als zehn Jahren, aber die Hälfte derselben zusammengenommen ist kaum so groß, als die unterbrochene Rede des hl. Stephanus, die 52 Verse anfüllt. Weiterhin wird Barnabas sehr bevorzugt, und über Timotheus erhalten wir eine solche Menge von Angaben, daß sich für längere Zeit seine Geschichte mit ziemlicher Ausführlichkeit zusammenstellen läßt. Erwähnt werden noch Markus, Lukas, Silas, Erastus, Gajus, Aristarchus, Sopater, Tychikus, Trophimus, Secundus. Und doch finden sich in der Darstellung des Wirkens der beiden Apostelfürsten die größten Lücken. Warum schweigt der Verfasser vom 12. Kapitel an über Petrus und läßt ihn dann nur noch einmal in Antiochien auftreten? Warum sagt er nicht, was das für ein anderer Ort ist, wohin er gegangen? Weßhalb das Schweigen über die Antiochenische Reise des Petrus? von dem Mißverhältniß zwischen ihm und Paulus? Die Kirche feiert heute noch ein Fest zur Erinnerung an das siebenjährige Pontifikat des Petrus in Antiochien und ein zweites zur Erinnerung an sein Pontifikat in Rom, und von der Wirksamkeit Petri an beiden Orten erwähnt die Apostelgeschichte nichts. Aus den Briefen Petri erfahren wir, daß er in kleinasiatischen Provinzen thätig war, aber auch davon erfahren wir einfach nichts.

Mit der Geschichte des hl. Paulus verhält es sich nicht anders. In seinen Briefen will er gewiß keine Geschichte seines Lebens geben, und doch erfahren wir aus denselben manche Züge, für welche in der Apostelgeschichte jede Andeutung fehlt. Die Erlebnisse des Apostels, die in 2. Kor. 11,25 ff. mitgetheilt werden, von fünfmaligen Schlägen, dreimaliger Geißlung, drei Schiffbrüchen 2c., werden in unserem Buch größtentheils nicht erwähnt. So fehlt ferner der Aufenthalt Pauli in Arabien, die Reise nach Korinth, jede Andeutung von einer Reise nach Kreta, und dazu kommt noch der räthselhafte Abbruch der Erzählung und das Schweigen über den Ausgang des Prozesses Pauli in Rom, während doch acht ganze Kapitel mit dem Bericht über die Gefangenschaft und verschiedene

Verhöre angefüllt sind. Auch früher ist theilweise seine Geschichte ziemlich vollständig gegeben, sodaß wir ihn von Ort zu Ort verfolgen können.

Ebenso lückenhaft, wie die biographischen Notizen, ist auch die Geschichte der einzelnen Kirchen behandelt. So heißt es 9,13, die Kirchen von Judäa, Galiläa und Samaria hätten Frieden gehabt, und doch ist noch gar nicht davon die Rede gewesen, daß in Galiläa christliche Gemeinden gestiftet worden sind. Paulus reist nach Damaskus, um die dortigen Christen zu verfolgen, und keine Andeutung ist vorausgegangen, welche dort das Vorhandensein von Christen vermuthen läßt. Ebenso ist die Stiftung der Kirchen in Kreta, Galatien, Thessalonich, Philippi, Korinth, Rom entweder sehr unvollständig oder gar nicht dargestellt. Wer würde aus den letzten Kapiteln der Apostelgeschichte errathen können, daß in Rom seit Langem eine Christengemeinde bestand und daß Paulus an diese schon längst seinen bedeutendsten Brief gerichtet hat? Jerusalem und Antiochien sind die Hauptschauplätze der Darstellung, und doch ist es unmöglich, aus den Angaben unseres Buches eine Geschichte der Kirchen beider Städte herzustellen. Manche Angaben der Apostelgeschichte sind nur ganz gelegentlich und nebensächlich gemacht, um den Zusammenhang mit dem folgenden zu vermitteln. So geschieht z. B. im neunten Kapitel einer Rundreise Petri Erwähnung und zweier Wunder, die er in Lydda und Joppe gewirkt hat. Allein der Bericht über die Reise und über die Wunder hat keine selbstständige Bedeutung, sondern vermittelt blos den Zusammenhang mit dem folgenden und zeigt, wie Petrus von Jerusalem nach Joppe und Cäsarea hinabkam. Gewiß sind solche Thatsachen auch Beweise für den Primat Petri, allein wir behaupten blos, daß der Verfasser ein größeres Interesse daran hatte, solche Lehren, die zur Arkandisciplin gehörten, zu verhüllen, als bekannt zu geben. Deßhalb schweigt er über den 25jährigen Primat Petri in Rom; wenn aber der Apostelfürst in Palästina an der Spitze der christlichen Gemeinden steht, so ist dies vor den Augen des Gesetzes weniger verfänglich. Man kann sich darunter das Haupt einer geduldeten Partei vorstellen, wie z. B. Schammai und Hillel an der Spitze der Pharisäerpartei standen. Dagegen hätte der Pontifex Maximus, der in Rom thronte, seine Ehre mit keinem andern, namentlich nicht mit einem jüdischen getheilt.

In den Missionsreisen Pauli ist man gewohnt, eine ausführliche Geschichte der Ausbreitung des Christenthums zu erblicken.

Nichts ist verkehrter als eine solche Annahme. Die erste Reise z. B. hat wahrscheinlich fünf bis sechs Jahre gedauert. Die zweitgrößte Insel des Mittelmeeres wird durchmissionirt, und doch erfahren wir darüber in acht Versen nichts, als daß Paulus in Salamis gepredigt, in Paphus einen jüdischen Zauberer mit Blindheit geschlagen und den Proconsul Sergius Paulus für Christus gewonnen habe. Die weiteren Vorfälle in Antiochien, Ikonium, Lystra und Derbe werden blos berichtet, weil sich an die Predigt Pauli regelmäßig eine Gegenmission der Juden und eine Verfolgung des Apostels angeschlossen hat. Aehnlich verhält es sich mit den andern Missionsreisen. Wenn Paulus anderthalb Jahre in Korinth und drei Jahre in Ephesus verweilt, so wird über diesen beiderseitigen Aufenthalt fast nichts berichtet als Auftritte, die mit einer obrigkeitlichen Unschuldserklärung des Apostels schließen. Der Verfasser gibt keine Kirchengeschichte, keine Chronik des apostolischen Zeitalters, keine Geschichte der Missionen oder Ausbreitung der Kirche. Trotzdem das biographische Moment vorherrscht, gibt er auch keine Geschichte der Apostel, sondern greift nur zwei heraus, behandelt auch deren Geschichte sehr lückenhaft, spricht dagegen theils weitläufig, theils vorübergehend von andern Männern, die für das Christenthum thätig waren. Auch gibt er nur im Allgemeinen eine lückenhafte Uebersicht über die Geschichte der christlichen Gemeinden, beschäftigt sich wohl ausführlicher mit zweien derselben, stellt aber auch deren Schicksal dürftig und lückenvoll dar. Wir finden überall dieselben Beschränkungen, dieselben Rücksichten in den biographischen und annalistischen Elementen der Geschichtschreibung.

Die Apostelgeschichte ohne Zuhilfenahme der Arkandisciplin erklären zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Daß in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts die Arkandisciplin schon bestand, das beweisen die Verläumdungen gegen die Christen, welche von den Juden ausgingen und schon seit den ältesten Zeiten in Umlauf waren. Man lese nur Athenagoras Leg. c. 4, Minucius Felix c. 9, und Tertullian Apol. c. 7. Auf Grund der Arkandisciplin war es verboten, über die hl. Sakramente oder den christlichen Gottesdienst zu reden oder zu schreiben. Ebenso mußten die meisten Dogmen geheim gehalten werden wie z. B. die Trinitätslehre, Christologie, Gnadenlehre u. a. m. Die Lehre von der Auferstehung von den Todten und die ewige Vergeltung wurden bekannt gemacht, während die übrigen eschatologischen Lehren geheim zu halten

waren. Man muß deßhalb sehr vorsichtig sein in der Annahme eines didaktischen Zweckes der Apostelgeschichte. Einige Exegeten nehmen an, der Bericht über die Bekehrung der Samariter und die Herabkunft des hl. Geistes über sie sei aufgenommen zu dem Zweck, um die Realität des Firmungssakramentes zu beweisen. Dieser Nachweis gehört ohne Zweifel der Arkandisciplin an. Unseres Erachtens soll der Bericht zeigen, daß das messianische Heil auch den ketzerischen Bastardsöhnen eines halbheidnischen Mischvolkes zu Theil wurde, während das Synedrium in Jerusalem die Kirche blutig verfolgte, und die außerordentlichen Gnaden des hl. Geistes sollen darthun, daß jene Periode jetzt vorüber ist, nach welcher die Apostel gemäß der Mahnung des Herrn zu den Städten der Samariter nicht gehen sollten. Auch lag dem Berichterstatter viel an der Entlarvung des Simon Magus.

Ebenso vorsichtig muß man mit der Annahme eines historischen Zweckes sein. Wenn Bisping anläßlich des gedachten Falles und der Bekehrung des Kämmerers der Königin Kandace sagt: „Sollte in der Entwicklung und im organischen Fortschritt und Wachsthume der Kirche keine gefährliche Lücke entstehen, so mußte sie zuerst die Samariter und Proselyten in ihren Schooß aufnehmen, bevor sie ihre Mission in die Heidenwelt antreten konnte", so können wir ihm nicht beistimmen. Daß der Kämmerer Proselyt war, ist hier sicher Nebensache. Solche Proselyten sind ja schon am Geburtstag der Kirche, an Pfingsten, aufgenommen worden, und nachher sicher noch öfters. Hier kommt es darauf an, daß ein Nachkomme Cham's und ein Verschnittener glaubt und getauft wird, zwei Eigenschaften, die im alten Testament vom Gottesreich ausschließen.

Die Annahme, daß die Verbreitung des Christenthums von Jerusalem bis Rom Zweck der Apostelgeschichte sei, ist sicher unrichtig, denn Lukas berichtet ja gar nicht, wie das Christenthum nach Rom und Italien gekommen ist. Ebenso wenig können die Verdienste Pauli um die Ausbreitung der Kirche Zweck der Darstellung sein, weil das Mitgetheilte hiefür viel zu arm und dürftig ist. Die Paulinischen Briefe geben vielfach mehr Aufschluß. Anderseits ist das Beigebrachte auch wieder viel zu reich an Einzelheiten, was für kirchengeschichtliche Zwecke völlig überflüssig wäre. Hätte Lukas blos Geschichte erzählen wollen, hätte ihm die Arkandisciplin, die schon von Christus empfohlen wurde, nicht weise Beschränkung auferlegt, so würde er doch auch das Dunkel gelichtet haben, das über dem

inneren Leben der Kirche liegt. Er würde den Gottesdienst der Christen, Sakramente, Priesterthum ꝛc. geschildert haben. Wenn plötzlich Aelteste auftreten, worunter ohne Zweifel christliche Priester zu verstehen sind, so ist diese Bezeichnung nur aus der Arkandisciplin zu erklären. So verhält es sich mit den Bischöfen, von denen Paulus in seiner Abschiedsrede zu Milet spricht. Lukas mußte unter dieser Unterstellung mehr sagen über Entstehung der Gemeinden in Judäa, am phönizischen Küstenstrich ꝛc., er durfte die Thätigkeit der übrigen Apostel außerhalb Jerusalems nicht übergehen. Auch alle die Irrlehren, die in Korinth, Galatien u. a. O., also aus christlichen Gemeinden selbst hervorgegangen sind, die vielen Kämpfe mit judaistischen Gegnern werden in der Apostelgeschichte gar nicht erwähnt. Soll der Streit des Paulus mit Petrus in Antiochien unwichtiger sein, als das Zerwürfniß mit Barnabas wegen Markus? die Nichtbeschneidung des Titus unwichtiger als die Beschneidung des Timotheus? Soll die dreimalige Erzählung der Bekehrung Pauli, die drei Reden im 23. Kapitel, der Bericht des Lysias, die breite Ausführlichkeit in dem Bericht über Cornelius nothwendiger sein, als Angaben über galatische und korinthische Kämpfe, über den Zustand der Christengemeinde in Rom, über die lange Wirksamkeit Pauli in Achaja und Ephesus?

Die Vertheilung des Stoffes ist nicht weniger auffallend. In den ersten elf Kapiteln sind die Denkwürdigkeiten von ebenso vielen Jahren zusammengedrängt. In der zweiten, fast doppelt so langen Periode ist der Stoff noch ungleicher vertheilt. Den zwei Jahren vom Abzug aus Griechenland bis zur Ankunft in Rom sind acht Kapitel gewidmet, während die vorausgegangene ausgedehnte und folgenreiche Wirksamkeit im Osten, nahezu 16 Jahre umfassend, nur in acht Kapiteln (13—20) untergebracht ist. Vom Aufenthalt in Korinth (wessen?) während anderthalb Jahren erfahren wir in 18 Versen nichts als den Anfang und das Ende der Evangelisation und über die drei Jahre in Ephesus hören wir nichts als die Vorgänge mit Skeuas und Demetrius. Oefters sind Zeitabschnitte mit großartiger Wirksamkeit und merkwürdigen Schicksalen kaum berührt. Die Tödtung eines Säulenapostels Jakobus wird mit einem Vers abgethan, und der Bericht über die Tödtung eines Diacon füllt zwei volle Kapitel.

Wir haben uns überzeugt, daß die Apostelgeschichte keine Kirchengeschichte des apostolischen Zeitalters genannt werden kann, weil sie überall Lücken offen läßt. Der hl. Chrysostomus hat schon

zur Erklärung und Ausfüllung dieser Lücken einfach auf die Tradition hingewiesen. Und wir haben ferner gesehen, daß ihr Inhalt durch und durch ungleichmäßig ist, daß bedeutende Ereignisse nur kurz, und oft scheinbar Unwichtiges weitläufig geschildert wird. Auch ist man bis heute noch nicht in den Stand gesetzt, in der Apostelgeschichte oder im Leben Pauli eine absolut sichere Chronologie nachzuweisen. Das Beigebrachte wird wohl zu dem Beweis genügen, daß die Apostelgeschichte keine Geschichte der Apostel oder des apostolischen Zeitalters ist.

II. Die Apostelgeschichte ist eine Apologie der Kirche.

1. Die Apostelgeschichte ist ein Beweis für die Göttlichkeit der Kirche.

Nachdem wir bisher gesehen haben, was die Apostelgeschichte nicht sein will, wollen wir jetzt zeigen, was ihre eigentliche Zweckbestimmung ist. Sie bildet mit dem dritten Evangelium ein Ganzes und macht nur den andern Theil eines zweigliedrigen Geschichtsbuches aus. Wie Theophilus und alle Heidenchristen, die sich zu Rom in ähnlicher Lage befanden, durch die Lehre und Thaten Jesu, die im Lukasevangelium erzählt sind, in ihrem Glauben bestärkt werden sollten, so sollen sie auch durch die Apostelgeschichte in Allem, worin sie mündlich unterrichtet waren, eine Sicherheit und Festigkeit ihrer Ueberzeugung bekommen. Die Geschichte von der Ausbreitung der Kirche kann als Beweis für den göttlichen Charakter derselben dienen. Christus sagt vor seiner Himmelfahrt: „Ihr werdet die Kraft des über euch herabkommenden hl. Geistes empfangen und werdet mir Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa, Samaria und bis an die Grenzen der Erde." Damit ist das Thema und der Faden der Erzählung in der Apostelgeschichte bezeichnet. Wie der Apostel im Römerbrief (1,16) sagt: „Das Evangelium ist eine Gotteskraft für Jeden, der da glaubt, für den Juden zuerst, dann für den Heiden", so soll auch die Gotteskraft der Kirche nachgewiesen werden in Judäa, Samaria und in den von Heidenvölkern bewohnten äußersten Theilen des Römerreiches. Deßhalb ist es dem hl. Lukas weniger darum zu thun, die Gründung der Gemeinden von Jerusalem bis Rom zu schildern, als vielmehr die Kraft des hl. Geistes nachzuweisen beim Zeugniß der Apostel in Judäa, Samaria und den Heidenländern. Daß er diesen Zweck im Auge hatte, zeigt der Gang

der Erzählung und die Auswahl des Stoffes, bei dem er sich doch sonst der größten Beschränkung befleißigte. Wir wollen nur auf die wichtigsten Erweise dieser Gotteskraft hindeuten.

Vor Allem steht mit Recht an der Spitze das große Pfingstwunder, wodurch eine innere, wunderbare Umwandlung der Apostel stattgefunden und sie für ihren göttlichen Beruf tauglich gemacht wurden. Wer kennt am Pfingsttag noch jenen Petrus wieder, der zwölf Tage zuvor vor einer Magd einen falschen Eid geschworen, daß er den Galiläer gar nicht kenne? Jetzt nennt er die Vorgesetzten des Judenvolkes Gottesmörder. Hieher gehört das große Wunder der Bekehrung Pauli. Die plötzliche Umwandlung des Saulus in einen Paulus, des wüthendsten Christenverfolgers in einen feuerglühenden Apostel Christi ist eines der größten Wunder der Welt- und Kirchengeschichte. Die Apostel weisen in ihren Predigten immer auf das allerwichtigste Wunder, die Auferstehung Christi, hin.

Nach dem hl. Chrysostomus ist die Apostelgeschichte geradezu der Nachweis der Auferstehung Christi einerseits und der Thaten und Reden des hl. Geistes anderseits. Durch die Auferstehung wird die Schmach und das Aergerniß des Kreuzes wieder beseitigt. Darauf will Petrus schon in seiner ersten Rede hinweisen; Christus ist nicht nur ein mit Wundern beglaubigter Mann, nicht nur ein Prophet wie Moses, sondern der Gesalbte, König, Messias und Herrscher des Himmelreiches. Er ist zur Rechten Gottes erhöht, hat den hl. Geist gesendet, wird wiederkommen und dann alle herrlichen Verheißungen verwirklichen. Nicht zu vergessen sind die verschiedenen Charismen oder Gnadengaben im apostolischen Zeitalter, so namentlich das an drei Stellen erwähnte Wunder der Sprachengabe, das alle Hör- und Sprechwunder, die im Verlauf der Kirchengeschichte da und dort noch aufgetreten sind, in sich begreift und auf die Vereinigung aller nach Sprachen und Stämmen getrennten Völker zu einer Familie hinweist. Viele andere Wunder reihen sich diesem an. Wir erinnern an die drei Lahmenheilungen, an die wunderbare Befreiung der Apostel aus dem Kerker, an die Wunder, welche die Diakonen Stephanus und Philippus gewirkt, an die zahlreichen großen Wunder bei der Bekehrung des ersten römischen Staatsdieners, des Cornelius, an die Erweckung der Tabitha und des Jünglings, welchen Paulus in Troas zum Leben erweckt, an die wunderbare Befreiung des Petrus aus dem Gefängniß, und an ein ganz ähnliches Wunder bei Paulus und seinen Gefährten in Philippi. Paulus selbst hat

eine große Anzahl von Wundern gewirkt, wie die plötzliche Erblindung des Zauberers Elymas in Paphus, die Lahmenheilung in Lystra rc. auf der ersten Missionsreise. In seinem ganzen Leben und Wirken ist Paulus ein Werkzeug des hl. Geistes. Dieser befiehlt, ihn für die Heidenmission auszusenden, läßt ihn nicht nach Asien gehen, heißt ihn nach Europa überzusetzen, nach Jerusalem zu pilgern rc.

Ja die Wunder sind in der Apostelgeschichte geradezu an der Tagesordnung. „Durch die Hände der Apostel geschahen viele Zeichen und Wunder unter dem Volke.“ „Man trug die Kranken auf die Straßen hinaus und legte sie auf Betten und Tragbahren, damit, wenn Petrus käme, auch nur sein Schatten Einen von ihnen berühre und sie von ihren Gebrechen geheilt würden“ (5,12. 15). „Auch Wunder nicht der gewöhnlichsten Art wirkte Gott durch die Hände des Paulus; es wurden sogar Schweißtücher und Schürzen von seinem Leibe weg auf die Kranken gelegt, und die Krankheiten wichen von ihnen und die bösen Geister fuhren aus“ (19,11. 12).

Neben den Wundern gewahren wir auch die Weissagung. Da ist vor Allem zu erwähnen, daß die Apostel nicht müde werden, in all ihren Reden auf die Erfüllung der alttestamentlichen Prophezeiungen hinzuweisen. Und zeigt nicht der Gang der Ereignisse, daß die Worte Christi sich erfüllen: „Ihr werdet mir Zeugen sein in Jerusalem, ganz Judäa, Samaria und bis an die Grenzen der Erde“? Beweist nicht Petrus höhere Erleuchtung bei Ananias und Saphira? Werden nicht Propheten in Antiochien erwähnt, welche die Hungersnoth unter Claudius voraussagten? Der Prophet Agabus verkündigt dem Paulus auf der letzten Reise nach Jerusalem Banden und Gefangenschaft. Und noch auf der Reise nach Rom hören wir den Apostel verkünden, daß das Schiff scheitern, aber kein Menschenleben verloren gehen werde.

Ferner verdient die Standhaftigkeit und der Starkmuth der Apostel und Martyrer erwähnt zu werden. Bei den erstmaligen Verhören wächst einerseits der Freimuth und die Freude der Apostel, anderseits die Verlegenheit und die Wuth der Synedristen; beides erreicht den Höhepunkt in der Verfolgung des hl. Stephanus. Das Leben des hl. Paulus ist ein fortgesetztes Martyrium; aber trotz der Verfolgung breitet sich der Glaube immer mehr auf wunderbare Weise aus. Bei der ersten Gefangensetzung der Apostel heißt es: „Die Zahl der Gläubigen wuchs von Tag zu Tag.“ Bei der ersten blutigen Verfolgung nach Tödtung des hl. Stephanus war es auf

Vertilgung des christlichen Namens abgesehen. Wie jedoch der Sturmwind zwar den Baum umbraust, aber auch den Samen weiter trägt, so dient der gegen die Kirche losgelassene Sturm nur dazu, die junge Pflanzung auch außerhalb Jerusalems zu tragen und einen neuen großen Fortschritt der Kirche anzubahnen. Die Versprengten begaben sich nach Phönizien, Cypern, Antiochien und breiteten dort den Glauben an Christum aus.

Aehnlich ging es bei der zweiten großen blutigen Verfolgung unter Herodes Agrippa. Da war nicht mehr daran zu denken, Jerusalem oder Palästina zum apostolischen Arbeitsfeld zu machen. Jetzt hat die Kirche den Boden bei den Heiden wieder erobert, den sie unter den Juden in Palästina verloren hat. Petrus geht nach einem andern Ort, worunter nach der einstimmigen Tradition Rom zu verstehen ist. Paulus tritt seine ausgedehnten Missionsreisen unter den Heidenvölkern an. Die übrigen Apostel vertheilen sich in das Bekehrungsgeschäft der verschiedenen Länder der damals bekannten Welt.

Sollen wir zum Beweis der Göttlichkeit der Kirche noch auf das Leben der ersten Christen, ihre gegenseitige Liebe, Gütergemeinschaft ꝛc. hinweisen, worin ein Urbild für die späteren Ordensgenossenschaften gegeben ist? Schließlich weisen wir noch auf das Loos derer hin, welche die Kirche verfolgt haben. Beim erstmaligen Auftreten der Synagoge gegen die Apostel zeigt sich schon die große Bestürzung der Synedristen. „Was sollen wir thun mit diesen Menschen? denn es ist ein offenkundiges Zeichen durch sie geschehen, allen Bewohnern Jerusalems ist es bekannt, nicht vermögen wir es zu leugnen" (4,16). Und bei der ersten Verfolgung, die von den Heiden ausgegangen, ist das Ende für die Urheber derselben noch kläglicher. Wir meinen den Vorgang in Philippi (16,11—40), wo Paulus, der in den Pflock gespannt war, um Mitternacht wunderbar befreit wird. Der Kerkermeister läßt sich mit seiner ganzen Familie taufen, und die heidnischen römischen Magistratspersonen kommen selbst, geben den Gefangenen frei und bitten sie um Verzeihung, daß sie römische Bürger gegeißelt haben.

Bei einer anderen Verfolgung der Kirche, die auf Anstiften der Juden durch den König Herodes Agrippa unternommen wurde, erwähnt Lukas das gräßliche Ende dieses Königs und zeigt damit, welches Loos diejenigen erwartet, die sich an den Heiligen des Herrn vergreifen. Hierdurch wird ein abschreckendes Beispiel für alle Christenverfolger hingestellt.

Auch alle anderen Mißhandlungen Pauli von Seiten der Juden endigen zu deren Beschämung und zum Triumph des Apostels und seiner Sache. In Korinth wird ihre Anklage vom Proconsul Gallio abgewiesen, und der Hauptkläger, der Synagogenvorsteher, wird vom Volke geschlagen. Der Aufstand des Demetrius endigt mit einer beschwichtigenden Erklärung. Zu Lystra geht Paulus nach der Steinigung unverletzt weiter. Die Gefangenschaft in Cäsarea und vorher in Jerusalem wird das Mittel zu einer Reihe von Apologieen, die den Erfolg haben, daß alle jüdischen und heidnischen Auctoritäten des Landes: die Pharisäer des Synedriums, Lysias, Agrippa, die beiden Procuratoren Felix und Festus seine Unschuld anerkennen. Und das Resultat der römischen Gefangenschaft ist die Freiheit der Predigt und eine Reihe göttlicher Fügungen, die den Paulus auf einen neuen Schauplatz apostolischer Thätigkeit geführt haben. So hat jeder Versuch, die Kirche zu knechten und zu schädigen, immer eine größere Ausbreitung und Verherrlichung zur Folge.

Gewiß sind diese Momente alle geeignet, die römischen Heidenchristen von der Göttlichkeit der Kirche und des Christenthums zu überzeugen. Allein die gedachten Parthien der Apostelgeschichte machen eben doch nicht den größten Theil des Buches aus; deßhalb wollte Lukas ohne Zweifel noch andere Zwecke mit seiner Schrift erreichen.

2. Die Apostelgeschichte liefert den Nachweis, daß das für Juden wie Heiden gleichmäßig bestimmte christliche Heil auf letztere übergegangen, weil erstere sich desselben unwürdig gemacht haben.

Schon im Evangelium hat Lucas die Paulinischen Heidenchristen zur Befestigung in ihrem Glauben über die feindselige Haltung des Judenvolkes unterrichtet und die Berufung der Heiden als göttlichen Rathschluß nachgewiesen. Was dort theoretisch geschehen, geschieht hier geschichtlich, indem gezeigt wird, daß das Judenthum abrogirt und dem Heidenthum die Freiheit von dem Mosaischen Gesetz garantirt ist. Das Evangelium des hl. Lukas stellt das Christenthum als Weltreligion hin, schildert den Heiland in der gewinnendsten und anziehendsten Weise, läßt überall universalistische Tendenzen durchblicken im Gegensatz zum particularistischen Judenthum. Es zeigt den Fortschritt des Christenthums vom Juden=

thum zum Heidenthum als vollendete Thatsache. Schon das Christuskind wird von Simeon als ein Licht zur Erleuchtung der Heiden bezeichnet. Die Bergpredigt hat ihren antinomistischen Charakter abgestreift. In der Aussendungsrede fehlt das Verbot, zu den Heiden zu gehen. Johannes der Täufer zeigt sich schon als Freund der Soldaten und Zöllner. Die Vertreibung Jesu aus Nazareth wird nur von Lukas gemeldet. Ueberhaupt sind dem Lukasevangelium 48 Stücke eigenthümlich, die kein anderes Evangelium berichtet; aber fast alle lassen eine freundliche Beziehung zur Heidenwelt erkennen oder eine Hinweisung auf die Verwerfung des Judenthums. Wir erwähnen nur kurz die Heilung des Knechtes des heidnischen Hauptmannes, die Salbung durch die Sünderin Magdalena, die Heilung der zehn Aussätzigen, wobei der dankbare Samariter besonders erwähnt wird, die Einkehr beim Zöllner Zachäus, die Parabel vom verlorenen Sohn, der verlorenen Drachme, dem verlorenen Schatz, vom barmherzigen Samaritan, vom armen Lazarus, vom Pharisäer und Zöllner, vom unfruchtbaren Feigenbaum. Ferner verdienen Erwähnung das Wehe über Jerusalem und die Prophezeihung von dessen Untergang. Wenn die Donnersöhne Feuer über Samaria herabrufen wollen, so sagt Jesus: „Ich bin nicht gekommen, um Seelen zu verderben, sondern zu retten.“ Sogar das Verhalten des Pilatus wird entschuldigt; kurz: bei Lucas ist Jesus ein Freund der Sünder, Zöllner, Samariter, Heiden, Römer. So ist also im Leben und Wirken Christi die Entwicklung des Evangeliums oder der Kirche grundgelegt. Aber dessenungeachtet muß das Evangelium den Juden zuerst gepredigt werden. Es ist ja eine Kraft Gottes zuerst für den Juden und dann für die Heiden. Daher richtet sich auch die erste Predigt des Apostelfürsten an die Juden, wenn er sagt: „So wisse denn das ganze Haus Israel &c.“ Die Kirche, welche aus den Juden entstanden ist, bietet auch ein recht erbauliches Bild dar, wie die schönen Schilderungen im 2., 5. und 6. Kapitel beweisen. Aber bald zeigen sich Spuren des jüdischen Geistes, so das Verhalten des Ananias und seiner Frau, die Unzufriedenheit der Hellenisten gegen die Hebräer, die Vorwürfe der Judenchristen gegen Petrus &c. Namentlich nehmen die Stimmführer und Gewalthaber der Synagoge von Anfang an eine feindselige Stellung zur jungen Kirche ein. Nachdem eine zweimalige Einkerkerung die Apostel nicht zum Stillschweigen gebracht hat, entschließt man sich zur blutigen Verfolgung, die durch die Tödtung

des hl. Stephanus eingeleitet wird und nach der Tradition 2000 Martyrern das Leben gekostet hat. Stephanus hält deßhalb auch eine Auseinandersetzung oder Abrechnung mit dem officiellen Judenthum. Die Christen wurden ja nicht als politische Verbrecher, sondern als Abtrünnige vom Mosaismus verfolgt. Es war der ausgebildete Haß gegen die Wahrheit, das Widerstreben gegen das Zeugniß von dem Auferstandenen, wodurch die Häupter der Juden zur Verfolgung getrieben wurden. Mit einer Schärfe, die bisher nicht vernommen wurde, entwickelt Stephanus die tiefe Unempfänglichkeit der Juden, auf die Paulus in seiner Schlußrede zu Rom nochmals zu sprechen kommt. Die Vertheidigung des hl. Blutzeugen, daß er nicht von Moses abgefallen sei, wird zur Gegenklage, indem er zeigt, daß seine Gegner stets Gottes Willen zuwiderhandeln. Er weist nach, wie bei der ersten Einführung der theokratischen Institution trotz ihres göttlichen Ursprungs die Undankbarkeit des Volkes und seine Unfähigkeit zum Verständniß der göttlichen Führungen in der anfänglichen Verwerfung des Moses und in dem nachmaligen Abfall aufs Schärfste hervorgetreten sei, und schließt daraus, daß es nur die Fortsetzung der früheren Widerspenstigkeit und Herzenshärte sei, wenn die Juden Jesum verwerfen, wie sie sein Vorbild Moses verschmäht haben. Den jüdischen Oberen wird die Geschichte der Vorzeit als Spiegel der Gegenwart vorgehalten. Gott hat bei allen Entwicklungsperioden der Offenbarung nach Ort, Art und Zeit dem menschlichen Willen und Erwarten entgegen dem Volke Israel stets das Heil zubereitet, aber Israel hat stets dem göttlichen Willen und Wirken entgegen das Heil unwirksam zu machen gesucht, bis sein Frevel im Morde des „Gerechten" seinen schauerlichen Höhepunkt erreicht hat. Es kann somit in der Nichtanerkennung des Messias und in der Verwerfung seiner Lehre kein Beweis gegen letztere und ihren Urheber liegen, da ihm nichts anderes geschehen ist, als was auch früheren Gottgesandten widerfuhr. Die Anklage fällt auf die Ankläger zurück.

Diese Auseinandersetzung mit dem Judenthum ist dem Verfasser wichtig genug, um aus der Rede des hl. Stephanus uns so viel (52 Verse) mitzutheilen wie aus fünf Lehrreden des Apostelfürsten Petrus zusammengenommen.

Den ganzen zweiten Theil der Apostelgeschichte kann man als eine geschichtliche Beleuchtung des Wortes Pauli zu Antiochien in Pisidien ansehen: „An Euch (Juden) mußte das Wort zuerst gerichtet werden, weil ihr es aber verwerfet, und Euch des ewigen

Lebens unwürdig machtet, sehet, so wenden wir uns an die Heiden" (13, 46). Ueberall wendet sich Paulus zuerst an die Synagoge der Juden, um da zu predigen. Diese Thatsache wird öfter, als es anscheinend nöthig ist, wiederholt. Der Verfasser der Apostelgeschichte muß deßhalb wichtige Gründe gehabt haben, dies immer und immer wieder zu betonen. Auch nimmt der Apostel die schonendste Rücksicht auf die Ueberzeugungen der Juden, sucht sogar die schwärzeste That, den Gottesmord, zu entschuldigen, indem er auf Gottes Rathschluß hinweist und hervorhebt, daß die Juden nur Werkzeuge zur Erfüllung prophetischer Vorherverkündigung waren: aber Alles hilft nichts, überall gibts Widerspruch, Verfolgung, Aufruhr, Vertreibung, Mißhandlung des Apostels (9, 24. 30; 13, 45. 50; 14, 5; 17, 5, 10; 10, 6, 12; 19, 21; 20, 3; 21, 30; 22, 22; 23, 12). Und wenn Paulus nach mehrjähriger Gefangenschaft, die ihm seine Landsleute verursacht haben, endlich in Banden nach Rom geführt wird, so kennt sein apostolisches Herz doch keine Rache, sondern nur Liebe. Gleich nach seiner Ankunft beruft er die Häupter der römischen Synagoge zu sich und predigt ihnen Christum, aber auch hier findet er nur die Fortsetzung der Herzenshärte und Widerspenstigkeit und beschließt dann seine Judenmission mit den Worten: „Treffend hat der hl. Geist durch den Propheten Isaias zu euren Vätern also geredet: . . . verstockt ist das Herz dieses Volkes . . . So sei euch denn kund gethan, daß den Heiden das Heil Gottes gesandt ist, und sie werden es hören." (28. 28.)

Auf der anderen Seite wird ebenso oft, als von der Widersetzlichkeit der Juden die Rede ist, berichtet, daß sich die Heiden der Botschaft von Jesus gefreut, das Wort Gottes angenommen und in die Kirche eingetreten seien. Schon die Propheten haben es vorausgesagt, daß das Reich Gottes diesen Gang einhalten werde. Christus selbst hat es verkündigt, wenn er sagt: „Ihr werdet mir Zeugen sein in Judäa, Samaria und bis an die Grenzen der Erde", d. h. bis in die fernsten Heidenländer. Beim Pfingstwunder, am Geburtstag der Kirche, sind Vertreter der Semiten, Chamiten und Japhetiden zugegen gewesen, und das Sprachwunder sollte ein Zeichen sein, daß jetzt jene Trennung beim babylonischen Thurmbau aufgehoben, daß die neue Theokratie nicht wie die alte an eine Nation und an eine Sprache gebunden, sondern für jedwede Nation bestimmt sei. Paulus wird ausdrücklich zum Heidenapostel berufen. „Er ist mir ein auserlesenes Werkzeug, meinen Namen zu tragen vor Heiden

und Könige und Söhne Israels" (9,15). Die Samariter und Aethiopier zeigen sich ungleich empfänglicher für die Heilswahrheiten, als die Juden. Dem Apostelfürsten wird durch eine Reihe von Wundern der Weg zur Aufnahme der Heiden in die Kirche ohne den Durchgang durch das Judenthum gezeigt. Der hl. Geist ist es, der den Saulus und Barnabas zur Predigt unter den Heiden bestimmt. Jesus leitet den Weg Pauli nicht nur nach Europa hinüber, sondern direct nach Rom (23,11). Nehmen wir noch die Beschlüsse des Apostelconcils dazu, so kann es doch nicht zweifelhaft sein, daß es für den Verfasser der Apostelgeschichte ein Hauptzweck gewesen ist, den Uebergang des Christenthums von den Juden zu den Heiden darzustellen und aus dem geschichtlichen Verlauf die Bekehrung der Heiden als eine übernatürliche Gnadenleitung Gottes kundzugeben. Der hl. Lukas wollte in der Apostelgeschichte also weniger wie ein Geschichtsschreiber die Verbreitung des Christenthums schildern, sondern mehr die Uebersiedelung desselben von Jerusalem nach Rom darstellen, die progressive Auswanderung der Kirche begründen, wie sie sich von Jerusalem entfernt und der Stadt Rom sich nähert.

Damit haben wir ein Verständniß über die vielen Lücken in unserem Buch gewonnen, da Lukas keine Geschichte der Apostel schreiben wollte, sondern wegen der Arkandisciplin Vieles übergehen mußte. Wir kennen nun auch die Bedeutung der vielen außerordentlichen Eingriffe Gottes, der wunderbaren Thatsachen im apostolischen Zeitalter, und wissen jetzt auch, warum der Verfasser des Buches gar so beflissen ist, immer und immer wieder zu betonen, daß die Predigt bei den Juden erfolglos war oder nur zu Verfolgungen führte, daß dagegen die Heiden für das Wort Gottes ein empfängliches Herz hatten. Hiermit ist wohl der größte Theil der Apostelgeschichte erklärt, aber noch nicht Alles. Es finden sich nämlich in dem Buche noch so viele Vertheidigungsreden Pauli, deren Bedeutung wir noch erörtern müssen.

3. Die Apostelgeschichte will die politische Existenzberechtigung der christlichen Religionsgenossenschaft innerhalb des römischen Reiches nachweisen.

Die Lage der jungen Kirche war die denkbar schwierigste. Die Juden waren bei allen Römern verhaßt wegen ihrer Gebräuche und besonders wegen ihrer politischen Gefährlichkeit und häufigen

Revolutionsgelüste. Weil nun das Christenthum aus dem Judenthum herausgewachsen war, hatte es zum Voraus die Abneigung und den Haß der römischen Welt gegen sich, und hieraus erwuchs den Apologeten die Pflicht, das Christenthum von den Vorwürfen zu reinigen, welche die Römer gegen das Judenthum erhoben, und die christliche Sache in politischer Hinsicht von der der Juden zu trennen. Zu der allgemeinen Abneigung gegen das Christenthum kamen noch die vielen Anklagen der Juden, daß es ein Abfall von Moses und eine neue Religion sei, die nicht staatlich anerkannt sei und nicht anerkannt werden könne, weil die Christen lehren, nicht der Kaiser, sondern ein Anderer sei Herrscher, Christus. So günstig es einerseits für die Sache des Christenthums in den Augen der Römer war, wenn es von den Juden verfolgt wurde, so gefährlich war es anderseits, den Zusammenhang mit dem Judenthum aufzugeben. Das Judenthum war in Rom als Religionsgenossenschaft gesetzlich anerkannt und es war ihm freie Religionsübung garantirt. Als neue Religion konnte das Christenthum in Rom keinen Eingang oder gesetzliche Duldung finden, weil die Verbote fremder Culte in jener Zeit sehr strenge waren. Deßhalb mußte die christliche Vertheidigung darauf sehen, daß die Kirche unter dem Deckmantel des Judenthums Duldung und Schutz finde. Durch den Schild des Judenthums gedeckt, hätte die Kirche in Rom tolerirt werden können; aber dieses gastliche Dach wurde den Christen nicht gewährt, sondern die Synagoge stieß sie in fanatischem Hasse von sich. Das war die Lage der jungen Kirche und der Glaubensboten. Gewiß ist die größte Vorsicht und Klugheit nöthig gewesen, und wir werden sehen, wie geschickt die Apostelgeschichte nach der genannten Richtung die Sache des Christenthums führt und vertheidigt.

Der Haß der Römer gegen die Juden trat früher schwächer, später immer stärker hervor. Es war ein Haß ganz anderer Art als gegen Karthago, mit dem es gegen die irdische Herrschaft kämpfte: es war ein Religionshaß. Jene strenge Verwerfung der Vielgötterei durch Moses und die Propheten, die Absonderung des auserwählten Volkes von allen Heiden, die Scheu der Juden, sich durch die Gemeinschaft mit diesen zu verunreinigen, hatte die nothwendige Folge, daß sie wieder von allen Heiden verabscheut wurden. Die römische Ansicht vom Judenthum der damaligen Zeit spiegelt sich in Tacitus wieder. Er nennt die Juden ein den Göttern verhaßtes Menschengeschlecht, das schon unter der Herrschaft der Assyrer, Meder und Perser der verachtetste Theil der unterworfenen Völker gewesen sei.

Sie seien das versunkenste Volk im Staatsleben, voller Wankelmuth, doch von gesundem Körper und ausdauernder Thätigkeit; unter sich hielten sie hartnäckig zusammen und wären zu mitleidigem Wohlthun stets bereit, gegen alle anderen aber nährten sie feindlichen Haß. So seien viele ihrer Satzungen unselig und durch widrige Verkehrtheit zur Geltung gelangt. In ihren Religionsgebräuchen, die er widersinnig und schmutzig nennt, ständen sie allen übrigen Sterblichen entgegen; für Entweihung gelte ihnen, was diesen heilig sei, für erlaubt, was diesen als Frevel gelte. Ihre Lehre vom einzigen Gott, der nur im Geiste verehrt, aber nicht in Bildern von menschlicher Gestalt dargestellt werden dürfe, sei ein bloßer Aberglaube, den ihnen zu benehmen König Antiochus vergeblich sich bemüht habe. Den zum jüdischen Glauben Uebertretenden werde vor Allem eingeschärft, die Götter zu verachten und die Heimath preiszugeben. Vergl. Tac. Hist. V, 4, 5, 8, ferner Cic. pro Flacco c. 28. Plin. Hist. nat. 13, 9, 20. Dio Cass. 37, 17.

In Folge dessen wurden auch die Christen auf's Tiefste gehaßt, weil sie in den Augen der Römer als eine jüdische Sekte galten, die sich durch eine im Judenthum erfolgte Spaltung gebildet habe. Sie galten als Anhänger einer mit Verbrechen verknüpften Superstition, so daß bei den heidnischen Geschichtsschreibern die erste Erwähnung des Christenthums es auch schon als abscheulichen und verderbenbringenden Aberglauben bezeichnet und die Christen als Feinde des Menschengeschlechtes verschreit. Diese Vorstellung muß von nun an bei den gebildeten Römern vorgeherrscht haben. Menschenfreundliche Gesinnung traute man den Christen schon als einer jüdischen Sekte nicht zu, denn der gleiche Vorwurf lastete auf dem ganzen jüdischen Volk. Es gab kein Verbrechen und keine Schlechtigkeit, die man den Christen nicht angedichtet, keinen Hohn und Spott, den man ihnen nicht zugefügt, keinen Schmutz und keine Verachtung, die man nicht auf sie geworfen hätte. Man spottete über die neue Lehre, lachte über die Leichtgläubigkeit, höhnte über die Anbetung eines Menschen. Man warf den Christen Atheismus vor, schmähte sie wegen eines schändlichen Cultus. Ganz besonders verächtlich erschien den Heiden die Verehrung, welche die Christen dem Kreuze zollten. Man behauptete, die Christen seien Verschwörer, Beleidiger der Majestät, Feinde des Staates, ja ihre ganze Lehre passe nicht zu den Gesetzen des Reiches. Mit dieser Schilderung haben wir freilich der späteren Entwicklung schon etwas vorgegriffen,

aber so viel ist sicher, daß sich die Verachtung des Christenthums von Seiten der Heiden hauptsächlich auf zwei Quellen zurückführen läßt, auf die Zusammengehörigkeit der Kirche mit der Synagoge und auf Verleumdungen von Seiten der Juden.

Das Mißtrauen, das die Römer den Juden entgegenbrachten, war gewiß sehr begründet. Unter allen Völkern des Römerreiches war keines politisch so unsicher, verdächtig, zur Revolution geneigt, wie das jüdische. Palästina gehörte zu den wundesten Punkten des Reiches im Osten. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein falscher Messias, lockte Schaaren an sich und entpuppte sich meist als gefährlicher Demagog und Empörer. So jener Theudas, der im Jahre 45 Schaaren des Volkes beredete, mit ihm an den Jordan zu gehen, dessen Wasser sich auf sein Geheiß theilen werde. Zehn Jahre später kam ein neuer Gott und Prophet aus Aegypten, der die Römerherrschaft stürzen und seine zahlreichen Anhänger auf den Oelberg führen wollte, damit sie sehen, wie auf sein Wort die Mauern Jerusalems einstürzen. Ums Jahr 60 lockte ein neuer Prophet zahlreiche Schaaren in die Wüste mit der Verheißung, sie vom römischen Druck zu befreien. Wir begreifen jetzt, warum Gamaliel auf das Schicksal des Theudas hingewiesen und wie Lysias den hl. Paulus für einen Propheten und Volksverführer aus Aegypten gehalten hat. Die ganze Religion und Orthodoxie der Pharisäer war mit der Politik verquickt. Ihre messianischen Hoffnungen gipfelten in der Erwartung eines neuen Königs, der die Römer aus Palästina vertreiben und die Pharisäer zu den Herren der Welt machen sollte. Für die Idee vom leidenden Knechte Gottes, von dem Isaias geschrieben, gab es bei den Pharisäern kein Verständniß mehr. Ihr religiöser Eifer war politischer Zelotismus, dessen Spitze in Kampf gegen die verhaßten Römer auslief. Emancipation von Rom, Sprengung der römischen Fesseln, Abschütteln des lästigen Fremdenjoches war der Kernpunkt der messianischen Hoffnungen. Die Beschneidung galt weniger mehr als religiöser Akt, sondern als politisch-nationales Unterscheidungs- und Coalitionszeichen. Wer dieses als Proselyt annahm, verstärkte die nationale Macht des Judenthums gegen die Römer. Im Pharisäerthum lag ein durch und durch revolutionäres Element. Aus ihm sind die abenteuerlichen und die fanatischen Zelotenbünden, die den Aufruhr gegen die Fremdherrschaft schürten, hervorgegangen. Hätte das Christenthum mit den nationalen Erwartungen der herrschenden Judenpartei

sympathisirt, dann wäre es von den Juden bei den Römern nicht verklagt worden. Statt dessen fordern beide Apostelfürsten die Gläubigen zum Gehorsam gegen die bestehende heidnische Obrigkeit auf. Erinnern wir uns noch, daß wir mit der Abfassung der Apostelgeschichte im Jahre 63 oder 64 nach Christus stehen; zwei Jahre später begann sich aber der jüdische Krieg in Palästina zusammenzuziehen. Die Kaiser sehen sich schon mehrere Male veranlaßt, energisch gegen die Juden einzuschreiten. Tiberius verbannte 4000 Juden nach Sardinien, und die übrigen sollten Italien verlassen. Caligula stand stets mit ihnen auf gespanntem Fuße, weil sie seine Statue nicht im Tempel dulden wollten. Auch Claudius hat die Juden wiederum aus Rom vertrieben, weil sie unaufhörlich Aufruhr stifteten.

Wir begreifen daher, daß das Christenthum in Rom mit bedenklichen Augen angesehen wurde, weil es aus dem Judenthum herausgewachsen ist. Anderseits konnte es für die Sache der Kirche nur sehr zur Empfehlung gereichen, daß Paulus der Pharisäerpartei entsagte und von ihr immer angefeindet und verklagt wurde. Wenn daher der Verfasser der Apostelgeschichte öfter, als man erwarten sollte, berichtet, daß der Apostel überall von den Juden verfolgt wurde, so konnte diese jüdische Feindseligkeit dem Christenthum in den Augen Roms nur zur Empfehlung gereichen, denn jeder Römer mußte sich sagen: Die Christen können für uns politische Bedenken nicht erregen, sonst würden sie von der zelotischen Pharisäerpartei nicht unablässig verfolgt werden. Auch der Umstand, daß der größte Theil der Juden ungläubig geblieben, brauchte von einem Vertheidiger des Christenthums den Heiden gegenüber nicht verschwiegen zu werden. Die Gründe des Unglaubens konnten das Christenthum bei den Römern nur empfehlen; es waren die irdischen großen Messiashoffnungen, welche den Römern sehr verhaßt waren, und sodann der Dünkel von der alleinigen Auserwählung, in Folge dessen die Juden es gar nicht ertrugen, daß auch die Heiden am Heil Theil haben sollten.

Der hl. Lukas geht auch noch positiv auf die Vertheidigung der christlichen Sache ein. Schon im Evangelium zeigte er, wie Christus sich nicht um politische Dinge gekümmert, anfangs nicht in Volksversammlungen, sondern nur in der Synagoge gelehrt habe. Er hat es verschmäht, sich zu politischen Dingen mißbrauchen zu lassen (4, 43), er betheiligt sich nicht an der Erbschaftstheilung, suchte sich keinen starken Anhang zu verschaffen. So oft sie ihn

zum Könige machen wollten, ist er ausgewichen; sein Reich sollte nicht mit Gepränge kommen, seine Begleiter und Diener sollten nicht bewaffnet sein. Eine glänzendere Ehrenrettung Christi in den Augen der Römer konnte es nicht geben, als wenn zwei römische Behörden ihn für schuldlos erklärten, nachdem er als Rebell verklagt war.

Aehnlich zeigt Lukas in der Apostelgeschichte, daß auch die Stiftung Christi politisch ebenso unverdächtig sei, wie ihr Stifter. Anfänglich waren es mit den Frauen blos 120 Personen. Zweimal wird die Anzahl der Gläubigen auf Grund unumstößlicher Wunder auf 3000 und 5000 angegeben; nachher erfahren wir nie mehr die Zahl der Bekehrten. Die allgemeine Menschenliebe, Gütergemeinschaft, Speisung der Armen, Collecten zur Unterstützung der Hungernden, wenn diese auch aus früheren Heiden und römischen Unterthanen bestehen sollten, und andere Werke thätiger Nächstenliebe werden hervorgehoben. Niemals greifen die Christen zur Gegenwehr, wenn sie noch so sehr verfolgt werden. Wir hören nichts von geheimen oder verdächtigen Versammlungen, und wenn von einem Concil die Rede ist, so geschieht dies, um zu zeigen, daß die Pharisäerpartei mit ihren Ansprüchen an die Heidenchristen unterlegen sei. Alles specifisch Judenchristliche, alles Particularistische, Alles, was die Römer verletzen könnte, ist vermieden. Dagegen hat es der Verfasser sichtlich darauf angelegt, zu zeigen, wie die römischen Beamten den Christen günstig waren, ja sich zu ihnen bekannten und sie gegen die Juden schützten. Es sei nur an den Prokonsul Sergius Paulus, an Cornelius, an den Proconsul Gallio, an den Tribun Lysias, an die Procuratoren Felix und Festus erinnert. Namentlich wird besonderes Gewicht auf die Vortheile gelegt, die Paulus seinem Titel als römischer Bürger verdankt. Der Apostel baut fest auf die Gerechtigkeit der römischen kaiserlichen Rechtspflege und hofft, daß sie über die Leidenschaft der Localbehörden und die Intriguen der Juden triumphiren werde, und in diesem Vertrauen wird er sogar von Christus selbst bestärkt (27, 24). Nur im Schatten und Schutze Roms allein konnte die Kirche in ihrer Kindheit aufwachsen. Rom war es, das die Juden hinderte, sich ganz ihren intoleranten Gelüsten hinzugeben. Jede Verminderung der jüdischen Macht, jede Knechtung von Seite der Procuratoren war eine Wohlthat für das entstehende Christenthum; dagegen brach auch regelmäßig eine Verfolgung der Christen von Seiten der Juden aus, wenn Roms

Zügel den letzteren gegenüber schlaff angezogen waren, wenn die Juden mit Rom auf gutem Fuß standen.

Lukas geht aber noch ganz speciell auf die Klagepunkte ein, die gegen Paulus und das Christenthum erhoben wurden. Schon in der Anklage des hl. Stephanus heißt es, er habe Lästerungen gegen Moses ausgesprochen. Vor dem Proconsul Gallio in Korinth lautet die Anklage: „Zu einer Gottesverehrung wider das Mosaische Gesetz beredet dieser die Menschen." Und in Jerusalem wird die Klage also formulirt: „Dieser Mensch hört nicht auf, gegen das Volk, das Gesetz und diesen Ort (Tempel) überall zu lehren." (21,28.) In Philippi wird Paulus wegen Proselytenmacherei oder wegen Verbreitung einer unerlaubten Religion verklagt, und dieselbe Klage wiederholt sich in Thessalonich. Hiergegen erhebt Lukas immer und immer wieder denselben Verlauf der Sache hervor, daß Paulus zuerst zu den Juden und erst dann, wenn sich bei ihnen der Geist des Widerspruchs regte, zu den Heiden gegangen sei. Er thut dies, um Pauli Treue gegen seine Volksgenossen hervortreten zu lassen. Noch auf der letzten Station, in Rom, ruft er sofort die Angesehensten der Juden zusammen und erklärt ihnen, daß er weder wegen eines Vergehens gegen das jüdische Volk und Gesetz, noch auch als Ankläger seines Volkes vor Gericht stehe, sondern einzig und allein wegen seines guten jüdischen Messiasglaubens. Auch war die Anklage in der That ungerecht. Denn Paulus hat nie den Judenchristen befohlen, jetzt das Mosaische Gesetz zu verlassen. Er verlangt in Beobachtung oder Vernachlässigung des Mosaischen Gesetzes jene Richtschnur zu befolgen, die sie vor Gott und ihrem Gewissen als die richtige erkennen. Er hofft, alle werden schließlich seiner Ueberzeugung folgen, der Geist sei durch Christus vom Joch des Gesetzes befreit; denjenigen aber, die diese Ueberzeugung noch nicht theilten, mißrieth er, ihr Gewissen durch Hintansetzung des Gesetzes zu beschweren. Deßhalb weist er die Anschuldigung, die Ehrfurcht vor dem Gesetz verletzt zu haben, entschieden zurück (25,8; 28,17). Wenn er dann in kluger Berechnung mehrmals vor den Behörden zeigt, daß innerhalb des Judenthums noch größere Differenzen zwischen Pharisäern und Sadduzäern bestehen, als zwischen Pharisäern und Christen, so zeigt er doch, daß das Christenthum nicht als Abfall von Moses, sondern als treu bewahrtes Judenthum betrachtet werden müsse. Es ist pure Verleumdung, wenn seine Gegner behaupten, daß er die auswärtigen Juden Abfall vom Gesetze lehre.

Paulus wird durch die ganze Apostelgeschichte hindurch als gesetzestreuer Jude geschildert. Er will die gebotenen Reisen zum Nationalheiligthum unter dem stärksten Geschäftsdrang seines Amtes nicht versäumen; er übt Privatascese durch Uebernahme von Nasiräergelübde zu dem ausdrücklichen Zweck, die Verleumdung zu widerlegen, daß er Abfall vom Gesetze lehre; er achtet die theokratischen Privilegien seines Volkes hoch und predigt von Anfang bis zu Ende immer zunächst den Juden und wendet sich erst zu den Heiden, wenn er durch den Unglauben der Juden oder durch göttliche Befehle oder durch besondere Umstände wie in Athen dazu gezwungen wird. Während er die Judenchristen bei Gesetz und Beschneidung belassen hat, nahm er an Timotheus aus Rücksicht auf die Juden die Beschneidung vor.

An dem Bericht über die letzte Reise nach Jerusalem und die Gefangenschaft muß in Vergleich mit dem Bisherigen die unverhältnißmäßige Länge und Ausführlichkeit auffallen. Da soll eben Paulus Alles aussprechen, was zu seiner Vertheidigung dient und seine Unschuld ins hellste Licht stellt. Wir hören aus seinem Munde mehrere und längere Reden vor dem Volke, Synedrium, Lysias, Felix, Festus, Agrippa, die den Paulus als gesetzestreuen und rechtgläubigen Juden, als schuldlos in jeder Beziehung erscheinen lassen. Diese gehäuften Apologien haben für den Verfasser der Apostelgeschichte offenbar das größte Interesse und zwar umsomehr, als so wenige Lehrreden mitgetheilt werden, so daß wir uns von der Lehrweise des Apostels nicht einmal ein anschauliches Bild machen können.

Paulus erzählt in seiner ersten Rede seine streng jüdische und pharisäische Erziehung. Ananias, ein gesetzesfrommer Judenchrist, muß den der Gesetzesübertretung angeklagten Paulus in seine Laufbahn einführen. Ueberhaupt hat der ganze Inhalt seiner ersten Rede keinen andern Zweck, als zu zeigen, daß Paulus ein frommer Israelit und kein Abtrünniger vom Gesetz gewesen sei. In der zweiten Rede, vor dem hohen Rath, stellt Paulus seine Sache als identisch mit der der Pharisäer dar. Er zeigt, daß die Hoffnung jüdischer Frömmigkeit und die Verkündigung Jesu als des Messias identisch sind. Die Pharisäer erklären ihn für unschuldig und geben sogar die Möglichkeit zu, daß er eine Offenbarung von einem Engel erhalten habe. Die frömmsten und gesetzeseifrigsten Synedristen erklären die Lehre Pauli für eine gut jüdische. Die Pharisäerpartei sieht ihre Differenzen mit den Sadduzäern für bedeutender

an, als die mit den Christen, aber trotz der pharisäischen Verwendung wird Paulus von der sadduzäischen Priesterpartei beim Procurator verklagt. Die Frage über die Fortdauer des Mosaismus tritt hier zurück vor der Frage über die Auferstehung. Die Differenz zwischen Christenthum und Judenthum wird der zwischen Pharisäismus und Sadduzäismus, zwischen rechtgläubigem und ungläubigem Judenthum untergeordnet; das Christenthum wird mit der jüdischen Orthodoxie zu einer Fraction des rechtgläubigen Judenthums gemacht. Das ist der Kernpunkt der Rede vor dem hohen Rath. In der dritten Rede vor dem Procurator Felix stellt Paulus die zwei Anklagen wegen Aufruhrstiftung und Entweihung des Heiligthums einfach in Abrede. Bezüglich des dritten Punktes, Haupt der Nazaräersekte zu sein, gesteht er die Zugehörigkeit zu, erklärt dies aber dahin, daß er damit nur dem Gott der Väter diene, Alles glaube, was im Gesetz und den Propheten stehe, und namentlich wie die Gegner, die Auferstehung erwarte. Also die Nazaräersekte ist nicht des Abfalls von der väterlichen Religion zu bezüchtigen, sondern sie übt die im Gesetz und den Propheten vorgeschriebene Gottesverehrung. In der vierten Rede vor Agrippa, dem Kenner jüdischer Sitten und Dogmen, zeigt der Apostel wiederum, daß er von Jugend auf Jünger und Ascet der strengsten Orthodoxie gewesen und auch jetzt nur wegen der theuersten Nationalhoffnung, die sich auf die den Vätern gegebene Verheißung gründet, in Anklagestand versetzt sei, weil er glaube, daß sich die Auferstehung an Einem bereits verwirklicht habe. Nicht blindlings habe er diesen der jüdischen Gesammterwartung entsprechenden Glauben angenommen, sondern durch himmlische Zeichen und Thatsachen überzeugt und umgewandelt. Seine Lehre habe keinen andern Inhalt, als was Moses und die Propheten vorausgesagt haben.

Wir hoben schon früher hervor, daß sich die römischen Behörden immer zu Gunsten Pauli aussprachen. Auch Felix und Festus, wenn sie gleichwohl als Tyrannen verschrieen sind, zeigen ein Streben nach strenger Gerechtigkeit gegenüber unerwiesenen Anklagen. Der Bericht, welcher von ihnen nach Rom an die Appellinstanz gegangen ist, konnte nur günstig abgefaßt sein und deßhalb ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß das Urtheil vom Cäsarenstuhl freisprechend lautete.

Es wäre jdoch eine ganz unrichtige Annahme zu glauben, daß Paulus so viele Reden zu seiner Vertheidigung nur aus persönlichem Interesse gehalten habe, um wieder in Freiheit gesetzt zu werden

Sehr gerne wäre er für Christus und die hl. Kirche gestorben. „Warum weinet ihr und brechet mir das Herz? Bin ich ja doch bereit, mich nicht nur binden zu lassen, sondern auch zu sterben in Jerusalem für den Namen des Herrn Jesus" (21, 13). Paulus hatte nur das Lebensinteresse der Kirche im Auge. Nur unter dem Deckmantel des Judenthums konnte die junge Kirche Duldung finden im römischen Reiche. Wurde sie vor dem römischen Tribunal als neue Religion erwiesen, so wäre zu befürchten gewesen, daß sie auch sofort geächtet wurde. Das war die große Frage, die im apostolischen Zeitalter ausgetragen wurde. Während es einerseits dem Christenthum zur Empfehlung gereichte, von den Juden verfolgt zu werden, während die Apologeten Ursache hatten, die christliche Sache von der jüdischen in politischer Hinsicht zu trennen, mußte doch anderseits der Zusammenhang mit dem Judenthum um jeden Preis festgehalten werden.

Mäcenas sagt bei Dio Cassius zu Augustus: „Verehre die Götter auf alle Weise nach den vaterländischen Gesetzen und zwinge die übrigen, sie so zu verehren. Diejenigen aber, die etwas Fremdes in dieser Beziehung einführen, hasse und strafe nicht allein der Götter wegen, weil, wer sie verachtet, auch vor nichts Anderem Ehrfurcht haben kann, sondern weil solche, indem sie neue Gottheiten einführen, Viele verleiten, auch neue Gesetze anzunehmen. Daher kommen dann Verschwörungen und geheime Verbindungen, die am wenigsten der Monarchie zuträglich sind." Als römische Maxime galt: „Keiner soll für sich seine eigenen Götter haben. Keiner soll fremde Götter, wenn sie nicht durch öffentliche Staatsgesetze anerkannt sind, für sich besonders verehren." Cic. de leg. II. c. 8.

Die gerühmte römische Toleranz bezog sich blos auf die Provinzen, in Rom selbst war die Intoleranz herrschend. Im Anfang der Kaiserzeit blickte man mit größter Besorgniß auf die Einführung neuer Religionen. Augustus besaß nicht nur im Gegensatz von Cäsar eine Vorliebe für die alten vaterländischen Gebräuche, sondern es beherrschte ihn ein tiefgehendes Mißtrauen gegen Alles, woran sich ein politischer Zweck anschließen konnte. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Gesetz gegen die Hetärien erlassen, sofern religiöse Verbindungen leicht zum Deckmantel für politische Machinationen werden konnten. Es ist unglaublich, bis zu welcher Kleinlichkeit das römische Recht seine Maßregeln gegen geheime und verbotene Zusammenkünfte zugespitzt hat. Wer neue Religionen einführte,

durch welche die Gemüther der Menschen beunruhigt werden, sollte deportirt oder hingerichtet werden. Glaubens- und Gewissensfreiheit gab es thatsächlich bei den Römern nicht. Tiberius hat ebenso strenge Maßregeln wie Augustus gegen fremde Culte eingeführt.

Die Juden genossen Religionsfreiheit im Römischen Reiche; Cäsar und Augustus haben sie ihnen garantirt. Die freie Religionsübung wurde auch auf alle Orte ausgedehnt, wo sie sich niedergelassen hatten; ihre religiösen Versammlungen standen sogar unter gesetzlichem Schutz. Es war aber den Juden keineswegs erlaubt, ihre Religion auch unter den Heiden in Rom auszubreiten, besonders war es bei schwerer Strafe verboten, daß Römer sich beschneiden ließen. Wenn sich in den Provinzen Proselyten bildeten, so ließen es die Staatsbehörden meist unbeachtet. Daraus begreifen wir, warum die Aufnahme des ersten Römers in die Kirche durch so viele Wunder motivirt wird. Die Apostelfürsten werden von Gott selbst gegen ihren Willen zur Heidenmission geleitet.

Unter dem Schutze der jüdischen Privilegien konnte die christliche Kirche erstarken und selbst in Rom ein gastliches Dach finden. Freilich mußten anderseits die Christen auch unter all den Vorurtheilen leiden, welche die Römer gegen die Juden hatten, und diese Abneigung war ja auch wegen des jüdischen Particularismus und ständiger Revolutionsgelüste sehr begründet. Und doch leiden die Christen mit den Juden lieber alles Ungemach, als daß sie erklärt hätten: wir sind keine Juden, wir bilden eine eigene Religionsgenossenschaft. Aus der Apostelgeschichte selbst erfahren wir ja durch Aquila und Priscilla, daß die Christen mitbetroffen wurden, als Claudius die Juden aus Rom vertrieb. Als neue Religion wäre das Christenthum auch als unerlaubte Religion erklärt worden. Geduldet wurde es nur insofern und so lange, als es in den Augen der Römer für eine jüdische Secte angesehen wurde und somit die Freiheit genoß, die dem Judenthum gesetzlich garantirt war. In dem Maße, als sich die Kirche vom Judenthum ablöste und den Heiden als besondere Religionsgenossenschaft erschien, wurde die politische Berechtigung ihrer Existenz in Frage gestellt. Die stärkste Waffe, womit anfangs das Synedrium gegen die Christen kämpfte, war das Streben, die Christen für abgefallene Juden und damit aller öffentlicher Rechte verlustig zu erklären. Erschien das Christenthum als Abfall von einer erlaubten Religion, als eine Empörung gegen einen alten Volksglauben, dann war es vogelfrei

im Römerreich. Die Apostelgeschichte zeigt aber, daß das Christenthum keine neue Religion und nicht Abfall vom Judenthum, sondern dessen Erfüllung ist und deßhalb in die Rechte desselben eintritt.

Jetzt werden wir das große Interesse begreifen, das unser Verfasser von Anfang an bis ans Ende an den Tag legte, einerseits alles specifisch Christliche zu verbergen und anderseits das Christenthum als Erfüllung und Vollendung des wahren Judenthums darzustellen. Man hielt die Christen für eine jüdische Sekte. Wie Christus selbst, blieben sie auch dem Gesetze getreu und unterschieden sich nach außen von ihren jüdischen Brüdern blos durch den Lehrbegriff. Die Christen wandten die alttestamentlichen Prophezeiungen auf Christus an, und die Juden glaubten, daß dies nicht mit Recht geschehe. Die Christen glaubten, daß der Messias bereits erschienen sei, und die Juden erwarteten ihn noch. Die Entscheidung solcher Fragen, die man heute innerkirchliche nennen würde, gehörte nicht vor das römische Forum. Der Proconsul Gallio in Korinth hat sich nur auf den gesetzlichen Boden gestellt, wenn er sich in theologische Fragen nicht einmischen wollte. Ebenso erklärt der Tribun Lysias: „Ich vernahm, daß er in Streitpunkten ihres Gesetzes angeklagt werde, jedoch keines Verbrechens schuldig sei, das Tod oder Bande verdiente.“ Festus sagt zu Agrippa „Es brachten jedoch die Kläger, die gegen ihn auftraten, keine Anschuldigungen vor, wie ich sie vermuthete; wohl aber erhoben sie einige Streitfragen, über ihre eigene Religion gegen ihn und über einen gewissen verstorbenen Jesus, von dem Paulus versicherte, daß er lebe“ (25, 19). Solche Stellen, die Lukas geflissentlich öfters anführt, beweisen doch schlagend, daß selbst von den römischen Tribunalen die Zusammengehörigkeit von Judenthum und Christenthum anerkannt wurde. Wenn Paulus gar so oft auf das christliche Fundamentaldogma der Auferstehung Christi hinwies, so möchten wir behaupten, daß er dies auch aus dem Grunde thut, um einen triftigen Beweis für den Zusammenhang von altem und neuem Bund zu geben. Oft kann man hören, er habe damit einen Zankapfel zwischen Pharisäer und Sadduzäer hineinwerfen wollen. Eine solche Auffassung ist doch zu profan. In der Auferstehung Christi erblickt der Apostel die Entfaltung der alttestamentlichen Knospe zur vollen und herrlichen Blume. In der Auferstehung ist die Schmach und das Aergerniß des Kreuzes durch die Herrlichkeit der Verklärung und durch die Erhöhung beim Vater voll und ganz aufgewogen. Auf

den Auferstandenen passen alle Verheißungen von der Glorie des Messias. Die Auferstehung ist die höchste Blüthe aller Prophezeiungen, und wenn daher der Apostel so oft zeigt, daß Christi Auferstehung und Verherrlichung im alten Bunde von den Propheten vorausgesagt sei, so beweist er den innigen Zusammenhang der alt- und neutestamentlichen Oekonomie, und letztere kann keine neue Religion sein, sondern ist die Entfaltung, der Höhepunkt, die Erfüllung, die Frucht der alttestamentlichen Religion. Weit entfernt, daß das Christenthum ein Abfall von der Mosaischen Religion sei, muß im Gegentheil der Glaube an Moses zu Christus hinführen; denn Moses hat von ihm prophezeit.

Später wurde es den Christen zum Vorwurf gemacht, daß sie zuerst als jüdische Sekte auftretend, unter dem Deckmantel einer öffentlich geduldeten Religion sich einzuschleichen gewußt haben, während sie doch von dieser Religion abgefallen seien. Celsus sagt: „Die Juden sind doch ein eigenes Volk, und sie beobachten einen vaterländischen Cultus, was es auch immer für einer sein mag, worin sie es machen, wie alle anderen Menschen. Mit Recht werden bei jedem Volke die alten Gesetze beobachtet. Frevel aber ist es, von den alten Gesetzen abzufallen . . . . Wer glauben kann, daß Hellenen und Barbaren in Asien, Europa und Lybien in einem Religionsgesetz übereinstimmen können, muß ganz von Sinnen sein.“ (Lib. 8, c. 72.)

Es wäre jedoch für das Christenthum ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, vor dem römischen Forum den Charakter einer erlaubten Religion zu erlangen. Der Stand der damaligen Gesetzgebung, die Ziele der kaiserlichen Politik, der Haß, der auf den Juden lastete, und auch die Eigenthümlichkeit der christlichen Religion gestatteten dies nicht. Denn die junge Kirche mußte in der That von römischen Bürgern verlangen, von der Staatsreligion abzufallen. Und wer das Christenthum einmal angenommen hatte, der durfte die bisherigen römischen und gesetzlichen Ceremonien nicht mehr beobachten. Unser Buch schweigt deßhalb auch gänzlich über die Ausbreitung der Kirche in Rom. Es blieb der Kirche gar nichts anderes übrig, als sich unter das ungastliche Dach der Synagoge zu stellen und den Zusammenhang mit dem Judenthum möglichst lange festzuhalten. Tertullian sagt dies mit dürren Worten, daß es den Christen hauptsächlich darum zu thun war, unter dem Deckmantel des Judenthums staatliche Duldung zu erwerben (sub um-

braculo religionis saltem licitae. Apol. 21). Freilich mußte es für die Dauer zu einer Trennung kommen, und dieser Scheidungsprozeß ist durch die Zerstörung Jerusalems bedeutend gefördert worden.

Man wende nicht ein, daß das Christenthum schon durch Nero für unerlaubt erklärt worden sei. Es waren nicht Grundsätze des römischen Staatsrechtes, welche die erste heidnische Verfolgung veranlaßten, sondern es war der Volkshaß, dessen Gegenstand die Christen waren. Die fanatische Menge war bereit, alle Schandthaten von ihnen zu glauben, und so konnte Nero sich populär machen, wenn er den beim Volk verhaßten Menschen eine Strafe auferlegte. Erst unter Domitian in den letzten Jahren des ersten Jahrhunderts wurden die Christen als Abtrünnige von der Staatsreligion, aber zugleich mit den Juden, verfolgt, und erst unter Trajan war jener Rechtsgrundsatz ganz ausgebildet, wonach der römische Staat seine Interessen mit denen der heidnischen Staatsreligion identificirte, und der Abfall von der Religion als Staats- und Majestätsverbrechen gestraft wurde. Damit war dann für die Kirche der Weg für ein zweihundertjähriges Martyrium eröffnet. Wie wäre es aber der Kirche ergangen, wenn Rom schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts diese Stellung den Christen gegenüber eingenommen hätte? Menschlich betrachtet muß es als unmöglich erscheinen, daß die junge Pflanzung der Kirche hätte Wurzel fassen und sich ausbreiten können. Das Senfkörnlein wäre zertreten worden und hätte sich nicht zu einem Baume entfaltet. Durch die Vorsicht und Klugheit der Christen und durch die Politik, welche in der Apostelgeschichte vertreten ist, gelang es, die Achtserklärung des Christenthums als unerlaubter Religion mehrere Decennien oder gar ein halbes Jahrhundert hinauszuschieben. Unterdeß konnte die junge göttliche Pflanzung wachsen, gedeihen und sich ausbreiten. Und als Rom sich anschickte, sie auszurotten, war sie bereits so festgewurzelt und stark geworden, daß das Blut der Martyrer nach zweihundert Jahren für Christo das Römerreich eroberte.

Inhaltsverzeichniß.

Ein Wort zum Frieden

in dem

confessionellen Kampf der Gegenwart.

Von

einem evangelischen Theologen.[1])

~~~~~

Vorwort.

Welches ist die Grenze, wo wir als Christen aufhören dürfen, zu vergeben, und anfangen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Hier gilt, was Jesus zu Petrus sprach, als er ihn fragte: Herr, wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir sündiget, vergeben? Ist's genug, siebenmal? Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal; was er dem Johannes antwortete, als er zu ihm sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb die Teufel aus in Deinem Namen, und wir wehreten ihm, denn er folgte Dir nicht mit uns: Ihr sollt es ihm nicht verbieten, denn es ist Niemand, der eine That thue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns; was er zu den Jüngern sagte, als sie ihn versuchten: Herr, willst Du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie (die Städte, die ihm die Aufnahme verweigerten): Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.

„Aber siehst Du nicht, wie erbittert die Angehörigen der beiden Kirchen einander gegenüberstehen?“ — Wird es durch das sich Abschließen in der Trennung besser? Das ist die Taktik des bösen

---

1) Der Verfasser hat die Aufnahme seiner Schrift unter die Frankfurter zeitgemäßen Broschüren gestattet. Das Erscheinen dieser Friedensworte ist ein so erfreuliches Ereigniß, daß wir gern zur weitern Verbreitung derselben beitragen wollten. Einer besondern Versicherung, daß wir diese Schrift in der That einem „evangelischen Theologen“ verdanken, bedarf es kaum, da sie deutlich genug für sich selber spricht. Wohl aber müssen wir bitten, manchen Satz, der einem katholischen Leser bedenklich erscheinen könnte, in der wohlwollenden Absicht des Verfassers auffassen zu wollen. Uebrigens empfehlen wir allen, welche der lateinischen Sprache kundig sind, die Anschaffung der Originalausgabe und das Studium der lateinischen Noten, welche hier des beschränkten Raumes wegen unterdrückt werden mußten. D. H.
~~~~~

Feindes: Erst hat er uns in die Einseitigkeit getrieben, um uns zu trennen. Jetzt benutzt er die Trennung, uns in der Einseitigkeit zu erhalten und zu bestärken. Die Irrlehren und Mißbräuche, deren wir die Anderen und die Anderen uns beschuldigen, hätten nicht aufkommen oder sich nicht halten können, wenn wir eins geblieben wären. Die Einigung soll dienen, das Falsche und Unechte, das die lange Trennung auf beiden Seiten verschuldet hat, durch gegenseitiges Zurechtweisen und Voranleuchten im Guten hinweg zu räumen. Jede Verhandlung im Voraus ablehnen, weil wir den Erfolg noch nicht in den Händen haben, wäre dasselbe, als wenn der Arzt sagen wollte: Ich werde kommen, wenn der Kranke gesund sein wird. Ich berufe mich auf den, der gesagt hat: So ihr Glauben habt, als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein. Sollte das Gebet im Glauben, das die Verheißung hat: Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfangen, nicht die Kraft haben, das Eis zu schmelzen, das sich um die Herzen lagert, und sie in der Liebe zu einander erglühen zu machen?

„Wo bleibt aber die Treue gegen das Eigene?“ — Mein Streben ist durchaus positiv. Ich will nicht einreißen, sondern bauen, nicht auflösen, sondern erfüllen, von der Schale zum Kern dringen. Das ist das Herrliche an dem Versöhnungswerk, daß wir nicht aufzugeben haben das Ursprüngliche, das uns gemeinsam ist, sondern nur das Eingedrungene, das uns scheidet.

Zuletzt, und das ist die schlimmste Versuchung, weil sie die Gläubigen unter den Evangelischen und den Katholiken zugleich trifft: „Wollt ihr dem Weltgeist widerstehen? Er ist über euch beide, über das Positive im Christenthum hinaus.“ — Wir kennen die Kluft, die zwischen dem Christenthum und der modernen Weltanschauung besteht. Offenbarung, Sündenfall und Erlösung, Auferstehung und Himmelfahrt, Himmel und Hölle, alle diese Lehren, die wir allsonntäglich im Gottesdienst bekennen, sind der Welt ein Schlag in's Angesicht. Es ist ein Principienkampf, in dem wir stehen. Es handelt sich darum, ob das Diesseits oder das Jenseits, Christus oder die Welt den Sieg davon tragen soll. Kann es uns zweifelhaft sein, wofür wir uns entscheiden? Christus hat gesagt: Ich bin das A und das O. Ich war todt, und siehe, ich lebe. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein, und er wird mein Sohn sein. Es spricht, der solches zeuget: Ja, ich komme bald, Amen. Ja, komm, Herr Jesu! Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns allen, Amen!

Einleitung.

Gegen auftauchende Einigungsbestrebungen werden die Bedenken erhoben, daß durch sie der Bekenntnißstand der Einzelkirchen erschüttert, dem Unglauben Vorschub geleistet und Aergerniß gegeben wird.

Darauf ist Folgendes zu erwidern:

1. Kein Bekenntniß, das bisher aufgestellt worden ist, hat die biblische Wahrheit in ausdrücklichen Glaubensartikeln erschöpft. Der Reichthum des uns in Christo geschenkten Heiles ist so groß, daß ihn kein menschlicher Geist, also auch kein von Menschen verfaßtes Symbol nach seiner ganzen Fülle sich anzueignen und darzustellen vermag. Die Bekenntnisse der Evangelischen und der Katholiken sind Zeugnisse, wie der christliche Glaube von denen, die sie einander gegenüber gestellt haben, aufgefaßt und verstanden worden ist. Ihre Urheber verwahren sich ausdrücklich dagegen, einer zukünftigen vollkommeneren Ausprägung desselben vorgreifen zu wollen. Es hieße den Reformatoren zumuthen, was ihnen nicht in den Sinn gekommen ist, wenn wir ihnen die Anmaßung zuschreiben wollten, die Entwickelung der christlichen Kirche auf immer zum Abschluß gebracht zu haben. Sie haben uns durch ihr Beispiel ebenso ermuntert als verpflichtet, der christlichen Lehr- und Lebenswahrheit einen immer reinern Ausdruck zu verleihen, und wir würden ihrem Geist untreu werden, wenn wir nicht auf der von ihnen eingeschlagenen Bahn muthig fortschreiten wollten.

Es geht nicht an, zu sagen: Ueber das Bestehende darf nicht hinausgegangen werden. Dann hätte die Reformation auch nicht geschehen dürfen, denn sie war auch ein Hinausgehen über das bis dahin allein Zurechtbestehende. Melanchthon schreibt von der Augsburgischen Confession: Ich änderte Vieles und feilte das Meiste täglich um. Die Nürnberger Legaten schreiben an den Rath: Des Kurfürsten Räthe und Gelehrte sitzen noch täglich ob ihrem Rathschlag in Sachen des Glaubens, ändern und bessern daran. Nach der Vorlesung wurde weiter daran geändert. Es gibt eine confessio variata und wieder eine invariata. Stehen wir gegen die Reformatoren so weit zurück, daß wir ihre zeitlichen Werke als absolute Autoritäten anerkennen müssen?

2. Alles wahre Einigungsstreben kommt nicht von außen, sondern von innen. Es geht nicht aus dem Unglauben, sondern aus dem Glauben hervor. Es liegt im Wesen des Unglaubens, daß er trennt. Wahre Einigung kann nur der Glaube erringen.

3. Bei jedem Aergerniß gilt es zu fragen nicht nur, wer es gibt, sondern auch, wer es nimmt. Die Welt ärgert sich an allem, was ihr nicht gefällt. Der Unglaube nimmt Anstoß an dem, was christlich ist. Christus sagt: Wehe der Welt, der Aergerniß halber. Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menschen, durch den es kommt. Damit meint er das Aergerniß, das die Schlechten, Trägen, Eigennützigen an dem Fortgang des Reiches Gottes nehmen. Er selbst, der Sündenreine, hat Aergerniß gegeben bis zum Gekreuzigtwerden.

Luther sagt: „Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seele geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seele rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.“ — „Ich wollte gern noch mehr Aergerniß anrichten, wenn ich nur mehr wüßte, das Gott gefiele und die Welt verdröße.“ — „Leid sollte es euch sein, wo sie sich nicht an euch ärgerten, denn es wäre das Zeichen, daß ihr den Feinden des Evangelium zu Gefallen lebetet. Daß sie sich aber ärgern, deß sollt ihr lachen und gutes Muthes sein, dieweil ihr wißt, daß es Gott gefällt.“

Sollte die Entwickelung der Kirche nur in der Weise sich vollziehen, daß immer neue Differenzen in ihr aufkommen, sie in immer kleinere Abtheilungen gespalten wird? Sollte eine Wiedervereinigung nur dann möglich sein, wenn sie im politischen Interesse gewünscht oder mit Gewalt erzwungen wird? Das wäre das Zeichen, daß die Kirche ihre Lebenskraft erschöpft hat. Was lebt, hält zusammen. Nur das Todte geht auseinander. Wo die trennenden Mächte die einigenden überwiegen, da ist das Leben zu Ende.

Immer sagen: Die Kirche ist in ihrem Wesen Eine, und sie soll auch in ihrer Erscheinung wieder Eine werden, aber nicht dazu thun, daß es geschieht, wohl gar die verspotten, die sich darum bemühen, beweist einen Mangel an Thatkraft, der aus dem Kleinglauben hervorgeht.

Jetzt, wo der Kampf nicht mehr ist zwischen reinem und entartetem Christenthum, sondern zwischen dem Ja und Nein der Offenbarung und des Gottesglaubens, sollen die gläubigen Christen

aller Bekenntnisse der ungläubigen Welt gegenüber zur Vertheidigung des Einen, das uns gemeinsam ist und das uns wahrhaft noth ist, des Glaubens an Jesum Christum, den Sohn Gottes und Erlöser der Welt, einander die Hand reichen.

Wenn die edle Kraft, die bisher in der gegenseitigen Bekämpfung vergeudet worden ist, auf das gemeinsame Ziel sich richten wird, was für ein freudiger Wetteifer zum Heil der Seelen und zur Ehre Gottes wird entstehen, welcher Erfolg wird unser Bemühen krönen![1])

A. Die Einheit.

I.

Die Kirche ist Eine. Die Einheit ist nicht eine Eigenschaft der Kirche, sie gehört zu ihrem Wesen. Die Kirche war im Anfang Eine. Sie ist auch in der Trennung Eine geblieben. Wir, Evangelische und Katholiken, sind nicht völlig von einander getrennt. Wir sind immer noch Christen. Zwischen uns besteht nicht eine prinzipielle Scheidung, sondern nur eine zeitliche Trennung, die wir im Glauben an Christum überwinden sollen.

Die Namen katholisch und evangelisch, welche Christus in den Worten zusammenfaßt: Predigt das Evangelium aller Kreatur, Mark. XVI, 15, enthalten nicht das Ausschließliche Einer Kirchengemeinschaft, sondern das, was den Christen als solchen gemeinsam ist. Sie ergänzen sich als das Aeußere und Innere zum Wesen der christlichen Kirche.

---

[1]) Die confessionelle Eifersucht hindert auch die freie Entfaltung der Wissenschaft. Janssen's Geschichte des deutschen Volkes dient nicht der Polemik. Es ist ein Werk, das die Wissenschaft nicht entbehren, ohne Schaden nicht übersehen kann. „Nicht vorwiegend die sogenannten Haupt- und Staatsactionen, Kriegszüge, Schlachten, sondern die Geschichte unseres Volkes vorzugsweise vom culturhistorischen und socialpolitischen Standpunkt" finden wir darin ausführlich beschrieben. Seine Stellung zu den Andersgläubigen bestimmt Janssen, indem er verheißt, „treu zu pflegen mit der Kirche, was bei den einzelnen Parteien vom Christenthum noch auf lebendiger Wurzel grünt. Von Herzen befürworte ich ein einheitliches Zusammengehen mit den von uns getrennten Confessionen auf allen Gebieten, wo ein solches erreichbar ist, namentlich gegenüber dem Unglauben und dem Materialismus, gegenüber den Feinden einer jeden Kirche."

Alle heidnischen Religionen waren Nationalreligionen in dem Sinn, daß in ihnen das religiöse und das nationale Bewußtsein sich deckte, jenes völlig in dieses eingeschlossen war. Dagegen ist das Christenthum von allem Anfang mit dem Anspruch aufgetreten, die Universalreligion zu sein. Christus hat sich des Menschen Sohn genannt. Damit ist er auf die Ureinheit zurückgegangen, hat er sich als den zu erkennen gegeben, dessen Sendung nicht in den Schranken Eines Volkes, Eines Stammes beschlossen ist, sondern der gekommen ist, alles unter sich als seinem Haupt zusammenzufassen. Er hat das Höchste gesetzt, sich selbst, sein heiliges Leben, als das Einigende, und das Weiteste, die Menschen als solche, als das zu Einigende. Er hat die Völker aus der Zersplitterung erlöst, worein eigennützige Interessen sie eingeengt hatten, und sie zu einem freien Verein der Liebe und des Friedens verbunden. In der christlichen Atmosphäre aufgewachsen, vermögen wir den Umschwung nicht zu ermessen, welchen das Evangelium in allen Verhältnissen hervorrief. Die Welt staunte über das unerhörte Schauspiel, daß die Völker, die bis dahin feindlich einander gegenüber gestanden hatten, in friedliche Gemeinschaft traten, brüderlich einander zu Hilfe kamen, ihre Gaben austauschten.

Wir vermögen nicht zu behaupten, daß die Einheit aller Menschen, welche Christus verkündete, bereits überall den Sieg davon getragen habe und zur allgemeinen Anerkennung gelangt sei. In der Gegenwart schlagen schlaue Staatskünstler den Ton der Confessionalität an, um die Nationalität damit zu stützen. Daneben zeigt sich aber auch ein mächtiger Zug zur Internationalität. Wie die christliche Religion diesen Zug dem Menschengeschlecht wiedergegeben hat, so feiert sie in seiner Verwirklichung den höchsten Triumph. Dazu ist aber die innere Einigung die nothwendige Voraussetzung und die Bedingung des Gelingens.

II.

Alle Christen sind eins in dem Glauben an Christus, als den Sohn Gottes. Auf die Frage des Herrn: Wer, sagt Ihr, daß ich sei, antwortet Petrus im Namen der Jünger: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, Matth. XVI, 16. Johannes hat sein Evangelium geschrieben, damit wir glauben, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes, Joh. XX, 31. Paulus bekennt: Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist

Jesus Christus, 1 Kor. III, 11. Er ist das Haupt, Eph. IV, 15. Wir sind durch Einen Geist alle zu Einem Leib getauft, 1 Kor. XII, 13. Wir sind Gottes Hausgenossen und Bürger mit den Heiligen, Eph. II, 19. Auf dem Fels, von welchem Christus sagt: Auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeinde, Matth. XVI, 18, sind wir miterbaut. So oft wir das Apostolicum bekennen, welcher Kirche geloben wir uns? Nicht einer Einzelkirche, sondern der Kirche, welche Christus durch sein Blut sich erworben hat, welche immer dieselbe geblieben ist und welche den Faden der geschichtlichen Entwickelung bewahrt. Das Vaterunser beten wir in Gemeinschaft der Christen an allen Orten und zu allen Zeiten. In die Erscheinung tritt die Einheit der christlichen Kirche in der gemeinsamen Feier des Sonntages, der drei hohen Feste des Kirchenjahres.

Wenn die Einheit im Wesen der Kirche begründet ist und so mannichfaltig in die Erscheinung tritt, sollten wir nicht streben eins zu werden?

III.

Christus und die Apostel ermahnen die Gläubigen unablässig zur Liebe und Eintracht.

Christus spricht zu seinen Jüngern: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe unter einander habet, Joh. XIII, 34. 35. Er betet für uns im hohenpriesterlichen Gebet: Auf daß sie alle eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir und ich in Dir, auf daß die Welt erkenne, Du habest mich gesandt, Joh. XVII, 21. Die Einheit der Gläubigen soll das irdische Abbild der Einheit des Vaters und des Sohnes und das wirksamste Mittel sein, die Welt zum Glauben an die göttliche Sendung des Sohnes zu bestimmen. Der Hoffnung auf die Einigung entsagen heißt Christum verleugnen. Sein ist das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Paulus ermahnt die Christen, Eines Sinnes zu sein, Röm. XII, 16, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufes, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater, welcher ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen, Eph. IV, 3—6, nicht Spaltungen unter einander sein zu lassen, sondern fest zu halten an Einem Sinn und Einer Meinung, Phil. II, 2. Petrus schreibt: Seid alle gleichgesinnt, mitleidig,

brüderlich, barmherzig, freundlich, vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern dagegen segnet, 1 Petri III, 8. 9. Die Schande wollen wir Christo nicht anthun und die Freude wollen wir seinen Feinden nicht gewähren, daß sie auf unsere gegenseitige Anfeindung hinweisend sagen: Christus kann nicht der gewesen sein, für den er sich ausgab und für den ihn die Jünger gehalten haben. Sonst müßten die besser unter einander sein, die sich zu ihm bekennen.

IV.

In der Augsburgischen Confession ist die Trennung nicht angelegt. Sie sollte durch sie abgewendet werden. Die evangelischen Fürsten und Abgeordneten der Städte haben sie abfassen lassen, damit „in dieser Religionsangelegenheit die Meinungen und Sätze der Parteien in gegenseitiger Liebe, Milde und Sauftmuth persönlich gehört, eingesehen und erwogen werden, damit, nachdem, was von beiden Seiten in Schriften falsch dargestellt oder verstanden worden ist, beseitigt oder berichtigt worden, jene Sachen zu der Einen einfachen Wahrheit und christlichen Eintracht beigelegt und zurückgeführt werden, damit im Uebrigen von uns die Eine lautere und wahre Religion geübt und bewahrt wird, damit wir, wie wir unter Einem Christus sind und streiten, so auch in Einer christlichen Kirche in Einheit und Eintracht leben können." In der Vorrede versichern sie: „Wir erbieten uns, mit den vorgenannten Fürsten und unseren Freunden über die erträglichen Weisen und Wege freundschaftlich uns zu vergleichen, damit wir, soweit es mit Ehren geschehen kann, zusammenkommen und, nachdem die Sache zwischen uns Parteien ohne gehässigen Streit friedlich verhandelt worden ist, so Gott will, die Uneinigkeit gehoben und zur Einen rechten, wahren und einträchtigen Religion zurückgeführt wird, damit, wie wir alle unter Einem Christus sind und streiten und Einen Christus bekennen sollen, alles zur Wahrheit Gottes hindurchgeführt wird, was wir mit den heißesten Gebeten von Gott erflehen."

V.

Wie können wir getrennt sein und bleiben wollen, die wir im Glauben an Christus eins sind? Ist Er getheilt? Ist Er nicht Einer?

Wie wir zu Christus stehen, so stehen wir zur Kirche. Wer den Glauben an Christus aufgegeben hat, dem wird es leicht, die

Einheit der Kirche aufzugeben. Wenn wir im Glauben eins mit ihm sind, müssen wir auch die Einheit der Kirche wollen. Wie wir zur Kirche stehen, so stehen wir zu Christus. Lebt das Bewußtsein ihrer Einheit nicht in uns, streben wir nicht mit aller Kraft sie zu erhalten und wiederherzustellen, dann lebt Christus nicht in uns, der die Einheit ist.

Daß so viele, auch unter den Theologen, bei der gegenwärtigen Zerklüftung der christlichen Kirche sich beruhigen, ist uns der Beweis, wie äußerlich ihnen das Christenthum ist. Der wahre Christ vermag die Einzelkirche nur als Glied der Einen Kirche, die eigene nur in Gemeinschaft mit der andern recht anzuerkennen und zu schätzen. Das volle Vertrauen haben wir zu der Kirche nur als zu der Einen und allgemeinen. Nur als solche ist sie die Kirche, hat sie die Zukunft, ist sie die Macht, welche die Welt überwindet.

Nicht nur die eine oder die andere Kirche, welche die Einheit verschmäht, ist in der Zersetzung, sondern die Trennung selbst, und daß so viele den unermeßlichen Schaden nicht fühlen, den sie anrichtet, sondern meinen, es müsse so sein, und es sei ja gut so, und es möge daher auch so bleiben, ist Zersetzung.

B. Die Trennung.

I.

Mehr als Mißbrauch haben die Reformatoren nicht nachweisen wollen, noch können. Wer nicht mehr nachweist, als Mißbrauch, der beweist auch nur, daß der Mißbrauch abzustellen, nicht, daß Trennung vorzunehmen ist. Luther sagt in der Schrift wider die Wiedertäufer an zwei Pfarrherren: „Wenn man schon jetzt leider zu Rom nicht wohl lebt, wie es sich ziemt, so ist doch deswegen keine Ursache so erheblich und groß, wird auch nimmer sein, daß Jemand sich mit Fug und Recht absondern soll. Ja, wie sich die römische Kirche übler hält, je mehr soll man ihr zu Hilfe kommen. Denn mit Ausweichen wirst Du nichts richten, weil man Christus wegen des Teufels nicht lassen soll." In dem Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen worden, vom Februar 1519, sagt er: „Daß die römische Kirche von Gott für allen anderen geehrt sei, ist kein Zweifel, denn daselbst hat

St. Peter und Paul, 46 Päpste, dazu vielhunderttausend Märtyrer ihr Blut vergossen, die Höll' und Welt überwunden, daß man wohl greifen mag, wie gar einen besonderen Augenblick Gott auf dieselbe Kirche habe. Ob es nun leider zu Rom also steht, daß es wohl besser sein sollte, so ist doch kein Ursach so groß noch werden mag, daß man sich von derselben Kirche reißen oder scheiden soll, ja, je übler es zugeht, je mehr soll man zulaufen und hangen, denn durch Abreißen oder Verachten wird es nicht besser. Man soll Gott um Teufels willen nicht lassen, noch die übrigen Frommen um des bösen Haufens willen meiden, ja, um keinerlei Sünd' oder Uebel, das man gedenken oder nennen mag, die Liebe zertrennen und die geistliche Einheit theilen, denn die Liebe vermag alle Dinge und der Einigkeit ist nichts schwer." 1532 schreibt Luther an den Herzog von Preußen: „Das Zeugniß der ganzen christlichen Kirche, wenn wir schon nichts mehr hätten, soll uns genügen, bei ihr zu bleiben und darüber keine Secten zu hören noch zu leiden, denn gefährlich ist es und schrecklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtige Zeugniß der christlichen Kirche, so sie von Anfang her nun über 1500 Jahre in aller Welt einträchtlich gehalten hat." [1])

II.

Als Reformator war Luther der eifrige Sohn seiner Kirche. In ihr hat er die Reformbestrebungen kennen gelernt, die bereits seit einem Jahrhundert auf den Concilien zu Kostnitz und zu Basel zur Sprache gekommen waren, und die besonders darauf zielten, die Disciplin zu verbessern, den Clerus auf die Kirchengeschäfte hinzuweisen, das Volk im Glauben zu befestigen und sittlich zu erneuern. Das Wort Reformation im Sinne der Zurückführung des ursprünglichen Zustandes im Gegensatz zu dem eingerissenen Verderben war lange vor Luthers Auftreten in allgemeinem Gebrauch. Ohne sie hätte er selbst nicht werden können, der er war, und der er nur in ihr und durch sie geworden ist.

Wie aber den Propheten nicht in den Sinn gekommen ist, die Theokratie zu verlassen, wie verfallen sie war, weil sie Gottes Wort in ihr niedergelegt erkannten, so hätte auch Luther, treu seinem Wort:

---

1) Noch 1519 hat Luther erklärt, daß er mit Huß keine Gemeinschaft habe und in Ewigkeit kein Schisma billigen werde, daß die Hussiten übel gehandelt durch ihre Trennung von der Einheit des römischen Stuhles.

„Nichts soll mich von der Kirche scheiden, mit der mich die Wahrheit verbindet", alles über sich ergehen lassen sollen, ehe er aus der Kirche schied oder sich scheiden ließ; an das, was der Kirche geblieben war und was sie nicht verlieren konnte, ohne aufzuhören, sie selbst zu sein, anknüpfen, das Werk ihrer Erneuerung von innen heraus beginnen und durchführen sollen.

Wir stimmen Döllinger bei, welcher sagt: „Wir haben anzuerkennen, daß der Drang der deutschen Nation, unerträglich gewordene Mißbräuche und Aergernisse in der Kirche abgestellt zu sehen, an sich wohl berechtigt und den besseren Eigenschaften unseres Volkes, seinem ethischen Unwillen über Entweihung des Heiligen durch Herabziehung der religiösen Dinge zu habgierigen und heuchlerischen Zwecken entstammt war. Wir weigern uns nicht, zu gestehen, daß die große Trennung und die damit verknüpften Stürme ein ernstes über die katholische Christenheit verhängtes und nur allzusehr von Clerus und Laien verdientes Strafgericht war, und darum schlagen wir reumüthig im Namen der Völker an die Brust und gedenken der Mahnung des seligen Cardinal Diepenbrock, die Glaubensspaltung im Geist der Buße für gemeinsames Verschulden zu ertragen. Aber diese Mißbräuche und Aergernisse wären auch ohne Trennung zu beseitigen gewesen, wie das in den früheren Jahrhunderten durch den treibenden Geist der Kirche stets der Fall war. Man reparirt einen reparaturbedürftigen Dom nicht, indem man einen Neubau daneben aufführt. Luther hätte in Wahrheit ein Reformator werden und bei seiner hohen geistigen Begabung und der Energie seines Charakters das größte Verdienst um das deutsche Volk und die Kirche sich erwerben können, wenn er innerhalb der Kirche, der er unter keinen Umständen den Gehorsam künden durfte, gleich einem heiligen Benedikt, Dunstan, Franziskus von Assisi, Dominikus, Karl Borromäus und Franz von Sales seine reformatorische Thätigkeit entfaltet hätte."

III.

Luther stand in seinem reformatorischen Wirken nicht allein. Er hatte fast die ganze Welt für sich. Der Einzelne vermag nichts, wenn er nicht aufnimmt und ausführt, was alle wollen. So wurde auch Luther von den Neuerungsideen seiner Zeit getragen. Die 95 Streitsätze verdanken ihren Erfolg weniger ihrem Inhalt, als dem Bedürfniß, dem sie entgegenkamen. Der Boden war gepflügt.

Luther kam mit Reisegeld und Empfehlungsbriefen des Kurfürsten Friedrich des Weisen versehen nach Worms. Kaiser Maximilian empfahl ihn dem Kurfürsten, man möchte seiner einmal wider den Papst bedürfen. Er wurde von diesem mit seinem Wissen und Willen in Gewahrsam gebracht. In den Verhandlungen, die zu Worms nach den öffentlichen mit ihm gehalten wurden, hat er gedroht, man sollte die Sache nicht zu weit treiben, sonst würde er beweisen, wer und wie viele hinter ihm ständen. Der Veröffentlichung der Bulle trat in vielen Städten offenbarer Widerspruch entgegen.[1]) Sogar tumultuarische Auftritte blieben nicht aus und drohten der Reformation Gefahr.

IV.

Auf die Reformation findet das Wort des Paulus Anwendung: Im Geist habt ihr angefangen, wollt ihr es nun im Fleisch vollenden? Gal. III, 3. Wer wird behaupten wollen, daß König Heinrich VIII. von England, Kurfürst Moriz von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, König Gustav Adolf von Schweden bei ihren Unternehmungen von der reinen Liebe zum Evangelium sich haben leiten lassen? Kaum, daß Heinrich VIII. die Herrschaft des Papstes von dem Insellande abgeschüttelt hatte, nahm er den katholischen Cultus und die bischöfliche Verfassung für die Staatskirche wieder auf. Kurfürst Moriz bietet uns das Bild eines aufstrebenden Gewaltherrschers, der zur Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne keine Schwenkung und Untreue verschmähte. Ueber Gustav Adolf schwebte die deutsche Kaiserkrone als Hoffnungsgut.

V.

Der Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit geschah dadurch, daß die Formen, in welchen die politische Herrschaft in Deutschland bis dahin bestanden hatte, sich lösten. Das im sechzehnten Jahrhundert die Geister am meisten in Anspruch Nehmende war die Reformation. Indem die zur Souveränität aufstrebenden

[1]) In Erfurt, wo die Bulle gedruckt und zum Kauf ausgeboten wurde wurde sie sogleich zerrissen und in's Wasser geworfen. Ebenso in Torgau und anderen Städten. In Leipzig wurde Eck, der sie überbrachte, mit Widerwillen aufgenommen außer von dem Herzog und dem Bischof.

Fürsten zu ihren Schirmherren sich aufwarfen, jeder in seinem Land oder Ländlein sie auf eigene Faust unternahmen und in einem Sonderbekenntniß territorialistisch sich abschlossen, gewannen sie die Unterlage, worauf sie dem Papst und dem Kaiser zugleich widerstanden.

Die Fürsten und Städte traten das Erbe der Reformation an. Sie übernahmen die Kirchenregierung, die bis dahin die Bischöfe in ihren Sprengeln ausgeübt hatten. An die Stelle der ecclesia, der Kirche als der Einen, traten die ecclesiae apud nos, die Landeskirchen, an die Stelle der Concilien die Reichstage. In Bezug darauf heißt es in der Vorrede zu der Augsburgischen Confession: „Wir, die unterschriebenen Kurfürsten, Herzöge und Abgeordneten der Städte, bieten unserer Prediger und unser Bekenntniß, wie die Lehren aus den heiligen Schriften und dem lautern Wort Gottes in unsern Ländern, Herzogthümern, Gebieten und Städten überliefert und in den Kirchen vorgetragen werden." Die obrigkeitliche Gewalt griff überall für die neue Lehre ein. Den Einzelnen wurde wenig freie Wahl gelassen. Köstlin sagt: „Die Maßregeln zur Durchführung der Reformation wurden auf die Bevölkerung im Ganzen angewendet. Neben dem hierdurch in einem Lande bewirkten evangelischen Kirchenwesen wurde das römisch-katholische nicht mehr geduldet." [1]) Diplomatische Verwahrungen wie die folgenden: „Jetzt handelt es sich nicht darum, daß die Herrschaft den Bischöfen entrissen werde, sondern nur das Eine wird verlangt, daß sie leiden, daß das Evangelium rein gelehrt wird, und einige wenige Gebräuche nachlassen, welche ohne Sünde nicht beobachtet werden können" — „Die Unseren dürfen nicht scheinen, diese Sache ohne Bedacht angegriffen zu haben oder aus Haß gegen die Bischöfe, wie Einige fälschlich argwöhnen", erhärten unsere Behauptung mehr, als daß sie sie umstoßen. [2]) Die Fürsten, welche an der Spitze der reformatorischen Bewegung standen, haben die Scheidung nicht vermieden,

[1]) Nur die Fürsten, ihre Theologen und weltlichen Räthe handelten. Auf das Volk als materia vilis, die noch nicht zum Selbst- und Rechtsbewußtsein erwacht war, wurde keine Rücksicht genommen. Die kirchlichen Angelegenheiten ordneten sich der Staatsverwaltung als ein Zweig derselben ein, die nun auch in Gewissenssachen nach dem Buchstaben des Gesetzes verfügte.

[2]) Diese Verwahrungen waren bestimmt, dem Volk, das treu an dem Bestehenden hing, den Uebergang zu dem Neuen zu erleichtern. Die Welt ist der Messe so zugethan, schrieb Melanchthon, daß es scheint, als könne man sie den Menschen kaum entwinden.

sondern gewollt. Sie war ihnen im Voraus beschlossene Sache. Sonst wurden sie nicht souverän. Aber die Schuld sollte abgewendet werden.[3]) Luther stand im Kampf der Landesfürsten gegen den Kaiser auf Seiten der Ersteren. Er lobt den Kaiser Otto, daß er die sieben Kurfürsten sich beigeordnet hat. Er pocht darauf, daß der Kaiser nichts mehr thun könne ohne Vorwissen der Kurfürsten und einstimmigen Beifall des ganzen Reiches. Er sagt: „Es sind nicht mehr die Zeiten, da Diocletian allein regierte und tyrannisirte wider die Christen. Jetzt ist ein ander Reich, da der Kaiser mit den sieben Kurfürsten regiert. Darum ist seine Gewalt nichts gegen die sieben. Ja, wenn einer nicht mitbeschließt, so ist es nichts."

Den reformatorischen Bestrebungen der Fürsten wurde durch den Reichstag zu Augsburg, 1555, das Siegel der vertragsmäßigen Bestätigung aufgedrückt im Sinne des berüchtigten Wahlspruches: cujus regio, ejus religio.

VI.

Unmittelbar nach der Reformation bestand noch eine mehr oder minder innige Verbindung unter den Evangelischen. Aber mit der fortschreitenden Consolidirung der Einzelstaaten lockerte sie sich immermehr, und mit dem Zerfall des deutschen Reiches löste sich auch das letzte Band, das sie im corpus Evangelicorum bis dahin zusammengehalten hatte. Seitdem gibt es in Deutschland nur noch einzelne evangelische Landeskirchen, jede für sich und ohne Verkehr unter einander.[1]) Daß diese Unterordnung unter die äußeren Staatsver-

[1]) Die Schmalkaldischen Artikel sind nicht ein objektives Bekenntniß, sondern ein Absagebrief, gerade zu der Zeit geschrieben, als der Papst die Einigung mit Fleiß betrieb. Das inferre bellum und das ἀμύνεσθαι sind Redensarten, die immer eine Partei der andern nach Willkür zuschob. Die Verhandlungen über das Concil, das Unerquicklichste der Reformationsgeschichte, erwecken den Eindruck des Scheinanerbietens von der einen Seite und der vorbedachten Ablehnung von der andern. Luther schrieb 1528: Praestat impediri comitia, quam frustra conveniri aut Pontificum consilia tractari, quod unice semper agunt. Der Papst wollte den Evangelischen in Deutschland die communio sub utraque zugestehen. Diese nahmen sie nicht an, „weil sie nicht allen Nationen zugestanden werden sollte."

[1]) Köhler, Die Stellung der ev.-luther. Kirche im gegenwärtigen Kampfe mit Rom: Lutherische Kirche. Ich sollte richtiger sagen: — Kirchen. Es gibt eine Hannover'sche, Hessische, Dänische, Schwedische Lutherische Kirche. Das sind noch nicht alle. Die Grenzpfähle der einzelnen Staaten trennen die Anhänger desselben Bekenntnisses.

hältnisse nicht im Wesen der Kirche begründet, vielmehr ein Fremdartiges und Naturwidriges für sie ist, bedarf nicht des Beweises. Was hat die Kirche, die für alle bestimmt ist, mit den zeitlichen und zufälligen Landesgrenzen zu thun? Nur daß wir darin geboren sind, läßt uns die Trennung der evangelischen Kirchengemeinschaften nach den verschiedenen Ländergebieten nicht als ein Mißverhältniß erscheinen. [1])

Luther hat gewußt, was ihm seine letzten Jahre verbitterte. Er hat im Jahre 1542 öffentlich geklagt: „Der Satan bleibt Satan. Unter dem Papstthum vermischte er die Kirche mit der Politik, zu unserer Zeit will er die Politik mit der Kirche vermischen.“ Er klagt in den Tischreden über die Juristen: „Sie nehmen uns Besitz und Macht und lassen uns dafür das lautere Wort und die einsetzungsmäßige Verwaltung der Sakramente.“ Er war mit dem Fortgang, welchen die kirchliche Bewegung, zumal in der Kirchenverfassung, nahm, und zu dem er selbst durch die Predigt von dem unbedingten Unterthanengehorsam den Anstoß gegeben hatte, nicht im Mindesten zufrieden. Er zog sich in seinen letzten Jahren auf die reine Lehre nach der heiligen Schrift als in eine uneinnehmbare Burg zurück, um nur einen Halt der Einheit zu retten.

VII.

Die Einordnung der evangelischen Kirchengemeinschaften unter die Regierungen der Einzelstaaten war solange weniger zu beanstanden, als die Fürsten das kirchliche Bekenntniß, dem sie ihre Selbständigkeit verdankten, unwandelbar festhielten und auf dessen Grund die Staatsgewalt unumschränkt ausübten. Diese beiden Voraussetzungen des Landeskirchenthums haben sich aber in den meisten evangelischen Ländern bereits gelöst. Sie lösen sich, wer wollte das leugnen, auch in den anderen immermehr.

Die Staatsangehörigkeit deckt sich nicht mehr mit der Confessionalität, vielmehr sind Angehörige der verschiedenen kirchlichen und unkirchlichen Denominationen in demselben Staat vereinigt. An die Stelle der Autokratie der Fürsten ist die constitutionelle

[1]) Friedrich Wilhelm IV. hat gesagt: Territorialismus und landesherrlicher Episcopalismus sind an sich von solcher Beschaffenheit, daß eine allein schon vollkommen ausreichte, die Kirche zu tödten, wenn sie sterblich wäre.

Staatsverfassung getreten. Was bleibt den Regierungen übrig, als auf den paritätischen Standpunkt sich zurückzuziehen und den Religionsgemeinschaften die Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu überlassen. Das wird ihnen auch nicht schwer, denn das confessionelle Element ist längst nicht mehr, wie zur Zeit der Reformation, das im Staatsleben Entscheidende. Alle Zeichen sprechen dafür, daß der Bestand der Landeskirchen zu Ende geht. Wohin wollen wir uns wenden? Zur Sekte oder zur Freikirche (Beides ist dasselbe)? Nein, vielmehr zur Einheit.

C. Wiedervereinigung.[1]

Die Völker beginnen im Ganzen zu leben und vorwärts zu schreiten, sollte die Kirche, die für alle bestimmt ist und aus der sie die Idee der Gemeinschaft geschöpft haben, in dem partikularistischen Hader der Einzelkirchen sich verzehren? Die engen Staatsgrenzen, innerhalb deren vormals jedes Volk ein abgeschlossenes Ganze, eine Welt für sich war, sinken darnieder, sollten nicht die Confessionen einander näher rücken? Aeußerlich geschieht es bereits. Ueberall erheben sich evangelische Kirchen neben katholischen und umgekehrt, warum nicht auch innerlich? Die Arbeiter auf dem theologischen Gebiet, sowie auf dem des christlichen Vereinswesens sind einander so nahe, daß sie ihre Hammerschläge hören, sollten sie sie mit Fleiß überhören? Oder sollten wir, was von der andern Seite in der Wissenschaft und zum Heil der Seelen geschieht, nur darum nicht achten, weil es nicht das Unsere ist? Das wäre das Zeichen, daß der confessionelle Haß uns höher stünde, als die Wahrheit und die erbarmende Liebe. Soll die Noth erst kommen, als Predigerin Gottes uns zusammenzuführen? Ist sie nicht schon groß genug? In den großen Städten wächst ein neues Heidenthum auf. Die Tagesliteratur, dieser Weltspiegel, nimmt von der Kirche nicht mehr Notiz. Die Gebildeten können sie sich schon jetzt nicht mehr anders,

[1] Luther schreibt: Ich bitt' unterthänig, weil keine Hoffnung da ist, daß wir in der Lehre eins werden, Ew. Kurfürstl. Gnaden wollten sammt Anderen dahin arbeiten, daß jenes Theil Frieden halte und glaube, was es wolle, und lasse auch uns glauben. — Das mag diplomatisch geredet sein, christlich geredet ist es nicht.

als im Sektenkleid vorstellen. Wenn wir sehen, wie die Weltmächte sich vereinigen, die Kirche nicht zur Kraft kommen zu lassen — ein wenig Kraft soll sie wohl haben, hauptsächlich zur Ruhe und Sicherheit der Bürger, nur nicht die ganze, sonst wird sie übermächtig —, wir müssen uns schämen, wenn wir die Einheit nicht suchen, deren die Kirche zur Erfüllung ihres Berufes bedarf, zum Heil der Welt zu dienen.

I. Rathschläge für das Verhalten der Confessionen.

Das Verhalten der Confessionen, weit entfernt, völlig unbefangen, von allem fleischlichen Eifer gereinigt zu sein, ist oft nicht nur unreligiös und unchristlich, sondern geradezu unsittlich. Das Gleichniß von dem Splitter und dem Balken findet auf das Verhalten der Confessionen eine eindringliche und weitreichende Anwendung. Die Welt sitzt uns allen tief im Fleisch. Den oppositionellen Gelüsten, die uns alle hart anfechten, die wir aber im eigenen Lager mit Gewalt niederkämpfen, lassen wir gegen die Andersgläubigen freien Lauf. In der Polemik gehen wir alle, soweit wir ungestraft gehen können. Wir machen uns den Gegner zurecht, wie wir ihn haben wollen. Wir geben ihm einen Schandnamen. Dann schlagen wir auf ihn. Es ist eine wohlfeile Gunst, die wir uns damit bei der Menge erwerben. Wenn wir zur Rechenschaft gezogen werden, entschuldigen wir uns: Wir haben nur die „Römischen" oder die „Ketzer" gemeint.

1. Wir wollen die Eiferer im Glauben nicht verachten. Der Eifer ist mehr werth, als der Indifferentismus. Er geht aus der Treue gegen das Ueberlieferte hervor.

2. Wir wollen nicht durch ein absprechendes Urtheil unserer künftigen besseren Ueberzeugung vorgreifen. Jedes Urtheil wird eine Macht in uns, wodurch wir uns in der Wahrheit oder im Vorurtheil bestärken. Ein unvorsichtiges Urtheil ist wie ein Sturz, der uns auf immer kampfunfähig macht, wie ein Wurf, der uns mit sich fortreißt.

3. Wir wollen uns nicht einbilden, in unserm Urtheil über einander fertig zu sein. Jede Kirchengemeinschaft hat ihr Blut und Leben in ihr Bekenntniß ergossen. Es gehört eine hohe Schwungkraft des Geistes dazu, in ein Bekenntniß uns hineinzudenken, das nicht das unsere ist. Worin wir geboren sind, das hängt uns an.

4. Wir wollen einander das Recht des Bestehens und das Vertrauen, daß wir es in unserm Glauben redlich meinen, nicht

vorenthalten. Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein. Wo er sich eine Stätte seiner Ehre erbaut hat, da wolle du nicht verstören und einreißen.

5. Wir wollen uns bemühen, einander zu verstehen. Wir sitzen unter Einem Kirchendach. Jeder sieht die Kirche von seiner Seite an, ohne sich darum zu kümmern, wie sie von der andern Seite aussieht. Jede Kirche hat ihren einheitlichen Anschauungskreis, worin sie sich bewegt. Die einzelnen Sätze gehören zusammen. Sie bilden ein Ganzes. Sie müssen in ihrer gegenseitigen Verknüpfung und in ihrem organischen Zusammenhang ergriffen werden.

6. Wir wollen gerecht gegen einander sein. Die Welt ist nicht gerecht gegen die Kirche. Aber auch die Kirchen sind nicht gerecht gegen einander. Was zum Theil gilt, das wirft die Welt oder die eine Kirche der andern im Ganzen vor. Was im Zusammenhang oder bedingungsweise aufgefaßt sein will, das wird verurtheilt, indem es aus dem Zusammenhang gerissen und als apodiktische Aussage wiederholt wird.

7. Wir wollen nicht die wohllautende Theorie der eigenen Kirche mit der anstößigen Praxis der andern zusammenstellen. Theorie soll gegen Theorie, Praxis gegen Praxis in ruhiger Objectivität abgewogen werden. Nicht, was die eine oder die andere Kirche selbst nicht gut heißt, vielleicht nur nachsieht — in der Kirche giebt es neben Gold, Silber, Edelsteinen auch Stroh. Manches wäre abzustellen, wenn nicht die Vorsicht riefe: Verwirf es nicht! Es ist ein Segen darin —, sondern was sie als die eigene und nothwendige Frucht aus ihrem Wesen hervorgebracht hat, soll der Maßstab unserer Beurtheilung sein.

8. Wir wollen uns vor den falschen Freunden hüten, die sich über unser Eifern gegen die andere Kirche freuen, wohl gar uns dazu aufstacheln, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern weil sie davon den Ruin der Kirche im Ganzen erwarten. Es gilt nicht jedem Geist zu trauen, sondern die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind. Wir müssen immer bedenken, daß die Gläubigen der andern Kirche uns näher stehen, als die Abtrünnigen unter uns. Von jenen unterscheidet uns das Mehr oder Minder der Wahrheitserkenntniß und Heilsaneignung. Von diesen scheidet uns die Kluft, die zwischen dem Glauben und dem Unglauben aufgerichtet ist. Sie haben uns von ihren Angriffen auf die andere Kirche noch nicht ausgenommen. Sie können es nicht. Wenn es zum Treffen

kommt, setzen sie uns als die Inconsequenten gegen die „Römischen" zurück. Wir wollen ihnen offen entgegnen: „Ja, solange wir tanzen, wie ihr pfeift, schmeichelt ihr uns. Sobald wir das Eigene vertreten, weist ihr uns mit Erbitterung zurück. Im Verneinen und Einreißen seid ihr stark. Wenn es sich darum handelt, was wir als das Positive dagegen setzen sollen, laßt ihr uns unberathen. Wir dürfen uns auf eurer abschüssigen Bahn nicht mit fortreißen lassen. Ihr eifert wider den Aberglauben. Wenn ihr darunter auch den Glauben an die biblischen Wunder versteht, müssen wir uns dagegen erklären. Wir haben die Auferstehung Christi, als das Urbekenntniß der christlichen Kirche, von welchem die Apostel mit ihrer Heilsverkündigung ausgegangen sind. Daran müssen wir festhalten. Ihr nennt die „römische" Kirche die Burg des Gewissenszwanges. Wenn ihr darunter auch dies versteht, daß sie die Bewahrerin der Offenbarung ist, durch deren Vermittlung wir sie überkommen haben, dann gehören wir mit zu dieser Burg. Wir kennen eure Taktik. Statt euch zu bemühen, irgend eine Schroffheit zu begreifen oder zu entschuldigen, vergrößert ihr sie im Weitererzählen. Wider die Infallibilität erhebt ihr ein großes Geschrei, nicht weil ihr dieser „Neuerung" eine große Bedeutung beimeßt — an sich verspottet ihr sie als Thorheit —, sondern um den Haß gegen die „römische" Kirche zu schüren und die Kluft in's Unendliche zu erweitern." Wenn wir immer von Neuem erfahren, daß die Culturkämpfer uns nicht trennen, vielmehr dasselbe Urtheil über uns, Evangelische und Katholiken, in Gemeinschaft fällen, sollten wir uns nicht angetrieben fühlen, gegen die gemeinsamen Feinde zusammen zu stehen?

9. Wir wollen eingedenk sein, daß wir Christen sind und was wir als solche einander schuldig sind. Nicht List oder Gewalt, nicht pharisäisches einander Dulden, weil wir einander nicht vernichten können, nicht eigensinniges einander Ueberbieten in Haß und Feindschaft, nicht kaltes und gleichgiltiges Abwarten soll unser Verhalten sein sondern: Die alle Feindschaft, alles egoistische Wesen, das der confessionellen Entwickelung anhaftet, überwindende Liebe Christi dringet uns also, 2 Kor. V, 14. 15.[1]) Wir wollen das Gute

1) Brachmann, die Stellung der evang. zur kathol. Kirche in der Gegenwart: Wahre Irenik will nicht nur kaltes liebloses Nebeneinandergehen, eisige Toleranz, welche jede lebendige Theilnahme an des Nächsten geistlichem Wohl mit dem Kainswort abweist: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Sie sucht Verständigung, Gemeinschaft, wenn es sich erreichen läßt, sogar Vereinigung

und Christliche anerkennen, wo wir es finden, wie der Apostel von der Liebe sagt: Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit, 1 Kor. XIII, 6, einander dienen mit den Gaben, die wir empfangen haben, 1 Kor. XIV, 11.

Nach der Einheit zu streben auf Kosten der Wahrheit, wäre unrecht und vergeblich zugleich. Dessen bedarf es aber auch nicht. Die Offenbarung ist uns gemeinsam. Davon sollen wir nichts aufgeben. Sie uns bereits vollständig angeeignet zu haben, werden weder die Evangelischen noch die Katholiken behaupten wollen. Zur immer vollkommeneren Durchdringung und Ausbreitung des uns gemeinsamen Einen und unvergänglichen Evangelium wollen wir einander die Hand reichen.

Im Hinblick auf das Heil, das uns gemeinsam ist, vermögen wir in dem Haß der Angehörigen beider Kirchen gegen einander nur das bewußte oder unbewußte Einstimmen in die Verleugnung des Heiles im Allgemeinen unter Betäubung des Gewissens mit dem Sonderbekenntniß zu erkennen.

Wem alles Positive, die Kirche als solche, ein überwundener Standpunkt ist, dem wird es leicht, die andere Kirche aufzugeben. Wer das Christenthum festhält, der giebt in der andern Kirche die eigene preis, weil beide im Glauben an Christum unzertrennlich verbunden sind.

II. Anknüpfungspunkte der Wiedervereinigung.

1. Schrift und Tradition.

Der Grund und Ursprung der christlichen Kirche, sowie ihre unvergängliche Lebenskraft ist der Glaube an Christus und das durch ihn uns bereitete Heil. Dieser ruht auf dem Wort Gottes. Röm. X, 13—17 geht der Apostel von dem Glauben auf das Hören, von dem Hören auf das Predigen, von dem Predigen auf das Wort Gottes zurück.

Der Glaube war früher, als die Schrift. Nicht die Schrift hat den Glauben erzeugt. Die Schrift ist aus dem Glauben hervorgegangen. Sie vermag nur darum den Glauben zu erwecken und zu fördern, weil sie selbst eine Frucht des Glaubens ist.

Christus hat den Jüngern nicht geboten zu schreiben, sondern zu lehren, Matth. XXVIII, 18—20. Die Apostel haben die Gemeinden durch das lebendige Wort gestiftet. Erst nachträglich wurde

es in die Schrift verfaßt. Aber auch, nachdem dies geschehen war, hat das lebendige Wort als das ursprüngliche Mittel der Ueberlieferung, fortbestanden. In den Briefen, welche die Apostel schrieben, um die von ihnen gestifteten Gemeinden im Glauben zu erhalten und zu stärken oder zu ihm zurückzuführen, wenn sie von ihm abgefallen waren, berufen sie sich an erster Stelle nicht auf das geschriebene Wort, sondern auf die mündliche Ueberlieferung, 2 Thess. II, 15: Haltet die Ueberlieferungen, welche ihr gelehrt worden seid, sei's durch unser Wort, sei's durch unsern Brief. 2 Tim. II, 22 schreibt der Apostel Paulus nicht: Hebe meine Briefe auf und gieb denen, die du unterrichtest, Abschriften davon, sondern: Was du gehört hast von mir durch viele Zeugen, das überliefere treuen Menschen, welche fähig sein werden, auch Andere zu lehren.

Das Ansehen der heiligen Schrift, sowohl in ihren einzelnen Büchern, als in ihrer Zusammenfassung zum Kanon ruht auf der Autorität der Kirche. Augustinus sagt: Ich würde der Schrift nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der Kirche dazu veranlaßte. Die jüngsten Schriften des neuen Testaments sind nicht vor dem Jahr 80 nach Christi Geburt verfaßt worden. Die Bücher der Bibel sind erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts zum Kanon vereinigt worden. Es gab und giebt viel mehr Evangelien und Briefe, die von Aposteln oder Apostelschülern verfaßt sein sollen. Daß gerade die im Kanon befindlichen darein aufgenommen worden sind, ist auf dem Wege der kirchlichen Ueberlieferung geschehen.[1]) Lessing schreibt an Goeze: „Die Schriften des neuen Testamentes waren den ersten Christen unbekannt. Sie hielten sich an die Glaubensregel, welche mündlich überliefert wurde. Je nachdem die Evangelien und Briefe der Apostel, die unter den Christen bekannt wurden, mit dieser Glaubensregel übereinstimmten oder von ihr abwichen, wurden sie als Gottes Wort anerkannt oder als falsch verworfen."

---

[1]) Wie die Kirche die Bibel uns überliefert, so legt sie sie uns auch aus und lehrt uns aus ihr die Gnade und Wahrheit erkennen. Tholuck sagt: Hat mich die Kirche Christi nicht geboren? Ist sie nicht die Mutter meines Glaubens? Habe ich nicht in ihrem Schooß die heilige Schrift gefunden? Habe ich nicht von den Lippen ihrer lebendigen Glieder das Wort des Lebens empfangen? Die Kirche Christi auf Erden ist die Bundeslade, welche das Zeugniß des Wortes Gottes bewahrt. Sie ist die von Gott berufene Auslegerin der heiligen Schrift. In der Kirche lebt der heilige Geist, welcher der Urheber der heiligen Schrift ist und sie daher auch auslegt.

Jesus weist in den Abschiedsreden, die uns Johannes in seinem Evangelium aufbewahrt hat, die Jünger nicht an eine Urkunde. Er bezeichnet sie als die lebendigen Träger dessen, was er von dem Vater gehört und ihnen kundgethan hat. Er tröstet sie über seinen nahen Abschied und darüber, daß er ihnen noch viel zu sagen habe, was sie jetzt nicht tragen können, durch die Verheißung des Geistes der Wahrheit, der sie erinnern wird alles dessen, das er zu ihnen geredet hat, der sie in alle Wahrheit leiten, der es von dem Seinen nehmen und ihnen verkünden wird.

Die Evangelischen berufen sich für die Wahrheit und Reinheit ihrer Lehre darauf, daß sie unmittelbar aus der heiligen Schrift geschöpft ist und mit ihr übereinstimmt. Die Katholiken führen ihre Lehre zwar auch auf die heilige Schrift zurück, aber sie ist ihnen in ihr nicht abgeschlossen, vielmehr durch das in der Kirche bestehende Lehramt in lebendiger Entwickelung begriffen.[1]) Ohne die Annahme der fortdauernden Wirkung des heiligen Geistes in der Kirche, wodurch er immer Neues in ihr erzeugt, aber nie etwas Anderes, als was von Anfang in ihr vorhanden war, wodurch er sie in ihrem Wesen erhält, nach den geschichtlichen Verhältnissen in der Form erneuert, immer tiefer und allseitiger in sich verwirklicht und vollendet, — das ist es, was wir unter Tradition[2]) verstehen —, ist auch

[1]) In der evangelischen Dogmatik wird der Unterschied der grundlegenden Wirksamkeit des heiligen Geistes im Zeitalter der Apostel und seiner fortdauernden Wirksamkeit in der Geschichte der christlichen Kirche zum Nachtheil der letztern überspannt. Der heilige Geist läßt sich nicht durch willkürliche Schranken eindämmen. Er weht, wo er will. Die Kirche ist nicht die Summe bestimmter, ein für allemal in einem Commentar zu den Offenbarungsschriften zusammengefaßter Sätze, sondern der in Lehre, Cultus und Verfassung stetig und lebendig sich verjüngende Organismus.

[2]) In der Geschichte ist Alles Tradition. Die Geschichte selbst ist Tradition. Nur der Unkundige könnte sich über sie erhaben dünken. Aller Fortschritt kann nur geschehen durch Zurückgehen auf das Vorhandene. Während wir einen Blick vorwärts richten, richten wir den andern rückwärts auf das schon Gewordene, um aus ihm die Erkenntniß des Neuen, welches das Bestehende aufnimmt und in höherer Entwickelung fortsetzt, zu gewinnen, denn wer da hat, dem wird gegeben. Dies gilt auch von der Kirche. Sie ruht auf der Tradition (in Weissagung und Erfüllung), sie ist ihre Frucht. Alles in ihr ist Tradition. Das Pathenamt, die Confirmation sind Mittel, welche die Tradition erfüllen, ihr dienen. Die Tradition ist die lebendige Entwickelung der Kirche durch den in ihr lebenden Geist in Uebereinstimmung mit ihrem Princip. Luther hat die Tradition bewahrt in Lied und Gottesdienst,

für die Evangelischen nicht auszukommen. Es war der Lebensruf der Reformatoren: Zu dem Ursprünglichen zurück! Aber ohne Modifikation und Einschränkung ist dieser Wahlspruch nicht anzuerkennen, ist er auch nicht zur Ausführung gelangt. Wenn wir die evangelischen Gemeinden, wie sie jetzt sind, mit der ersten Gemeinde zu Jerusalem vergleichen, können wir uns dem Eindruck der Verschiedenheit nicht entziehen. Nur weniges von dem, was zu dem gegenwärtigen Bestande der christlichen Kirche gehört, läßt sich auf die unmittelbare Anordnung Christi und der Apostel zurückführen. Viele Gebräuche, wie die Feier des Sonntages, der drei hohen Feste, die Kindertaufe haben erst nach der Zeit der Apostel allgemeine Aufnahme in der Kirche gefunden. Aber auch die Katholiken werden nie zugeben, daß sie mit dem, was sie als die Frucht der Tradition bewahren, zu der Offenbarung in Widerspruch stehen. Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, sagt: „Der ist kein Katholik, der einem Engel vom Himmel glauben würde, wenn er ihm ein ander Evangelium predigte, als das, welches auf Christi Tod und Verdienst sich bezieht und das bei uns seit achtzehnhundert Jahren ohne die mindeste Veränderung gepredigt, worauf getauft und gestorben wird."

Die Schrift, welche das Wort Gottes in der Ursprünglichkeit der Offenbarung und in der Lebensfülle des Geistes enthält, steht zu der Tradtion nicht in Widerspruch. Sie fordert sie, ruft sie hervor, sofern, was in ihr keimartig enthalten ist, der Entfaltung in der Form der Lehre, des Cultus und der Verfassung bedarf.

Die Reformatoren haben sowohl dadurch, daß sie außer dem apostolischen Symbol das nicänische und das athanasianische in ihre Bekenntnißschriften aufnahmen, als auch dadurch, daß sie selbst Symbole verfaßten, thatsächlich auf den Boden der Tradition sich gestellt. Sie leugnen die Bedeutung der Tradition nicht. Sie sind eifrig und umsichtig bemüht, die kirchliche Lehrentwickelung, soweit sie durch die Jahrhunderte sich nachweisen läßt, aufrecht zu erhalten. Sie argumentiren aus den Aussprüchen der Väter und aus den Beschlüssen der Concilien.

In der Kirche hat zu bestehen nicht nur, was unmittelbar aus der Schrift geschöpft ist, sondern auch was in ihr wurzelt und

aber das Wort hat er überall, wo es in der Bibel vorkommt, gestrichen und durch ein minderwerthiges ersetzt. Auch sonst ist ihm widerfahren, daß er, weil etwas gemißbraucht wurde oder werden konnte, es selbst verwarf.

mit ihr übereinstimmt. Ueber das Verhältniß der Tradition zur Schrift sagt Dr. Beyschlag: „Sie hat gerade in dem, worin sie über die Schrift hinausgeht (nur freilich ohne ihr zu widersprechen), ihr unleugbares und weitreichendes Recht. So gewiß die heilige Schrift neuen Testamentes die alleinige und genugsame Urkunde und Norm des Christenthums, als Religion, bleibt, so gewiß ist es unthunlich und verkehrt, unser kirchliches Leben als solches auf den Buchstaben des neuen Testamentes stellen zu wollen. Als Religion, als Glaube ist das Christenthum der apostolischen Zeit vollkommen. Als Kirche ist es bedingt durch Zeitverhältnisse und Bedürfnisse. Was der Geist, in welchem der Herr allezeit bei seiner Kirche geblieben ist und bleibt, auf Grund der apostolischen Anfänge weiterhin Kirchlich-klassisches, d. h. Allgemeingiltiges, im wahren Sinn Katholisches geschaffen hat, das ist, auch ohne daß Jesus und seine Jünger es mündlich angeordnet haben, maßgebend für alle Zeiten und wird, obwohl das Heil der einzelnen Seele nicht daran hängt, von der Kirche nie ohne Schaden außer Augen gesetzt werden."

2. Die Rechtfertigung.

Evangelische und Katholiken stimmen in dem Bekenntniß überein: Wir werden aus Gnaden gerecht. Gott ist der Urheber unserer Rechtfertigung. Jesus Christus hat sie vollbracht. Der Glaube ist es, wodurch wir sie ergreifen. Augsburger Confess. Art. 4.: Wir lehren, daß die Menschen nicht können gerechtfertigt werden vor Gott durch eigene Kräfte, Verdienste oder Werke, sondern umsonst gerechtfertigt werden um Christi willen durch den Glauben. Conc. Trid. Sitz. VI, Kan. 1: Wenn Jemand sagt, daß der Mensch durch seine Werke, welche entweder durch die Kräfte der menschlichen Natur oder durch die Lehre des Gesetzes geschehen, ohne die göttliche Gnade durch Jesum Christum gerechtfertigt werden könne vor Gott, der sei verflucht! Schmalk. Art. II, 3: Alle haben gesündigt und werden gerechtfertigt umsonst ohne eigene Werke und Verdienste aus seiner (Gottes) Gnade. Conc. Trid. Sitz. VI, Kap. 7: Die wirkende Ursache der Rechtfertigung ist der barmherzige Gott. Schmalk. Art. II, 3: Jesus Christus, unser Gott und Herr, ist um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden. Conc. Trid., Sitz. VI, Kan. 7: Die verdienende Ursache unserer Rechtfertigung ist sein geliebtester Eingeborner, unser Herr, Jesus Christus. Schmalk. Art. II, 3: Es ist

bischöflichen Amtes innerhalb der evangelischen Kirchengemeinschaften gewiß und deutlich, daß allein der Glaube uns rechtfertigt. Conc. Trid., Sitz. VI, Kan. 8: Wir werden durch den Glauben gerechtfertigt. [1])

Die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben gehört zu den Lehren, welche den Evangelischen mit den Katholiken gemeinsam sind. Dies bezeugt die Augsburgische Confession dadurch, daß sie den Artikel von der Rechtfertigung aus dem Glauben unter die vornehmsten Artikel des christlichen Glaubens (über die Dreieinigkeit, über die Erbsünde, über den Sohn Gottes), welche allen Christen gemeinsam sind, aufgenommen hat, wie auch Melanchthon in der Apologie erklärt: Die Rechtfertigung aus dem Glauben lehren wir mit der allgemeinen christlichen Kirche.

Paulus schreibt Röm. III, 28: Wir halten dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne Gesetzeswerke. Damit wehrt er die judaistische Gesetzesgerechtigkeit ab, welche sich in das Werk des Heiles einmischen wollte. Dasselbe Bekenntniß haben die Reformatoren erneuert, um den in der Kirche überwuchernden Werkdienst zurückzuweisen. Jakobus schreibt II, 4: Ihr seht daß aus Werken der Mensch gerechtfertigt wird und nicht aus Glauben allein. Damit bekämpft er die todte Glaubensgerechtigkeit, welche unter den Heidenchristen um sich griff. Dasselbe Bekenntniß haben die tridentinischen Väter wiederholt, weil sie den Begriff des Glaubens als ein Fürwahrhalten dessen, was Gott thatsächlich gesagt hat, mit Ausschluß der Liebe und der guten Werke überkommen hatten. Thatsache ist, daß die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, sobald sie wieder aufgetaucht war, auf allen Kanzeln zu Tod gepredigt, von Vielen auf Muthwillen gezogen und das praktische Christenthum darüber vernachlässigt wurde. Die Menge betrachtete und betrachtet zum Theil noch jetzt den Glauben (und die Sakramente) als einen Ablaß ohne Geld. Der gemeine Mann kann sich von dem Gedanken nicht trennen, daß es dem wohlgehen muß, der Gutes thut. Dieser Gedanke hat

[1]) Die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands bekennen in ihrem Hirtenschreiben vom Jahr 1889: Katholische Lehre ist: keine Sündenschuld kann uns erlassen werden als einzig in Kraft der von Christus, dem Haupte der Menschheit, für uns geleisteten Genugthuung, und weder aus eigener Kraft noch durch eigenes Verdienst vermögen wir gerecht und selig zu werden, sondern nur aus dem Glauben durch die Gnade Christi, welche unsere Rechtfertigung von ihrem ersten Anfang bis zu ihrer letzten Vollendung in uns wirkt.

auch seine Berechtigung. Christus selbst bezeichnet den Himmel als Lohn, Matth. V, 12, Mark. IX, 14; Luk. IV, 23. Er sagt Matth. XVI, 27: Es wird geschehen, daß der Menschensohn kommt in der Herrlichkeit seines Vaters, und alsdann wird er einem Jeglichen geben nach seinen Werken, Röm. II, 6—10. [1])

Es gibt ein Uebermaß des Pochens auf die Gnade, das die sittliche Selbstkraft hindert. Dagegen ist es nöthig, die eminent ethische Bedeutung der Glaubensgerechtigkeit hervorzuheben, wie der Apostel ermahnt, Phil. II, 12: Schaffet (wirket) euer Heil mit Furcht und Zittern, denn Gott ist es, der in euch schaffet das Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen, und auf die Werke dringt, die wir durch den Glauben gerechtfertigt in der Kraft der Gnade vollbringen sollen, Tit. III, 8: Guter Werke sollen sich die an Gott Gläubigen befleißigen, 14. damit sie nicht unfruchtbar seien. Die Gnade ist nicht an sich, sondern nur insofern etwas, als wir durch sie neugeboren werden und in ihrer Kraft an uns vollziehen, wozu sie den Grund gelegt, die Möglichkeit gegeben. Der Werth des Glaubens entscheidet sich darnach, ob und inwieweit er sittlich vervollkommnet. Es gilt auch hier: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Die Reformatoren legen den Nachdruck auf den Glauben in der heilsamen Absicht, von der Gnade Gottes, wodurch er uns die Sünden vergibt, alle menschliche Zuthat, welche ihre Gewißheit trüben könnte, abzuwehren. Sie bestimmen die Rechtfertigung hauptsächlich im Sinn der Gerechterklärung. Sie fassen sie als einen juridischen oder forensischen Akt. In der Apologie heißt es: Der Sünder wird von Gott gerecht d. h. so angesehen, als wenn er kein Sünder wäre, um des Verdienstes Christi willen, das ihm zuge-

[1]) Zum vollen Verständniß der Rechtfertigungslehre gelangen wir erst dann, wenn wir uns bemühen, die einander gegenüberstehenden, scheinbar einander widersprechenden Worte und Lehren der heiligen Schrift von der dem Sünder zugerechneten Gnade und von dem Lohn, der einem Jeden nach seinen Werken zu Theil werden soll, als gleichberechtigt anzuerkennen in ihrer Bedeutung gegen einander abzuwägen und in das rechte Verhältniß zu einander zu setzen. Hengstenberg, in dem Artikel über den Jakobusbrief und die Sünderin, Luk. VII, sagt: Wenn unter dem Glauben der wahrhaftige, lebendige verstanden wird, unter den Werken die wahrhaftigen aus dem Glauben hervorgehenden, kann ohne Widerspruch die Rechtfertigung aus dem Glauben und aus den Werken gelehrt werden. Die erstere Fassung ist die angemessene, wenn man mit solchen zu thun hat, die mit todten Werken umgehen, die letztere im Kampf gegen den todten Glauben.

rechnet wird. Unsere Gerechtigkeit — das heben die Reformatoren hervor — ist die (durch den Glauben uns zugeeignete) Gerechtigkeit Christi, auf Grund deren uns Gott die Sünden vergibt und die auf einmal und immer vollendet ist, so daß wir nichts aus dem Eigenen hinzuthun dürfen. Die katholische Lehre bezeichnet das Gerechtfertigt werden als gerecht werden. Conc. Trid. Sitz. VI, Kap. 7: Wir werden nicht nur gerecht geschätzt, sondern wir werden in Wahrheit gerecht genannt und sind es auch. Dieß geschieht durch die Eingießung der Liebe Gottes, Röm. V, 5, welche die Wurzel aller guten Werke in uns ist.

Eine Stelle, worin Paulus die Rechtfertigung im strikten Sinn des Richturtheiles Gottes bestimmt, gibt es in seinen Briefen nicht. Das zur Gerechtigkeit anrechnen, Röm. IV, 5 u. a. O., betont nicht die Freisprechung, sondern die Verdienstlosigkeit des Sünders vor Gott und ihren Ersatz durch seine Gnade. Dagegen sind die Stellen zahlreich, worin Paulus die Rechtfertigung als einen dynamischen Akt, nicht nur als einen Urtheilsspruch Gottes über uns, sondern auch als eine Kraft Gottes in uns, durch die wir neugeboren werden, bezeichnet, Eph. II, 10: Wir sind Gottes Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, zu welchen uns Gott zuvor bereitet hat, daß wir darin wandeln sollen. Röm. VIII, 2: Das Gesetz des Geistes, welcher wirkt, daß wir in Christus leben, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes. Tit. III, 5 nennt er die Taufe das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes. Gal. III, 27 bezeichnet er sie als das, wodurch wir Christum angezogen haben. Röm. VI, 3 sagt er: Wisset ihr nicht, daß Alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? 4: So sind wir nun mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleich wie Christus ist auferweckt von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also auch wir in einem neuen Leben wandeln. 5—14 redet er davon, daß, wie unser alter Mensch mit Christus gekreuzigt ist, wir mit ihm zu einem neuen Leben auferstanden sind. Eph. II, 4—6 sagt er: Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit, hat uns durch seine große Liebe, damit er uns geliebet hat, da wir todt waren in den Sünden, sammt Christo lebendig gemacht (denn aus Gnaden seid ihr selig geworden), und hat uns sammt ihm auferwecket und in das himmlische Wesen versetzt.

Die Reformatoren gebrauchen Gerechtfertigtwerden zuweilen

gleichbedeutend mit Wiedergeboren- und Erneuertwerden. Luther lehrt wiederholt: Christus hat uns nicht allein die Gnade der Sündenvergebung, sondern auch die Gaben des heiligen Geistes erworben, daß wir nicht allein von der Sündenschuld frei werden, sondern auch von den Sünden ablassen. Erst später dringt er darauf, daß die Rechtfertigung ein Richturtheil Gottes außer uns sei. Aber auch die tridentinischen Väter lehren: Durch keines unserer Werke, sofern sie die unseren sind, nicht durch unser Gebet um Gnade, noch durch unser Verlangen nach Befreiung von der Sünde, können wir die göttliche Gnade der Rechtfertigung verdienen, sondern dies selbst, daß wir gute Werke thun, beten, verlangen, ruht auf der Gnade, die in allem das unser Heil in uns Anfangende, Fortsetzende und Vollendende ist. Fern sei es, daß ein Christmensch auf sich vertraue oder seiner sich rühme und nicht des Herrn, dessen Güte gegen alle Menschen so groß ist, daß er will, daß ihre Verdienste seien, was seine Geschenke sind.

Aus Gottes Gnade durch Christum, darauf leb' ich und sterb' ich. Das hat aber auch die katholische Kirche. In sola fide und forensis (justitia) wird die christliche Wahrheit durch die Polemik überspannt. Der Glaube muß beides annehmen, Gnade und Gabe, um des Mittlers willen. Die Ehre Christi zu verstehen, müssen wir Beides wissen, daß er der Seligmacher ist durch sein Verdienst, und durch seine Gegenwart und Wirkung in uns. Gottes Wort, wodurch er uns die Sünden vergiebt, wird als Gottes Wort eine Kraft in uns, durch welche wir thun, was Gott gefällt. Der rechtfertigende Glaube kann nicht in uns sein, ohne so in uns zu sein, daß er der Keim eines neuen Lebens in uns wird. Er bringt die Liebe mit, ohne die er nicht gedacht werden kann. Christus ist als das Haupt der Menschen gestorben und auferstanden. Durch den Glauben werden wir eins mit ihm, ihm eingeleibt, wird sein Tod und seine Auferstehung unser, sodaß wir nun fort und fort mit ihm sterben und auferstehen.

Wie die Erde nicht Frucht hervorbringt, wenn sie nicht zuvor vom Himmel herab erwärmt und befeuchtet worden ist, so können auch wir nicht gottwohlgefällige Werke thun, wenn wir nicht zuvor ohne unser Werk und Verdienst durch Christum vor Gott gerechtfertigt worden sind.

Aus eigener Kraft können wir den Willen Gottes nicht erfüllen. Unter dem Gesetz Gottes uns wissend und fühlend, ver-

mögen wir aus uns selbst den Muth und die Freudigkeit nicht zu schöpfen, deren wir bedürfen, um das Werk der Heiligung zu beginnen. Erst muß uns die Sünde vergeben und der heilige Geist in unsere Herzen ausgegossen sein, ehe von unserer Seite von einem selbstständigen Tugendstreben die Rede sein kann.

Ist aber Christus, der ganze und volle Erlöser, durch den Glauben, unser gutes Gewissen und die Kraft des neuen Lebens in uns geworden, dann treibt es uns mit Allgewalt, unsere Berufung gewiß zu machen, uns aufzuraffen zu einem gottwohlgefälligen Thun und unablässig darin fortzuschreiten.

Es könnte uns mit unserm Glauben und Verlangen nach der Rechtfertigung nicht ein rechter Ernst gewesen sein, wir müßten vielmehr zweifeln, daß wir sie erlangt haben, oder fürchten, sie wieder verloren zu haben, wenn wir uns nicht in der Liebe ihrer würdig und für sie dankbar erweisen, wohl gar in unserm Wandel sie verleugnen wollten. Darauf werden wir ausdrücklich hingewiesen durch den Zusatz zur fünften Bitte des Vaterunser: Wie wir vergeben unseren Schuldigern. Dieser Zusatz ist nicht so zu verstehen, als wenn wir uns mit unserm Vergeben die Vergebung Gottes erwerben wollten. Sie ist uns erworben, und sie wird uns umsonst zu Theil. Aber im Einzelnen wird sie uns zugewandt, erlangen wir sie für die fortlaufenden Sünden immer von Neuem nur dann, wenn wir fort und fort vergeben, und zwar dies so gewiß, daß, wenn wir nicht vergeben, Gott seine Vergebung uns entzieht, wie Christus sagt: Wenn ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebt, wird Gott euch eure Sünden auch nicht vergeben. Könnten wir ernstlich beten: Vergieb uns unsere Schulden, wenn wir nicht selbst vergeben wollten? Oder wolltest du mit einem unversöhnlichen Herzen vor Gott treten, würdest du damit nicht dein Gebet Lügen strafen? Der Zusatz enthält die Voraussetzung der Vergebung Gottes als Dank, Gelübde, Zustimmung, Mitarbeit.

Die evangelische und katholische Rechtfertigungslehre als Gegensätze hinstellen, heißt Paulus und Jakobus, in deren Aussprüchen sie wurzeln, auseinanderreißen und damit die Bibel, welche die Schriften Beider in sich umfaßt, zerreißen. Beide enthalten Alles, was zur Sache gehört, nur in anderer Ordnung, die durch die geschichtlichen Verhältnisse gegeben ist. Sie sind nicht unversöhnliche Gegensätze, sondern einander ergänzende, zur Abwehr von Trübung, Vermischung und Uebergriffen bestimmte Darstellungen

die in derselben christlichen Heilswahrheit, das rechte Verhältniß zu einander zu setzen, die gemeinsame Aufgabe des wissenschaftlichen und praktischen Lehramtes ist.

Wir müssen die Symbole aus dem geschichtlichen Standpunkt auffassen. Zur Beurtheilung einer Streitschrift — alle Symbole sind Streitschriften: zur Abwehr der in die Kirche eindringenden Irrlehren und Mißbräuche sind sie verfaßt — ist nöthig zu erforschen, gegen welche Lehren der Gegner sie gerichtet sind. Wenn wir sehen, wie die evangelischer- und katholischerseits einander gegenüberstehenden Richtungen zum liebeleeren Glauben und zum todten Werkdienst, gegen welche die beiderseitigen Symbole aufgestellt sind, ihre herausfordernde Schärfe verlieren, sollte nicht die Zeit gekommen sein, wo es gilt, die differirenden Lehren ihres polemischen Charakters zu entkleiden — der Satz verliert seine Bedeutung mit dem Gegensatz — und sie centralisch, statt polarisch auszubilden?

3. Die Kirche.

Die Kirche ist der auf Christus und die Apostel zurückgehende und durch die Jahrhunderte sich fortpflanzende Organismus, in welchem der Geist lebt und durch die mannichfaltigen Gaben und Aemter den Gläubigen die in Christus geoffenbarte Gnade und Wahrheit vermittelt. Die Worte der Augsburgischen Confession: Die Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, worin das Evangelium rein und lauter verkündigt wird und die Sakramente der Einsetzung Christi gemäß verwaltet werden, enthalten nicht eine vollständige Bestimmung der Kirche, sondern nur das, worauf die Reformatoren den Nachdruck legen und was die Evangelischen als das Wesentliche bewahren.

a. Das Priesterthum.

Die katholische Kirche unterscheidet das innere und das äußere Priesterthum. Das erstere ist das Priesterthum im Allgemeinen, wie es Petrus in seinem ersten Brief II, 9 umschreibt: Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Das letztere ist das priesterliche Amt im Besonderen, welchem der römische Katechismus dieselben Funktionen zuerkennt, die in der Augsburgischen Confession als die Attribute der Kirche hervorgehoben werden: das Amt des Priesters ist ein doppeltes, daß er die Sakra-

mente der Einsetzung Christi gemäß verwaltet und daß er das ihm anvertraute Volk in den Dingen und Gebräuchen, die zum Heil nöthig sind, unterrichtet.

Daß das Priesterthum, wie Einige meinen, den Gläubigen den Zugang zu Christus vertritt, liegt nicht in seinem Wesen; v. Ketteler sagt: „Es ist eine unrichtige Vorstellung, als ob das Priesterthum so zwischen Christus und den einzelnen Christen stände, daß unmittelbarer Verkehr nicht möglich wäre. Sie zu ihm zu führen und anzuleiten, daß ihr Verkehr mit ihm immer inniger werde, sind wir berufen."

b. Der Episkopat.

Die ununterbrochene Aufeinanderfolge der Bischöfe ist biblisch, Eph. II, 20: Erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. 21: Auf welchem der ganze Bau in einander gefüget wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, IV, 1—16, Kol. I, 19, Ap.-Gesch. XX, 28. Der Stamm, die Familie, die Dynastie schöpft die Bürgschaft ihres einheitlichen Bestehens aus dem ununterbrochenen Zurückgehen auf das Stammesoberhaupt. Dürfte es in der Kirche nicht auch also sein?

„Der Episkopat ist", wie Beyschlag richtig definirt, „die von dem Geist des Herrn geschaffene, specifisch kirchliche Form des Kirchenregimentes, sowie es über die Lokalgemeinde hinausreicht, eine Form, zu der auch wir wieder greifen werden, wenn einmal die geschichtlichen Verhältnisse den sogenannten Summepiskopat unserer Landesherren in Wegfall bringen werden. Nichts hindert anzuerkennen, daß das Bischofsamt mit demselben Recht apostolisch heißen kann, wie das Taufsymbol, indem die Bischöfe in der That die geschichtlichen Nachfolger der Apostel in der höhern Leitung der Kirche geworden sind."

In Folge der Reformation haben die Landesherren die Regierung der evangelischen Kirchengemeinschaften in ihren Territorien übernommen, „nicht als ein Attribut ihrer Herrschaft, sondern nur auf Zeit nach den Umständen als einen dem Herrn an seiner Gemeinde zu leistenden Dienst." In der Augsburgischen Confession ist die Aufrechterhaltung des bischöflichen Amtes für die evangelischen Kirchengemeinschaften gewährleistet. Im siebenten Artikel ihres zweiten Theiles werden die Grenzen zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Regiment gezogen. Damit ist das Zurechtbestehen des

anerkannt. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat gewünscht, das Kirchenregiment in die rechten Hände zurückzugeben.

c. Das Papstthum.

Das Papstthum wurzelt in der neutestamentlichen Geschichte und hat sich der Entwicklung der Kirche entsprechend ausgebildet. Zu Petrus in Person, nicht in unmittelbarem Bezug auf sein Bekenntniß hat Christus gesagt: Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Gemeinde bauen. Er war der Erste, Aelteste und Wortführer unter den Jüngern. Er hatte im apostolischen Zeitalter die hervorragende Stellung des Hauptes der judenchristlichen Gemeinden, zu denen später die heidenchristlichen Gemeinden unter Paulus hinzutraten.

In den Schriften Luthers finden sich Aussprüche, worin er die geschichtliche Würde des Papstthums und seine Bestimmung, die Heilsschätze zu bewahren und zu überliefern, in vollem Maß anerkennt. Er sagt: „Wir bekennen, daß unter dem Papstthum viel christliches Gute, ja alles christliche Gute sei und auch davon herkommen sei an uns. Wir bekennen, daß im Papstthum die rechte heilige Schrift sei, rechte Taufe, recht Sakrament des Altars, rechte Schlüssel der Vergebung der Sünden, recht Predigtamt, rechter Katechismus, als Zehn Gebote, die Artikel des Glaubens, das Vaterunser." „Wir schwärmen nicht also, wie die Rottengeister, daß wir alles verwerfen, was der Papst unter sich hat. Denn so würden wir auch die Christenheit, den Tempel Gottes, verwerfen mit allem, das sie von Christus hat." Er verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß er das Papstthum zerstören wolle: „Hätte ich das gewollt, warum hätte ich den Rath gegeben, des Papstes Stand zu reformiren? Damit habe ich bewiesen, ich wolle ihn halten." In der ersten Zeit sagt er: „Lieber, es ist nicht also wider den Papst platzen, weil Christi Heilige unter ihm liegen. Es gehört ein fürsichtiger, bescheidener Geist dazu, der unter ihm läßt bleiben, was Gottes Tempel ist." „Der Wiedertäufer und Schwärmer Rede ist nichts: Was der Papst hat, ist unrecht. Nur daß er mengt seine Zusätze darein." Später sagt er: „Ich habe der Person dieses jetzt lebenden Papstes nie anders, als in Ehren gedacht. Ich habe nur insgemein von bösen Päpsten, von schädlichem Papstthum geredet." Gerade umgekehrt hätte er thun, als ein Nathan sagen sollen: „Du bist der Mann." Statt dessen hat er das Wesen des

Amtes und die Person des Einzelträgers vermischt und die Fehler des Letztern dem Erstern zur Last gelegt — wo es sich um den Werth einer geschichtlichen Institution handelt, gilt nicht der zeitliche Mißbrauch, sondern die wesentliche heilsame Bestimmung —, in Schimpfreden sich ergangen, für die es keine Namen giebt, die gemeine Natur durch Herabziehung des Erhabenen gekitzelt.

Das Christenthum war im Zeitalter der Apostel überwiegend esoterischer Natur. Es beschränkte sich auf die kleine Schaar seiner ersten Bekenner und begnügte sich, eine innerliche Wirkung auf ihre Herzen auszuüben. Je weiter es sich aber ausbreitete und je mehr es an Umfang gewann, desto weniger konnte es in seiner reinen Innerlichkeit verharren. Es kann nicht fehlen, daß wir von dessen Art annehmen, mit dem wir umgehen. Auch der Kirche hat der Verkehr mit den Herren der Erde ihre Weltart aufgedrückt. Schelling sagt mit Recht: „Der Fehler, der in der früheren hierarchischen Epoche begangen wurde, bestand weniger darin, daß die Kirche Eingriffe in den Staat sich erlaubte, als darin, daß sie ihm zur Erweiterung seiner Machtsphäre dienstbar wurde." Um die gegen die staatliche Ordnung sich sträubenden Völker zu zähmen, bekleideten Fürsten selbst die Kirche mit äußerer Macht. Sie riefen sie zur Schiedsrichterin in ihren weltlichen Händeln auf. Daß die dadurch herbeigeführte beklagenswerthe Vermischung von Religion und Politik der Kirche zur schwersten Versuchung geworden ist, wer wollte es leugnen? Und daß das Oberhaupt der Kirche, auf solch eine schwindelnde Höhe weltlich-geistlicher Macht gestellt, von allem Mißbrauch sich frei erhalten habe, wer ist so kühn, dieß behaupten zu wollen? Aber auch die evangelischen Kirchengemeinschaften haben in ihrer geschichtlichen Entwicklung mit der Welt sich nicht unverworren erhalten. Auch sie sind, wenn auch in umgekehrter Weise, und zwar dadurch, daß sie der Einmischung des Staates in ihre inneren Angelegenheiten nicht energisch genug Widerstand geleistet haben, der Gefahr der Verweltlichung nicht entgangen.

Die Rede von der starren Abgeschlossenheit der päpstlichen Gewalt bestätigt die Geschichte nicht. Sie hat auf die Bedürfnisse der Nationen Rücksicht genommen, Einzelnen von ihnen die Volkssprache und Eigenthümlichkeiten in dem Kultus und der Verfassung eingeräumt. In Bezug auf das päpstliche Regime sagt Leopold Ranke: „Nicht so unwandelbar, wie man annimmt, war die päpstliche Gewalt. Sehen wir von den Grundsätzen ab, welche ihr Da-

sein bestimmen und die sie daher nicht fallen lassen kann, ohne sich selbst dem Untergang preiszugeben, ist sie übrigens von allen Schicksalen, welche die europäische Menschheit betroffen haben, immer nicht weniger berührt worden, als jede andere Gewalt. Wie die Weltgeschichte gewechselt, eine oder die andere Nation vorgeherrscht, das allgemeine Leben sich verändert hat, sind auch in der päpstlichen Gewalt, ihren Maximen, Bestrebungen, Ansprüchen wesentliche Metamorphosen eingetreten."

Es ist ein Irrthum, wenn man annimmt, die Kirche als solche habe sich nur aus sich und ohne Berührung mit dem Staate entwickelt und ein Sonderleben geführt. Als die zeitliche Trägerin des Ewigen hat sie sich dem Verkehr mit der Welt nie ganz entziehen können, in ihren Mitteln und Maßnahmen sich ihr anpassen müssen. Weil und solange die Kirche Eine und der Staat eng mit ihr verbunden war, wurde jede Abweichung von der kirchlichen Lehre und Zucht zugleich als ein politisches Verbrechen angesehen und mit Genehmigung des Staates, oft durch dessen Arm bestraft. Alle kirchlichen Zeiterscheinungen werden nur dann recht beurtheilt, wenn die gleichzeitigen politischen Verhältnisse zu ihrer Beurtheilung hinzugenommen werden, und auch der Ketzername und die Ketzerstrafen verlieren den Charakter des Unrechtes und der Gewalt, wenn sie unter Berücksichtigung der concurrirenden Weltverhältnisse erwogen werden.

In der Kirche darf nicht jeder etwas für sich sein und das Ganze darstellen wollen. Die Anregung zu ihrer Erneuerung in Lehre, Kultus und Verfassung kann von den Einzelnen und von unten ausgehen. Aber was hierzu geschieht, darf nicht neben der Kirche und außer ihr, sondern nur in ihr und durch sie geschehen, nicht so, daß wir zu ihr in Widerspruch treten, sondern so, daß wir es aus ihrem Innern vollbringen. Die verschiedenen Richtungen haben in der Kirche Spielraum sich zu entwickeln. Es kann sogar vorkommen, daß die Glieder gegen das irdische Haupt reagiren, wenn es seiner Aufgabe untreu wird. Aber dahin darf es nicht kommen, daß die Kirche sich selbst untreu wird. Sie muß Centrum bleiben. Sie darf sich nicht von ihren Gliedern aus dem Gleichgewicht reißen lassen. Die Kirche ist der Wunderbau, der ohne uns bestanden hat und an dem die ihn umstürmenden Wellen zerschellen. Die äußere Gestalt der Kirche wechselt nach den Zeiten und Umständen. Sie selbst in ihrem Wesen ist ewig. In ihr erhält sich und erbt sich fort die analogia fidei durch die ordinaria successio.

d. Der Gottesdienst.

Die Evangelischen und die Katholiken stimmen in dem Bekenntniß überein: Es giebt nur Ein Opfer, das vor Gott gilt. Es ist das, welches Jesus Christus, der Sohn Gottes, am Kreuz für uns dargebracht hat. Im Abendmahl wird es uns lebendig vergegenwärtigt, werden wir seiner Früchte theilhaft. Vehus hat auf dem Convent zu Leipzig, 1534, bekannt: „In der Messe geschieht nicht eine neue Genugthung, als wenn das Opfer Christi einen Mangel gehabt hätte, der durch die Messe ergänzt werden sollte. Es genügt für alle Welt und Zeit. Damit aber unser Herz etwas habe, wodurch es an die göttliche Gnade erinnert, im Glauben gestärkt, zum Dank in der Liebe und zur Hoffnung entzündet werde, ist die Messe gestiftet als die Feier der allgiltigen Erlösung durch Christum und ihrer für die Gläubigen in alle Ewigkeit fortwirkenden Kraft der Versöhnung, durch die sie uns immer von Neuem zugeeignet wird."

Im Hebräerbrief wird der Opfertod Christi als die Erfüllung und das Ende aller alttestamentlichen Opfer, die sich zu ihm als vorlaufender Schatten verhalten, hervorgehoben. Jeder christliche Altar sollte die Inschrift tragen, trägt sie nach seinem wesentlichen Inhalt: Christus ist durch sein eigen Blut in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden, Hebr. IX, 12. Wie Christus sein vollgiltiges Opfer einmal für immer am Kreuz dargebracht hat, wie er im Himmel als unser Fürsprecher vor dem Vater uns vertritt, so wird sein Opfer von den Gläubigen auf Erden an Millionen Altären gefeiert als das Heil der Welt und sein Tod verkündet, bis er kommt, 1 Kor. XI, 26. Gottlieb sagt: „So wenig durch alle vorbildlichen Opfer des alten Bundes geleugnet wurde, daß alle Sühne und alles Heil vom Messias kommen müsse, ebenso wenig stellt dieses Erinnerungsmahl die universelle Kraft und Wirksamkeit des Kreuzes Christi in Abrede. Das heilige Meßopfer ist durchaus kein neues, über das Kreuzesopfer hinausgehendes, von diesem unabhängiges, auch kein Opfer von neuem Verdienst, sondern die thatsächliche Erneuerung des Einen Opfers am Kreuz und die Zuwendung seiner fortdauernden Kraft an die Gläubigen."

Auch in dem evangelischen Gottesdienst ist nicht die Predigt der Gipfelpunkt der Andacht, sondern das Abendmahl. Die Predigt ist die Johannesstimme: „Siehe, das ist Gotteslamm." Sie ladet uns ein: Kommt, denn es ist alles bereit. Das, worin wir das Verkündete empfangen, das Unsichtbare und Jenseitige uns sichtbar

und diesseits wird, an uns sich erfüllt: Mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank. Wer da isset mein Fleisch und trinket mein Blut, der bleibt in mir und ich in ihm, Joh. VI, 55 — ist das Abendmahl. Dr. Beyschlag rühmt von den Altkatholiken[1]: „Sie haben festgehalten an der Abendmahlsfeier als wesentlichem Element des Gemeindegottesdienstes, an dem Meßopfer als Darstellung des Opfers Christi und Feier seines Abendmahles im Sinn der alten Kirche, der das heilige Mahl Eucharistie hieß, weil sie in ihm die dankbar zu feiernde Vergegenwärtigung der für uns in den Tod gegangenen unsterblichen Liebe Gottes erblickte und weil sie in dieser dankenden Feier der sichtbar und greifbar vergegenwärtigten Erlösung den mächtigen Höhepunkt ihres Cultus besaß. Wir haben die Abendmahlsfeier aus unseren Hauptgottesdiensten hinaus verlegt in dürftige Nebenfeiern mit einer Hand voll Gemeindeglieder, wir haben sie fast von allem entkleidet, was den ganzen Menschen ergreifen kann, nur damit die dogmatische und moralische Reflexion jeden Einzelnen möglichst bis an die Stufen des Altars begleite." Janssen sagt: „Der Mittelpunkt des Gottesdienstes, die heilige Messe, ist eine dramatische Gedächtnisfeier, die unblutige Wiederholung des größten und heiligsten Weltdramas auf Golgatha. Alle einzelnen Theile stellen den Fortgang der göttlichen Opferhandlung dar, die sich in fünf Acten in ihrem Uebergang vom Verderben zum Heil durch Charfreitag, Ostern, Himmelfahrt bis zum Weltgericht vor den Augen der anwesenden Mitopfernden vollzieht und die ganze Tonleiter der religiösen Stimmung umfaßt."

e. Die Gemeinschaft der Heiligen.

Der römische Katechismus sagt: „Gott verehren wir um seiner selbst willen. Die Heiligen ehren wir wegen der Gaben und Vorzüge, die sie von Gott empfangen haben. Zu Gott beten wir, daß er uns helfe: Erbarme dich unser! Die Heiligen rufen wir an, daß sie uns bei Gott vertreten: Bittet für uns! Nicht daß sie uns helfen und geben, das wir von ihnen bitten, sondern daß sie den allmächtigen Gott bitten von unseretwegen, daß er durch ihren Willen und Freundschaft uns gebe das ewige Leben." In den Heiligen wird Gott gepriesen, der sie erwählt, berufen, dessen Gnade in ihnen auf mannigfaltige Weise sich verherrlicht hat. Gott-

[1] In ihnen hat sich Beyschlag ebenso geirrt, wie Gervinus in den Deutschkatholiken. Aber der Theolog sollte weniger voreilig sein.

lieb sagt: „Dadurch, daß wir die Heiligen um ihren Beistand anrufen, geschieht der Ehre Christi, als unseres einzigen Mittlers und Versöhners kein Abbruch. Wir erlangen nur durch Christum und durch sein Verdienst, was wir auf die durch ihn geschehende Fürbitte der Heiligen von Gott erlangen. Alle liturgischen Gebete der Kirche beginnen mit der Anrufung des dreieinigen Gottes und schließen: Durch unsern Herrn Jesum Christum. Alle Andachten und Verehrungen, die wir den Heiligen darbringen, sind uns nur Mittel, uns desto inniger an unsern Heiland Jesus Christus anzuschließen. Wir wissen aus unserer Erfahrung, daß, je mehr wir dergleichen Andachten üben, desto reiner und kräftiger sich unsere Liebe zu Christus gestaltet. Sollten wir denken müssen, daß unsere Andacht zu irgend einem geschaffenen Wesen, wäre es auch das heiligste, unserer Hingabe an Gott, an Christus im Wege stünde oder sie irgendwie beeinträchtigen könnte, so würde unser Glaube uns anweisen, auf eine solche Andacht Verzicht zu leisten." Maria ist, was sie ist, nicht durch sich selbst, sondern durch die Person und das Werk ihres Sohnes, wie sie auch abgebildet wird knieend vor ihrem Kind und es anbetend. Sie ist Gegenstand nicht der Anbetung, sondern der Lehre, nicht an sich, sondern weil durch sie das Geheimniß der Menschwerdung sich vollzogen hat. Gottlieb sagt: „Die katholische Marienverehrung gehört zu den spontansten Aeußerungen unserer Liebe zu Jesus."

Luther macht Wahrheit mit der Gemeinschaft der Heiligen. Er dringt darauf, daß wir Ein Leib sind mit Christus, allen Heiligen, Seligen und Gläubigen im Himmel und auf Erden. Er hält fest an der kirchlichen Lehre von dem Schatz der Verdienste der Heiligen, der Anderen zu Gute kommen soll. Die Gemeinschaft der Heiligen kommt ihm zur Erscheinung im Abendmahl: Wie alle Körnlein Ein Leib, alle Beeren Ein Trank werden, wie „Brod und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt" wird, so werden wir im Abendmahl eins mit Christus und durch ihn mit allen Heiligen, Engeln, Seligen, Gläubigen, deren Gerechtigkeit, Leben, Herrlichkeit unser wird.

Es liegt ein großer Trost in dem Bekenntniß: Ich glaube — die Gemeinschaft der Heiligen, welche über den Raum und die Zeit, alles Irdische erhaben und in welcher allen alles gemeinsam ist.

Was dem Geringsten widerfährt, fühlt das Haupt, Apgsch. IX, 4. Die Seligen nehmen an unseren Leiden, Kämpfen, Sorgen Theil. Wir überwinden durch sie. Davon in Liebe entzündet, dienen wir

ihnen und einander, leiden mit Christo, damit wir auch mit ihm herrschen, Phil. III, 10—12. Kol. I, 24. 2 Tim. II, 12. Köstlin, Theologie Luthers, S. 296.

Sollten, die, solange sie auf Erden wandelten, so viel Gutes gethan, so heiß und innig für alle Menschen gebetet haben, nicht im Himmel als unsere Brüder und Mitherrscher Christi unserer gedenken und zu Gott beten für die, welche noch auf Erden kämpfen, ringen, leiden, streiten um die Palme des ewigen Lebens? Bengel, in seinen Vorlesungen über die Offenbarung Johannis, sagt über die Fürbitte der Heiligen: „Es ist ein einziger Gott und ein einziger Mittler zwischen Gott und den Menschen, doch gehen unsere Gebete auf eine Weise, die wir nicht begreifen, durch die Hand der vierundzwanzig Aeltesten, sodaß sie ein einziges Räucherwerk ausmachen." Der Verkehr mit der himmlischen Gemeinde, der in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche lebhaft war und durch die Feier des Abendmahles über den Gräbern der Märtyrer besiegelt wurde, hat seinen biblischen Grund in dem Brief an die Hebräer, c. XI, wo an der goldnen Kette des Glaubens die Wolke der Zeugen wie in einem unabsehbaren Triumphzug an uns vorüberzieht, an die als die letzten uns anzureihen, aus Gnaden wir berufen sind, und in der Offenbarung, c. VII, wo wir die Auserwählten schauen, vor dem Thron Gottes anbetend und vor dem Lamm, wie sie die Gebete ihrer Brüder auf Erden als Wohlgerüche ihrer goldenen Schalen vor Gottes Thron ausschütten und durch den Tod und das Leiden Christi fürsprechen. Solange die Offenbarung in der heiligen Schrift enthalten ist — sie bildet den nothwendigen Ausblick in die Zukunft der Kirche und die Vollendung des Reiches Gottes —, haben wir als Christen das Recht und die Pflicht, den Vätern, Helden und Zeugen der Kirche unsere schuldige Ehrfurcht zu erweisen, die Heiligen um ihre Fürbitte anzurufen und der Gemeinschaft mit unseren im Glauben Vorangegangenen über das Grab hinaus uns zu freuen.

Nachtrag.

A. Christ und Staat.

1. Das Christenthum ist nicht nur eine erlösende und versöhnende Kraft für die einzelne Menschenseele. Es hat auch eine Aufgabe in der Welt. Es ist bestimmt, den Staat und alle seine Ordnungen mit seinen belebenden und erneuernden Segenskräften zu durchdringen.

2. Es überrascht den Politiker, wenn er sich überzeugt, daß die Theorie der modernen Volkssouveränetät von der Gesellschaft Jesu ausgegangen ist. Bellarmin hat sie systematisirt in dem Traktat de potestate Romani pontificis in rebus temporalibus, 1610. Mariana stellt in der Schrift de educatione principis als Nothwendigkeit und als Recht des Volkes auf, die Tyrannei durch Gesetze und durch Waffen zu bekämpfen. Aber auch von reformatorischer Seite ist Aehnliches geschehen. Nach dem unglücklichen Tode Karl's I. von England, als selbst Presbyterianer Reue über ihre Gewaltthat empfanden, verfaßte Milton, der Vertheidiger des Presbyterianismus gegen das Papstthum, eine Schrift: tenure of Kings and magistrats, worin er den Satz vertheidigt, daß Tyrannen von jeder Obrigkeit, im Nothfall von dem Volke selbst gestürzt werden dürfen.

3. Dem Centrum wird zum Vorwurf gemacht, daß es nach den Verhältnissen bald eine zustimmende, bald eine oppositionelle Stellung zur herrschenden Politik einnimmt. Es fragt sich aber, ob darin nicht eine wesenseigenthümliche Lebensäußerung des Christenthums sich kundgibt.[1]) Dagegen wird von den Evangelischen im entgegengesetzten Sinn ausgesagt, daß sie von jedem Wink der öffentlichen Meinung abhängig, der Weltmacht völlig unterlegen, der Spielball fremdartiger Interessen und Parteibestrebungen geworden sind.

4. Alt und ehrwürdig, wie sie war und ist, darf die Kirche nicht an die jeweilige Zeitmeinung, an den veränderlichen Sinn der Menschen sich gefangen geben. Ueberall und ewig sich selbst gleich in ihrem Wesen, aber jeder Wandlung fähig nach den Völkern und Zeiten in der Form, soll sie in allem nach den ihr wesenseigenthümlichen Prinzipien selbständig entscheiden und sich verhalten. An den Wagen der herrschenden Politik gespannt und in der Weltart aufgegangen, ist sie unnütz.

---

[1]) Schorlemer-Alst, Reichstag, 82, 11./1: Eine Regierungspartei sans phrase kann und darf die Centrumspartei nie und nimmer werden.

I. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

5. Christus hat, als die Pharisäer ihn drängten, sich zu entscheiden, durch die verfängliche Frage: Ist es recht, daß wir dem Kaiser Zins geben, oder nicht? geantwortet: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Damit hat er das weltliche und das geistliche, das religiöse und das politische Gebiet auf das Schärfste gegen einander abgegrenzt und auf das Unzweideutigste erklärt, daß beide unverworren bleiben sollen.

6. Während die anderen Religionen mit den Völkern, aus denen sie hervorgegangen waren und in denen sie herrschten, völlig eins waren und in ihnen aufgingen, bestand die weltgeschichtliche Bedeutung des Christenthums darin, daß es an die Menschen als solche sich wandte, sie zu ihrer Gottesgemeinschaft zurückzuführen. In der Vereinigung der Religion und des Staates, worin das Eigenthümliche des Heidenthums bestand, lag die Besiegelung der Unterdrückung. Der neue Glaube erweckte das ursprüngliche religiöse Bewußtsein in den Menschenherzen. Damit kam ein neues Lebenselement in die Welt, wodurch der Mensch wieder selbständig, frei, persönlich unüberwindlich wurde.

7. Der Staat ist für den Christen nicht das Höchste. Er ist nicht, wie Hegel lehrt, Selbstzweck, sodaß der Einzelne für ihn nur Mittel zu seiner Verwirklichung wäre, nur im Ganzen etwas zu bedeuten hätte. Er ist das Mittel zur Vollendung der Individuen in der Gemeinschaft.

8. Unsern tiefsten Gehorsam schulden wir nicht den Gesetzen. Sie sind nicht für die Ewigkeit bestimmt. Sie bedürfen, wenn sie nicht drückend werden, die Menschen in ihrem Fortschreiten zum Besseren nicht aufhalten sollen, der fortwährenden Erneuerung aus dem Gesetz, das nicht von den Menschen ist, sondern das Gott von seinem Wesen uns in das Herz gepflanzt hat.

9. Staat und Kirche sind verschiedene Sphären mit selbständigen Aufgaben und Wirkungsweisen, aber sie sind einander nicht entgegengesetzt, sondern von Gott bestimmt, einander zu ergänzen und zu fördern. Wenn beide sind, was und wie sie sein sollen, dienen wir im Dienst des Einen auch dem Andern, weil ihre Grundsätze und Ziele dieselben sind. Wenn aber der Fall eintritt, daß wir zwischen Staat und Kirche zu wählen haben, dann können wir als Christen nicht zweifeln, wofür wir uns entscheiden. Wenn das Höchste kommt, wenn es sich um die Angelegenheiten des Reiches Gottes handelt, dann muß alles Andere zurücktreten.

10. Weil wir als Christen Gott geben, was Gottes ist, geben wir auch dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die Erfüllung des ersten Gebotes ist zugleich die Erfüllung des vierten.

II. Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

11. Dieser Wahlspruch, womit die Apostel das Evangelium in die Welt einführten, schränkt den Staat einigermaßen ein. Denn er enthält die Berufung auf die höchste Instanz, der er selbst und alles Irdische unterthan ist. Diese Berufung geschieht aber nicht in der Weise, daß der Staat dadurch in seinem Wesen verletzt wird. Wenn vielmehr das Eigenthümliche aller neueren Staatsverfassung darin besteht, daß der Einzelne mit seinem Willen dabei, das Gesetz der Ausdruck des Willens aller Staatsbürger sein soll, dann ist jener Satz die sicherste Grundlage der Staaten. Denn er schafft solche Unterthanen, die den Gesetzen um Gottes und des Gewissens willen gehorchen, Röm. XIII, 1—7.

12. Der Christ ist frei und ein Herr aller Dinge, nicht in dem Sinn, daß wir thun dürfen, was uns beliebt, sondern in dem Sinn, daß wir mehr thun, als was das starre Gesetz in äußeren Geboten von uns fordert. Christus schreibt uns mit dem Griffel seiner erlösenden Liebe das Gesetz in das Herz, daß wir es aus dem eigenen Willen erfüllen. Er legt den Grund in der Gesinnung. Er erläßt uns von den Geboten nicht das kleinste, aber er gibt uns die Kraft, sie zu vollbringen.

Von den Christen gilt: Alles ist euer. Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes, 1 Kor. III, 21—23. Der Glaube macht uns durch Christum frei, aber zugleich Gott zu Schuldnern in allem. Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde, Röm. XIV, 23. Daraus folgt, daß alles, was aus dem Glauben kommt, gut und Gott wohlgefällig ist. Der Glaube macht alle unsere Werke zu Opfern, die Gott gefallen. Er ist der Bund eines guten Gewissens mit Gott. Das Auge des Christen ist unverwandt auf Gott gerichtet. Von ihm läßt er sich sagen alles, was er thun soll. Wie könnte uns der zeitliche Wille eines Fürsten absolute Autorität sein? Wie könnte es eine Partei geben, so hochgeachtet, daß wir uns ihr unbedingt unterordneten. Wie könnte es eine Regung des Volkswillens geben, so niedrig, daß wir nicht auch darin die Stimme Gottes erkennten? Sei nur recht stark in deinem Gott! dann bist du auch frei in ihm. Die Tyrannenmacht bricht sich an dem in Gott gebundenen und dadurch frei gewordenen Gewissen.

13. Es kann nicht die Aufgabe des Christenthums sein, alle Formen und Gebräuche, die jemals in der Welt bestanden haben, aufrecht zu erhalten. Christus hat niemals das Veraltete heilig gesprochen, das Hergebrachte als solches für unantastbar erklärt. Er hat gesagt: Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Erfüllen ist mehr, als erhalten, ist fortbilden in dem Sinn, daß das Bestehende nicht aufgehoben, sondern zu seinem Wesen vollendet wird. Er hat gesagt: Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen. Im Feuer ist nicht Stillstand. Es ist das Lebendige, Progressive. Christus hat nicht ohne Grund gesagt:

Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Er hat die schmerzlichen Entzweiungen vorausgesehen, welche der Glaube in die Herzen und die Häuser trägt, seine Jünger aufgefordert, ihm nachzufolgen, nicht rückwärts, noch seitwärts zu schauen, sein Kreuz auf sich zu nehmen. Er hat sich nicht mit kluger Mäßigung an die Vorstellungen seiner Zeitgenossen bequemt, nicht freundliche Zugeständnisse gemacht den Hohenpriestern, die über ihn zu Gericht saßen, nicht geschmeichelt dem Herodes und dem Pilatus, in deren Hand sein Leben gegeben war, er hat auf die über sein Leben entscheidende Frage geantwortet: Du sagst es.

14. Das erste Christenthum war Märtyrerthum, nicht Menschengefälligkeit, war begeisterte, todesfreudige Aufopferung, nicht zweideutige Berechnung, war nicht eine Anweisung, glücklich durch die Welt zu kommen, sondern eine Mahnung, die Welt siegreich zu überwinden. Wir stehen der Welt nicht mehr gegenüber, wie Paulus, als er sprach: Wir werden getödtet den ganzen Tag, wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Die Welt ist durchdrungen von christlichen Ideen. Wir haben uns friedlich angesiedelt an ihren Gestaden. Ist aber die Welt gegen damals um so viel besser geworden, daß wir, wenn wir mit unserm Glauben Ernst machen, mit ihr nicht in Kollision kommen müssen? Wir haben immer zu bedenken, daß äußere Ruhe, gute Tage, hinreichendes Auskommen im Christenleben nur die Ausnahme ist, denn, wie es ist, so sind auch wir in dieser Welt.

15. Es giebt nicht nur einen widerkirchlichen, sondern auch einen kirchlichen Radikalismus. Dieser fühlt sich durch das kirchliche Wesen, wie es zeitweilig ist, abgestoßen: Ihr predigt nur, was Euch vorgeschrieben ist. Euren kirchlichen Schematismus und Bureaukratismus werfen wir über den Haufen. — Für den Christen ist jede Sünde mehr oder weniger eine gemeinsame Schuld. Wir stehen mit unseren Fehlern und Tugenden nicht allein, wir bilden ein Ganzes. Wer weiß, ob dieses oder jenes geschehen wäre, wenn wir nicht geschwiegen hätten, wo wir hätten reden sollen, nicht Ja gesagt hätten, wo ein entschiedenes Nein unsere Pflicht gewesen wäre, nicht zu sehr in die Weltart eingestimmt hätten.

16. Welche Betriebsamkeit herrscht in den Dingen, die auf den irdischen Erwerb und Genuß sich beziehen! Wie schläfrig und nachlässig sind wir in dem Höchsten, das uns anvertraut ist! Einmal geht uns das Reich Gottes zu langsam, da möchten wir schieben, wie Johannes der Täufer im Kerker Jesum fragen ließ: Bist du, der da kommen soll oder sollen wir eines Andern warten? Matth. XI,2—10. Ein ander Mal geht es uns wieder zu rasch. Da möchten wir aufhalten. Das Reich Gottes geht seinen stillen Siloahgang. Vor Gott sind tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist. Das Gleichniß von dem ungerechten Haushalter ist nicht so zu verstehen, als wenn darin eine große allgemeine ethische Lehre vor-

getragen würde. Jesus berathet seine Jünger, wie sie sich gegenüber der Welt verhalten sollen. In den Worten: Die Kinder der Welt sind klüger, als die Kinder des Lichtes im Verkehr mit ihrem Geschlecht, liegt der Nachdruck auf dem „klüger". Klug ist, wer die Umstände und Verhältnisse zu Rathe nimmt, wer der Welt in ihrer Art sich anzupassen weiß, ohne an sie sich hinzugeben, wer sich vorsieht. Uns Christen gilt: Stellet euch nicht dieser Welt gleich, Röm. XII, 2—4, aber auch das Andere: Kaufet die Zeit aus, denn die Tage sind böse, Eph. V, 15—17.

17. Die Geistlichen sind den Gemeinden zu Propheten und zum Gewissen bestimmt. Dessen dürfen sie sich auch trösten, so lange sie nicht sich selbst, sondern Gottes Wort verkündigen und sich selbst darunter stellen. Das geistliche Amt ist nicht unser noch eines Menschen, sondern allein Gottes und unseres Herrn Jesu Christi, der etliche zu Aposteln gesetzt, Eph. IV, 11—13. Die Kirchen sind nicht darum gebaut, noch die Pfarren darum gestiftet, daß hinausgestoßen werden sollen, die Gottes Wort lehren oder hören wollen, und eingelassen, die es nicht lehren noch hören wollen, sie sind gebaut und gestiftet um Derer willen, die Gottes Wort lehren und hören wollen. Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude, 2 Kor. I, 24. Hinwiederum dürfen wir von unseren Gemeinden erwarten, daß sie uns nicht werden vorschreiben wollen, was wir ihnen predigen sollen. Das Wort, das wir verkündigen, steht über uns beiden, und wir sind nicht Menschen, sondern Gott verantwortlich, 1 Kor. IV, 1—5.

III. Christenthum und Socialismus.

18. Das Christenthum war in seinem Ursprung mehr Volkssache, es stand dem gemeinen Manne näher als in allen seinen späteren kirchlichen Ausgestaltungen. Von Jesus heißt es: Das Volk hing ihm an. Der Inhalt seiner Sendung ist in die Worte zusammengefaßt: Den Armen wird das Evangelium verkündet. Seine Jünger waren insgesammt schlichte Leute, Fischer, Zöllner.

19. Das Ziel, worauf unsere Zeit lossteuert, ist die volle Entfaltung des Individuums in der vollendeten Gemeinschaft. Dazu hat Christus den Grund gelegt und die Richtung gegeben. Die einzelnen erlösten Menschenseelen sind die lebendigen Steine, aus denen das Reich Gottes sich erbaut. Während in der vorchristlichen Zeit immer nur einer herrschte, im Mittelalter einzelne Stände den Vorrang über die andern hatten und übten, ringt sich in der Neuzeit der Einzelne als solcher zu seinem Recht und zu seiner Freiheit hindurch. Darin vollzieht sich eine eminent christliche Idee.

In der Reformation erhoben sich die Fürsten wider den Papst und den Kaiser. Die Völker haben die Schuld theuer gebüßt im dreißigjährigen Krieg. In der französischen Revolution revoltirte der Bürgerstand gegen den Absolutismus der Fürsten. Die Kosten dafür hat die Guillotine erhoben. Jetzt stehen wir in der dritten Entwick-

lungsperiode, wo das Individuum die Bevormundung von sich abwirft. Sie wird sich ruhiger und weniger blutig, als die beiden vorhergehenden, vollziehen.

20. Die sociale Frage ist für die niedere Klasse die Magenfrage, für den Staat die Selbsterhaltungsfrage, für den Christen die Heils- und Gewissensfrage. Sie ist die höchste Frage, welche die Zeit an die Kirche und ihre Diener stellt. Davon, wie wir uns zu ihr stellen, ob wir uns ihrer annehmen oder sie ablehnen, wird es abhängen, ob die Kirche noch eine Zukunft in der Welt hat.

21. Unsere Zeit hat sich gewöhnt, den Menschen zu sehr und fast ausschließlich als Bürger des Staates zu betrachten, worüber das Gemüthsleben, der Familiensinn, vieles Andere, was dem Menschen eigen ist, zu kurz kommt. Der nationale Gedanke, die Hingabe an das Vaterland, ersetzt die innere Kraft der religiösen Idee nicht. Das Christenthum allein vermag dem Zerfall der Gesellschaft in Atome wirksam entgegenzutreten. Nur wo die weltlichen Unterschiede von Reich und Arm, Vornehm und Gering als göttliche Ordnungen erkannt, durch den gemeinsamen Glauben geheiligt und in der Liebe überwunden werden, werden sie willig getragen.

22. Es kann nicht vorkommen, daß wir über das Christenthum hinausschreiten und es als eine abgethane Sache hinter uns zurücklassen. Das ist die Herrlichkeit des Christenthums, daß es nicht wie ein alternder Stamm verdorrt, sondern immer neu sich verjüngt. Unwandelbar in seinem Wesen, aber allgestaltig in seiner Form hat es bisher alle Umwälzungen der Staaten siegreich überdauert. Es wird auch unserer Zeit gewachsen sein. Der die Geister zum Fragen, Forschen losgelassen, vermag sie auch allein zu bändigen. Christus hat nicht nur eine heilsame Erneuerung aller Weltverhältnisse hervorgebracht. Er ist selbst die fortwährende Erneuerungskraft der Welt. Er hilft aus dem Grund. Er hilft so, daß in Wahrheit geholfen ist. Er nährt die Seele mit dem Frieden Gottes.

B. Die Ablässe.

Die Ablässe tilgen nach der Lehre der katholischen Kirche nicht die Sünden, sondern nur die den Sünden folgenden zeitlichen Strafen und auch diese nur, wenn die Sünden aufrichtig bereut und gebeichtet sind. Das Concil zu Trient hat ausdrücklich darauf hingewiesen, daß äußerliches, mechanisches Sündenbekenntniß zum würdigen Empfang des Bußsacramentes nicht ausreicht, und wahre Reue und Vorsatz der Besserung als dazu nöthig eingeschärft. Das Hirtenschreiben der am 20. August 1889 in Fulda versammelten Erzbischöfe und Bischöfe sagt von den Ablässen: Die katholische Kirche lehrt fort und fort, daß sie nicht Sündenvergebung, sondern die Befreiung von zeitlichen Strafen zum Zwecke, wahre Bekehrung und Nachlaß der Sündenschuld aber zur Voraussetzung

haben. So verstanden und gebraucht seien sie ein heilsames Mittel, den Geist der Buße zu fördern und durch die zu ihrer Gewinnung vorgeschriebenen Uebungen der Frömmigkeit, der Selbstverleugnung und der Nächstenliebe zu ersetzen, was an äußerer Bußstrenge aus Milde und Nachsicht nicht mehr gefordert wird.

Luther hat die römische Kirche und das Amt der Schlüssel gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels in Schutz genommen. Leo X. hat gegen den Unfug, der mit dem Ablaß getrieben wurde, öffentliche Verwahrung eingelegt. Vergl. Nova decretalis Leonis X. de indulgentiis, 1518, in Luthers Schriften abgedruckt.

C. Die Gelübde.

Der bürgerliche Stand wird nicht herabgesetzt. Das Mönchthum wird nicht an sich als das Vollkommene gepriesen. „Wir verachten den bürgerlichen Stand nicht, aber wir ehren die, welche einzeln oder in Gemeinschaft ein höheres Ziel sich setzen und auf das an sich Erlaubte verzichten." Die Niederen bilden den Bestand. Alle bekommen denselben Lohn, das Höchste, die Seligkeit, Matth. XX, 1—16. Gott braucht aber eine Auswahl für besondere Zeiten und Bedürfnisse. Die katholische Kirche zwingt Niemand zur Armuth und zur Keuschheit, wie, Ap.-Gesch. V, 1—3, Petrus zu Ananias sagt, der seinen Acker verkaufte und entwendete etwas von dem Gelde mit Wissen seines Weibes Sapphira: Hättest du ihn doch mögen behalten, da du ihn hattest und da er verkauft war, war es auch in deiner Gewalt. Die heiligen Väter haben sich des ehelichen Standes freiwillig begeben, um ungetheilt Gott zu dienen und damit sie bereit wären zu jedem kommenden Streit und Kreuz, wie der Apostel, 1 Kor. VII, 29—35, die Ehelosigkeit empfiehlt und dieß mit den Worten begründet: Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle. Wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehöret. Die Polemiker verschieben die Begriffe gegen ihren Inhalt, verschärfen die Unterschiede zu Gegensätzen, verwechseln das Verderbniß mit dem Wesen: Unreiner Cölibat, arbeitsscheues Mönchsthum. Von der Abstellung des Mißbrauches ist man zur Abschaffung der Sache selbst fortgeschritten, um später, in der Errichtung von Diakonissenhäusern, wieder darauf zurückzukommen. Janssen fragt: „Ist es dem Menschen mit der Gnade Gottes möglich oder nicht, für kürzere oder längere Zeit, ja auf Lebenszeit, keusch und enthaltsam zu leben? Sind Jünglinge und Jungfrauen, die nicht sofort in den Stand der Ehe treten, naturnothwendig zur Sünde verurtheilt? Können Wittwer oder Wittwen, die nicht wieder heirathen, keine Enthaltsamkeit beobachten? Muß der Gelehrte, der, wie ein Leibniz oder Böhmer, um der Wissenschaften willen auf das Familienleben verzichtet, naturnothwendig ein Sclave des Lasters sein? Was ist von Hunderten von Jung-

frauen zu halten, die durch Verhältnisse und Lebensumstände nicht in den Stand der Ehe eintreten können, die aber als treue Pflegerinnen ihrer Eltern, als Stützen ganzer Familien, als Engel der Barmherzigkeit bei Kranken, Armen und Nothleidenden in heldenmüthigem Opfer die schönste Lebensaufgabe lösen? Sollen diese Alle unwürdige Geschöpfe sein? Sie müssen es sein, wenn der priesterliche Cölibat, wenn Keuschheit und Enthaltsamkeit im Sinne Zwingli's und Luther's ein Ding der Unmöglichkeit ist." Sollte die Kraft des Geistes, der einst alles neu machen, unser Leben verklären wird, nicht auch schaffen, daß uns das scheinbar Unmögliche möglich wird? „Ist aber Keuschheit und Enthaltsamkeit mit Gottes Gnade möglich, ist die Menschheit noch nicht dem Fluche der Thierheit anheimgefallen, dann kann diese Tugend auch für die ganze Dauer des Lebens beobachtet werden."

D. Sacrificio dell' intelletto.

Das von Ungläubigen und Irrgeistern oft citirte sacrificio dell' intelletto erweist sich bei genauer Untersuchung als ein leeres Schreckbild für Feige. Wer will mir meinen Intellect, der nur Gott gehorcht, rauben, wenn ich ihn nicht selbst aufgebe.

„Die Gewissenstyrannei greift immer weiter um sich." — Warum laßt ihr sie euch gefallen. Wenn die Mittel und Waffen unrechtmäßige sind, ihr könnt sie tadeln und verbieten. Die Staatsgewalt ist jetzt mächtig genug, sie wird sich zu wehren wissen, wenn Uebergriffe geschehen.

Fangt an, fahrt fort, kühn ohne Rücksicht zu forschen. Des Forschens kann nimmer zu viel sein. Dadurch werden wir immer reiner in Erkenntniß und Willen, immer freier von Vorurtheilen. Nicht der Glaube, nur der Terrorismus wird aufhören

Die Kirche entscheidet endgiltig nach der geoffenbarten Wahrheit. Wer dieser treu sich unterordnet, ist frei in jener, wie auch der Apostel ermahnt, 2 Kor. X, 5. 6, alle Eigengedanken gefangen zu nehmen unter dem Gehorsam Christi.

Das Christenthum ist ein Positives, nicht von der Natur aus ihr selbst Hervorgebrachtes, sondern ein von Gott Gegebenes, keine bloße Umbildung der Form, kein noch so wesentlicher Umschwung des Alten, sondern ein durch und durch Neues. Als solches tritt es an den Menschen heran, zunächst mit dem Anspruch unbedingter Unterordnung, aber nicht, damit es dabei bleibe, sondern damit wir durch den Gehorsam zur Freiheit gelangen Mit dem Glauben ist es, wie mit der Kunst (beide sind das Höhere über uns): Erst will er uns haben, dazu müssen wir uns ihm hingeben. Wie überall, so geht auch hier der Freiheit ein Verhältniß der Abhängigkeit voraus. Er muß uns zu sich heraufbilden. Je mehr wir aber in demüthiger Unterordnung unter den Glauben zur Selbständigkeit gelangen, desto

mehr erfahren wir seine innere Harmonie, seine Zusammenstimmung mit allem Wahren, Guten und Schönen, seine den innern Menschen wachrufende und ansprechende, das tiefste Verlangen, worauf er angelegt ist, erfüllende, alles überstrahlende Herrlichkeit.

E. Die Wiedervereinigung.

Die Wiedervereinigung der Confessionen, die wir erstreben, ist nicht die todte, mechanische, sondern die lebendige, organische, in welcher die verschiedensten Stimmen zum Preis Gottes und Christi sich vereinigen. Es wird nie dahinkommen, daß die Kirche auf der ganzen Erde dieselbe Gestalt annimmt. Das Christenthum hebt die Eigenthümlichkeiten der Völker nicht auf, es reinigt sie zu Trägern seines Geistes. Schon in den Aposteln und in den ersten Gemeinden hat sich die Eine Wahrheit verschieden gespiegelt nach der Abstammung und den natürlichen Verhältnissen derer, in deren Herzen sie hineingeleuchtet hat.

Wie die Trennung geschehen ist, allmählich durch die geschichtliche Entwickelung, in derselben Weise erhoffen wir auch die Wiedervereinigung.

Die Einigung ist uns nicht ein Punkt, sondern eine sich erweiternde Linie nach oben.

F. Die Polemik.

Die Polemik geberdet sich, als wenn sie allein alles sich erlauben und nicht zur Verantwortung gezogen werden dürfte. Aber auch sie steht unter dem Gericht der Wahrheit, die alles richtet, aber selbst nicht gerichtet wird.

Die Polemik nimmt Unfehlbarkeit für sich in Anspruch. Hat nicht der Irrthum und die Lüge gegen die Wahrheit polemisirt?

Die Polemik tritt absolutistisch auf. Sie fragt nicht nach Gründen, nicht nach dem „ob" oder „wie", sie will nur die Vernichtung des Gegners. Dazu ist ihr jedes Mittel recht.

Die Polemik redet nie zur Sache, immer nur um die Sache. Die Kluft steht ihr fest. Der Krieg ist ihr Zweck. Nicht „Alles zum Besten kehren", sondern „Alles auf das Schlimmste auslegen" ist ihre Maxime.

Dem Streitsüchtigen ist der Angriff willkommen. Hat er ihn nicht, so simulirt er ihn: Was frage ich viel, wer gemeint ist. Ich muß gemeint sein, damit ich Anlaß habe, zu schlagen. Auch etwas anerkennen ist oft nur ausholen, um schärfer zu schlagen.

G. Fahre hinaus in die Tiefe!

Weil ich in der Mitte und aus der Kirche lebe, habe ich weder Anlaß noch Neigung, immer an der Peripherie, das Eigene schützend und das Fremde abwehrend, herumzustreifen. Das allzu eifrige und fast ausschließliche Leben im Confessionellen ist der Beweis, daß wir noch nicht in die Tiefe des Glaubens eingedrungen sind. Wehe denen, welche ihren Mangel an Erforschung des eigenen Glaubens durch das Eifern gegen die Anderen zudecken wollen.

Laßt Tezel ruhen! Er verdient nicht, daß wir ihn immer wieder heraufholen. Es könnte scheinen, wir thäten's nur, um unserem Haß gegen „Rom" Raum zu geben.

So oft die Bulle: In coena domini erwähnt wird, geht mir ein Stich durch's Herz, wenn ich daran denke, daß an dem Friedensmahl, durch dessen Feier wir uns als Brüder erkennen und bekennen sollen, der Parteihader seine Brandfackel angezündet hat, die Christen in immer kleinere Abtheilungen zu zersprengen. Wer gibt uns das Recht, wo nur immer von Ketzern, Feinden der Kirche, Genossen des Satans die Rede ist, anzunehmen, daß wir gerade gemeint sind. Sollte nicht auch „zu Rom" zwischen gläubigen Evangelischen und negirenden Protestanten unterschieden werden? Sollte nicht überhaupt für die „römische" Kirche der Ketzerbegriff eine andere geschichtliche Bedeutung haben, als wir ihn (als gegen uns gerichtet) begreifen?

Das immerwährende Eifern gegen Pharisäer kann auch auf pharisäischer Gesinnung ruhen. Was murren die Leute im Leben also? Jeder murre über seine Sünde.

Wer hetzt, thut es, um das eigene Gewissen zu betäuben und um die Aufmerksamkeit von sich hinweg auf Andere, auf einen preisgegebenen Punkt zu lenken, um ungestört sein Wesen zu treiben. Niemand soll sich hetzen lassen. Das Bild ist vom Hund genommen.

Was sagen die Feinde? — So ist's recht. Rennt euch die Köpfe gegeneinander ein. Dann gehen wir mit der Beute davon.

Was sagen die Laien? — Beide können nicht Recht haben. Das, worum sie kämpfen, kann nicht ein Gut sein. Sie nehmen davon das Recht, von dem Glauben sich abzuwenden.

Was wird über den Friedensboten geurtheilt? — Er kennt die Welt nicht. Ich will's auf mich nehmen. Selig sind die Friedfertigen.

Johannes Theodor Laurent,

Titularbischof von Chersones, Apostolischer Vikar von Hamburg und Luxemburg

und

seine Verdienste um die katholische Kirche in Deutschland.

Von

O. Haesser.

„Ihnen, der als würdiger Freund und Gesinnungsgenosse unseres glorreichen Clemens August dem Herzen der Rheinländer schon so nahe steht, sind wir als Katholiken, wie als Deutsche zum innigsten Danke verpflichtet, denn Sie waren stets der Hort unserer Religion wie unserer Nationalität!" So schrieb im Jahre 1848 der Vorstand des Piusvereins aus Köln in einer Adresse an den Bekennerbischof Laurent, der damals als apostolischer Vikar von Luxemburg im Kampfe für die Freiheiten und Rechte der Kirche dem Unrecht und der Gewalt weichen mußte. Obschon er dann über dreißig Jahre ganz in Zurückgezogenheit ohne Sucht nach Ehrenstellen nur den Interessen der Kirche gelebt hat, so blieben seine großen Verdienste doch nicht unvergessen. „Laurent — so schreibt noch 1887 Dr. Thoemes in der Literarischen Rundschau — hat schon als junger Theologe an sich persönlich den großen Kampf für die Freiheit der Erziehung des Clerus durchgekämpft und in der thätigsten Weise für die verfolgte Kirche sich in's Mittel gelegt. Und auch weiterhin ist Laurent's Leben prototypisch und prophetisch, insofern er Vorgänger aller jener Bischöfe Deutschlands geworden, die nach einer ruhmreichen und segenbringenden Kirchenregierung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von ihren Sitzen vertrieben, sich und ihre Stellung dem Wohle ihrer Sprengel geopfert haben. Er ist der Vorstreiter und Anführer bei den Kämpfen, auf Grund deren in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die ganze Kirche in dogmatischer Beziehung und die Katholiken Deutschlands in kirchenpolitischer Beziehung so gewaltige Siege errungen haben."

Schon als Vikar in einem kleinen Grenzdörfchen trat Laurent energisch gegen die Irrlehren des Hermes und gegen das damalige antikirchliche Treiben am Kölner Bischofssitze auf. Als apostolischer Vikar von Hamburg und später von Luxemburg kämpfte der „Degen Roms" — so wurde Laurent wegen seiner großen Begeisterung für die Interessen des Papstthums in Rom genannt — mit Entschiedenheit für die Rechte und die freie Stellung der Kirche, obwohl ihm die ganze Macht der Staatsregierung entgegenstand. Und als der Papst von ihm das Opfer der Amtsniederlegung forderte, brachte er es sofort in aller Demuth, um ganz im Verborgenen zu wirken, besonders durch die Kraft seines Wortes und seine Hingabe für die klösterlichen Institute seiner Vaterstadt.

Erst jetzt, vier Jahre nach seinem Tode, ist es durch das hervorragende, von seinem Freunde Moeller, Professor an der katholischen Universität in Loewen, herausgegebene Werk: „Leben und Briefe von Joh. Theod. Laurent; Beitrag zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Trier 1887/9" ermöglicht, ein Lebensbild des bedeutenden Mannes zu geben.

Johannes Theodor Laurent wurde am 6. Juli 1804 in der alten Kaiserstadt Aachen von armen, aber gottesfürchtigen Eltern, die aus dem Luxemburgischen stammten, geboren, in echt katholischen und — Aachen war bekanntlich damals französisch — in echt deutschen Gesinnungen erzogen. Aus Mangel an Mitteln kam er zuerst zu einem Schreiner in die Lehre; aber nach zweijährigem Bemühen erwies er sich für das Handwerk als völlig untauglich und so erhielt der Vierzehnjährige, der schon bei der ersten heiligen Communion seinen Beruf zum priesterlichen Stande erkannt zu haben glaubte, die Erlaubniß zum Studieren. Die Mittel dazu verschaffte er sich durch Ertheilen von Privatunterricht und beendigte in dem wiederhergestellten Gymnasium zu Aachen 1814 seine Vorstudien.

Von seiner frommen Mutter hatte er eine rührende Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria überkommen, die er sein ganzes Leben bewahrte. Man braucht nur das innige Lied von dem Luxemburger und Kevelaerer Gnadenbilde zu lesen, welches er in seinem späteren Alter gedichtet hat, um sich davon zu überzeugen.[1])

Schon von Kindheit an wallfahrtete er oft zu der Lieben Mutter Gottes vom guten Rath, deren Bild in der alten Pfarrkirche

[1]) Vgl. „Zur Erinnerung an den hochwürdigsten Herrn Bischof Joh. Theodor Laurent". Aachen 1884. Verlag von Rudolph Barth. S. 40 ff.

vom hl. Petrus in Aachen verehrt wurde. Und als er später auf einer italienischen Reise den Gnadenort Genazzano, wo sich das Original dieses Bildes befindet, besuchte, da erklang es in seinem Liede:

Genazzano, Genazzano,
Alter Lieder Zauberklang,
Die in meinen Knabenjahren,
Unter frommen Volkes Schaaren,
Oft ich mit Entzücken sang.

Mit dieser Liebe zur hl. Jungfrau verband er die aufrichtigste Begeisterung für die katholische Kirche, deren Rechte er stets verfocht, deren Interessen er während seines ganzen Lebens vertrat, so daß er von sich sagen konnte: „Nur für eine Sache habe ich Partei genommen, für die Kirche Jesu Christi. Die Liebe zur Kirche war die Triebfeder und der volle Gehalt meines Lebens!“ „Ach, liebster Bruder, was für ein Glück ist es, ein Kind der katholischen Kirche zu sein. Mein Blut ist mir noch lange nicht so lieb als katholisch sein. Wissenschaft und die ganze Welt kann mich nur in Beziehung auf die Kirche interessiren, dies Centrum der Werke Gottes und aller guten Gedanken der Menschen.“ Solche Stellen aus seinen Briefen ließen sich hunderte anführen, aus denen allen die höchste Begeisterung für die Kirche und der herzinnigste Dank gegen Gott für seine Zugehörigkeit zu derselben sich ausspricht. Alles gipfelt darin: „Wir wollen uns unsere Ueberzeugung, unsern Glauben nicht nehmen lassen, wir wollen mit ihm leben und für ihn sterben!“ Und Laurent hat den Worten die That folgen lassen: er hat für seinen Glauben, seine Kirche gelebt, gekämpft, gelitten!

Aber auch für sein deutsches Vaterland und seine altehrwürdige Geburtsstadt offenbarte er die treueste Liebe und Anhänglichkeit. „Freilich liebe ich mein Vaterland, dieses gute und unglückliche Land. Ich liebe die von der Madonna und von Karl dem Großen geliebte Stadt, ich liebe ihre frommen und gläubigen Einwohner. Um meiner Heimath den Schatz des wahren Glaubens zu erhalten, zu vermehren und in ihr die Freiheit der Kirche erblühen zu sehen — ja dafür würde ich gerne meinen letzten Blutstropfen hergeben! Nie würde ich ohne Schmerz der Hoffnung entsagen, die alte Kuppel des Liebfrauenmünsters wiederzusehen, in dessen Schatten meine schönsten Lebensjahre verflossen, den Klang seiner Glocken wiederzuhören, der alle Erinnerungen aus dem Frühling meines Lebens durchtönt.“ Von der Ferne aus schreibt er: „O du schönes Land,

das mich geboren, wo in den seligen Jahren kindlicher Jugend die freundliche Welt im goldenen Glanze der Morgensonne sich mir aufschloß, wo mir meine besten herzinnigsten Freuden blühten, wo mir der beste Vater und die lieben Brüder wohnen, wo ach! der theuren Mutter Gebeine schon im feuchten Grunde ruhen; du gemeinsames Vaterland aller meiner Lieben, wie verlangt mich nach dir!" Seinen Bruder bittet er, „ihm doch ja recht oft und viel von dem lieben deutschen Vaterlande zu erzählen, es hänge ihm das Herz danach." Als die trüben kirchlichen Zustände in Deutschland Unruhe und Schmerz verursachten, da tröstet er: „Nur getrost, wo der Glaube noch lebt und die Liebe, da fehlt auch die Hoffnung nicht, wir erleben noch einmal bessere Zeit am Rhein; es ist ein Segen, in einem katholischen Lande zu leben. Unser gutes deutsches Vaterland ist es auch im treuen Herzensgrunde seines Volkes."

I. Laurent und der Hermesianismus.

Als Laurent sich zum Studium der Theologie nach Bonn begab, herrschten dort Zustände, daß man wirklich fast zweifeln konnte, ob man an einer katholischen Universität sei. Am hohen Frohnleichnamsfeste z. B. gingen mit der Prozession von sämmtlichen Studenten außer Laurent nur einer noch und das an einer Universität, die eine theologische Facultät zählte. Diese Gleichgültigkeit der Studenten gegen die Religion erfüllte Laurent mit tiefem Abscheu. So recht als Ausdruck der Zeit und der Schule erschienen Clemens Brentano die Wandgemälde in der Universitätsaula, die damals gerade ausgeführt worden und wovon er das Bild der Theologie trefflich charakterisirt: „Rechts stehen die alten katholischen Bischöfe, Päpste, Kirchenlehrer, darunter Abälard und Dante. Den alten Sailer legten sie in den Vordergrund, mit einem Jüngling disputirend. Links stehen die Protestanten. Sie haben Tertullian und Origenes dazugesetzt und — lächerlich genug — auch den streng römischen Bonifatius und den Apostel Paulus. Sailer gegenüber sollte Schleiermacher; aber er darf nicht hin, weil er in einem Streite gegen die neue Liturgie ist. Nun wissen sie nicht, was sie hinmachen. Die Theologie sitzt gelb da . . . . wie eine hysterische Dame, die nach Ems ins Bad will, dazwischen. Die Zeichnung ist trefflich, die Zusammenstellung ganz unsinnig, nach einer Ansicht à la Neander . . . . Sie componiren die Theologie und kennen

das Glaubensbekenntniß nicht. Der Erfinder wußte nichts von der Höllenfahrt."

Die ganze Zeitrichtung war damals eine rationalistische und der Hauptrepräsentant derselben unter den Bonner Professoren war Georg Hermes. Die Grundlage, von der er ausging, war: „Zweifle so lange als möglich und entscheide nicht eher, als die Nothwendigkeit des natürlichen Denkens dich zwingt." Laurent, der von seiner tief-religiösen Erziehung seiner Familie her tiefen Sinn für Wahrheit mitgebracht hatte, konnte natürlich an dieser Behandlung der katholischen Wissenschaft kein Gefallen finden. „Ich höre die Vorlesungen von Hermes, der hier freien Spielraum hat, weil ich muß, und ärgere mich alle Tage satt über die schlechte und niederträchtige Philosophie und freche Anmaßung und über den dummen Stolz des Herrn. Das ist das erste Erforderniß eines deutschen Philosophen: zu abstrahiren und die Abstraction abermals zu abstrahiren, so daß die ersten und einfachsten Gegenstände des Bewußtseins ganz unkenntlich und unverständlich werden. Die deutsche Gründlichkeit und Vollständigkeit ist mir höchlich verleidet und widerlich. Was mich am meisten verdrießt ist, daß ich meine Meinung nicht einmal laut werden lassen darf." Doch äußerte er sich ganz frei, war als entschiedenster Gegner des hermesianischen Systems an der ganzen Universität bekannt und bewies zugleich einen außerordentlichen Scharfsinn, so daß Seber, Professor der Dogmatik und Gegner des Hermes, sich besonders für ihn interessirte und überzeugt war, „daß er es noch weit bringen würde." An Windischmann, Professor der Philosophie, schloß sich Laurent mit kindlicher Verehrung an. Dieser war es auch, der ihn bestärkte, das dritte Jahr seines theologischen Studiums an einer andern echt katholischen Universität zu verbringen. In Folge dessen schrieb Laurent an seinen Vater: „Nachdem Professor Seber fortgegangen, haben wir nur drei erbärmliche Lehrer. Ich habe jetzt in sämmtlichen Fächern der Theologie die Vorlesungen gehört und, wenn ich die des Professor Seber ausnehme, so weiß ich nicht, was ich darin gelernt hätte, noch lernen könnte. Von den beiden jüngern ist der eine ein Männchen, der von Erd- und Völkerkunde mitzuschwatzen weiß, von Theologie aber gewaltig wenig versteht, dazu gar keinen Vortrag hat. Der andere, früher Kaplan in Berlin, ein unwissender, charakterloser Mensch, der sich besser eignet, durch seine ungeschickte Figur und tölpischen Späße die Damen in Gesellschaften zu belustigen, als auf dem

Lehrstuhl der Theologie zu sitzen; beide aber schülermäßig untergeordnet dem Dritten, dem Alten (Hermes), der sie regiert wie Kutschpferde. Dieser Alte, der Meister des Stuhls, ist ein Halbphilosoph, der sein bischen Verstand verthan, um sich ein System der Vernunft zu bauen aus Bruchstücken einer selbst nur stückweisen, verwerflichen, dem Geiste des Christenthums entfremdeten heidnischen Philosophie, deren Princip die blos menschliche, eitle Vernunft ist, und in diesem System sitzt er nun nagelfest und pfuscht von da in die Theologie hinein, schaltet mit den heiligen Lehren und Geheimnissen der göttlichen Offenbarung mit frevelhafter Willkür, will nach seinem Dünkel sie erklären, ohne den heiligen Geist, der in ihnen wohnt und waltet, auch nur zu ahnen." Wer hier seine theologische Bildung holen mußte, war gar übel daran.

Laurent's Beruf stand damals förmlich auf dem Spiel. Er war nämlich nicht blos mit den Zuständen an der Bonner Universität, sondern auch mit denen der Diözese sehr unzufrieden. Der neue Erzbischof Ferdinand August von Spiegel begünstigte den Professor Hermes in jeder Weise, ernannte ihn zum Kölner Domherrn, und so ist es sehr leicht zu erklären, daß der Hermesianismus auch in das Kölner Seminar Eingang fand. Für den streng kirchlichen Laurent war dies Grund genug, in dieses nicht einzutreten. Da sich seiner Aufnahme im Freiburger Convict, das von Jesuiten geleitet wurde, ebenso im Mainzer Seminar Hindernisse entgegenstellten, so wurde er von seinem Freunde Leopold Klausener auf das Seminar in Lüttich aufmerksam gemacht. Dieses stand damals unter dem vortrefflichen Generalvikar Barret und war wegen seiner alten ernsten gründlichen Methode und wegen seines vortrefflichen echt klerikalen Geistes berühmt. Laurent wandte sich dahin, um dort einzutreten. Man hat ihn zu verdächtigen gesucht, „als sei er sittlicher Vergehen wegen gezwungen worden, die Diözese zu verlassen. Das ist aber ganz und gar unwahr. Clemens August, der spätere Erzbischof von Köln, erklärt in einem noch erhaltenen Schreiben, „Laurent habe nur, um dem Hermesianismus und dessen Treiben zu entgehen, die Diözese verlassen. Nach vielen Chicanen, da man ihm das Exeat aus der Kölner Diözese nicht geben wollte, fand er im Lütticher Seminar Aufnahme. Vorher hatte er fast sechs Monate in seiner Vaterstadt Aachen zugebracht. Hier stand ihm ein treuer Freund zur Seite, der obengenannte Priester Leopold Klausener, an den er sich mit der ganzen Gluth seiner Seele an-

schloß. „Vor ihm hatte ich nichts geheim, er vertrat mir Gottes Stelle, mein ganzes Leben war mit dem seinigen verbunden, alle Geheimnisse meines Gewissens und alle Anliegen meines Lebens habe ich ihm stets mitgetheilt. Wenn ich in katholischer Gesinnung begründet und durchgebildet bin, so verdanke ich es meines Freundes Impuls und seiner Leitung; etwas von katholischem Instinkt hat er mir eingepflanzt, das mich oft gesichert hat, wo die Wissenschaft nicht hinreichte." Ihm theilte er seine ersten wohlthätigen Eindrücke aus dem Lütticher Seminar mit; er konnte ja gut einen Vergleich ziehen zwischen einer vom kirchlichen Geiste durchwehten Erziehungsanstalt für junge Kleriker und der kalten und bösen Weltluft einer staatlichen Hochschule. Deshalb trat er auch später als Bischof lebhaft für Seminarbildung ein, weil er persönlich die Gefahren einer Universität kennen gelernt hatte. So schreibt er an seinen Vater: „Das theologische Studium ist solid und ernsthaft und wechselt den ganzen Tag mit Gebet und geistlichen Uebungen ab. Ein wahrhaft katholischer und clerikaler Geist belebt die ganze Einrichtung des Hauses."

Am 14. März 1829 empfing er in der Kapelle des Bischofs von Namur die heilige Priesterweihe: „Wonach ich schon zehn Jahre lang gestrebt und verlangt, das ist nun erfüllt; wozu nur im Reiche Gottes auf Erden ein Mensch erhoben werden kann, das bin ich geworden. Der vom ewigen Vater gesendete Gottessohn, dem derselbe volle Gewalt gegeben, im Himmel und auf Erden, hat auch mich gesendet und mir Theil an Seinem Priesterthum und Seiner Gewalt gegeben, Brod und Wein hat mir der Bischof gereicht und die Macht ertheilt, diese in den Leib und das Blut unseres göttlichen Opferlammes und Hohenpriesters zu verwandeln, die Hände hat derselbe mir aufgelegt und den hl. Geist gegeben und die Macht, auf Erden für den Himmel zu lösen und zu binden; meine Hände hat er mir gesalbt mit Oel, mir die Stola auf der Brust gekreuzt und den Kuß des Friedens gegeben." In dieser hehren Auffassung des Priesterthums und seiner Würde wirkte der junge Priester in der opferwilligsten Weise in seiner ersten Stellung zu Heerlen, wohin ihn der Bischof von Lüttich, der ihn liebgewonnen, als Kaplan geschickt hatte. Alle, die Laurent als Kaplan gekannt hatten, stimmen darin überein, daß er sich im Dienste Gottes und des Nächsten auf der Kanzel und im Beichtstuhle, im Unterricht und Krankenbesuch fast aufgerieben habe. Mußte ihm ja doch sein Bischof die Juris-

diction beschneiden, da er in Folge von Ueberanstrengung sich schweren Typhus zugezogen.

Der Bewegung für Gott, die Kirche und die Freiheit, der damals in Frankreich alle katholischen Herzen in edler Begeisterung entgegenschlugen, blieb der belgische Clerus nicht fremd. Auch Laurent schien die Befreiung der Kirche in Europa und das Wirken und Streiten für deren Fortpflanzung über die Meere die würdigste Aufgabe für den Priester.

Die in Fleisch und Blut übergegangene katholische Gesinnung war ihm und seinem Bruder Joseph gemeinsam. Letzterer studirte in Bonn und verkehrte da mit den bedeutendsten Männern des katholischen Deutschlands, wie Klee, Seydel, Burchard. Besonders schloß er sich an Johannes Möller an, Sohn von Nicolaus Möller, einem Gelehrten aus Dänemark, der die volle Befriedigung seines Forschens und seines Herzens erst im Anschluß an die katholische Kirche fand und einen außerordentlichen Einfluß auf die katholischen Studenten zu Bonn ausübte. Er stand im Geruche des „geheimen Jesuitismus", als dessen Vorsteher Professor Klee galt, ein Mann, der an Gelehrtheit und Geist allen seinen Gegnern die Spitze bieten konnte und der gegenüber dem hermesianisch gesinnten Erzbischof von Köln und seinen hermesianischen Professoren die katholische Fahne hochhielt. In diesem Kreise lernte er auch Christian Brentano kennen, einen lieben, herrlichen Mann, von dem jedes Wort Wahrheit und Poesie war. Mit diesen Allen stand Laurent in engster Verbindung, auch fanden seine Briefe dort lebhaften Beifall und wurden viele davon in der ‚Katholischen Kirchenzeitung' abgedruckt.

Seine Idee in dem Kampfe der Geister war: „Den Fürsten ist das göttliche Recht, den Völkern die Freiheit verloren gegangen. Durch die Freiheit — zur Kirche! ist das nicht Krebsgang? Ist die wahre Freiheit anders woher gekommen, als von der Kirche?" Seine historische Ansicht war, das christliche Europa der Vergangenheit sei die goldene Zeit der Kirche gewesen.

Mit Johannes Möller, der wegen seiner zu ausgesprochenen Katholicität als Privatdocent in Bonn nicht zugelassen worden und in Düsseldorf eine Erziehungsanstalt gegründet hatte, schloß Laurent die innigste Freundschaft. Auch sein Bruder fand an dieser Anstalt Stellung und so war ihm „am Rhein eine Heimath bereitet in Mitten einer edlen Familie, für die ich voll Achtung und Liebe bin."

Von Düsseldorf aus verfolgten Dr. Möller und Laurent die kirchlichen Angelegenheiten mit regstem Interesse. Erst nach Hermes' Tode hatten sich seine Anhänger recht eigentlich zur Partei constituirt und gaben die Professoren Droste, Scholz und Achterfeld als Parteiorgan die ‚Bonner Zeitschrift für Philosophen und Theologen' heraus, worin sie ihren Feinden mit offenem Visir entgegentreten wollten. „Es wäre besser mit offenem Brevier", meinte Professor Klee, der mit den beiden Brüdern Laurent und Möller in der ‚Katholischen Kirchenzeitung', dem ‚Katholik' und dem ‚Religionsfreund' sich in geschickter Weise gegen den Hermesianismus wandte: „In Hermes concentrirt sich der Geist des ganzen neuen deutschen Clerus — Abneigung gegen Rom, Verachtung der Kirchenväter als Menschen wie sie, Wegläugnung alles dessen, was nicht als Dogma statuirt ist &c."

Nicht lange sollte es Laurent vergönnt sein, auf seiner Kaplanei zu wirken. Der Bischof verlangte durchaus von ihm, zur Erholung ein halbes Jahr auszuruhen, und dann wollte er ihm die beste Pfarrstelle geben, die er nur finden könne, car vos désirs sont mes volontés. Seine Rückkehr in die Heimat ermöglichte es ihm, seinem alten Vater, der erblindet war, noch in den letzten Lebenstagen mit Trost und Pflege beizustehen. Bis zu seinem Tode bewahrte er ihm das dankbarste und kindlichste Andenken. Im März 1835 wurde er zum Pastor von Gemmenich ernannt, wo er mit gleicher Aufopferung und Mühe, wie an seiner ersten Stelle, für das Wohl der Gemeinde sorgte. Da er hier fast gar keinen Umgang hatte, so unterhielt er, wie früher, mit seinem Bruder Joseph einen eifrigen Briefwechsel über die kirchlichen Angelegenheiten. Oefters stieg er in Aachen bei der Frau Wittwe Fey ab, wo auch seine Düsseldorfer Freunde sich mit ihm trafen und deren Sohn, der Kaplan Andreas Fey, ein echt römisch gesinnter Priester, sein intimer Freund wurde.

Inzwischen erfolgte am 26. September 1835 das Urtheil des Papstes Gregor XVI. gegen die Lehren des Hermes. Der Kapitularverweser von Köln, Hüsgen, ignorirte einfach dieses Breve. „Die Grundschlechtigkeit ihres Systems konnte sich nicht besser darthun, als in der völlig unkirchlichen Gesinnung, die sie über die päpstliche Censur äußern; nirgends hört man von einem, der an Unterwerfung dächte, der es sich einfallen ließe, daß er im Irrthum befangen sein könnte."

Bei seinen Besuchen in Düsseldorf lernte damals Laurent außer dem Maler Deger besonders den geistreichen, durch gelehrte Schriften

hervorragenden Pfarrer Binterim, der später in den Kölner Wirren eine so bedeutende Rolle spielen sollte, kennen und hochschätzen. Gerade damals war der neue Kölner Erzbischof Clemens August den 26. Mai 1836 inthronisirt und mit Jubel von den Gutgesinnten begrüßt worden, zumal er schon als Generalvikar in Münster 1820 seinen Theologen den Besuch der Bonner Universität wegen ihrer hermesianischen Professoren untersagt und die betr. Beschwerden des Oberpräsidenten und Cultusministers als Einmischung in rein kirchliche Angelegenheiten zurückgewiesen hatte. Bei seiner Anwesenheit in Koblenz gelegentlich der Trauung seines Bruders lernte Laurent eine Art katholisches Casino kennen, von den Liberalen die apostolische Junta genannt, dessen Mitglieder, darunter Dr. Settegast, Dietz, Dr. Seydell u. a. alle meinten, Laurent müsse in die Erzdiözese zurückkehren, er habe geradezu den Beruf, an diesem Kampfe für die Kirche in Deutschland theilzunehmen. Für Gemmenich, seine Pfarrei, könne man leicht einen Ersatzmann finden, aber für den neuen Erzbischof von Köln sei es sehr schwierig, zuverlässige Professoren für sein Priesterseminar zu gewinnen. Im Vereine mit dem obengenannten Professor Windischmann, der Laurent sehr hoch schätzte, empfahlen sie ihn daher dem neuen Kölner Erzbischof zu einer Professur am Seminar. Laurent seinerseits voll Eifer für die gute Sache, zeigte sich bereit: „Denn Glaubensnoth ist die schreiendste Wunde der deutschen Kirche und da ich in mir noch gesunden Glaubensmuth fühle, möchte ich ihn gerne verbreiten, und wo da besser, als unter den künftigen Lehrern." Da augenblicklich keine Professorenstelle frei war, offerirte ihm der Erzbischof, der — wie sein Sekretär Eduard Michelis schreibt — sehr sehnlichst wünschte, ihn für die Erzdiözese und namentlich für die Stadt Köln zu gewinnen, die beste Kaplanei daselbst mit Aussicht auf baldige Ernennung zum Pfarrer. Laurent wandte sich sofort an seinen Bischof mit der Bitte um das Exeat, „da er der Begeisterung nicht widerstehen könne, die ihn in jene Kämpfe hineindränge, aus denen die Freiheit der Kirche in seinem Vaterlande hervorgehen solle." Aber dieser schlug es ihm ab, hauptsächlich wohl, weil es damals hieß, Clemens August habe die geheime Convention betr. die gemischten Ehen unterschrieben. Gott hat es so gefügt, denn Laurent konnte von Gemmenich aus viel mehr als in Köln in den Kampf eintreten und der Kirche und ihrem edlen Vertreter viel größere Dienste leisten. Als ihm dann später bei der Visitation der Bischof erklärte, daß er ihn,

wenn er durchaus darauf bestände, aber nur unter großem Bedauern entlassen wolle, traf die Nachricht von der Gefangennahme des Kölner Erzbischofs ein, so daß Laurent auf seiner Pfarrei bleiben mußte.

II. Laurent und die Kölner Wirren.

In Köln war die Lage der Katholiken eine unerträgliche geworden. Die protestantische Regierung erlaubte sich die weitesten Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Kirche, übte bei Besetzung der geistlichen Stellen einen ganz ungebührlichen Einfluß aus, verbot den Bischöfen die Correspondenz mit dem Papste, bei Besetzung der Staatsämter sahen sich die Katholiken in auffälliger Weise zurückgesetzt. Worüber aber die Wirren entstehen sollten, das war die Frage der gemischten Ehen. Im Erzbisthum Köln verweigerten die Geistlichen jede Assistenz bei solchen Ehen, wenn nicht die katholische Kindererziehung zugesagt wurde. Da erschien im Jahre 1825 eine Cabinetsordre mit der Bestimmung, daß die Kinder in der Religion des Vaters zu erziehen seien. Dem gegenüber erließ Pius VIII. 1833 ein Breve, das dem katholischen Pfarrer passive Assistenz gestattet, doch nur, nachdem vorher dem katholischen Theil die katholische Kindererziehung in ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit vorgestellt worden war. Dieses Breve ließ die preußische Regierung nicht veröffentlichen, sondern wußte den schwachen Erzbischof v. Spiegel mit seinen Suffraganbischöfen durch Täuschung zu der berüchtigten „geheimen Convention" zu bestimmen, wonach die Cabinetsordre befolgt werden könne. Als man nun Clemens August vor seiner Inthronisation befragte, ob er die gemäß dem päpstlichen Breve abgeschlossene Convention anwenden wolle, antwortete er natürlich, er werde sich hüten, eine solche zu verletzen. Wie groß war aber das Erstaunen des neuinthronisirten Erzbischofs, als er unter den Akten die geheime Convention vorfand, die direkt dem päpstlichen Breve widersprach. Um jede Zwistigkeit zu vermeiden, befolgte er die Convention, soweit sie mit dem Breve im Einklang stand, so daß er sogar von katholischen Blättern als Verräther an der heiligen Sache angegriffen wurde. So z. B. von dem geachteten ‚Journal historique et littéraire de Liège'. Laurent, der genaue Erkundigungen eingezogen hatte, vertheidigte in einem größeren Artikel, der allgemeines Aufsehen erregte, den Erzbischof. Der Erfolg dieser Arbeit — die meisten katholischen Zeitungen druckten ihn ab —

bewog Laurent, sich mehr und mehr der Presse zu widmen und in der Vertheidigung der Kirche und ihrer Vertreter eine Art Beruf zu erblicken. Die Zeitverhältnisse waren darnach: Der Erzbischof wurde von dem Minister beschuldigt, in der hermesianischen Angelegenheit eigenmächtige Schritte gethan und in Sachen der gemischten Ehen sein Wort nicht gehalten zu haben. Entweder solle er sich den Gesetzen fügen oder abdanken, sonst werde er suspendirt. Würdig antwortete derselbe: „Betr. Hermes handle es sich um eine rein kirchliche Angelegenheit, in Sachen der gemischten Ehen handle er nach der Convention, soweit sie gemäß dem päpstlichen Breve anzuwenden sei." Schon damals suchte Laurent durch seinen Bruder ein Eintreten des rheinisch-westfälischen Adels für den hartbedrängten Bischof zu veranlassen — ein Plan, der erst später zur Ausführung kam, indem der Adel den König bat, dem angeklagten Kirchenfürsten eine freie, öffentliche, persönliche Vertheidigung zu gestatten. Am 20. November wurde dann der edle Erzbischof wie ein Verbrecher ohne gerichtliche Untersuchung auf die Festung Minden transportirt.

Nicht genug, daß das Domkapitel sich widerrechtlich die Verwaltung der Diözese anmaßte, erhob es sogar auf einen Erlaß des Ministers v. Altenstein hin, der die schwersten Anschuldigungen enthielt, heftige Anklagen gegen seinen Bischof in Rom. Gegen den ministeriellen Erlaß schrieb nun Laurent zur rechten Zeit eine glänzende Vertheidigung des heldenmüthigen Oberhirten. Den ersten Theil der Anklage des Ministers, der kirchliche Gegenstände betrifft, schließt Laurent mit den Worten: „Clemens August handelt gemäß einem päpstlichen Breve — ein solches ist eine Aeußerung der kirchlichen Obrigkeit, Unterordnung unter diese ist aber Pflicht des Bischofs. Die katholische Kirche mit ihren Einrichtungen ist in Preußen gestattet — die Befolgung eines päpstlichen Breve's seitens eines katholischen Bischofs bestrafen zu wollen, wäre also ein Eingriff in die Freiheit der Kirche und zwar ein ganz widerrechtlicher seitens des Staates." Auf die Anklage, daß der Bischof Religionshaß erregt habe, erwiderte Laurent kurz und bündig: „Der einzige Beweis, der angeführt ist, ist die unbestimmte Aussage des parteiischen Ministers. Die öffentliche Meinung erklärt diese Behauptung so lange für falsch, bis das Ministerium einen Beweis gebracht hat und zwar vor einem gesetzlichen Gerichtshof. Wenn man dem Erzbischof vorwerfe, er habe mit dem belgischen Clerus, der revolutionäre Gesinnungen habe, conspirirt, so sei darauf nur zu er-

widern, daß der belgische Clerus in Erfüllung aller Pflichten treuer Unterthanen und guter Bürger dem ganzen Volke mit seinem Beispiele vorleuchte. Wenn der rheinische Clerus sich die Unabhängigkeit und die freie Stellung der belgischen Geistlichen wünsche, so sei das nicht zu verwundern, da es schon der gewiß unparteiische Erzbischof Spiegel gethan habe. Uebrigens habe auch der Erzbischof nie in einer äußeren Verbindung mit jenen gestanden." Auf die Anklage des Zusammenhangs mit der liberalen Partei spricht Laurent die schönen Worte: „Ein Mann von altem deutschen Adel, in aristokratischer Sitte und Gewohnheit erzogen, von hoher erblicher Religiosität, von anerkannt edlem und biederm Herzen, geradem und offenem Charakter, von den Ersten und Besten seines Landes stets hochgeehrt, in Deutschland als gedankenreicher, einsichtsvoller und bestwollender Schriftsteller geachtet, ein frommer, still wohlthätiger, segenspender Priester, ein hochgefeierter Bischof, ein heiliger Greis und — ein Revolutionär?" Aus manchen andern Thatsachen, besonders aber aus der ganz stillen Wirksamkeit des Bischofs weist Laurent nach, daß von einem Werben um Volksgunst gar keine Rede sein könne.

Mit Ausnahme des hermesianischen Domkapitels, das eine jämmerliche Rolle spielte, war der bei weitem größte Theil der Katholiken über den Gewaltstreich entrüstet, auch viele Protestanten erkannten in ihm einen Eingriff in die kirchliche Verfassung. Viele wandten sich mit schriftlichen Beschwerden an den König. Vor allem aber ist es nöthig — so wurde Laurent von seinem Bruder interpellirt — daß man in Rom von der Wichtigkeit der Sache unterrichtet werde, besonders davon, daß das Volk in edler Treue zu seinem Bischof steht, dann aber auch davon, daß auf das Domkapitel und dessen lügnerische Berichte nichts zu geben ist. Thue, so lautet der Mahnruf des Bruders — „was Du kannst, zur Ehre Gottes und der guten Sache!" Und Laurent hat es gethan. Nach der Gefangennahme des Erzbischofs war er mit Wort und That unermüdlich thätig in Verbindung mit seinen obengenannten Freunden. Durch Professor Johannes Möller in Löwen wurde er mit dem Brüsseler Nuntius bekannt und ließ diesem die ersten und ausführlichsten Berichte über die Sache des Erzbischofs übermitteln — und mit bedeutendem Erfolg. Inzwischen hatte im November der Oberpräsident von Bodelschwingh „als Generalvikar von Papst Friedrich Wilhelm III." publiciren lassen, daß der Domdechant Dr. Hüsgen

zum Kapitularverweser des Erzbisthums Köln durch einstimmige Wahl des Domkapitels bestellt sei und diese Wahl die Staats-Genehmigung erhalten habe. Jetzt mußte Rom sich äußern. Und zur Freude aller Gutgesinnten erschien schon im December 1837 die päpstliche Allocution, in der auf's Energischste gegen die Verletzung der kirchlichen Rechte und Freiheiten protestirt und dem Erzbischof das genugthuende Zeugniß ausgestellt wird, „daß er die Sache der Religion mit so großer eigener Gefahr unüberwindlich verfochten hobe." Sofort verfertigte Laurent in seinem entlegenen Pfarrdörfchen eine deutsche Uebersetzung, die massenhaft im Land verbreitet wurde.

Das Domkapitel hatte sich in seiner zweideutigen Haltung besonders durch seine Mißgriffe und Gewaltstreiche in Bezug auf die gemischten Ehen und die ungescheute Besetzung der Lehrstellen mit Hermesianern fast unmöglich gemacht. Laurent's Grundsatz war deshalb von Beginn der Kölner Wirren an: Ego quidem censeo, capitulum esse delendum. Es entstand zwischen den Pfarrern und dem Capitel in Bezug auf Verwaltungsfragen die größte Verwirrung — das Capitel führte die Verwaltung völlig im Dienste der Hermesianer und der Regierung. Man erwartete deshalb allgemein bei Volk und Clerus, daß Rom mit dem Capitel in's Gericht gehen werde, denn erst dann werde — das war auch die Ansicht Laurents — das hermesianische Unwesen aufhören. Es erschienen jetzt eine Menge kleinerer Broschüren zur Vertheidigung des heldenmüthigen Erzbischofs, die Laurent alle mit dem größten Eifer verfolgte, er selbst ließ einen Aufsatz über die Gefangennahme in Augsburg drucken. Fast zu gleicher Zeit erschien jene merkwürdige begeisternde Schrift des alten Vorkämpfers der katholischen Sache, der ‚Athanasius' von Görres, so genannt, weil der Kölner Erzbischof so muthvoll, wie jener große Heilige die Rechte der Kirche vertheidigte. Laurent charakterisirt treffend das Buch: „Das große Ereigniß in der Kirche ist da in seiner ganzen providentiellen Bedeutung erfaßt, begründet aus der Vergangenheit, gerichtet in der Gegenwart, erklärt für die Zukunft. Wahrlich Deutschland hat nur einen Clemens, aber auch nur Einen Görres." Trotz seiner hohen Begeisterung und seiner wahren Liebe für den Verfasser sieht doch Laurent drei große Mängel, die er offen und freimüthig tadelt: daß er nämlich erstens Staat und Kirche zu sehr coordinire, die Superiorität der Kirche bestreite. Das zweite Bedenken betrifft die

Machtvollkommenheit des Papstes in der Kirche; wenn er auch die dogmatische Unfehlbarkeit anzunehmen scheine, so widerstreite dem doch die den Hermesianern gemachte Einräumung, als sei ihr Einwand, daß ihr Lehrer mißverstanden, von Rom nicht unbedingt abgewiesen worden. Dagegen führt Laurent die treffende Antwort des P. Roothaan an: „Nicht über das, was Hermes vielleicht gedacht hat, oder was er hat sagen und lehren wollen, sondern über das hat der heilige Stuhl geurtheilt, was derselbe geschrieben und gelehrt hat." Ueber das Verhältniß der Kirche zum und im Christenthum wird drittens der Satz als falsch bezeichnet: Der Katholicismus ist die universalste Form des Christenthums, als ob es auch Christenthum in andern, nur speciellen Formen gebe. In einem langen überzeugenden Schreiben theilte Laurent dem alten Görres seine Ideen mit. Offen erklärte er ihm, mit welcher Begeisterung er seine Artikel gelesen, für welch' bedeutendes literarisches Erzeugniß er seinen ‚Athanasius' halte, daß er aber manches gefunden, was ihm nicht gefallen und was er ihm am liebsten mittheilen möge, er fände seine Katholicität noch nicht consequent und komplet genug. Görres erkannte seine Beweise an und äußerte rühmend: „Da habe ich von einem flämischen Pastor einen Brief bekommen, der Hand und Fuß hat."

Der ‚Athanasius' wurde natürlich sehr bald verboten, wie auch Möllers Vertheidigung des Erzbischofs, Affaires de Cologne, die großen Beifall im Ausland gefunden hatte. Die preußischen Bischöfe, an ihrer Spitze der edle Erzbischof von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, erklärten ihre völlige Uebereinstimmung mit ihrem Leidensgefährten in Köln. Bunsen, der preußische Gesandte in Rom, der „Hauptheter des Kölner Ereignisses", mußte selbst gestehen (Janssen, Zeit- und Lebensbilder. 2. Aufl. S. 413), „daß die erste Bedingung zu einem glücklichen Kampf mit der Curie fehle — der Rückhalt in der Bevölkerung, ja es sei sogar die öffentliche Stimmung unzweideutig gegen die Regierung." Auf Laurent's Antrieb wandten sich die Pfarrer Nellessen in Aachen und Binterim in Düsseldorf durch die Brüsseler Nuntiatur nach Rom, um wegen Hüsgens Fakultäten Aufklärung zu erhalten und durch diese wurde ihnen die Antwort, daß Rom nie die Wahl eines Capitularverwesers anerkannt habe. Wenn Hüsgen sich als Generalvikar des Erzbischofs betrachte, so sei darauf zu bemerken, daß alle Fakultäten nur dem Erzbischof persönlich ertheilt worden seien. Wegen der

Lage der Verhältnisse aber gewähre Rom dieselbe Fastendispens, wie im verflossenen Jahre. Diese Antwort ließ nun Laurent rasch in der ganzen Diözese verbreiten. In Folge dessen mußte Pfarrer Nellessen vor dem Oberpräsidenten ein Verhör bestehen und bei Pfarrer Binterim in Düsseldorf wurde die genaueste Haussuchung gehalten, die Bibliothek und die ganze Correspondenz durchforscht. Die größte Entrüstung rief die Mittheilung hervor, daß die Mehrzahl des Domkapitels in Köln auf die Frage, ob es die Rückkehr des Erzbischofs für dienlich hielte, verneinend geantwortet haben sollte.

Endlich im Mai 1839 erschienen zwei Breven an das Capitel und an Hüsgen, durch welche die Wahl eines Capitularverwesers kassirt und Hüsgen ermächtigt wurde, nur als Generalvikar seines Erzbischofs weiter zu fungiren und zwar unter der schriftlichen Verpflichtung, daß er in Sachen der gemischten Ehen und des Hermesianismus nach den päpstlichen Entscheidungen vorgehen und sich mit der Handlungsweise seines Erzbischofs nicht in Widerspruch setzen werde. Das gesammte Capitel zeihte der Papst der Mitschuld an der Verhaftung des Erzbischofs und forderte Hüsgen zur Rechtfertigung seiner Administration auf. Was wird nun dieser thuen? war die allgemeine Frage. „Ich traue ihm nicht soviel Gewissen zu, seine Entblößung an Fakultäten offen zu gestehen und damit der Haft des Bischofs ein Ende zu machen, was Rom ohne Zweifel intendirt hat. Noch weniger wird er ablassen, seine Stellung zu Gunsten der Protestanten und Gegner des Erzbischofs zu mißbrauchen und so wenig das Breve Pius VIII., als das Gregors XVI. zur Ausführung bringen." Diese Laurent'sche Meinung von Hüsgen sollte sich als ganz genau und richtig erweisen. Etwas anders ließ sich von einem Geistlichen nicht erwarten, der s. Z. auf die Frage, was er thun würde, wenn Rom die Wahl des Capitels mißbillige, nur zu erwidern wußte, „das alles müssen wir über Berlin erwarten!" Deutlich genug!

Darüber, daß das päpstliche Breve die Rechte des Oberhirten gewahrt hatte, herrschte in der Diözese allgemeine Freude, nur bedauerte man, daß die kirchliche Verwaltung den Händen eines so unzuverlässigen Mannes anvertraut blieb. Dies war nur daraus zu erklären, daß man damals in Rom die Person des Hüsgen noch nicht genau genug kannte. Hätte Laurent seine Denkschrift über die Kölner Verhältnisse, die er 1840 bei seinem Aufenthalte in Rom im Auftrage des Papstes verfaßt hatte, schon früher überreichen

können, so wäre dies sicher verhindert worden. In derselben wird Hüsgen zutreffend als feiger und schwacher Charakter, als Freund der Hermesianer und Gegner des Erzbischofs geschildert. Wie dieser, war fast das ganze Domkapitel. Erschien doch, von drei pseudonymen Verfassern unterzeichnet, eine Schmähschrift, voll von Angriffen auf die Person und das Privatleben des Erzbischofs, welchen Verfassern unbedingt das Archiv des Generalvikars offengestanden haben mußte. Auch im Privatverkehr verleumdeten die Domkapitulare ihren Oberhirten in einer Weise, daß es gar nicht zu verwundern war, daß die Gefangennahme des Erzbischofs als eine zwischen dem Domkapitel und der Regierung abgekartete Intrigue angesehen wurde.

Der treulose Generalvikar kümmerte sich nicht um die vier Verhaltungsmaßregeln, deren strengste Beobachtung ihm von Rom aus vorgeschrieben war. Zu Professoren der Theologie wurden nur bekannte Hermesianer bestellt; dadurch, daß nur solche in die Prüfungscommission gelangten, wurde ein direkter Einfluß auf die Studirenden ausgeübt. Bei Besetzungen und Beförderungen fanden nur Hermesianer Berücksichtigung — nie Rechtgläubige. Außer dem Gehalte als Generalvikar erhob Hüsgen noch den vierten Theil des Einkommens des Erzbischofs — ganz widerrechtlich, da diese Summe nur dem Verwalter der Diözese sede vacante zukommt, weshalb auch Clemens August jedesmal dagegen protestirte. Außerdem aber, daß Hüsgen in jeder Beziehung die ausdrücklichen Wünsche des Papstes einfach ignorirte, war — Laurent spricht es offen aus — seine Aufsicht über den Clerus eine derartige, daß letzterer nicht mehr, wie früher, an Ruf der erste und beste war. Indem Laurent seine Befürchtungen offen in seiner Denkschrift aussprach und baldige Klärung der Lage vom hl. Stuhle dringend verlangte, schlug er eine Dreitheilung der großen Diözese nach den drei großen Städten unter je einem Capitularvikar vor und bezeichnete dafür Männer, die als strenggläubig bekannt, treue Anhänger ihres rechtmäßigen Oberhirten und dem römischen Stuhle ganz ergeben waren.

Zur Vertheidigung des ‚Athanasius' ließ v. Görres gegen seine drei Hauptgegner, Leo, Marheinecke und Bruno Bauer, die Schrift ‚Die Triarier' folgen. Besonderes Wohlgefallen fand Laurent an der Broschüre eines Protestanten: ‚Die fortwährende Gefangenschaft des Erzbischofs von Köln'. „Ich kann — schreibt er darüber — an der Zukunft eines Volkes und Landes nicht verzweifeln, wo noch solche Redlichkeit mit der Wahrheit bei geborenen Gegnern sich findet."

Gerade um diese Zeit wurde ihm eine Direktoratsstellung von seinem Bischofe angeboten, von ihm aber abgelehnt, jedenfalls aus dem Grunde, weil er seinen ihm von der Vorsehung gegebenen Wachtposten an der Grenze nicht aufgeben zu dürfen glaubte. Seinen Bruder, der damals Wien besuchte, veranlaßte er, sich dem Nuntius vorstellen zu lassen und diesen über die Kölner Verhältnisse, die Person des Hüsgen und das Treiben der Hermesianer persönlich aufzuklären. Letztere hatten eine Schrift über das Seminar herausgegeben, worin die Verdienste des Erzbischofs von Spiegel in den Himmel gehoben, das Wirken von Clemens August als Zerstörung hingestellt wurde, „der durch seine Abführung ein Ziel gesetzt sei." Diese Broschüre, sowie Aktenstücke, in denen sich Hüsgen, obwohl seine Wahl von Rom kassirt war, Kapitularvikar nannte, sandte Laurent durch den Nuntius nach Rom.

Einen freudigen Zwischenakt bildete für Laurent die neue Allocution, in der sich Rom über die drückenden Verhältnisse der Kirche in Preußen beschwerte und das würdige Verhalten des Erzbischofs billigte und lobte, ebenso die edle Antwort, die Clemens August auf das Ansinnen des Ministers gab, der König wolle ihm aus besonderer Huld und Gnade den Aufenthalt bei seinen Verwandten gestatten, wenn er verspreche, sich nicht in die Verwaltung der Erzdiözese zu mengen. Die Antwort lautete: „Zwischen ihm und dem König sei von Huld und Gnade gar keine Rede, sondern nur von Recht und Gerechtigkeit; die Verwaltung seiner Diözese gebühre ihm von Gott und der Kirche wegen und die könne und wolle er nicht aufgeben." Wie gern Laurent selbst in der Diözese mit seinem Bischof gestritten und gelitten hätte, beweist seine Aufmunterung an seinen Freund, den Pfarrer Binterim in Düsseldorf, der damals auf Grund einer alten verläumderischen Anklage verhaftet wurde: „Wäre ich unter der Schaar der Mitstreiter des guten Hirten Clemens, ich würde nicht mit mir zufrieden sein, bis ich auch die Ehre und das Glück seines Leidens für den Glauben theilte. Die Kirchenverfolgung schöpft immer neuen Athem. Aber desto besser für uns, denn desto stärker wird die Hilfe von oben und desto entscheidender der Sieg." Literarisch wirkte Laurent fortwährend, indem er auf die Angriffe der Hermesianer und Widersacher des Erzbischofs Gegenartikel in den katholischen Blättern veröffentlichte und diese dann durch den Nuntius zur Kenntniß Roms bringen ließ. Trotz aller Angriffe selbst von katholischer Seite harrte er im Kampfe für die Kirche aus.

Wie sehr man die Verdienste Laurents in Rom zu schätzen wußte, erhellt daraus, daß er im Jahre 1840 zum apostolischen Vikar von Hamburg ernannt wurde. Bei diesem Anlaß entschloß er sich zu einer Reise nach Rom. Dazu bewog ihn nebst andern Gründen nicht zum mindesten der, den hl. Vater über die deutschen Verhältnisse aufzuklären. Ueberdies glaubte der ihm sehr gewogene Bischof von Lüttich, er könne sich dort um die Untersuchung verdächtiger deutscher Bücher große Verdienste erwerben „als ein Mann, der mit dem gelehrten katholischen Deutschland in regstem Verkehr stehe." Die erste Zeit seines Aufenthaltes in Rom verwandte Laurent zur Abfassung der erwähnten ausführlichen Denkschrift über die Verhältnisse der Kölner Erzdiözese. Ihr ist es wohl zu verdanken, daß die Congregation zur Berathung der deutschen Angelegenheiten einstimmig zu dem Beschluß gelangte, dem Papste strenges Vorgehen gegen Hüsgen und die Einsetzung einer neuen Verwaltung vorzuschlagen.

Der Tod des Königs, der in seinen letzten Jahren selbst die Nutzlosigkeit des Kampfes gegen die Kirche einsah, änderte plötzlich die ganze Sachlage. Unumwunden hatte er schon zugestanden, daß er zu falschen Schritten hingerissen worden sei und in seiner Eigenschaft als Protestant einen großen Fehler begangen habe, denn nie habe der Katholicismus in seinen Staaten solche Fortschritte gemacht, wie seit der unglücklichen Kölner Geschichte. Noch klarer erkannte sein Nachfolger, daß für sein Land ein rascher Friede mit der katholischen Kirche dringend nothwendig sei. Mit dem Schreiben, worin er dem Papste seine Thronbesteigung anzeigte, eröffnete er die diplomatischen Verhandlungen, die aber bei der Treulosigkeit des Kapitels nur langsam zu einem Resultate führen konnten. Die Universität Bonn hatte offen gegen die Rückkunft des Erzbischofs protestirt, weil er der Wissenschaft einen Damm entgegensetzen werde. Andrerseits verhielt sich das Volk musterhaft, von allen Seiten liefen Petitionen an die Regierung ein um Freilassung des geliebten Oberhirten. Bei einer großen von über 5000 Personen besuchten Bürgerversammlung in Köln, die betreffs des Dombaus berufen war, trat einer der angesehensten Bürger auf und erklärte unter stürmischem Jubel der ganzen Versammlung, die Rheinländer hätten nur einen Wunsch vor allem: die Freilassung des Erzbischofs und das verlangten sie vom Könige. Nach eingehenden Verhandlungen, die durch den Tod Hüsgens, die neue widerrechtliche Wahl eines Kapitularverwesers, dann durch Personalfragen wegen eines Coadjutors in die

Länge gezogen wurden, kam die langersehnte Einigung zu Stande: der Erzbischof, dem vom Könige eine öffentliche Ehrenerklärung gegeben wurde, kehrte nach Köln zurück, um den Bischof von Speyer als seinen Coadjutor zu installiren. Der theologische Unterricht wurde freigegeben und in Bezug auf die gemischten Ehen das päpstliche Breve Pius VIII. als Norm anerkannt. Im Laufe der Verhandlungen haben, wie Laurent in einem prächtigen Artikel im Univers nachweist, sowohl der Papst wie der Erzbischof den besten Willen an den Tag gelegt, und auch der preußische König hat den Frieden mit seinem katholischen Volke redlich gesucht und gefunden. Wir aber fügen dem zu, daß das katholische Rheinland den günstigen Ausgang des Kölner Kirchenstreites auch den rastlosen Bemühungen Laurents in erster Linie zu verdanken hat. Wenn Deutschland nur einen Clemens August, einen Görres hat, so hat es auch nur einen Laurent, der es verdient, jenen edlen Vorkämpfern für die Freiheit der Kirche in Deutschland zur Seite gestellt zu werden.

III. Laurent als apostolischer Vikar von Hamburg.

Während Laurent als einfacher Pastor in Gemmenich die deutschen kirchlichen Verhältnisse mit dem größten Interesse verfolgte, kam er durch seinen Freund Möller in nähere Beziehungen zu dem päpstlichen Nuntius Fornari in Brüssel, indem er seine eingehenden Berichte über diesen ersten großen Culturkampf in den Rheinlanden und seine energischen Darlegungen der Wünsche des treu-kirchlichen Volkes und der Geistlichkeit durch diesen an den römischen Stuhl gelangen ließ. Als nun der Papst im Jahre 1839 beschloß, die nordischen Missionen nicht mehr wie bisher von einem Bischofe der angrenzenden Diözesen verwalten zu lassen, sondern einen eigenen apostolischen Vikar anzustellen mit dem Sitze in Hamburg, machte der Nuntius auf Laurent aufmerksam, und da man bei der augenblicklichen traurigen Lage in Deutschland nicht gerne einen der treu und fest zum heiligen Stuhle stehenden Priester den deutschen Diözesen entziehen wollte, so fragte Rom bei Laurent an, ob er dieses verantwortungsvolle Amt annehmen wolle. Nach langer Ueberlegung und offener Besprechung mit seinem Bischofe, der ihm für die Zukunft ein väterlicher Freund und Berather werden sollte, sagte er zu. Der Zustand der nordischen Missionen war gerade kein verlockender: die wenigen Katholiken, die in einzelnen Ländern nicht

einmal bürgerliche Gleichberechtigung hatten, gehörten meist den ärmeren Ständen an. Da die preußische Regierung bei der Säcularisation des Hochstifts die Einkünfte der sog. Ferdinandeischen Stiftung[1]) in Beschlag legte, sonst aber keine Hilfsmittel zur Verfügung standen, so waren die Missionäre, auf die Opfergaben ihrer Gläubigen angewiesen. Katholische Kirchen gab es fast keine, meistens nur Betsäle; die Schulen waren alle gemischt, die Kranken- und Waisenhäuser alle protestantisch. Es ist nicht übertrieben, wenn Laurent an seinen Bruder schreibt: „Die Schwierigkeiten meiner künftigen Stellung sind unabsehbar und meine Kräfte äußerst beschränkt." Gerade wegen der Unsicherheit der Lage zog er es vor, die Bischofsweihe nicht aufzuschieben. Schon im December wurde ihm dieselbe in Lüttich gespendet. Mit seiner Weihe bekam er ein „wundergroßes Vertrauen und ungewöhnlichen Muth, ja ein wahres eifriges Verlangen nach der neuen Laufbahn." Alles dies hatte er aber auch in vollem Maße nöthig. Schon der apostolische Vikar von Schweden hatte ihm auf seine Anfrage über die Verhältnisse geschrieben, „er müsse sich auf die niederschlagendste Erfahrung vorbereiten, denn noch immer ständen die Protestanten des Nordens auf dem Standpunkte wie Heine: die katholische Religion ist eine gute Religion, aber sie ist keine Religion für einen Hamburger".

Als die Ernennung Laurents durch unkluge vorzeitige Meldungen belgischer Zeitungen bekannt wurde, entstand denn auch allgemeine Aufregung in der Presse der freien Städte und Dänemarks, zumal die ‚Preußische Staatszeitung' offen aussprach, „daß unter den bestehenden katholischen kirchlichen Verhältnissen eine solche Ernennung überhaupt nicht zu dulden sei". Jedenfalls auch auf Veranlassung von anderer Seite nahm der Hamburger Senat, der sich anfänglich „zur eventuellen Entfernung des Bischofs aus Hamburg nicht für befugt hielt", Stellung, indem er die katholischen Geistlichen daran erinnerte, „daß sie nach der Verfassung nicht mit kirch-

[1]) Der Fürstbischof von Paderborn, Ferdinand Freiherr von Fürstenberg, dem der Papst im 17. Jahrhundert das apostolische Vikariat von Hamburg übertragen hatte, machte 1682 eine Stiftung von über 100000 Reichsthalern für die norddeutschen Missionen mit der Bestimmung, daß dieselben von den Jesuiten des Münster'schen Collegiums verwaltet werden sollten. Wenn diese nicht mehr die Missionen übernehmen könnten — bei der Aufhebung des Ordens trat der Fall ein — sollten von dem apostolischen Vikar andere Geistliche bestellt werden. Vgl. Dreves, Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona. 2. Aufl. S. 288.

lichen Bevollmächtigten in Verbindung treten dürften, ohne daß die Genehmigung des Senates erfolgt sei." Auch die anderen freien Städte und die Regierungen von Dänemark und Mecklenburg erließen ähnliche Verordnungen. Daß die preußische Regierung alles aufbot, um die Niederlassung eines Bischofs Laurent in Hamburg zu verhindern, steht fest. Hatte sie doch schon früher den Bischof von Paderborn aufgefordert, sich dem Amtsantritt Laurents zu widersetzen, der aber die würdige und entschiedene Antwort gab, „er müßte ein treuloser Katholik sein, um die Maßregeln des hl. Stuhles zu vereiteln".

Als Laurent nach der Bischofsweihe seine Vaterstadt Aachen besuchte, verbot das dortige Polizeipräsidium jegliche Demonstration. Obwohl Laurent weder Pontificalfunktionen, noch Jurisdictionsakte vorgenommen, sondern nur Messe gelesen und zweimal Abendgottesdienst auf Einladung der betr. Pfarrer gehalten, erhielt er plötzlich zu seinem Erstaunen von der Polizei die Mittheilung, daß telegraphisch die königliche Cabinetsordre eingetroffen sei, „dem besagten Laurent den längeren Aufenthalt in den königlich preußischen Staaten nicht mehr zu gestatten und solchen zur unverzüglichen Abreise zu nöthigen." Unter Verwahrung und Protest reiste Laurent noch denselben Abend nach Belgien ab. Die Truppen waren in den Kasernen consignirt und mit scharfen Patronen versehen. Laurent konnte nicht annehmen, daß der König über die Sachlage unterrichtet sei, deshalb sandte er an diesen eine Immediateingabe, in der er sich wie ein katholischer Bischof und patriotischer Deutscher offen und frei aussprach. Die kurz gehaltene Antwort des Königs erklärt, daß es ihm nicht verwehrt sei, seinen Geburtsort zu besuchen und durch die preußischen Staaten zu reisen. Auf seine Vorstellungen wurde weiter nicht eingegangen.

In Belgien war Laurent unterdessen für seine Missionsgebiete eifrig thätig. Mit lebhafter Unterstützung der ihm sehr geneigten und zum Theil befreundeten belgischen Bischöfe hielt er eine große, sehr ergiebige Collecte ab, verhandelte mit dem Vereine zur Erhaltung und Verbreitung des Glaubens in Lyon, damit dieser die nordischen Missionen regelmäßig unterstütze, und auf einer Reise nach Paris und Lyon wirkte er persönlich für dieses Project und wie aus einem späteren Briefe ersichtlich, mit Erfolg, denn in der That erhielten die nordischen Missionen seit 1840 von dem Vereine eine jährliche Unterstützung, nachdem der hl. Vater seine Zustimmung gerne ge-

geben. Bei seiner Ernennung schon hatte man ferner Laurent aus den Archiven der Propaganda einen Bericht über den zu Gunsten der nordischen Missionen gegründeten, von der preußischen Regierung aber mit Beschlag gelegten Missionsfonds zugesandt mit dem Ersuchen, er möge sich zu gelegener Zeit für deren Rückzahlung verwenden. Er benutzte seine damalige unfreiwillige Muße, um mit dem Vertreter der Fürstenbergischen Familie mehrmals zusammenzukommen und mit diesem die Verhandlungen zur Rückerstattung einzuleiten. Auf seine dringenden Eingaben war ihm weiterhin die Zusicherung geworden, daß die römische Propaganda den Unterhalt des apostolischen Vikars der nordischen Missionen übernehmen werde. Wie vieles hatte der junge strebsame Bischof für sein Missionsgebiet erreicht, wenn er es auch nie genießen sollte!

Auf die Proteste der betr. Regierungen hatten zwar jetzt die katholischen Mächte ihre Vermittlung versprochen, aber da solche diplomatische Verhandlungen gewöhnlich sehr langsam vorangehen, Laurent auch glaubte, daß sein weiterer Aufenthalt in Belgien den protestantischen Regierungen verdächtig erscheinen könne, so entschloß er sich zur Reise nach Rom, um dort für seine kleine Heerde zu wirken und zu arbeiten. „Mein altes Vaterland wird mir entrissen, mein neues wird mir vorenthalten, um so sehnlicher eile ich zu dem allgemeinen Vaterlande aller Christen." Obgleich er da auf das Freundlichste aufgenommen wurde, so bedeutete man ihm doch, daß noch einige Zeit nöthig sein werde, um den Widerstand der nordischen Regierungen zu brechen, und daß er inzwischen den Gesandten der katholischen Mächte nähere Aufschlüsse über die Verhältnisse seiner Diözese geben solle. Aber hier mußte Laurent schon bald die Erfahrung machen, daß Oesterreich nicht direkt vermitteln, sondern zuerst bei Preußen die Vorurtheile zu beseitigen suchen wolle. „So lange aber — sagt er selbst — Preußen nicht will, thut Oesterreich nichts." Er ist der Ansicht, daß es sich bei dieser Frage um ein Princip der Kirche handle und diese nicht nachgeben dürfe, „selbst auf die Gefahr seiner Landesverweisung oder gar Einkerkerung hin." Nur wenn Rom meine, daß eine Aenderung der Person auch die Sache ändern werde, sei er gerne erbötig, zurückzutreten. Bald aber verlor der Bischof alle Hoffnung, jemals seine Wirksamkeit antreten zu können. Der Widerstand der nordischen Regierungen gründete sich auf den Widerstand Preußens und auf angeborene Abneigung gegen die katholische Kirche. Da jedoch die kirchlichen Zustände in Ham-

burg und im Norden sich immer trauriger gestalteten, die Regierungen aber Laurents Amtsniederlegung forderten, so brachte dieser das Opfer und auf seinen Vorschlag ernannte der Papst den Generalvikar der Osnabrücker Diözese, Lüpke, einen Priester von streng-kirchlicher Gesinnung, zum Provikar der nordischen Missionen.

Mit seiner Amtsniederlegung aber hatte Laurent nicht das fürsorgende Interesse für seine nordischen Missionen verloren, wenn er auch nicht in den Vordergrund trat. So erschienen z. B. später Artikel über den Ferdinandeischen Stiftungsfonds in den Historisch-politischen Blättern, die ihrer ganzen Fassung und ihrer freien und offenen Sprache nach nur Laurent zugeschrieben werden können. Wer sollte beim Lesen der Stelle: „Erwarten wir im Bewußtsein des guten Rechts der norddeutschen Katholiken auf diese Stiftung von dem jetztregierenden König eine befriedigende Entscheidung. Es würde uns sehr freuen, anerkennen zu können, wie Se. Majestät durch die Herstellung dieser schönen Stiftung seinen Sinn für das Großartige derselben ebensosehr, als seine Gerechtigkeitsliebe bekunde", nicht an unseren Bekennerbischof denken? Und seine Berufung hatte Erfolg. Die Cabinetsordre vom 13. Juli 1842 setzte die nordischen Missionen zum größten Theil wenigstens wieder in den Besitz ihrer Rechte, was wohl Laurent in erster Linie zu verdanken ist. Hohen Sinn verräth es und edle Rache war es, wenn er bei der großen Feuersbrunst in Hamburg als apostolischer Vikar von Luxemburg einen ergreifenden Hirtenbrief erließ, in dem er um Hilfe flehte und demselben Senat, der ihm vor kurzer Zeit noch den Eintritt in sein Gebiet verboten hatte, eine große Summe für die Abgebrannten sandte.

Nach seiner Amtsniederlegung war Laurent in Rom, wie oben schon bemerkt, nicht unthätig. Mit väterlicher Herzlichkeit vom Papste aufgenommen und zu allen die deutsche Frage betreffenden Angelegenheiten zugezogen, war der junge, von edlem Eifer erfüllte Bischof bei den Cardinälen eine beliebte Persönlichkeit. Hier trat er mit den bedeutendsten Männern in näheren Verkehr; dazu gehörte der höchst interessante Jesuitengeneral P. Roothaan, ferner P. Lacroix, auch Ernst Jarcke und Guido Görres lernte er in Rom kennen und schätzen. Besonderen Umgang pflegte er mit den deutschen Künstlern, die damals die kirchliche Kunst in Rom würdig vertraten, wie Deger und von Overbeck, denen er hie und da Motive zu ihren Kunstschöpfungen lieferte, wie z. B. dem ersteren die Verherrlichung

des christlichen Königthums zur Ausmalung des Karolingischen Octogons im Aachener Münster.

Während seiner Mußezeit wurden ihm andere ehrenvolle Stellungen angeboten, so das lateinische Patriarchat in Constantinopel, das apostolische Vikariat in Ostindien und auf den jonischen Inseln, aber er schlug alle ab, denn seine ersten Erfahrungen in der Welt waren so trübe und traurige, daß er derselben entsagen und Redemptorist werden wollte. Nur das dringende Zureden seiner treuen Freunde, wie besonders des Lütticher Bischofs, und der ausdrückliche Wunsch des heiligen Vaters konnten ihn von seinem Entschlusse abbringen. Vom Papste zum Consultor der Congregation des Index und zum Mitglied der Akademie der katholischen Religion ernannt, wußte er seine theologischen Kenntnisse besonders gegen die Günthersche Schule, den Oesterreichischen Hermesianismus, zu verwerthen.

IV. Laurent als apostolischer Vikar von Luxemburg.

Alle diese wissenschaftlichen Kämpfe konnten ihm jedoch seinen Beruf nicht ersetzen und in Privataudienz bat er den Papst um passende Stellung und so wurde er am 1. December 1841 zum apostolischen Vikar in Luxemburg ernannt. Ueber seine dortige bischöfliche Wirksamkeit ist es nicht leicht, ein ganz objektives Urtheil zu fällen. Zwar muß Freund und Feind zugestehen, daß er nur nach den Vorschriften der Kirche und den Befehlen seiner Oberen gehandelt hat; dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er in der Ausführung vielleicht zuweilen zu starr auf dem Princip beharrte und, wie es seine etwas rasche und heftige Charakterart mit sich brachte, eine zu Verhandlungen nicht sehr geeignete Persönlichkeit war.

Als er nach seiner Ernennung in Luxemburg anlangte, traf er dort Volk und Clerus echt katholisch und echt deutsch und wurde mit Jubel empfangen. Die gebildete Welt dagegen gehörte dem Freimaurerorden an und neigte wie die Regierung in politischer Beziehung entschieden nach Frankreich. König Wilhelm II. war der katholischen Kirche immer geneigt, was er im Jahre 1841 durch den Abschluß der Verhandlungen mit Rom (freie Ernennung des apostolischen Vikars durch den Papst) bewies. Da die Uebereinkunft auf Wunsch des Königs geheim gehalten werden sollte, so kam Laurent Allen, sogar seinem Vorgänger und der Regierung, unerwartet.[1] Die

Streitigkeiten mit der letzteren mußten da sofort beginnen, denn der apostolische Vikar konnte nur den Anordnungen der Propaganda Folge leisten, während die Luxemburger Regierung sich in kirchlichen Angelegenheiten auf die Concordate von 1801 und 1827 berief, die eben durch jene Uebereinkunft aufgehoben waren.

Die vom Gouverneur verlangte Eidesleistung verweigerte Laurent auf Weisung Roms und lehnte das Verlangen der staatlichen Ernennung der Oberpfarrer energisch ab. Diesmal kam die Sache noch zu gutem Ende, indem der König den Gouverneur ermächtigte, den apostolischen Vikar anzuerkennen und von dessen Eidesleistung abzustehen. Aber die Festigkeit, mit der Laurent für die Rechte der Kirche aufgetreten war, war für die Regierung gewissermaßen ein Grund, mit neuen Angriffen vorzugehen. Und so entspann sich nun ein Kampf mit der ganz freimaurerischen Regierung, und Laurent hat ihn geführt sechs Jahre lang mit solcher Energie, daß seine Gegner selbst zugestehen mußten, „er sei das verkörperte Princip gewesen und dieses Princip wár, das ihm von Gott anvertraute Amt ganz und voll ohne Furcht auszuüben nach kirchlicher Vorschrift."

Besonders heftig wurde von ihm der Kampf um das Recht der Kirche auf die Schule[1]) ausgefochten und mit Erfolg, denn seine Anschauungen kamen, wenigstens zum großen Theil zur Geltung. Das Gesetz von 1843 über die Volksschule mußte auf Anordnung des Königs nach seinen Ansichten umgearbeitet, die Ernennungen der Lehrer im Einverständniß mit ihm vorgenommen werden. Der Bischof forderte das Aufsichtsrecht der Kirche nicht nur in Bezug auf den Religionsunterricht, sondern auch auf den allgemeinen Unterricht, den Lehrer und die Lehrbücher. Alles, was in der Schulfrage erreicht ist, verdankt Luxemburg dem entschiedenen Auftreten seines Bischofs.

Nicht so glücklich sollte Laurent mit der Errichtung eines Knabenseminars und dem Gesetze betr. den höheren und mittleren Unterricht sein. Zwar setzte er trotz aller Intriguen die Errichtung eines Priesterseminars nach seiner Forderung gegen die Regierung auf Befehl des Königs durch; zwar verzichtete er auf ein Knabenseminar nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß der Bischof

[1]) Vgl. den in dem Aprilheft der „Katholischen Bewegung" Würzburg 1883 veröffentlichten interessanten Briefwechsel zwischen Bischof Freiherrn von Ketteler und Laurent über die Schulfrage.

den Religionslehrer am staatlichen Gymnasium ernenne — aber das Gesetz über die Mittel- und höheren Schulen konnte er nicht verhindern trotz aller Proteste. Der Clerus schloß sich eng an seinen Bischof an; besonders energisch protestirte er beim Könige gegen das letztgenannte Unterrichtsgesetz. Um die Bedeutung dieses Schrittes zu paralisiren, verdächtigte man den apostolischen Vikar beim König, als habe er den Protest erzwungen. In einer neuen Adresse (1846) wiesen aber die Dechanten der einzelnen Kapitel einstimmig diese Insinuation zurück.

Jetzt war es bei den leitenden Kreisen bestimmt: der kampfesmuthige Bischof muß von seinem Posten entfernt werden. Und zumal als Laurent verschiedenen Freimaurern das kirchliche Begräbniß verweigern ließ, wurde er in der Presse und beim König als „fanatisch und ultramontan" verschrieen und durch Deputationen des Bischofs Absetzung verlangt. Was ihn bei der Regierung, die sehr nach Frankreich hinneigte und den französischen Freiheitsideen huldigte, noch besonders verhaßt machte, war sein kräftiges Eintreten für die Hebung und Förderung des deutschen Elementes und der deutschen Sprache. Döllinger nahm keinen Anstand zu erklären, Laurent „sei das Opfer einer politischen Intrigue geworden", weil er für die deutsche Sache entschieden Partei genommen habe.

Als nun der neugewählte Papst Pius IX., dem man in liberalen Kreisen thörichter Weise unkirchliche Gesinnungen zuschrieb, seine Regierung begann, versuchte eine Deputation der Luxemburger Landstände bei diesem in einer Adresse die Absetzung des Bischofs durchzusetzen, wurde aber an die vorgesetzte Behörde, die Propaganda, verwiesen, welche die treffende Antwort gab, man hätte Unrecht sich zu beklagen, da der apostolische Vikar nur die Befehle seiner Oberen vollziehe. Nach diesen Mißerfolgen suchte die Regierung Laurent als Anstifter der luxemburger Revolution beim Könige und beim Papste hinzustellen. Doch auch diese Verdächtigung hatte keinen Erfolg, vielmehr sah sich die luxemburger Regierung nach der gerichtlichen Untersuchung genöthigt, das ehrenvolle Zeugniß auszustellen, „daß sich nirgends das mindeste Anzeichen, noch der mindeste Grund zu irgend einem Verdacht gegen den Bischof vorgefunden habe, daß er im Gegentheil in seinen Hirtenbriefen den Gefühlen der Ergebenheit gegen die Krone Ausdruck verliehen und der Bevölkerung ihre Pflichten der Treue gegen den Fürsten und des Gehorsams gegen die Gesetze in Erinnerung gebracht habe."

Selbst der König hatte in der stürmischen Zeit des Jahres 1848 Laurent bitten lassen, „die Gemüther, wie er es bis jetzt gethan habe, zu beruhigen und die öffentliche Ordnung und Ruhe zu erhalten." Leider hatte er aber in der ersten Aufregung seinem Kanzler, dessen ganzes Lügengewebe er erst später durchschaute, Gehör gegeben, und Laurents Abberufung durch seinen Gesandten in Rom verlangt. Bedenkt man die damalige bedrängte Lage des Papstes, den geschickt gewählten Vorwurf der Anstiftung des Volkes zur Revolution, zu einer Zeit, in der ganz Europa in Flammen stand, so kann man es Pius IX. nicht verdenken, wenn er dem persönlichen Wunsche des Königs Folge leistete und den apostolischen Vikar abberief. In treuem Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche verließ Laurent in aller Stille am 1. Mai 1848 die Stadt.

Was Laurent als Bischof in seiner Diözese gewirkt hat, das konnte nur ein Oberhirt leisten, „der fest entschlossen war, sich ganz seiner theuren Heerde hinzugeben." Das beste Urtheil über ihn gibt wohl sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Laurent habe in der kurzen Zeit von nur sechs Jahren das Land in religiöser Beziehung völlig regenerirt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Volk und Clerus in treuer Liebe zu ihrem Bischofe standen, und dies bewies sich besonders in dem langen achtjährigen Kampfe um dessen Rückberufung. Auch der Provikar, der für die provisorische Verwaltung eingesetzt war, der spätere so hoch verdiente Bischof Adames, erklärte, „daß er lieber sterben wolle, als in einem andern Geiste als Bischof Laurent die Verwaltung zu führen", und that alle Schritte, um den geliebten Oberhirten seiner Heerde wieder zuzuführen. Um jedoch den religiösen Frieden dem Lande zu bewahren, um die kirchlichen Zustände einigermaßen erträglich zu machen, bot Laurent dem Papste 1856 seine freiwillige Demission an. Nur ungern willigte Pius IX. ein, Clerus und Volk protestirten, aber Laurent bestand darauf. Es war die Amtsniederlegung ein Opfer zum Frieden und ein schweres Opfer für den jungen, kampfesmuthigen Bischof, der noch so vieles hätte leisten können. Papst und Regierung stellten ihm das ehrenvollste Zeugnis aus, und niemals wird das Andenken des treuen Bekenners in den Herzen des luxemburger Volkes erlöschen.

V. Laurents Wirksamkeit in Aachen und sein Eintreten für die päpstliche Unfehlbarkeit.

Es war im Jahre 1848, als Laurent von Luxemburg nach Aachen übersiedelte und bei seinem Bruder Joseph, Stadtbibliothekar und Archivar daselbst, mit dem ihn die gleichen Gesinnungen, Liebe zur Kirche und zum Vaterlande verbanden, Wohnung nahm. Die Unruhen des Jahres hatten in Aachen schon ihren Abschluß gefunden und nicht am wenigsten durch die klugen energischen Rathschläge Laurents, welche die Gründung katholischer Vereine und einer katholischen Presse bezweckten. Auf der Würzburger Bischofsversammlung des gleichen Jahres war er zwar wegen seiner damaligen Verhältnisse nicht anwesend, legte ihr aber die größte Bedeutung bei. Zutreffend ist sein Wort: „Wenn irgendwo, so ist hier die Kraft in der Einheit."

Besonderen Antheil nahm Laurent an der Genossenschaft vom Armen Kinde Jesu. „Sein Herz hing an dieser Sache, die er hatte keimen sehen mit Liebe und Angst. Sie gilt ihm insbesondere als ein Pfand der Hoffnungen der Kirche in unserem deutschen Vaterlande." Die Gründung und Weiterentwicklung der Genossenschaft erfolgte unter seinem Beirathe und „es war ihm, dem Verjagten aus dem großen Weinberge, ein Trost, diesen kleinen Garten zu bebauen." Im Jahre 1867 wurde er Director der Genossenschaft und leistete ihr bei Ausbruch des Culturkampfes die größten Dienste. Auch bei den Niederlassungen der übrigen Klöster, wie der Franziskanerinnen, Karmeliterinnen, Franziskaner und Jesuiten, findet man Laurent betheiligt, ebenso bei Gründung der kirchlichen Vereine seiner Vaterstadt. Hier hielt er vom Jahre 1849 an unter großem Andrange seine bekannten christologischen, mariologischen und hagiologischen Predigten, später im Drucke in 8 Bänden erschienen, die vielen Beifall fanden. Seine Studien über die Evangelien veröffentlichte er in einem größerem Werke: „Das heilige Evangelium unseres Herrn Jesu Christi. Ein Handbuch für katholische Laien." Dasselbe ist, wie der Recensent P. Knabenbauer schreibt, „abgefaßt in edler Sprache, durchhaucht von inniger Frömmigkeit, freudigem Glauben und herzgewinnender Milde."

Trotz seines Stilllebens nahm er doch jede Gelegenheit wahr, um für das Papstthum einzutreten. So hielt er im Jahre 1855 bei Gelegenheit der elfhundertjährigen Gedächtnißfeier des Martertodes des hl. Bonifatius in Mainz seine berühmte Predigt über

diesen. Im ersten Theile führt er in schwungvoller Rede den Nachweis, „wie dieser große Apostel der Deutschen immer in der Untergebenheit und Freundschaft gegen den heiligen Apostolischen Stuhl geblieben ist im Leben und im Sterben", und beleuchtet dann im zweiten Theile das Verhältniß jedes Bischofs zu dem Papste: ubi Petrus, ibi ecclesia. Auf der Aachener Katholikenversammlung 1867 besprach er das Königthum des Papstthums in historischer und kirchlicher Beziehung. Schon 1862, als man in Aachen auf dem Congreß der katholischen Vereine an die Errichtung einer katholischen Universität dachte, wurde Laurent als ev. päpstlicher Kanzler vorgeschlagen, ein Beweis, daß man in ihm „den hochherzigen Vertheidiger der kirchlichen Freiheit, den wahren Vertreter der römischen Schule, aber auch zugleich einen würdigen Vertreter der deutschen Wissenschaft erblickte."

In den sechziger Jahren trafen ihn schwere Verluste. Im Jahre 1862 wurde ihm sein bester Freund, Professor Johannes Möller, und fünf Jahre später sein einziger Bruder durch den Tod entrissen. Und so schien er, wie sein Biograph bemerkt, „einzig noch auf der Welt zu sein, um die feierliche Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit zu erwarten, zu befördern und zu begrüßen." Er selbst sagt in seinem Testamente, „daß er seit seinem Bewußtsein die unfehlbare Lehrautorität und die oberste Hirtengewalt des römischen Papstes immer geglaubt und festgehalten habe." Daß die dogmatische Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit für sein deutsches Vaterland eine Nothwendigkeit sei, davon war er vollkommen überzeugt. „Eben die systematischen Skandale in Deutschland sind der beste Beweis, wie unentbehrlich der unfehlbare Richter des Glaubens ist; würde der anerkannt, dann wäre schon lang Friede. Ich weiß nicht, welchen Impuls ich in mir fühle, mein Leben und all' meine schwachen Kräfte an die Vertheidigung der päpstlichen Unfehlbarkeit zu setzen. Wenn die deutsche Kirche sich nicht wieder fest an Rom anschließt, so geht sie zu Grunde unter der inneren Erschlaffung und Reibung und der äußeren Bedrängung." Mit Wort und Schrift kämpfte Laurent für das Dogma. „Ich glaube, wir sind nicht mehr weit von der Zeit, wo alle Katholiken sich in Anerkennung desselben wieder vereinigen werden und dies der Probirstein wird, woran sich alle wahren Katholiken von den sogenannten unterscheiden. Ist auch kein anderes Heil mehr für die arme deutsche Kirche, als daß sie sich festschließe an den Felsen, der nicht wankt, an den Lehrer, dessen Glaube nicht abnimmt." Wie er schon mehrere Jahre vor dem

Concil die Gegner der Unfehlbarkeit richtig beurtheilt hatte, beweist am besten sein Ausspruch über Döllinger, den er schon zwei Jahre vor der Münchener Gelehrtenversammlung gefällt hatte: „Sein katholischer Glauben ist mangelhaft und kränkelt an Rationalismus — dogmatische Tiefe habe ich nie bei ihm gefunden und ascetische Salbung noch weniger." Als das Vatikanische Concil angekündigt wurde, befürchtete Laurent mit Vielen, daß aus angeblichen Opportunitätsrücksichten das Dogma nicht definirt werden würde, zumal als die deutschen Bischöfe in Fulda in diesem Sinne ein vertrauliches Schreiben an den Papst richteten. Er verfaßte dagegen verschiedene Vota dogmatica, worunter besonders die doctrinale Unfehlbarkeit des Papstes postulirt wurde, und ließ dieselben durch seinen Nachfolger in Luxemburg dem Concil überreichen. Er selbst schrieb dem heiligen Vater unter anderm: „Schaudern ergreift mich, wenn ich sehe, wie viele Männer, sowohl geistlichen wie weltlichen Standes, in meinem deutschen Vaterlande jetzt mit Lästerungen Deine höchste und in Verkündigung der Glaubenslehre unfehlbare Autorität angreifen." Er weist dann entschieden die Nothwendigkeit der Definition für Deutschland nach. Wie sehr seine Worte gewirkt haben, erhellt aus den Worten Pius' IX.: „Das Gutachten Laurents habe seine letzten mit Bezug auf die inneren Zustände Deutschlands gehegten Bedenken vernichtet, die Sache sei nun fertig." Die Definition des Dogmas ließ Laurent wieder frisch aufleben; war er doch so für die Sache interessirt gewesen, daß seine Freunde glaubten, er werde die Nichtdefinirung kaum lange überleben.

Im Jahre 1870 gab er sich einen Augenblick der Hoffnung hin, der Sieger von Sedan werde die weltliche Herrschaft des Papstes herstellen und setzte eine Adresse an den neuen Kaiser auf, die vom Rath und dem Bürgermeister seiner Vaterstadt unterzeichnet wurde. „Es durchzieht das katholische Deutschland eine frohe Ahnung, daß der deutsche König das Schwert der Gerechtigkeit erheben werde zur Abwehr aller öffentlichen Vergewaltigung, besonders von dem wehrlosen Priesterfürsten, den so viele Millionen Deutscher als Vater ihrer Seelen ehren und dessen Segen noch nie fruchtlos geblieben." Man weiß, wie die Verhältnisse sich entwickelten und statt Befreiung des Papstes Verfolgung und Bedrückung der Kirche auf der Tagesordnung stand. Während des ganzen Verlaufes des Kulturkampfes drückt sich in allen Briefen Laurents tiefer Schmerz und große Betrübnis über die Vergewaltigung der Kirche aus. „Erst ging es

gegen die Ordensmänner, die während des Krieges die ausgezeichnetsten Dienste leisteten und die noch durch ihre Arbeiterkongregationen die Gesellschaft vom Abgrund des Sozialismus zurückhielten, jetzt geht es gegen den Weltclerus. Und hier zeigt sich eine unerschütterte Standhaftigkeit aller, auch der eingekerkerten Bischöfe, aller gemaßregelten Priester, aller getroffenen Gemeinden. Es erfolgte hierdurch eine Glaubensweckung und Glaubenskräftigung, deren wir in unserem deutschen Vaterlande so sehr bedurften, daß die ‚Evangelische Zeitung' jammernd ausrief: „Unsere Kirche ist durch den Kulturkampf todesmatt, die römische lebensmuthig geworden!" Er mußte die Ausweisung der Schwestern vom Armen Kinde Jesu miterleben, rettete jedoch durch seine Geschäftsgewandtheit die materielle Existenz der Genossenschaft, welche gerade in Folge ihrer Korporationsrechte arg bedroht war. Die Schwestern hatten indessen in Loreto in Holland 1875 den Grundstein zu einem großen Kloster gelegt, in Verbindung mit Kirche, Waisenhaus, Pensionat und Kunstwerkstätten, aus denen auch fernerhin kostbare Paramente und kunstvolle Stickereien hervorgehen sollten, durch welche die Genossenschaft sich weit und breit einen wohlverdienten Ruf erworben hatte. Hier im Kreise der Schwestern und von diesen wie ein Vater geehrt, verlebte Laurent seine letzten Lebensjahre, zuweilen durch Ausspenden der Sakramente der hl. Firmung und Priesterweihe die Amtsbrüder der umliegenden Diöcesen unterstützend. Sonst aber führte er geradezu ein „Stillleben", ganz dem Gebete und der Betrachtung gewidmet, und starb nach heiligmäßigem Leben eines sanften gottseligen Todes am 20. Februar 1884.

Groß war die Trauer und der Schmerz seiner Freunde; gar schön gibt einer derselben, Domkapitular Molitor, eine Charakteristik des selig entschlafenen Bischofs, in dem poetischen Nachrufe:

„Früh tratst Du in des Kampfes heißen Tagen
Für Deines Königs Braut kühn in die Schranken,
Zum Ritter, der nie kannte Furcht noch Wanken,
Vom Flammenschwert des Geistes selbst geschlagen.

Da gab der Himmel And'res Dir zu tragen,
Du Mann der That, dem nie die Waffen sanken,
Du Mann des Wort's, der zündenden Gedanken,
Du Priesterheld im Dulden und Entsagen!"

Die

Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890.

Ihre

Bedeutung für die Entwickelung der staatlichen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse

unter nachträglicher Berücksichtigung der Entlassung

des Fürsten Bismarck.

Von

Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach.

Erstes Kapitel.

Die ganze Größe der den Erlassen zu Grunde liegenden Intentionen.

Nicht selten begegnen Emanationen von der allergrößten providentiellen Bedeutung im Augenblick ihres Bekanntwerdens und selbst auch noch geraume Zeit nachher, einer Aufnahme und Beurtheilung, die in gar keinem Verhältniß zu der Höhe ihrer Ideen, zum praktischen Werth ihres Inhalts und der ihnen inhärirenden Kraft stehen. Je höher und weiter aber die leitenden Gedanken sich ihre Ziele stecken, je mehr sie in reformatorischer Weise sich mit den gegebenen praktischen Verhältnissen beschäftigen und die aktuellen Interessen provociren, je mehr sind sie geeignet, zu verblüffen und zur Sammlung der kritischen Potenzen anzuregen. Diese Wahrnehmung machen wir auch in Betreff der kaiserlichen Erlasse. Sie sind natürlich im Zusammenhange mit ihrem Ausgangspunkte, oder richtiger gesagt, direkt in Bezug auf die Person von der sie ausgingen, eine Manifestation, mit welcher nicht allein die Disziplinen der Staats- und Völkerrechte, der Nationalökonomie und der Rechtswissenschaften noch zu rechnen haben werden, sondern welche auch in der intensivsten Weise die Stellungnahme aller heutigen politischen und wirthschaftlichen Parteien herausfordern. Ja noch mehr! Die kaiserlichen Erlasse enthalten ein Ferment für das Intellekt aller Gemeinwesen, die auf dem Kultur-Niveau unserer Epoche stehen. Wer das nicht

einsieht, versteht die kaiserlichen Erlasse nicht, oder er unterschätzt sie mit oder ohne Absicht in Bezug auf ihre eminente moralische, wirthschaftliche und politische Bedeutung. Wir wollen hier nur kurz betonen, daß der König von Preußen und deutsche Kaiser gesprochen hat, daß es sich mithin nicht um die Initiative eines Ministers oder gar nur eines Privatmannes, sondern um die eines mächtigen Monarchen handelt, der wie kein Zweiter der Gegenwart die monarchische Idee personifiziert und dem „Königthum von Gottesgnaden" in moralischer, wie politischer Hinsicht gerade durch seine Individualität den concretesten Ausdruck verleiht. Die Erlasse Wilhelm II. sind eine „**That**", welche für die social- und wirthschafts-politische Entwickelung der deutschen Stämme, und wie wir annehmen zu dürfen glauben, auch über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus, für alle Kultur-Völker einen diesbezüglichen Abschnitt bedeuten. Daß die Intentionen, welche den Erlassen zu Grunde liegen, auf die eine oder andere Weise durch Verflachungen und Verschleppungen paralysirt werden, hoffen und glauben wir nicht, obgleich es bei „verschiedenen" Stellen nicht an dem festen Willen fehlt, sie scheitern zu lassen. Die Potenzen der Gegenströmungen sind keineswegs zu unterschätzen, und man darf nicht übersehen, daß „ein Theil" von ihnen seit circa 24 Jahren in Folge der ihm fort und fort ertheilten Concessionen an Macht und Einfluß der Art gewann, daß der rühmlichst bekannte Wiener Professor Lorenz von Stein bereits nachstehende Betrachtung für nöthig hielt. „Nun steht fest" sagt er, „daß die herrschende (Bourgeoisie) Klasse ihrem nächsten Interesse nach dahin mit mehr oder weniger Bewußtsein arbeiten wird und muß, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln, die niedere Klasse in entschiedener Weise in beständiger Abhängigkeit von sich zu erhalten. Sie wird dazu ihre gesellschaftliche Macht, sie wird dazu aber auch den Antheil an der Staatsgewalt benützen, den sie vermöge der ersteren sich erworben hat. Dieser ist sehr groß; unter günstigen Umständen so groß, daß gar keine andere neben ihr gilt; der Regel nach aber stets der größte im ganzen Staate."

Wir werden auf dieses Thema eingehend in dem fünften Kapitel: „offene und geheime Gegenströmungen" zurückkommen und sollen hier nur noch einige Belege für die Gefährlichkeit und Zähigkeit jener Kreise angeführt werden, welche in den kaiserlichen Erlassen „einen Eingriff in ihre Rechte" erblicken, die keiner Autorität unter-

stehen, da weder der Staat noch die Kirche Competenzen habe, kraft welcher sie sich Eingriffe zu erlauben hätten.

Wohl noch niemals in der Geschichte der alten wie neuen Zeit sind dergleichen Souverainetätsansprüche schwächer begründet worden, als es diejenigen sind, die man nun gegen die Intentionen der kaiserlichen Erlasse geltend machen will. Stehen die Ansprüche des großherrlichen Manchesterthums, das bekanntermaßen nur Rechte des Eigenthums aber keine der Arbeit kennt, doch im grellen Widerspruch zu den primären Bedingungen und Voraussetzungen der Aufrechterhaltung gesellschaftlicher, wie staatlicher Sicherheit, Ruhe und Ordnung. Andererseits zeugen diese Ansprüche von einem Egoismus, der nur aus der völligen Negation der berechtigten Lebensstellung und Lebenshaltung von Millionen anderer Staatsbürger Zeugniß ablegt. Wie nun diese Ansprüche in der Zeit der völligen politischen Gleichstellung aller Staatsangehörigen wirken, **welche** Resultate sie zeitigen müssen, haben wir unzählige Male mündlich, wie schriftlich klar gelegt, aber immer noch ohne jeden praktischen Erfolg. Auch das den Umständen nach völlig naturgemäße constante Anwachsen der Socialdemokratie vermochte nicht den Egoismus und Starrsinn derjenigen Kreise zu beeinflussen, deren Souverainetäts-Wahn sich ja augenblicklich selbst gegen die kaiserlichen Erlasse zu behaupten wagt. Nach der Ansicht des Manchesterthums ist der Staat nur seinetwegen vorhanden; dem Staate liegt es ob, mit seinen Machtmitteln das bekannte Spiel „der freien Kräfte“ zu schützen und die „Rolle der Nachtwächter“ zu übernehmen. Und wie klein würden sofort alle diese Herren beigeben, wenn der Staat auch nur theilweise *ihnen gegenüber* zu Schutzmaßregeln griffe, als er diese in Betreff ihrer Widersacher zur Geltung brachte.

Zur Illustration des genannten Egoismus, der übrigens doch nicht die alleinige Herrschaft über die Kulturvölker an sich reißen wird, wie es Friedrich Albert Lange in seiner sehr beachtenswerthen „Geschichte des Materialismus“ halb und halb in Aussicht gestellt hat, sollen die Aussprüche einiger bekannter Männer verwendet werden. —

Der frühere Direktor des königl. preuß. Statistischen Bureaus, Geheimrath Engel, bestätigt, daß unter unserer heutigen Wirthschaftsorganisation die Tendenz: den Lohn der Arbeiter zu schwächen, um den Gewinn des Unternehmers zu erhöhen, vorherrschend sei, so daß stets Versuche gemacht werden, dem Arbeiter das im Arbeitsvertrage

zugesagte Einkommen durch alle schlechte Mittel zu verkürzen, wie z. B. durch das niederträchtige „Drucksystem", Auszahlung in schlechten Zahlmitteln, ein raffinirtes, auf Prellerei geradezu angelegtes „Strafgelder-System" rc."

In der „Oesterr. Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft", April-Heft 1882, wird in dem Artikel: „Staatssocialismus und sociales Königthum" vom Freiherrn von Vogelsang auf S. 70 gesagt, „daß die Bedrückung des Arbeiters durch das „eherne" Lohngesetz unmittelbar sich an Diebstahl reihe, somit der gesetzlichen Obsorge überlassen bleiben müsse." Der rühmlichst bekannte Professor Heinrich Escher in Zürich sagt in seinem prächtigen „Handbuche[1]) der praktischen Politik", I. Band, Seite 193: „Man wird aber die Nothwendigkeit einer staatlichen Leitung ebenfalls zugeben müssen, wenn man das Wesen der sich selbst überlassenen Gesellschaft ins Auge faßt. Sie ist ein naturwüchsiger Organismus, erzeugt durch das Walten des Eigennutzes, wobei jeder zunächst für sich sorgt, ohne daß die Triebe (Interessen), welche diesen Organismus in Bewegung setzen, mit dem Interesse der Gesammtheit anders als zufällig in Beziehung stehen; man begreift von vornherein, daß die Einzelinteressen zufällig ebensowohl einen Conflict erzeugen, als harmonisch zusammenwirken können, und daß bei diesem Conflict (wie uns die neuesten Zeiten thatsächlich bewiesen haben) die einen Interessen triumphiren und gleichsam über die Leichen anderer auf ihr Ziel losstürmen; der Staat aber als die zur Einheit organisirte Gesammtheit darf nicht einem Theil ihrer Glieder den andren aufopfern, ganz abgesehen davon, daß der Egoismus, welcher die bewegende Kraft der Volkswirthschaft, der „Gesellschaft" ist, mitunter blind sein kann und die Annahme nicht gerechtfertigt ist, daß die Staatsgewalt, welche über diesen Einzelinteressen steht, wenn sie zweckmäßig organisirt und den rechten Händen anvertraut ist, nicht weiter und nicht richtiger sehen könne als jene."

Der ‚Reichsbote' schreibt in seiner Nummer 49 vom 22. Februar d. J. in einem Artikel mit der Ueberschrift „Die Wahlen": „Insbesondere hat das Zurückweisen der Arbeiterschutzanträge des Reichstages nicht blos verstimmt, sondern es hat auch den socialdemokratischen Agitatoren Anlaß gegeben, diese Thatsache als Beweis für ihre Behauptung anzuführen, daß die ärmeren Volksklassen von

[1]) Leipzig 1863. W. Engelmann.

dem jetzigen Staate keine durchgreifende Hilfe zu erwarten haben." Nun kommt ein Satz, den wir aus naheliegenden Gründen nicht geschrieben hätten, ganz sicher wenigstens jetzt noch nicht.

Zur Charakterisirung der Stimmung und Gewohnheiten des „Stöckerischen Organs" lassen wir ihn aber folgen. Der „Reichsbote" fährt also weiter: „Das hat auch dazu geführt, daß man in Arbeiterkreisen jetzt in Bezug auf die Erlasse des Kaisers sagt: „Das ist vom Kaiser wohl gut gemeint, aber auch er hat nicht mehr die Macht zu helfen, die Macht des Kapitalismus ist zu groß." „Daraus ergibt sich, wie die Sachen stehen", fügte noch der „Reichsbote" hinzu. Ob in dieser Weise wirklich in „Arbeiterkreisen" gesprochen wird, möchten wir sehr bezweifeln, für uns ist die Darlegung des „Reichsboten" in einer anderen Hinsicht interessant und symptomatisch. Mögen es nun Arbeiter oder ganz andere Leute sein, soviel ersehen wir ja, mit welcher Offenheit bereits von der Macht derjenigen gesprochen wird, welche sicherlich nicht behilflich sein werden, die kaiserlichen Intentionen zur Ausführung zu bringen. Aber nur Geduld, Geduld meine Herren, wir werden auch hier noch zur Sprache bringen, was der bekannte General von Radowitz über die „königliche Initiative" bereits anno 1846 schrieb. Der Antagonismus, den das ganze Manchesterthum gegenüber den kaiserlichen Erlassen beobachtet, erklärt auch zum Theil die auffallende Ruhe und Stille, die gerade in Deutschland hinsichtlich des kaiserlichen Hervortretens bestehen. Wenn es äußerst anginge, würde man in bestimmten Kreisen auch **jetzt** ignoriren und zu der beliebten, manchmal recht praktischen Manier des „Todtschweigens" seine Zuflucht nehmen, die keineswegs ohne Erfolg unseren socialpolitischen Arbeiten gegenüber beobachtet wurde, als wir anno 1884 den Herrn Reichskanzler Fürsten Bismarck in unserer Broschüre [*]): „Gouvernemental und Conservativ oder die Partei Bismarck sans phrase" an die Durchführung der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 erinnern zu müssen glaubten.

Um die ganze Größe der kaiserlichen Erlasse verstehen und würdigen zu können, muß man sie von folgenden Hauptgesichtspunkten aus betrachten.

Man hat sich klar zu machen, daß, wenn die vom Kaiser be-

*) Der „Reichsbote" meinte damals, man schweige die Schrift am besten todt. Weiter bemerkte er: „sie berühre ihn höchst unsympathisch."

rührten Fragen eine „praktische und logische" Lösung erfahren, der Anfang zur Brechung der gesellschafts- und staatsgefährlichen Omnipotenz des großen mobilen Kapitals gemacht ist. Die Sache liegt sehr einfach. Wenn **diesem** Kapital und auch dem Manchesterthum gegenüber wieder Rücksichten auf höhere als nur dem schrankenlosen Erwerbe betreffende Interessen geltend gemacht werden, und man ihren buchstäblich destruktiven Praktiken Schranken zieht, sowie ihnen auch die nöthigen Verpflichtungen für die Individuen auferlegt, die sie zu ihren Manipulationen brauchen, ist ihre faktische Unterordnung in Bezug auf den Staat wenigstens angebahnt. Beide müssen wieder an eine bestimmte Autorität, an eine Macht, die über ihnen steht, glauben und sich ihr fügen. Man vergesse nicht, daß die Armen und Schwachen gerade so leicht die Gesetze hassen, als sie von den Reichen und Mächtigen verachtet werden. In welcher Weise die Kapital-Gewaltigen, die von dem leider viel zu früh gestorbenen geistreichen Anton Nieudorf schon in den siebziger Jahren die „geheimen Oberlandesherrn" genannt wurden, die Staaten als Vollzugsorgane „ihrer" Politik mißbraucht haben, ist schon längst für alle kein Geheimniß mehr, die sich mit der Finanz- und Wirthschaftspolitik der verschiedenen europäischen Staaten etwas eingehender befaßten. Am lohnendsten sind die Studien, die man in Frankreich und Oesterreich-Ungarn machen kann. Der praktische und leitende Gedanke der kaiserlichen Erlasse gipfelt also in der bestimmten Betonung der staatlichen Autorität über jene sich bereits schrankenlos dünkenden Kapital-Potenzen, welche, wie eben gesagt, selbst oft Regierungen nur als reine Werkzeuge für ihre Bereicherungszwecke betrachten und auch schon sehr ausgiebig hierzu zum größten Nachtheil der staatlichen und gesellschaftlichen Interessen mißbraucht haben. Diese Geldmächte, welche vor unsern Augen ein Revolutionswerk verrichten, welches sein Gegenstück nur in dem revolutionären Socialismus besitzt, der ja nichts anderes als die pure Reaktion gegen die systematischen Entäußerungen der „Vielen durch die Wenigen" ist, also direkt eigentlich nur als eine Gegenrevolution betrachtet werden kann, müssen den Regierungen wieder völlig untergeordnet werden. Diese Unterordnung unter die Regierungen, die zur Wahrung der Ordnung und der Rechte aller Staatsangehörigen berufen sind, und denen es obliegt, das Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte möglichst zu regeln, ist eine staatliche Nothwendigkeit. Sie muß durchgeführt werden oder die heutigen

Staaten gehen an ihren Polypen: „Großkapital und Manchesterthum“ zu Grunde.

Durch die Stetigkeit der revolutionären Arbeit der Kapital-Magnaten wachsen die empörten, entäußerten Massen von Jahr zu Jahr an, es werden immer mehr und mehr, die sich der „Revolution des Kapitals“ entgegen stellen. Mit mathematischer Sicherheit reifen die Verhältnisse aus und rückt die Zeit heran, von welcher uns Karl Marx so anschauliche Bilder entworfen hat.

Es dürfte doch klar sein, daß ein positiver Auffaugungsprozeß, wie er in der denkbar concretesten Form durch die Kapital-Concentrationen sich vollzieht, entstanden durch die constante Abnahme der mittleren und kleineren Vermögen, Vermögensverschiebungen erzeugt, die naturgemäß „umgestaltend“ auf die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse wirken müssen. Von was giebt denn das rapide Anwachsen der Socialdemokratie Zeugniß, wenn nicht von der fortschreitenden „Umgestaltung“ der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse?

Wie will man sich denn sonst den verhängißvollen Umschwung in der Volksseele erklären, der allerdings auch nicht wenig durch die schwächlichen Licenzen gefördert wird, die man der rein atheistischen Behandlungsweise so vieler wissenschaftlicher Disciplinen gestatten zu müssen glaubt. Der streng objektiv denkende und betrachtende Mensch kann über die Resultate unserer Zeit nicht im geringsten erstaunt sein, denn er findet massenhaft die Ursachen für die Wirkungen, die man so ernsthaft bedauert und vor welchen sich schon Viele ganz gehörig fürchten. Es kann ja gar nicht anders sein, als wie es ist. Mit einer rein maschinellen Präcision und Raschheit wird auf die großen Massen des Volkes eingewirkt; man muß gestehen, in dieser „Erziehung“ liegt Methode und die Resultate sind staunenswerth. Auf der einen Seite die Armuth, die Entäußerungen und die Unmöglichkeit, trotz Fleiß und Anstrengung, sich kleine oder mitlere Vermögen erwerben zu können, auf der anderen die freie Propaganda des Atheismus. Und trotz diesen treibenden Kräften soll es anders, soll es in unserm Sinne besser werden? Hier kann man nur über die bodenlose Kurzsichtigkeit, über den horrenden Mangel an Logik und über die monströse Naivetät derjenigen staunen, die noch immer nicht die Ursachen sehen und begreifen, aber über ihre Wirkungen klagen und außer sich sind.

Von diesen Gesichtspunkten betrachtet, liegt demnach die Größe

der kaiserlichen Erlasse in dem ersten wirklichen und praktischen Auftreten gegen die sociale Revolution. Seine Majestät geht offenbar von der Ansicht[1]) aus, daß man der socialen Revolution nur noch zuvorkommen kann, wenn man ihre Ursachen möglichst entfernt, wenn man ihre treibenden Kräfte ableitet, aus welchen sie stets neue Nahrung zieht. Die kaiserlichen Erlasse bedeuten die Mobilmachung zum Kampfe gegen alle socialrevolutionären Ursachen und Bedingungen. In diesem Kampfe liegt aber zugleich die sicherste und beste Bekämpfung der Socialdemokratie; ihre Ursachen sind auch zugleich, ganz für sich betrachtet, die größten Feinde der Gesellschaft und des Staates.

Mit echtem Hohenzollern-Muth geht Wilhelm II. gleich dem heiligen Georg direkt dem Drachen entgegen, der schon so unzählige Existenzen vernichtet hat. Der Kaiser wagt einen Kampf, den bisher noch kein Souverain gewagt hat, denn wohin wir immer sehen, bemerken wir die Allmacht der Kapital-Potenzen, welche schon über ganze Heere verfügen.

Wer gewöhnt ist, Gedanken auszudenken und das Hervortreten des Kaisers nicht in einer völlig unberechtigten Weise unterschätzt, indem er seiner Initiative nur einen aphoristischen, rein ephemären Werth zuerkennen will, der muß in den kaiserlichen Erlassen wohl auch **den** Sinn erkennen, den sie absolut haben müssen, wenn sie nicht an einem inneren Widerspruch leiden sollen.

Zweites Kapitel.

Die „Erlasse" als Anfang der rettenden That.

Auf Grund der detaillirten Punkte, die der Kaiser in seinem Erlasse an den Minister der öffentlichen Arbeiten betonte und welche wir bereits im Vorwort hervorgehoben, dürfte das Verlangen ausgedrückt sein, auf die Lebenshaltung und Lebensstellung der Arbeiter auch auf dem Wege der Gesetzgebung verbessernd einzuwirken. Der Kaiser will, daß diese für die Gesellschaft und den Staat so nothwendigen Verbesserungen nicht lediglich nur dem „guten" Willen und freien Ermessen der Arbeitgeber überlassen bleiben sollen, wodurch ja nichts weiter erreicht würde, als daß man das von Perrin vertretene französische Patronats-System, dem auch die meisten

[1]) Siehe „Denkschrift" S. 57.

rheinischen Fabrikanten huldigen und von Herrn von Stumm ausnehmend energisch vertreten wird, acceptirt. Aber selbst ganz abgesehen davon, daß man mit dem „guten Willen" in dieser Frage auch nicht zu den geringsten positiven Resultaten gelangen würde, und eine förmliche Prämie auf den „schlechtesten" Willen setzte, dem selbstverständlich große wirthschaftliche Vortheile gegenüber dem „guten" Willen erwüchsen, so widerstrebt das Patronats-System auch vollkommen dem Geiste des „ArbeiterRechts", das in den Erlassen des Kaisers eine deutliche Anerkennung findet und von allen wirklich staatserhaltenden Elementen sans phrase vertreten werden muß. Die Arbeiter brauchen nicht aus purem guten Willen, quasi nur als „Geschenke" zu erhalten, was ihnen Kraft ihres „Arbeiterrechtes" zukommt, das sich **wie andere Rechte auch** im Laufe der Zeit und aus den total veränderten Arbeitsgelegenheiten, Arbeitsbedingungen und Arbeitserfolgen, kurzum, durch die total veränderten Produktions-Verhältnisse entwickelt hat. Auch in diesem Gedankengange liegt die Frage wieder höchst einfach. In was bestehen denn die treibenden Kräfte der Arbeiterbewegung, die sich schon vielfach zu einem „bösartigen" Socialismus, voll revolutionärer Tendenzen entwickelt hat, wenn nicht in dem Verlangen: daß den anders gewordenen Produktions-Verhältnissen und ihren praktischen Wirkungen auf große Menschen-Massen in der Gesetzgebung Rechnung getragen wird?

Die Arbeiter verlangen, daß diese totalen Veränderungen auf den Produktionsgebieten, durch welche neue Gesellschafts-Kreise faktisch entstanden sind (der vierte Stand) vom Staate anerkannt werden. Sie wollen auf Grund dieser Veränderungen auch eine Aenderung in ihrer Lage, sowohl in Hinsicht ihrer juridischen Stellung in der Staatsgesellschaft, als auch in Bezug auf ihre Lebenshaltung.

Wenn es sich nun um Verhältnisse handelt, welche im Stande waren Zustände zu schaffen, welche von Millionen von Staatsbürgern beanstandet werden und weshalb sich bereits eine Bewegung entwickelt hat, die direkt staats- und gesellschaftsgefährlich ist, indem sie den Umsturz der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen vertritt, so dürfte es geradezu als Wahnsinn des herrschenden Egoismus bezeichnet werden, immer noch auf dem Patronats-System verharren zu wollen, das längst obsolet geworden ist und auch bei allen anderen Gesellschaftsgruppen kein Analogon mehr findet.

War es doch gerade die nun herrschende Bourgeoisie-Klasse,

welche anno 1848 am allerärgsten gegen die „Patronats“-Verhältnisse und den Feudalismus des grundbesitzenden Adels wüthete. Jetzt freilich! soll die Sache „**für sie**“ ganz anders liegen. Das Manchesterthum, das eben hauptsächlich durch die Bourgeoisie gebildet wird, vertritt mit Zähigkeit „seine“ feudalen Zustände und findet es ganz unerhört, wenn man sie im Interesse von Staat und Gesellschaft antasten will.

Als man anno 1848 dem grundbesitzenden Adel auf eine Weise seine Rechte nahm, die vielfach einer strikten Expropriation gleich kam, da waren auch nicht einmal annähernd Bedingungen und Voraussetzungen vorhanden, als wie wir sie gegenwärtig nun in Bezug auf die privatkapitalistische Produktionsweise besitzen. Die Einwendungen, die jetzt das Manchesterthum gegen irgendwelche Ventilirung seiner Angelegenheiten erhebt, können nicht im entferntesten imponiren, sie sind gegenüber den thatsächlichen Verhältnissen vollständig gegenstandslos, sie sind unberechtigt. Dieses Manchesterthum hat sich bereits gegenüber von Staat und Gesellschaft im hohen Grade versündigt, denn was wir nun als die „Sociale Frage“ vor uns haben, hat es im Bunde mit der Herrschaft der Kapitalgewaltigen verbrochen. Das Sünden-Register dieser Gruppen ist überlang und haben sie alle Ursache, höchst bescheiden zu werden, wenn man mit ihnen nicht noch weit eingehender abrechnen soll, wodurch sich dann sehr leicht ergeben dürfte, daß der Staat und die Gesellschaft sie gar nicht bedürfen [1]) und ihre Existenz nicht für die Gefahren entschädigt, welche durch ihre „Thätigkeit“ bisher fort und fort hervorgerufen wurden. Die Aktiengesellschaften, welche sich gerade in allerneuester Zeit in großer Anzahl aus den Privatunternehmungen bilden, beweisen zu genüge, daß der „persönliche“ Unternehmer sehr wohl zu entbehren ist und hierdurch die Unternehmen nicht leiden. Wir haben schon seit Jahren in unsern Arbeiten darauf hingewiesen, wie bei den Aktien-Gesellschaften der Kapitalist vollständig dem Verkehr mit den Arbeitern entzogen und bereits jede persönliche Relation zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern weggefallen ist. Die große Ausbreitung der „Betriebe auf Aktien“ sind lauter Präcedenzfälle für die Entbehrlichkeit der Herrn Fabrik- und Grubenbesitzer. Die Verstaatlichung der Kohlen-Gruben wurde seit Mai v. J. bereits sehr ernsten Erwägungen unterzogen. Wir erhielten hierdurch eine ganz bestimmte Satis-

[1]) Siehe „Denkschrift“ Der eigentliche und wirkliche Zweck der heutigen Großindustrie.

faktion[1]) für unsere Darlegungen in der „Denkschrift" und dem „Referate" über die Arbeiterfrage. Wenn man also auf der einen Seite nicht allein die nirgends mehr bestrittene Ersatzfähigkeit der oben genannten Herrn, sondern auch die positiven großen Nachtheile ihrer „Mühewaltung" nimmt, auf der anderen aber ihre Starrheit und Widerspenstigkeit in Bezug auf alle nöthigen Reformen in ihren Betrieben, so erscheint ihr Widerstand komisch. Auf was wollen sich denn diese Leute berufen? Durch welche Rechtstitel soll begründet werden, daß sie ein Recht besitzen durch die Art und Weise ihrer Betriebe große Menschenmassen, die bereits einen der zahlreichsten Stände der Staatsgesellschaft bilden, in das revolutionäre Lager zu treiben? Wie gesagt, was bieten uns denn diese Herrn dafür, daß die Praktiken ihrer Unternehmungen zu staats- und gesellschaftsgefährlichen Friktionen führen? Wo ist das Aequivalent für den Schaden, den sie anrichten? Einstweilen genug hiervon und mahnen wir jene äußerst entbehrlichen Herrn hübsch bescheiden und artig zu sein, da es sonst zu einer unabänderlichen für sie höchst schlimmen Abrechnung kommen dürfte.

Die Erlasse des Kaisers sind der Anfang zur rettenden That, sie sind es, weil sie die Mittel und Wege zu klären verlangen, durch welche wieder Zufriedenheit, Ruhe und Vertrauen in die Arbeiterherzen einziehen können und der „vierte Stand" sich seiner patriotischen Aufgaben und Pflichten wieder bewußt werden wird. Und in der That! der hohe kaiserliche Wunsch ist nach jeder Seite hin nicht allein berechtigt, sondern er ist auch direkt nothwendig. Man denke nur in aller Kürze an die große politische wie praktische Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht und an das allgemeine Stimmrecht. Für jeden nur einigermaßen einsichtsvollen Menschen dürfte durch diese Hinweisung sehr vieles gesagt sein. Der Anfang zur

[1]) Wir sind indessen seit 1880 daran gewöhnt worden, daß alle unsere Vorschläge, wenn man über sie zuerst auch noch so sehr „entsetzt" war, nach einiger Zeit aufgegriffen und recht hübsch benützt wurden. Wir erinnern nur an unsere Verlangen für die Handwerker, dann an die Ablösung der bäuerlichen Hypotheken und an die Theilnahme der Arbeiter an dem Nettogewinne. Nach einigen Jahren hatten die Herrn Professoren die Fragen aufgegriffen und wie mit einem Schlage sind die betreffenden Themas „salonfähig" geworden. Nicht anders wird es mit der Verstaatlichung der Kohlen-Gruben und den großen industriellen Etablissements werden. Die unbezwingliche Macht der Consequenzen hat schon ganz andere Widerstände gebrochen. Keine Frage ist, daß wir unter dem Zeichen der Verstaatlichung der Großindustrie leben; eine Frage ist, von welcher Seite die Verstaatlichungen vollzogen werden dürften.

rettenden That und überhaupt das **„einzige Mittel“**, das man noch mit Erfolg gegen die weitere Ausbreitung der social-revolutionären Strömungen anwenden kann, liegt in der Anbahnung der Möglichkeit, daß die Arbeiter wieder für sich mittlere und kleinere, überhaupt ein Vermögen erarbeiten können. Unzählige Male haben wir seit 1880 auf diese Mittel hingewiesen. Es gibt keine andern, um dem Socialismus seine Bösartigkeit zu nehmen, seine Extreme abzustumpfen und die revolutionäre Bewegung nicht in ihrem „dritten Stadium“: Umsturz! ausreifen zu lassen. Wir haben dieses Thema in unserer „Denkschrift“ über die Arbeiterfrage bereits in einer Weise behandelt, der wir nichts mehr beizufügen haben, weshalb das auf den Seiten 54—58 Gesagte hier wörtlich folgen soll. Wir schrieben:

„Der Socialismus ist wahrlich keine zufällige sociale Erscheinung, er entspringt keiner „Laune“, sondern einem tiefen socialen Bedürfniß. Er braucht sich nicht mit einer Entschuldigung wegen seines Auftretens der modernen Gesellschaft vorzustellen, sondern er hat ein gutes Recht auf seine Existenz; er ist der legitime Sohn unserer Zeit, welche theils unter dem Zeichen der rohesten Geldherrschaft,[1]) der vollendeten Herrschaft des Kapitalismus, aber bereits auch schon unter dem aufsteigenden Zeichen der Negation der Pluto-

[1]) Geld regiert jetzt faktisch die Welt, und um Geld ist ja gegenwärtig das Meiste zu haben und zu erreichen: Ehre, Ansehen, Macht, Vornehmheit und Alles was „äußerlich“ zu ihr gehört; Geld! ersetzt selbst „Ahnen“ und verleiht „Hoffähigkeit.“ Wir leben in dem „goldenen Zeitalter“ der Parvenüs, Gründer, Spekulanten und Aventüriers. Wer diesen Leuten seine Thüren schließt, der wird von ihnen „reaktionär“ genannt, so haben sich die Begriffe bereits verändert. Der wirklich vornehme Mann zieht sich aber erst recht gegenüber diesen „Geldvornehmen“, welche auch die „umgekehrte Aristokratie“ genannt werden, zurück, aber in Anbetracht seiner Devise: „noblesse oblige“ und als wahrer Christ, wendet er sich mit voller Liebe und ganzem Eifer den unterdrückten Klassen zu, und stellt sich in den Dienst zur Erreichung ihrer gerechten Ansprüche. Hier ist zumal dem wahren und historischen Adel die Stelle in den bevorstehenden socialen Kämpfen angewiesen. Er hat hier so gut für seinen christlichen Glauben und für die Armen und Unterdrückten zu kämpfen, als wie jemals im Verbande der Ritter-Orden. Der Adel erlangt in den socialen Kämpfen volle Gelegenheit, seine historische Bedeutung zu erneuern und nachzuweisen, sowie seine Bedeutung in der Gegenwart durch die Vertretung eines uralten historischen Rechtes zu begründen. Wir meinen das „Recht der Arbeit und des gerechten Arbeiterverdienstes.“ Zeigt der Adel sich nicht im Stande, seine gegenwärtige Aufgabe zu begreifen, so fehlt ihm der Geist, ohne welchen es nur leere Formen gibt, und das Urtheil Friedrich des Großen trifft alsdann voll und ganz für ihn zu.

kratie steht. Man wird vergeblich seine Rechtansprüche — wir wollen hier setzen: seiner „gerechten Ansprüche" verneinen. Mit andern Worten: der Socialismus ist die naturgesetzliche Reaktion gegen den alle Gebote des Christenthums, die Menschenrechte und Menschenachtung verleugnenden Materialismus. Der Socialismus entspringt unserer geistigen und materiellen Drangperiode, er ist die Negation für die einseitige, absolute, exclusive Wertherzeugungsform der privatkapitalistischen Productionsweise und eine Negation für die Monopolisirung der Productionsmittel zum alleinigen Nutzen des großen, mobilen Kapitals. Die Ueberspannung der Ansprüche dieses Kapitals und seine die vitalen Interessen des arbeitenden Volkes tief verletzende Exclusivität erzeugte den Socialismus, dessen „gerechte" Forderungen — die wir Alle vertreten können und vertreten sollen — wie wir gesehen haben, darauf hinaus laufen: die Monopolsherrschaft des großen mobilen Kapitals zu brechen und die Rechte der menschlichen Arbeit an dem Gewinn der Arbeitsprodukte wieder einzuführen. Der unverdorbene, nicht revolutionäre und vollständig berechtigte Socialismus verlangt mit anderen Worten: daß man der menschlichen Arbeit das Recht und die *Möglichkeit* einräumt, *an den noch zu erwerbenden Vermögen zu participiren. Er verlangt, daß die Schranken, welche das große mobile Kapital gegen den Mitgenuß der Arbeit an der Wertherzeugung gezogen, fallen.*

Er verlangt, daß das arbeitende Volk nicht fort und fort und nur und nur für die ausschließliche Bereicherung einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl von Leuten arbeite, sondern daß der Segen und der Gewinn der Arbeit eine gerechtere Vertheilung finde. Der unverdorbene, nicht revolutionäre und berechtigte Socialismus verlangt nicht die Confiscation der bestehenden Vermögen und des historischen Eigenthums, sondern nur — wie bereits gesagt — die Möglichkeit, daß **„die,"** welche die Werthe schaffen und die Vermögen Dritter bilden helfen, auch in den Stand gesetzt werden, **für sich** ein Vermögen[1]) zu verdienen. Dieser berechtigte Socialismus will nur für das arbeitende Volk die Gelegenheiten erhalten, daß es durch Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit *„das"* auch für sich

1) In der Errichtung von kleineren und mittleren Vermögen und deren Schutz vor Ausbeutungen der „lucrativen Erwerbsarten" liegt das beste und sicherste Mittel gegen die sociale Revolution.

verdienen kann, **was** es jetzt — und zwar ausschließlich — für Fremde verdient, nämlich: Kapital.

Diesen Forderungen müssen wir näher treten, und will ich ganz offen bekennen, daß ich mich meinem Gewissen nach und als Christ direct verpflichtet fühle, sie zu unterstützen. Ich habe die Ueberzeugung, daß in der Negation dieser berechtigten Verlangen unbestritten eine Art von Eigenthumsvorenthaltung [1]), eine ganz bestimmte Benachtheiligung der Arbeiter ausgedrückt ist. Die moderne privatkapitalistische Productionsweise entzieht den Arbeitern ihren berechtigten Antheil an den von ihnen geschaffenen Werthen. Durch die fortgesetzte Vorenthaltung dieses Antheils bereichert sich der Unternehmer zum Nachtheil des Arbeiters, der auf diese Weise niemals an dem Genusse und den Vortheilen participiren kann, die er doch durch seine Arbeit ermöglichte.

Wir haben die volle Ueberzeugung, daß man immer noch in zahlreichen Kreisen den Socialismus nur deshalb verwirft, weil man ihn gar nicht kennt und keine Vorstellungen von seinem berechtigten Verlangen hat.

Wenn man über den Socialismus klar wird, und seine Ursachen einer gründlichen Untersuchung würdigt, wird man auch recht bald finden, daß man als wahrer und lebendiger Christ sich nicht kurzweg von ihm wenden und ihn sans phrase verurtheilen darf.

Aber selbst ganz abgesehen von unserer inneren Stimme, die uns mahnt: hier recht ernst und eindringlich zu prüfen, gebietet es auch schon die Vernunft, zu untersuchen, was wahr, gut und gerecht an den Forderungen des Socialismus ist. Man hüte sich aus purem Eigennutz, aus einer ganz unchristlichen Bereicherungsmanier durchaus gerechte und menschliche Forderungen abzuweisen. Unsere Verlangen können ja immerhin socialistisch sein, aber communistisch sind sie nicht. Im Gegentheil: wer den Communismus nicht will, muß bei Zeiten den Socialismus wollen, der das beste Bollwerk gegen ihn ist.

Man schaffe Gelegenheiten, daß vor allem die Arbeit der drei Productivstände auch wieder für sie selbst „productiv" wird, man sorge auf den Wegen einer weisen Gesetzgebung, deren Motive zweifellos staats- und gesellschaftserhaltend (wahrhaft conservativ) sind,

[1]) Der Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, spricht in seinem Buche: „Die großen socialen Fragen der Gegenwart", von einem heiligen Kirchenvater, der sagte: „Nicht blos der ist ein Dieb, der fremde Güter stiehlt, sondern auch der, der fremde Güter für sich zurückbehält".

daß die in Kapital umgesetzten, aufgespeicherten Werthe der Arbeit, weit mehr als es bisher geschah, zur allgemeinen Erleichterung und zum Nutzen der Gesellschaft dienstbar gemacht werden, daß also die von den privilegirten Klassen der productiven Arbeit zu viel entzogenen Werthe wieder durch verschiedene Kanäle denjenigen zu gut kommen, die sie entstehen ließen.

Entgegengesetzt dem Geiste der modernen liberalen (manchesterlichen) Gesetzgebung, durch welche sich der „vollkommene Sieg des Kapitals über die Arbeit" manifestirte, müssen die künftigen Gesetze der social- und finanzpolitischen Gesetzgebung von dem „Siege der Arbeit über das Kapital" Zeugniß ablegen.

In diesen Worten liegt die Quintessenz aller socialen und wirthschaftlichen Reformen.

Man wird aber auch durch sie erkennen, wie alle Reformen, welche nicht von diesem Geiste getragen werden, absolut unvermögend sind, wirklich zu helfen, und daß aus diesem Grunde auch alle Versuche, die bisher von der Reichsregierung unter der Firma: „sociale Reform" angestellt wurden, erfolglos bleiben mußten.

Bei nur einigem scharfen und logischen Denken muß man doch darauf kommen, daß wenn geholfen werden soll, nur **da** zu helfen ist, wo eben das Uebel seinen Sitz hat; daß überhaupt nur **„geholfen"** werden kann, wenn man das Uebel auch beseitigen will".

Kuren, bei welchen man voller Rücksichten auf die „Erhaltung des Uebels" ist, zeigen doch zu deutlich ihren wahren Charakter, als daß man sich über sie täuschen kann.

Ein geradezu peinlicher Eindruck wird aber erzeugt, wenn die geehrten Doktoren noch darüber klagen, daß ihre Mittel nicht geholfen haben, wenn sie förmlich dem Patienten die Schuld an der Nichtgenesung aufbürden. Kann man es nachher all denjenigen, welchen „geholfen" werden soll, verdenken, wenn sie entweder über diese Heilkünstler spotten, oder mit steigender Erbitterung den Experimenten zuschauen?

Der socialen Revolution ist nur noch zuvorzukommen, wenn man ihre treibenden Kräfte ableitet, die immer neue Nahrung aus der Besitzlosigkeit der großen Massen ziehen.

Die sociale Bewegung hat ihren Ursprung und Sitz in der methodischen Entäußerung großer Volksschichten und in dem System,

daß es den Entäußerten[1]) trotz aller Arbeit nicht einmal möglich wird, die Entäußerungen durch neue Vermögensbildungen wieder zu ersetzen, und daß aus diesem Grunde die von Haus aus Besitzlosen ebensowenig eine Aussicht haben, sich ein Vermögen zu erarbeiten.

Das ist das ganze Resultat der wahren Darlegung der socialen Frage, aus welcher sich die socialistische Bewegung entwickelte.

Kennt man also ihren Ursprung, weiß man wo das Uebel sitzt, so muß man auch wissen, **wo** und **wie** zu helfen ist.

Möge man diese Worte beherzigen, so lange es noch Zeit zu sein scheint. In der kaiserlichen Initiative erblicken wir seit langem, langem Warten den ersten Lichtstrahl; möge er uns von den verhängnißvollen Irrwegen ab auf die rechte Bahn leiten: auf die große „Kaiser-Straße", zur nationalen Wohlfahrt, zur Ruhe, Ordnung, Zufriedenheit, zur äußeren und inneren Größe unseres deutschen Vaterlandes; das soll eine kaiserliche Führung, aber auch ein kaiserlicher Erfolg sein.

Drittes Kapitel.

Die kaiserlichen Erlasse und das Ausland.

Die rein sachliche Beurtheilung des kaiserlichen Hervortretens erhält im allgemeinen im Auslande einen weit reineren Ausdruck als im Reiche. Die Stimmungen treten freier und unbeeinflußter durch den officiösen Preßapparat an die Oeffentlichkeit. Wenn auch die Planeten der „Nordd. Allgem. Zeitung", deren Bahnen außer-

[1]) „Sismondi hatte am Ende seiner Studien wahrgenommen, daß überall, wo der Industrialismus zur Herrschaft gelangte, die bis zum socialen Elend gesteigerte Armuth reißend zunahm. Das empörte sein Gefühl der Gerechtigkeit derart, daß er dem Princip der Gerechtigkeit das der ökonomischen Freiheit, des Concurrenzkampfes preisgab, und an die autoritative Gewalt appellirte. „Die Regierung" sagt er „ist eingesetzt worden, um mit den Kräften Aller einen Jeden gegen die Unbill jedes Dritten zu schützen; sie setzt das öffentliche Interesse Aller gegen die privaten Interessen". — Insbesondere verlangt er die Wiederherstellung gewerblicher Associationen zum Zwecke der Unterstützung, und er will, daß die Häupter der industriellen Unternehmungen zur Unterstützung aller Armen ihrer Gewerke schlechthin verpflichtet würden und zwar auch in deren Kindheit, Greisenalter und Krankheit. „Wenn", sagt er, „diese Last dem Unternehmer drückend wird, ist seine Industrie nur eine verderbenbringende; es ist besser, auf sie zu verzichten, als aus ihr ein Mittel zum Verderben der Gesellschaft zu machen". — Entnommen aus den „historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland". Neunzigster Band, zwölftes Heft Seite 952.

halb des deutschen Reiches ausgehen, nicht verfehlen das Licht ihrer Sonne leuchten zu lassen, so vermögen sie dennoch nicht die Wirkung zu erzielen, welche jene in Deutschland ausübt. Wir werden auf dieses widerwärtige Thema, dessen Details bereits anfangen recht merklich an die Verhältnisse der „99" Tage und an die eigenthümliche Sanirung „monarchischer" Institutionen zu erinnern, noch eingehend in dem fünften Kapitel zurückkommen. Die Gesammtwirkung der kaiserlichen Erlasse im Auslande war und ist im ganzen genommen eine großartige. Wir beginnen die Revue mit der Schweiz, welcher hinsichtlich ihrer Initiative, die sie schon im vorigen Jahre zu Gunsten der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung entwickelte, der Vorrang gebührt. Nachstehende amtliche Mittheilung des schweizerischen Bundesrathes erklärt die Verzichtleistung der Schweiz zu Gunsten der kaiserlichen Einladung. Sie lautet: „Die deutsche Regierung hat dem Bundesrathe offiziell die Absicht bekannt gegeben, um Mitte März in Berlin eine internationale Konferenz, betreffend den Arbeiterschutz, zu veranstalten, und gleichzeitig den Wunsch ausgedrückt, die auf den 5. Mai in Aussicht genommene Konferenz in Bern für einmal verschoben zu sehen, da eine gleichzeitige Thätigkeit von Conferenzen, die theilweise die nämlichen Fragen behandeln, nicht im Interesse der Sache zu liegen scheine.

„Der Bundesrath, welcher vor Allem das Gelingen des Werkes ins Auge faßt, zu dem er seiner Zeit die Initiative ergriff, und welcher von dem aufrichtigen Wunsche beseelt ist, die zu gleichem Zwecke von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser gethanen Schritte von Erfolg gekrönt zu sehen, — der Bundesrath, der im Uebrigen in Betracht zieht, daß einerseits eine Theilung der Arbeit zwischen beiden Conferenzen nicht thunlich wäre, und daß andererseits eine erhebliche Anzahl derjenigen Staaten, welche sich an der Berner Conferenz vertreten lassen zu wollen erklärt hatten, gleichzeitig die Einladung zur Berliner Conferenz angenommen haben, hat bei dieser Lage der Sache dem ihm seitens der deutschen Regierung geäußerten, übrigens von anderen Regierungen getheilten Wunsche Rechnung getragen und für einmal darauf verzichtet, seiner Initiative eine weitere Folge zu geben."

Aus England wird berichtet, daß im englischen Unterhause der Unterstaatssecretär des Auswärtigen, Fergusson, mittheilt, die

britische Regierung habe ihre Bereitwilligkeit erklärt, an der von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser vorgeschlagenen Conferenz zur Untersuchung der ernsten Fragen betreffend die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen, deren Lösung durch interationale Mitwirkung erleichtert werden könne, in Gemäßheit der in England acceptirten Grundsätze der Gesetzgebung theilnehmen zu wollen." — Diesem offiziellen Erfolge der kaiserlichen Erlasse schließen sich jene an, die direkt den englischen Privatkreisen entstammen. Die radicale Londoner „Pall Mall Gazette" hat in socialpolitischen Dingen seit Jahren das Wirken der katholischen Kirche bewundert und den Papst als Autorität in dieser Hinsicht betrachtet; ja, sie sah ihn phantastischer Weise bereits an der Spitze eines internationalen Congresses, auf welchem sogar Socialisten und Communisten Sitz und Stimme haben sollten. Jetzt, nach den socialpolitischen Erlassen, beschäftigt sie sich auch sehr viel mit dem deutschen Kaiser und vergleicht ihn mit Leo XIII. Anknüpfend an die Rede des Kaisers im Staatsrath, schreibt die „Pall Mall Gazette": „Es ist interessant, das Programm des Papstes auf dem Gebiete der socialen Gesetzgebung mit demjenigen zu vergleichen, welches der Kaiser gestern aufstellte. Der letztere definirte die von dem Staatsrathe zu behandelnden Gegenstände folgendermaßen: 1. Den den Arbeitern zu gewährenden Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft; 2. die Beschränkung der Kinderarbeit mit Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwickelungsgesetze; 3. die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalte der Arbeiter; 4. andere mit dem täglichen Leben der arbeitenden Klassen zusammenhängende Gegenstände. Das Programm des Papstes war folgendes: 1. Schutz der Kinder vor frühzeitiger übermäßiger und gefährlicher Arbeit; 2. Bewahrung der Hausfrau für ihren Haushalt und ihre häuslichen Pflichten; 3. Festsetzung der sechstägigen Arbeitswoche und 4. Kürzung des Arbeitstages. Auch in einer anderen Sache stimmen Papst und Kaiser überein. Beide sind einig in der Versicherung, daß, wenn die Gesetzgebung ihr Aeußerstes gethan hat, (nach den Worten des Kaisers) „der freien Liebesthätigkeit, der Kirche und Schule ein weites Feld segensreicher Entfaltung verbleibt, durch welche die gesetzlichen Anordnungen unterstützt und befruchtet werden müssen, um zu voller Wirksamkeit zu gelangen."

An einer anderen Stelle bemerkt die „Pall Mall Gazette": „Des deutschen Kaisers gestrige Rede wird in ganz Europa mit Begeisterung gelesen werden. Schon heißt es, daß unsere Socialisten beabsichtigen, an den Kaiser wegen seines Vorgehens eine Dankadresse zu richten."

Der „Frankfurter Zeitung" Nr. 50 entnehmen wir: „Kardinal Manning, der im vorigen Jahre bei den Ausständen der Londoner Dockarbeiter und Lichterschiffer eine Vermittlerrolle übernommen hatte, hat jetzt, wie uns mitgetheilt wird, an Richard Fleischer, den Herausgeber der „Deutschen Revue", folgende Zuschrift gerichtet:

„Erzbischöfliches Palais, Westminster S. W., den 10. Febr. 1890. Mein Herr! Sie fragen mich nach meiner Meinung über den Conferenzvorschlag des deutschen Kaisers bezüglich der Arbeiterfrage und der Lage jener Millionen, welche in jedem Lande Europas von Arbeitslöhnen leben. Ich halte diesen kaiserlichen Akt für den weisesten und würdigsten, der von einem Souverän unserer Zeit ausgegangen ist. Die Lage, in der sich die Lohnarbeiter aller europäischen Länder befinden, ist eine schwere Gefahr für jeden Staat in Europa. Die langen Arbeitsstunden, die Frauen- und Kinderarbeit, die dürftigen Löhne, der unsichere Verdienst, der von der modernen Volkswirthschaft großgezogene Wettbewerb, die diesen und anderen Ursachen entspringende Vernichtung des häuslichen Lebens haben es nachgerade unmöglich gemacht, ein menschenwürdiges Dasein dabei zu führen. Wie kann ein Mann, der 15 bis 16 Stunden täglich arbeitet, seinen Kindern ein Vater sein? Wie kann eine Frau, die den ganzen Tag nicht zu Hause ist, die Pflichten einer Mutter erfüllen? Das häusliche Leben wird auf diese Weise zur Unmöglichkeit gemacht. Und doch beruht auf dem Familienleben die ganze staatliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Wenn das Fundament geschädigt wird, was soll aus dem Baue werden? Kaiser Wilhelm hat sich daher als ein wahrer und weitsichtiger Staatsmann erwiesen. Mit Versicherung meiner steten Ergebenheit Henry Cardinal Manning, Erzbischof von Westminster."

Der „Germania" No. 42 I. entnehmen wir: „Daß England an der von Kaiser Wilhelm angeregten Arbeiterschutzkonferenz theilnehmen wird, ist wohl nicht mehr zu bezweifeln. Mag auch die manchesterliche Regierung einer staatlichen Regelung der Arbeiterverhältnisse wenig geneigt sein, so wird doch schon der Druck der öffentlichen Meinung hinreichen, die Regierung wohl oder übel in

ein socialreformatorisches Fahrwasser zu drängen. In der Public Hall zu London fand am Sonntag eine großartige Versammlung statt, in welcher T. Sutherst erklärte, daß eine Million Arbeiter, repräsentirt durch die Unions und Vereine, denen er angehöre, dem jungen Kaiser dankbar sei für die mächtige Bewegung, welche er hervorgerufen; wenn die Konferenz das Ausbeutungssystem abschaffe, wenn besonders der Schutz der Jugend in Deutschland Thatsache werde, dann würden sich die Folgen wohlthätig erweisen für die arbeitende Bevölkerung von ganz Europa. Der gouvernementale „Daily Telegraph" sagt mit Bezug auf die kaiserlichen Erlasse und die Cabinetsordre über die Behandlung der Soldaten: „Kaiser Wilhelm ist auf dem Wege, sich die Beinamen „der Gerechte" und „der Vater seines Volkes" zu verdienen, indem er sich bemüht, daß Ungerechtigkeit und Bedrückung in seinem Lande verschwinden." Wenn Volksversammlungen, regierungsfreundliche („Daily Telegraph") und regierungsfeindliche („Pall Mall Gazette") Blätter übereinstimmend der öffentlichen Meinung Großbritanniens Ausdruck geben, dann wird die Regierung derselben Folge leisten müssen."

In London haben die deutschen Socialisten in zwei verschiedenen Versammlungen Beschlüsse zu Gunsten der vom Kaiser ergriffenen Initiative in der Arbeiterfrage formulirt. Eine dieser Versammlungen wurde im deutschen City-Club, die andere im Cosmopolitan-Club abgehalten. Beide faßten sie ganz ähnliche Beschlüsse, des Inhalts, daß die deutschen Arbeiter in London mit Vergnügen die vom Kaiser Wilhelm II. gegebene Anregung zur Besserung der Lage der Arbeiterklassen begrüßen und hoffen, die Arbeiter Deutschlands werden ihre einstimmige Unterstützung zur Ausführung der kaiserlichen Erlasse nicht versagen. Wie weiter berichtet wird, gelangte diese Resolution jedoch nicht ohne vorangegangene Störungen zur Annahme, indem die Anarchisten lebhaft opponirten. Aus diesen Vorgängen dürfte ersichtlich sein, wie die Keime, welche durch die Erlasse gelegt wurden, bereits zu schwellen beginnen. Die besser und rein sachlich denkenden Arbeiter sollen durch die kaiserlichen Initiative und deren durchgreifende Fruktificirung der socialdemokratischen Bewegung entrissen werden. Herrschte in Deutschland mehr Vertrauen, gäbe es jene bekannten „Friktionen" nicht, glaubten die Arbeiter an das Durchgreifen des Kaisers, an den „kaiserlichen Sieg" über die unerhörten „Gegenströmungen" so würden auch wir schon über ganz andere Resultate zu berichten

haben. Der Kaiser muß aber zum Theil selbst gegen „seine eigenen Organe" seine großen Ideen verfechten und durchkämpfen, statt auf eine bereitwillige, ergebene Mitarbeit rechnen zu können. So viel steht jetzt schon fest, daß das, **was** erreicht wird, nur dem Kaiser zu danken ist, daß es nur Resultate seines Geistes sind, auf welche einmal nicht wieder ruhmsichtige Leute Ansprüche auf Verdienst erheben können.

Wir gelangen zu Frankreich.

Der officiöse „Temps" bringt einen Artikel über die internationale Berathung des Arbeiterschutzes, der sich gegen eine etwaige Vereinzelung Frankreichs ausspricht, im übrigen aber erkennen läßt, daß man keineswegs ohne Hintergedanken ist. Wenn alle anderen mitmachen, würde es Frankreich auch thun. Vor allem müsse aber England dabei sein, ihm gebühre der Vortritt. Sollte es ablehnen, dann freilich brauchten auch die übrigen Industrieländer sich nicht zu scheuen, ein Gleiches zu thun. Sehr anerkennend spricht sich das „Journal des Debats" über die kaiserliche Initiative aus. Der „Frankfurter Zeitung" No. 52, erstes **Blatt**, entnehmen wir nachstehende Correspondenz: „Die kühne Initiative des Deutschen Kaisers behufs Lösung der Arbeiterfrage ist das bedeutendste internationale Ereigniß, welches sich seit langer Zeit zugetragen hat. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, Wilhelm II. hätte es blos auf ein Wahlmanöver abgesehen gehabt, und wenn im ersten Augenblick Manche diesem Irrthum huldigten, so ist er heute zerstreut. Der Kaiser ist durch und durch aufrichtig von seiner hohen socialen Sendung überzeugt, von dem Wunsche beseelt, sie zu erfüllen, und obwohl Vorbehalte zu machen sind, so gereicht die Thatsache allein, daß er die Pläne entwarf und mit solcher Genauigkeit zum Ausdruck brachte, seinem Charakter zur Ehre, der dadurch in einem etwas neuen Lichte erscheint. Bisher sah man in Wilhelm II. nur einen Soldaten, der in der Sorge für sein Heer aufzugehen schien. Niemand war darauf gefaßt, daß er die Arbeiterfragen so offen, so klar, von ihren heikelsten Seiten in Angriff nehmen würde. Es war eine Ueberraschung, in die sich Achtung mischte, und was uns betrifft, so ist uns, die wir sehnlichst die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa wünschen, diese zweite Manier des Kaisers Wilhelm lieber. Vielleicht betritt er da eine Bahn, auf der er Enttäuschungen begegnen wird, aber seine Initiative kann bei der Entschlossenheit, mit der er ans Werk ging und in der er ohne Zweifel

verharren wird, nicht umhin, Resultate herbeizuführen. Ob positiv oder negativ, lehrreich werden die Ergebnisse jedenfalls sein. Heute kann man nur sagen, daß das Unternehmen nichts Gewöhnliches hat und daß es unklug und leichtsinnig wäre, es anders als ernst zu behandeln.

Die Frage wurde aufgeworfen, ob die Regierung der Republik der an sie gerichteten Einladung willfahren sollte oder nicht. Die Blätter stellten diese Frage; wir nehmen an, für die Regierung sei sie schon gelöst. Die französische Republik hat sich jeder Zeit mit Arbeiterfragen beschäftigt, wie es der Regierung einer Demokratie ziemt. Wie dürfte sie da zugeben, daß solche Fragen auf einer internationalen Conferenz erörtert würden, ohne daß sie sich daran betheiligte? Sie wird dazu eingeladen; könnte sie da ablehnen? Das würde heißen, die Republik kümmere sich wenig um solche Fragen, oder sie halte es nicht für passend, sie unter den gebotenen Bedingungen zu studiren. Diese Bedingungen sind übrigens noch ungenügend bekannt. Bis sie es sind, müssen wir mit unserer endgültigen Antwort zurückhalten; prinzipiell aber und a priori ist es unmöglich, sie nicht günstig zu formuliren. Warum sollten wir nicht dem Plane der deutschen Regierung beitreten, da wir doch schon unter ähnlichen Umständen demjenigen der schweizerischen Bundesregierung beitraten?

Der Verfasser des Leitartikels führt nun aus, daß die französische Regierung Aufklärungen über den Gesichtspunkt, aus dem die verschiedenen Fragen studirt werden sollen, zu verlangen haben wird. Auch scheint er kaum an die Möglichkeit einer einheitlichen internationalen Gesetzgebung in Fragen zu glauben, welche je nach den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Länder bisher verschiedenartig gelöst wurden. Wenn es schon große Mühe kostete, die einzelnen Gesetzgebungen zu Stande zu bringen, so werde es noch viel schwieriger sein, sie zu einem internationalen Ganzen zu verschmelzen, und Niemand könne dafür bürgen, daß die Durchführung überall dieselbe sein wird. Dann heißt es weiter:

Man schlägt uns eine Art heiliger Allianz der Regierungen zum Schutze der Arbeiter-Interessen vor. Von den wirthschaftlichen Schwierigkeiten eines solchen Planes, die vielleicht unübersteigbar sind, später. Aber vorausgesetzt, daß sie es nicht wären, so könnte die heilige Allianz nur dann Wirksamkeit erlangen, wenn alle Regierungen des Erdbodens oder zum Mindesten sämmtliche gewerbe-

treibenden Länder sich daran betheiligten. Wie könnten wir ihr beitreten, wenn alle anderen sich fernhielten. Die in Aussicht genommene Gesetzgebung hätte offenbar einen Einfluß auf die Kostenpreise; sie wird dieselben erhöhen: wie könnten wir da die Konkurrenz derer, die nicht dabei wären, Stand halten? Ist das Gesetz für Alle gleich, so wird man sich verständigen; wenn nicht, wer möchte sich ihm unterwerfen. Die Einladungen zur Conferenz wurden nur an eine beschränkte Anzahl von Mächten gerichtet; ohne Zweifel war man im Voraus der Zustimmung einiger anderen sicher und hofft man, Jedermann werde beitreten; aber ist man dessen gewiß? Es genügt nicht, die alte Welt für sich zu haben, auch die neue Welt muß dabei sein und hat man bei Amerika angefragt? . .

So hat der deutsche Kaiser eine ganze Welt von politischen und wirthschaftlichen Problemen angeregt. Um es so zu thun, wie er es that, bedurfte es des Bewußtseins seiner Stärke und auch des glücklichen Vertrauens, der Hochherzigkeit der Jugend. Wie verdienstvoll auch sein Unternehmen sein mag, wir wagen ihm nicht einen vollen Erfolg zu weissagen. Jede Regierung muß, ehe sie endgültig zusagt, ihre innere Lage, ihre eigene Gesetzgebung studiren, sie mit derjenigen vergleichen, welche aus den Arbeiten des preußischen Staatsraths hervorgehen wird, in Berlin eine Anzahl Aufklärungen verlangen und endlich sich der Dispositionen der anderen Mächte, deren Zustimmung unerläßlich wäre, versichern. Eine vereinzelte Antwort ist werthlos. Es bedarf der Einmüthigkeit oder doch der annähernden Einmüthigkeit. Der deutsche Kaiser ruft den Allmächtigen an, ohne den die menschliche Thätigkeit unfruchtbar bleibt. Gott allein mag wissen, was die Conferenz bringen wird; aber wenn die anderen Regierungen sie beschicken wollen, so dürfen auch wir diesem Friedenswerke nicht fernbleiben."

Der „Kreuz-Zeitung" entnehmen wir (Nr. 77 Morgenausgabe) nachstehende Correspondenz aus Paris: „z. Paris, 12. Febr. Das Auftreten des Herzogs von Orleans hat ihm in der öffentlichen Meinung nicht viel geholfen. Seine Freunde haben gestern und vorgestern zwar alles Mögliche gethan, die orleanistische Fahne zu erheben und der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, ihre Erfolge sind indessen nur klein und die Monarchisten haben nur wenig Aussicht auf die Zukunft.

Bemerkenswerth ist ein Brief des „Figaro", worin in einer „Chronique aus Berlin" der Enthusiasmus geschildert wird, welcher

den Erlassen Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm seit ihrem Erscheinen fort und fort gespendet wird. Der Brief des „Figaro" würde nun, wenn er von einem Diener des Hauses Hohenzollern unterzeichnet und in deutschen Blättern erschienen wäre, als etwas Selbstverständliches, weiter kein Erstaunen erregen; daß man solche Worte aber in einem Pariser Blatte und noch dazu im „Figaro" zu lesen bekommt, ist zu verwundern und läßt nur darauf schließen, wie gewaltig die Wirkung der Worte Kaiser Wilhelms sein muß, um nach acht Tagen ein solches Echo in der Pariser Boulevard-Presse zu erwecken.

„Zu verkennen ist ferner nicht der Dienst, welchen der Prinz von Orleans durch sein Auftreten dem deutschen Kaiser geleistet hat. Der Unterschied zwischen dem erhabenen Handeln Kaiser Wilhelms und dem theatralischen Gebahren des Prinzen ist eben so groß und schroff, daß er in allen Schichten des Volkes tief empfunden wird."

Wie ein zurechnungsfähiger Mensch den politisch gänzlich inferioren, blutjungen Herzog von Orleans, der als „Verbannter" in die französische Armee als Gemeiner eintreten will, in eine Parallele mit dem regierenden König von Preußen und deutschen Kaiser zu setzen vermag, ist schwer einzusehen.

Stellt man die Berichte aus Frankreich zusammen, so nimmt die den Erlassen günstige Stimmung sowohl in amtlichen, als Privatkreisen täglich zu. Auch die spanischen Zeitungen widmen der Fürsorge unseres Kaisers für das Wohl der arbeitenden Klassen, meist unter der Ueberschrift „Der Arbeiter-Kaiser", ungewöhnlich eingehende und beinahe durchgehends im anerkennenden Tone gehaltene Artikel. In Rumänien ist vor kurzem eine socialreformatorische Arbeiterpartei begründet worden. Die Kammer-Deputirten Nadeyde und Mille hatten am vorigen Sonnabend in Bukarest eine allgemeine Arbeiterversammlung einberufen, in welcher sie über die Erlasse des Kaisers Bericht erstatteten und die Nothwendigkeit betonten, daß auch die rumänische Regierung die von deutscher Seite angeregte Conferenz beschicke. Da jedoch die herrschenden Parteien des Landes bisher nicht das geringste Verständniß für die socialen Bedürfnisse der Zeit gezeigt hätten, so müsse sich eine eigene Arbeiterpartei bilden, welche die kaiserlichen Erlasse als ihr Programm aufstelle. Sodann konstituirte sich der „erste Bukarester Arbeiter-Verein."

Der „Nordd. Allg. Zeitung" Nr. 95, Morgenausgabe entnehmen wir einen Auszug aus russischen Blättern. Wer einerseits

die Bedeutung der „Nordd. Allg. Ztg." kennt, andererseits auch etwas versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, der wird den Geschmack, den das offiziöse Blatt bei seiner Auswahl bewiesen, jedenfalls richtig zu deuten wissen. Wir entnehmen wörtlich nachstehende Zusammenstellung: „Die „Nowoje Wremja" und die „Nowosti" bezeichnen mit einem, für die wechselnden Stimmungen deutscher Wähler allzu schmeichelhaften Superlativ der Auffassung das Resultat dieser Wahlen als ein politisches Ereigniß von immenser Bedeutung als ein Ereigniß, dessen Folgen nicht allein für das Reich der Hohenzollern, sondern auch für ganz Europa von entscheidendem Einflusse sein werden: „In Deutschland beginnt gewissermaßen, — so schreibt die „Nowoje Wremja", ein Zweikampf zwischen der Staatsgewalt und dem revolutionären Sozialismus, und wie sich auch die Stimmen unter den Vertretern der früheren Parlamentsparteien vertheilen vermögen, hauptsächlich wird es doch nur darauf ankommen, wie weit die Anhänger der kühnen Pläne des Kaisers Wilhelm II. ihren Widersachern überlegen sein werden oder nicht. Die Conservativen und Nationalliberalen, die Freisinnigen nnd das katholische Centrum, die Polen, Dänen und Elsaß-Lothringer werden sich in der Frage, wer die Regierung in dem Kampfe der Arbeiter mit dem Kapital, der sich während der letzten Jahre so außerordentlich zugespitzt hat, unterstützen soll, nothgedrungen in zwei entgegengesetzte Gruppen theilen müssen. Diese Nothwendigkeit der Theilung verleiht den gegenwärtigen Wahlen eine ganz besondere Bedeutung und Wichtigkeit. Die deutschen Wähler haben ihre Stimmen abzugeben, ohne auch nur annähernd zu wissen, ob es dem Kaiser gelingen werde, die Arbeiterfrage auf den internationalen Boden zu stellen. Die Kabinette, an die sich Fürst Bismarck auf Befehl des Kaisers gewandt hat, beeilen sich mit ihren Antworten keineswegs. Die englische Presse schweigt oder beschränkt sich auf eine sehr bedingte Zustimmung, während die französischen Regierungsblätter mit der „Rep. Fr." an der Spitze offen erklärt haben, daß diejenigen Garantieen für die Interessen der Arbeiterklasse, nach denen Kaiser Wilhelm in Deutschland strebt, in ihrem Vaterlande schon längst eine praktische Verwendung gefunden haben und daß daher die dritte Republik, trotz aller Sympathieen für die Pläne des deutschen Kaisers, auf der von ihm projektirten internationalen Conferenz nichts zu suchen habe." Commentare sind hier überflüssig.

Im weiteren bleibt nur noch zu referiren, daß die Regierungen von Italien, Holland, Schweden-Norwegen, Belgien, Dänemark, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz die Einladungen mehr oder weniger sehr bereitwillig angenommen haben. Aus der französischen, englischen und belgischen Presse geht nur hervor, daß sich diese Länder schon der Schweiz gegenüber sehr entschieden gegen Feststellung eines internationalen „Arbeitstages" — Maximalarbeitstages — ausgesprochen haben. Während wir die Berichte zusammenstellten, bringt auch der „Reichsanzeiger" die officielle Einladung an die Conferenz-Mächte. Wir lassen dieses Aktenstück hier folgen. Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt in ihrer Nr. 101 Morgenausgabe:

„Auf Allerhöchsten Befehl sind die Botschafter in London, Paris, Rom und Wien, sowie die Gesandten in Bern, Brüssel, Haag, Kopenhagen und Stockholm angewiesen, die Regierungen, bei welchen sie beglaubigt sind, zu einer Conferenz behufs Regelung der Arbeit in industriellen Anlagen und Bergwerken einzuladen.

Die den betreffenden Ministern der Auswärtigen Angelegenheiten übergebenen Schriftstücke haben, nach dem „Reichs-Anzeiger", folgenden Inhalt:

„den . . . Februar 1890.

Auf Befehl seiner Regierung beehrt sich der Unterzeichnete ꝛc., unter Bezugnahme auf die mündliche Mittheilung vom . . . . . . zur Kenntniß Sr. Excellenz ꝛc. zu bringen, daß Se. Majestät der Kaiser vorschlägt, es solle eine Versammlung stattfinden von Vertretern der Regierungen, welche sich dafür interessiren, das Loos der Fabrik- und Minenarbeiter zu verbessern, damit diese Delegirten über die Fragen von internationaler Bedeutung berathen können, welche auf der Anlage verzeichnet sind.

Da jene Fragen ohne politische Tragweite sind, so erscheinen dieselben geeignet, in erster Linie der Prüfung von Fachmännern unterworfen zu werden.

Um die Eröffnung und den weiteren Verlauf der Berathungen zu erleichtern, hat die Kaiserliche Regierung ein Programm entwerfen lassen, dessen Text dieser Note beigefügt ist.

Der Unterzeichnete beehrt sich, Se. Excellenz ꝛc. zu bitten, ihn wissen lassen zu wollen, ob die . . . . Regierung geneigt ist, an der in Aussicht genommenen Conferenz theilzunehmen, welche in Berlin am 15. März 1890 zusammentreten wird. — Der Unter-

zeichnete gestattet sich hinzuzufügen, daß eine gleichlautende Einladung gleichzeitig abgegangen ist an die Regierungen Ihrer Majestäten des Kaisers von Oesterreich-Ungarn, des Königs der Belgier, des Königs von Dänemark, der Französischen Republik, Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien, der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Ihrer Majestäten des Königs von Italien, des Königs der Niederlande und des Königs von Schweden und Norwegen.

Der Unterzeichnete ergreift rc."

Programm

für die Berathungen der internationalen Conferenz, betreffend Regelung der Arbeit in industriellen Anlagen und Bergwerken.

I. Regelung der Arbeit in Bergwerken.

1. Ist die Beschäftigung unter Tage zu verbieten:
   a) für Kinder unter einem bestimmten Lebensalter?
   b) für weibliche Personen?
2. Ist für Bergwerke, in denen die Arbeit mit besonderen Gefahren für die Gesundheit verbunden ist, eine Beschränkung der Schichtdauer vorzusehen?
3. Ist es im allgemeinen Interesse möglich, um die Regelmäßigkeit der Kohlenförderung zu sichern, die Arbeit in den Kohlengruben einer internationalen Regelung zu unterstellen?

II. Regelung der Sonntagsarbeit.

1. Ist die Arbeit an Sonntagen der Regel nach, und Nothfälle vorbehalten, zu verbieten?
2. Welche Ausnahmen sind im Falle des Erlasses eines solchen Verbotes zu gestatten?
3. Sind diese Ausnahmen durch internationales Abkommen, durch Gesetz oder im Verwaltungswege zu bestimmen?

III. Regelung der Kinderarbeit.

1. Sollen Kinder bis zu einem gewissen Lebensalter von der industriellen Arbeit ausgeschlossen werden?
2. Wie ist das Lebensalter, bis zu welchem die Ausschließung stattfinden soll, zu bestimmen?
   Gleich für alle Industriezweige oder verschieden?
3. Welche Beschränkungen der Arbeitszeit und der Beschäftigungsart sind für die zur industriellen Arbeit zugelassenen Kinder vorzusehen?

IV. Regelung der Arbeit junger Leute.

1. Soll die industrielle Arbeit jugendlicher Personen, welche das Kindesalter überschritten haben (I 2), Beschränkungen unterworfen werden?
2. Bis zu welchem Lebensalter sollen die Beschränkungen eintreten?
3. Welche Beschränkungen sind vorzuschreiben?
4. Sind für einzelne Industriezweige Abweichungen von den allgemeinen Bestimmungen vorzusehen?

V. Regelung der Arbeit weiblicher Personen.

1. Soll die Arbeit verheiratheter Frauen bei Tage oder bei Nacht eingeschränkt werden?
2. Soll die industrielle Arbeit aller weiblichen Personen (Frauen und Mädchen) gewissen Beschränkungen unterworfen werden?
3. Welche Beschränkungen empfehlen sich in dem Falle?
4. Sind für einzelne Industriezweige Abweichungen von den allgemeinen Bestimmungen vorzusehen und für welche?

VI. Ausführung der vereinbarten Bestimmungen.

1. Sollen Bestimmungen über die Ausführung der zu vereinbarenden Vorschriften und deren Ueberwachung getroffen werden?
2. Sollen wiederholte Conferenzen von Vertretern der betheiligten Regierungen abgehalten werden und welche Aufgaben sollen ihnen gestellt werden?

Da es von Interesse sein dürfte, die Programm-Punkte, welche die Schweiz aufgestellt hatte, mit den deutschen zu vergleichen, lassen wir sie hier ebenfalls folgen. Der „Frankfurter Zeitung" Nr. 52 Abendblatt entnehmen wir:

„Bern, 19. Februar. Das Programm der Arbeiterschutz-Conferenz, welches die Schweiz jetzt den von ihr eingeladenen Staaten übergeben hat, zerfällt nach einer Berner Depesche des Reuter'schen Bureaus in sechs Hauptabschnitte, deren jeder eine Reihe von Fragen enthält, welche die verschiedenen Seiten des Hauptpunktes betreffen.

1) Verbot der Sonntagsarbeit. Inwiefern ist Grund vorhanden, die Sonntagsarbeit zu beschränken? Welche sind die Industrieen und Betriebe, die ihrem Wesen nach die Arbeit nicht am

Sonntag unterbrechen können und denen deshalb die Sonntagsarbeit erlaubt werden muß? Kann man in diesen Industrieen Maßregeln ergreifen, um dem einzelnen Arbeiter Sonntagsruhe zu sichern?

2) Minimalalter von Kindern für die Zulassung zur Fabrikarbeit. Ist Grund vorhanden, ein Minimalalter von Kindern für die Zulassung zur Fabrikarbeit festzustellen? Soll das Minimalalter in allen Staaten gleich sein oder mit Rücksicht auf die klimatischen Verschiedenheiten der einzelnen Länder und die dadurch bedingte mehr oder minder frühzeitige körperliche Entwickelung der Kinder festgestellt werden? Welches Minimalalter soll in beiden Fällen bestimmt werden? Dürfen bei einer einmal getroffenen Bestimmung über das Minimalalter Ausnahmen gestattet werden, wenn die Zahl oder die Länge der Arbeitstage verringert wird?

3) Der Maximalarbeitstag für jugendliche Arbeiter. Kann man einen Maximalarbeitstag für jugendliche Arbeiter festsetzen? Sollen die Stunden des zwangsweisen Schulbesuchs in einen solchen Arbeitstag eingerechnet werden? Hat der Maximalarbeitstag sich dem Alter anzupassen? Wie viel Stunden mit oder ohne Unterbrechungen soll der Maximalarbeitstag in jedem Falle umfassen? Zwischen welche Tagesstunden soll die Arbeitszeit bestimmt werden?

4) Verbot der Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern und Frauen in besonders gesundheitsschädlichen oder in gefährlichen Betrieben. Ist es nothwendig, die Beschäftigung von jugendlichen Arbeitern und Frauen in besonders gesundheitsschädlichen oder in gefährlichen Betrieben zu verbieten? Sollen die zu diesen Klassen gehörigen Personen vollständig von solcher Beschäftigung ausgeschlossen werden — und, wenn so, bis zu welchem Alter? — oder nur theilweise — d. h. bis zu einem gewissen Alter für junge Leute und zu gewissen Zeiten für Frauen — oder soll die Länge des Arbeitstages für jugendliche Arbeiter und Frauen in solchen Betrieben eingeschränkt werden? Welche sind die geringsten Anforderungen, die in den beiden letzten Fällen zu stellen sind? Welche sind die ungesunden oder gefährlichen Betriebe, auf welche das obige Verbot anzuwenden ist?

5) Beschränkung der Nachtarbeit für jugendliche Arbeiter und Frauen. Sollen jugendliche Arbeiter gänzlich oder nur theilweise von der Nachtarbeit ausgeschlossen werden? Unter welchen Bedingungen können sie theilweise zur Nachtarbeit

zugelassen werden? Sollen Frauen ohne Unterschied des Alters von der Nachtarbeit ausgeschlossen werden? Wenn ihnen die Nachtarbeit gestattet wird, muß man dann bestimmte Beschränkungen feststellen? Welche Stunden eines Arbeitstages sind in den Begriff Nachtarbeit eingeschlossen, oder mit anderen Worten, wann beginnt und endigt die Nachtarbeit?

6) Die Ausführung der angenommenen Bestimmungen. Auf welche Arten von Betrieben — Bergwerke, Fabriken, Werkstätten — sind die Bestimmungen anzuwenden? Soll ein Zeitpunkt für die Ausführung der angenommenen Bestimmungen festgesetzt werden? Welche Maßregeln sind zu treffen, um die Ausführung zu sichern? Soll für eine periodisch zusammentretende Conferenz von Vertretern der Staaten, welche an der gegenwärtigen Conferenz theilnehmen, vorgesorgt werden? Welche Aufgaben sind diesen Conferenzen zuzuweisen?

Viertes Kapitel.

Die kaiserlichen Erlasse und die katholische Kirche.

Von keiner Seite ist die Initiative des Kaisers mit mehr Befriedigung und Begeisterung aufgenommen worden, als von den Katholiken und ihrer Kirche.

Die katholische Presse aller Provinzen und Länder kam den Erlassen mit ungetheilter Sympathie entgegen. Wie sich die Könige von Preußen auf allen Schlachtfeldern auf ihre katholischen Unterthanen verlassen konnten und diese sich von keinen anderen Angehörigen des preußischen Staates übertreffen ließen, so mag auch Kaiser Wilhelm II. auf die unbedingte Unterstützung der deutschen Katholiken in der angeregten Frage rechnen. Gehen wir die katholische Presse des In- und Auslandes durch, so ist es wahrhaft erhebend, von welcher einmüthigen Anerkennung und Dankbarkeit die Urtheile Zeugniß ablegen. Beruht doch das kaiserliche Vorgehen auf einem Grundprincip der katholischen Kirche, von dem aus, seit die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse anfingen, überall die gesellschaftlichen und staatlichen Interessen mehr oder weniger zu tangiren und den Regierungen es nahe legten, eine bestimmte, fürsorgende Stellung ihnen gegenüber einzunehmen, die Päpste wie der Episcopat aller Länder nicht ermangelten, fort und fort auf die Wichtigkeit einer eingehenden Behandlung der „socialen Probleme"

nicht allein aufmerksam zu machen, soweit es an ihnen lag, auch positiv einzugreifen.

Schon am 3. December 1848 hielt Freiherr von Ketteler, damals Propst, im Dom von Mainz eine Predigt über die socialpolitischen Aufgaben der Gegenwart. Er bezeichnete die „sociale Frage" als die Frage der Zukunft, und prophezeite das Kommen einer neuen gewaltigen Bewegung. In leuchtender Weise zeigte er, wie das Eigenthumsrecht des Menschen auf die Güter der Erde und auf ihre Verarbeitung und Verwerthung kein unbegrenztes sei, sondern seine Schranke finde in den Geboten der christlichen Sittenlehre. Aber die Worte des großen unvergeßlichen Kirchenfürsten verhallten an den tauben Ohren der Gesellschaft und der Regierungen. Diese verstanden sie nicht, oder wollten sie nicht verstehen. Ferner möchten wir hier an die großartig angelegte echt staatsmännische Trauerrede Kettelers erinnern, die er am Grabe des in Frankfurt a. M. von der Revolution gemordeten Fürsten Felix Lichnowsky hielt.

Welche Fülle von erhabener Schönheit, Geist und Wahrheit erhalten wir durch sie? Am 25. Juli 1869 legte der große Bischof in seiner denkwürdigen Rede auf der Liebfrauenhaide bei Offenbach a. M., umringt von den Schaaren der Fabrikarbeiter, die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zur Religion und Sittlichkeit dar. Erhöhung des Arbeitslohnes, Verkürzung der Arbeitszeit innerhalb möglicher Grenzen, Sonntagsruhe, Verbot der Frauen- und Kinderarbeit, stellte Ketteler als berechtigte Forderungen der Arbeiter hin. Zugleich aber — und das ist der Unterschied gegenüber der Socialdemokratrie — zeigte er, wie alle diese Bestrebungen eitel, vergeblich und ohne Nutzen sind, wenn nicht wahre Sittlichkeit und Religiosität ihre Grundlage bilden. Nach dem deutsch-französischen Kriege, vor Eröffnung des ersten deutschen Reichstages, verfaßte dann der weise Bischof von Mainz ein Programm für alle rechtlich und christlich denkenden Männer in Deutschland. [1]) Es sollte die Grundlage sein, auf welcher alle conservativen

[1]) Im Mai 1880 erließen wir unser „Promemoria zur Sammlung aller christlich-conservativen Männer" behufs Durchführung der nöthigen socialen und wirthschaftlichen Reformen. Auf Grund unserer Bestrebungen bildete sich am 10. November 1880 zu Frankfurt a. M. die „Freie Vereinigung der Social-Conservativen", an deren Spitze durch freie Wahl gestellt wurden zwei Protestanten und zwei Katholiken: die Grafen von Solms-Laubach und Schulenburg-Beetzendorff einer-, der Fürst zu Isenburg-Birstein und der Autor dieser Schrift andrerseits. Das Nähere über den Verlauf der

Elemente des deutschen Reiches, Katholiken wie Protestanten, zu gemeinschaftlicher Reformarbeit sich einigen könnten. Artikel XII dieses Programms heißt:

> „Corporative Reorganisation des Arbeiterstandes und des Handwerkerstandes. Gesetzlicher Schutz der Arbeiterkinder und der Arbeiterfrauen gegen die Ausbeutung der Geldmacht. Schutz der Arbeiterkraft durch Gesetze über die Arbeitszeit und Sonntagsruhe.
>
> Gesetzlicher Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter bezüglich der Arbeiterlokale.
>
> Anstellung von Inspektoren zur Kontrole der zum Schutz des Arbeiterstandes erlassenen Gesetze."

Statt aber diesem Programm näher zu treten, fing Fürst Bismarck „seinen" Kulturkampf an; er verwandte Zeit und Arbeitskraft nicht gegen die sich immer bemerklicher machende socialdemokratische Propaganda, sondern gegen die katholische Kirche, die von den socialrevolutionären Elementen am meisten gefürchtete und deshalb auch am besten gehaßte Institution. Die katholische Kirche, welche auch wieder bei den Wahlen vom 20. Februar d. J. auf das eklatanteste bewies, daß an ihr allein die socialdemokratischen Brandungen ohne Erfolg anprallen, daß sie mithin ein anerkanntes, faktisches Bollwerk gegen die sociale Revolution ist, wurde von dem Kanzler des deutschen Reichs als „staatsgefährlich" bekämpft. Tausendemale wurde während des Kulturkampfes darauf hingewiesen, daß dieser Kampf nur der Socialdemokratie zu gut kommen würde und zwar aus verschiedenen Gründen. Aber der „große" Staatsmann an der Spitze des deutschen Reiches verwechselte die katholische Kirche mit den Dänen, Oesterreichern und Franzosen, er verwechselte sie auch „seinen" Botschaftern, die auf Commando gleich Flügelmännern der Garde einzuschwenken hätten. Daß der Kampf überhaupt, aber um so mehr ein so brutaler, die Gemüther vielfach verwildert, indem er alle Leidenschaften im Menschen wachruft und ihn verbittert, ist eine alte bekannte Thatsache. Diese Folgen zeitigte

---

„freien Vereinigung" findet man in unserem Buche: „Der fünfte Stand und die Regierungen". Berlin 1884 bei Puttkammer und Mühlbrecht, sowie in der Broschüre: „Gouvernemental und Conservativ oder die Partei Bismarck sans phrase". 1885 Osnabrück, Wehberg, und weiter in unserem Buche „Fürst Bismarck und die „deutsch"-conservative Partei oder eine politische Abrechnung." Frankfurt a. M. 1887. Foesser Nachfolger.

denn auch nach jeder Seite hin der Kulturkampf, über den sich am meisten die Matadoren der Gründer-Aera und der Orgien um das goldene Kalb, sowie die Socialdemokraten freuten. Unter den tiefen verhängnißvollen Schatten, die der Kampf des Fürsten Bismarck mit der katholischen Kirche auf Staat und Gesellschaft warf, wucherte lustig die Plutokratie und die Socialdemokratie empor. Ihr Wachsthum und Gedeihen sind die einzigen Resultate, die der „große" Kanzler des deutschen Reichs aus diesem „geistigen" Feldzuge zu verzeichnen hat. Wir glauben aber kaum, daß Fürst Bismarck **diesen** Resultaten für Staat und Gesellschaft einen positiven Charakter wird zuerkennen wollen. Ferner glauben wir ganz bestimmt, daß die Canossa-Säule, die man zur Verherrlichung des Fürsten Reichskanzler errichtet hat, für ihn keine angenehmen erhebenden Erinnerungen wachruft und er sehr gerne auf dieses Denkmal seiner Größe verzichten würde, das, und wir müssen es selbst zugestehen, nicht ohne Gedanken beißender Ironie betrachtet werden kann. Auch hier zeigt es sich einmal wieder, daß, was die Thoren groß und herrlich nennen, oft schon nach sehr kurzer Zeit von aller Welt als klein und thöricht erkannt ist. Im Laufe dieser Abschweifung vom Hauptthema werden wir unwillkürlich an einen Artikel der „Germania" erinnert, den sie in ihrer Nummer 61, zweites Blatt, vom 16. März 1887 brachte. Der betreffende Passus lautet wörtlich: „Wir haben im Laufe der Jahre gar oft, wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mit dem ihr eigenen zuversichtlichen Hochmuth gegen unsere Auffassungen loszog, sie gefragt, sie solle uns doch einmal auch nur eine einzige wichtige Frage der Politik nennen, in der sie von uns abgewichen, und in der zum Schluß ihre und nicht unsere Auffassung durch die Ereignisse bestätigt worden sei? Und das hochmüthige Blatt hat stets schweigen müssen, in diesem Falle versagte selbst die gewohnheitsmäßige Lüge. Bezüglich des Kulturkampfes, bezüglich des Freihandels, bezüglich des Manchesterthums in der Handwerker- und Arbeiterfrage, bezüglich der Wucherfreiheit und Aktienfreiheit, bezüglich des Gründungsschwindels, bezüglich der socialistischen Gefahr und der neuen Gefahr des Socialistengesetzes, bezüglich der „thurmhohen Freundschaft" mit Rußland, bezüglich des „Bischen Herzegowina" u. s. w. u. s. w., in allen diesen Beziehungen haben wir das Richtige rechtzeitig gesehen, die Gefahr rechtzeitig verkündet, die „Nordd. Allgem. Ztg." ist immer nachgehinkt, bedurfte erst des Zwanges der Thatsachen, um in vielen der genannten Beziehungen

einzulenken und in anderen — wird sie wiederum einlenken, wenn erst noch mehr Unglück da ist und es nicht mehr anders geht." Es sind das Erinnerungen, die im Gedächtnisse festzuhalten, recht empfehlenswerth ist.

Noch einmal auf den wahrhaft großen, edlen Bischof von Mainz zurückkommend, lenken wir die Aufmerksamkeit auf seine socialpolitischen Werke, die Niemand, ohne aus ihnen gelernt zu haben, aus der Hand legen wird. Streifen möchten wir noch die Idee, daß das deutsche Volk, in erster Linie aber die deutschen Katholiken alle Ursache hätten, ihrem großen Mitbürger und Vorkämpfer ein Denkmal zu setzen. Die socialpolitische Arbeit des Herrn Bischofs von Mainz Freiherrn von Ketteler wurde indessen von Seite der deutschen Katholiken niemals liegen gelassen. Immer und immer wurde von neuem erinnert, von neuem gemahnt. Im Jahre 1877 am 23. März wurde vom Centrum dem Reichstage ein detaillirtes Arbeiterschutz-Programm vorgelegt, das vom Grafen von Galen ausgearbeitet war. Dieses Programm besteht aus denselben Verlangen, die nun Kaiser Wilhelm II. in seinen Erlassen betont. Die Katholiken haben deshalb allen Grund, mit berechtigtem Stolze auf ihre Leistungen und Standpunkte zu verweisen, die sich mit den Grundzügen des kaiserlichen Programms für die bevorstehende Socialreform vollständig decken. Erhöht wird dieses frohe Bewußtsein durch die providentielle Bedeutung, welche die kaiserliche Initiative noch durch ein Hervortreten Leo XIII. erfährt. Der heilige Vater äußerte sich am 17. October 1887 den französischen Pilgern gegenüber folgendermaßen: „Und diesen Geist mütterlicher Sorgfalt hat die Kirche eingeführt in die Sitten der Völker, in die Verordnungen der Städte und in die Gesetze der Staaten. Die Intervention und die eingreifende Thätigkeit dieser Mächte ist nicht von unentbehrlicher Nothwendigkeit, wenn in den Verhältnissen, welche die Arbeit und Ausübung der Gewerbe regeln, sich nichts vorfindet, wodurch die Sittlichkeit und Gerechtigkeit, die menschliche Würde und das häusliche Leben des Arbeiters gefährdet wird; wenn aber eines oder das andere dieser Güter bedroht ist, dann üben die öffentlichen Mächte, indem sie geziemender und gerechter Weise eingreifen, ein Werk des socialen Wohles, denn ihnen steht es zu, die wahren Interessen ihrer Unterthanen zu schützen und zu überwachen."

Am 20. October 1889 äußerte sich Leo XIII. ca. 2000 Arbeitern

gegenüber abermals über die Arbeiterfrage. Wir entnehmen dieser Ansprache folgende Stelle: „Ihr wisset, das Heidenthum hat behauptet, die sociale Frage zu lösen, indem es den schwächeren Theil der Menschheit seiner Rechte beraubte, dessen Bestrebungen unterdrückte, die Entwickelung seiner geistigen und sittlichen Fähigkeiten hemmte und ihn zur bedingungslosen Ohnmacht verurtheilte. Das war die Sklaverei. — Das Christenthum kam, der Welt zu verkünden, daß die gesammte menschliche Familie, ohne Unterschied des Standes, an dem göttlichen Erbe theilzuhaben berufen sei; es erklärte, daß Alle den gleichen Anspruch auf die Kindschaft des himmlischen Vaters haben und daß Alle um den nämlichen Preis wiedererkauft seien; es lehrte, daß die Arbeit hienieden die naturgemäße Bedingung des Menschen sei, daß dieselbe, muthig ergriffen, für ihn eine Ehre und ein Beweis von Klugheit, sich ihr entziehen wollen aber Feigheit und zugleich Verrath an einer der heiligsten und ersten Pflichten sei.

Um aber den Arbeitenden und Dürftigen noch wirksamern Trost zu leihen, würdigte sich der göttliche Stifter des Christenthums, seine Worte auch mit dem Beispiele zu verbinden: Er hatte nicht, wohin er sein Haupt legen konnte; er erfuhr die Qualen des Hungers und des Durstes; er verbrachte sein öffentliches und verborgenes Leben in Mühen, Bedrängnissen und Leiden. Nach seiner Lehre ist der Reiche, wie Tertullian sich ausdrückt, geschaffen, um, der Schatzmeister Gottes auf Erden zu sein: an ihn sind die Weisungen betreffs des guten Gebrauches der irdischen Güter gerichtet; gegen ihn die furchtbaren Drohungen des Erlösers, wenn er sein Herz den Unglücklichen und Armen verschließt.

Indeß, das genügte noch nicht. Es war nöthig, die beiden Klassen einander näher zu bringen, sie durch ein religiöses und unzerreißbares Band zu verbinden. Das war die Aufgabe der christlichen Liebe. Diese schuf ein gesellschaftliches Band und gab ihm eine Stärke und Geschmeidigkeit zugleich, wie sie bis dahin unbekannt waren; sich selbst vervielfältigend, erfand sie ein Mittel gegen alle Uebel, einen Trost in allen Schmerzen; und sie wußte in zahlreichen Werken und Institutionen zu Gunsten der Unglücklichen einen edlen Wettstreit von Eifer, Edelmuth und Entsagung anzuregen.

Das war die einzige Lösung, mit Hilfe welcher bei der unausweichlichen Ungleichheit menschlicher Verhältnisse einem Jeden ein

erträgliches Dasein verschafft werden konnte. — Was Wir verlangen, das ist, daß man dieses Gebäude aufs Neue befestige durch die Rückkehr zu den Lehren und zu dem Geiste des Christenthums; daß man, wenigstens dem Wesen nach, in ihren mannigfachen wohlthätigen Eigenschaften und unter Formen, wie sie die neuen Zeitverhältnisse nothwendig erscheinen lassen, jene Körperschaften der Künste und Gewerbe wieder aufleben lasse, welche einst, durchdrungen vom christlichen Geiste und geleitet von der mütterlichen Sorgfalt der Kirche, für die materiellen und religiösen Bedürfnisse der Arbeiter Sorge trugen, ihnen die Arbeit erleichterten, ihre Ersparnisse und wirthschaftlichen Einrichtungen überwachten, ihre Rechte schützten und ihre rechtmäßigen Forderungen in gewünschter Weise unterstützten. — Was Wir verlangen, das ist, daß man durch aufrichtige Rückkehr zu den christlichen Grundsätzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, zwischen Kapital und Arbeit jene Einigkeit und Harmonie wiederherstelle, welche der einzige Schutz ihrer wechselseitigen Interessen sind und von welchen zugleich das Wohlbefinden der Einzelnen, der Friede und die Ruhe im öffentlichen Leben abhängen.

Rings um Euch, geliebte Söhne, bewegen sich Tausende von andern Arbeitern, welche, verführt von falschen Lehren, sich einbilden, in dem Umsturze dessen, was sozusagen das Wesen der politischen und bürgerlichen Gesellschaft bildet, in der Zerstörung und Vernichtung des Eigenthums das Heilmittel ihrer Uebel zu finden. Eitle Täuschungen! Sie werden da auf unabänderliche Gesetze stoßen, die durch nichts beseitigt werden können. Sie werden die Wege, auf denen sie dahinschreiten, mit Blut beflecken, indem sie Ruinen auf Ruinen häufen und Zwietracht und Unordnung säen; aber sie werden dadurch nur ihr eigenes Elend vergrößern und sich den Fluch aller rechtschaffenen Menschen zuziehen. Nein, das Heilmittel liegt weder in den Umsturzplänen und revolutionären Agitationen der Einen, noch in den verführerischen, aber falschen Theorien der Anderen, es liegt einzig und allein in der treuen Erfüllung der Pflichten, welche allen Klassen der Gesellschaft obliegen, und in der Achtung und dem Schutze der Funktionen und Befugnisse jedes einzelnen insbesondere. Diese Wahrheiten und Pflichten Allen zu verkündigen und einzuschärfen, ist die Aufgabe der Kirche.

Die leitenden Klassen müssen ein warmes Herz haben für diejenigen, welche ihr Brod im Schweiße ihres Angesichtes verdienen; sie müssen jenen unersättlichen Drang nach Reichthum, Pracht und

Vergnügungen zügeln, welcher nach unten wie nach oben unaufhörlich wächst. Gewiß sucht man in allen Ständen nach Genuß, und da es nicht Allen gegeben ist, diesen Drang zu befriedigen, so ergibt sich daraus Unbehaglichkeit und Mißmuth, woraus Empörung und Aufruhr hervorgeht.

Den Inhabern der gesetzlichen Macht liegt es ob, vor Allem sich von der Wahrheit durchdringen zu lassen, daß, um die Gefahr, welche die menschliche Gesellschaft bedroht, zu beschwören, weder die menschlichen Gesetze, noch die hemmende Thätigkeit der Richter, noch die Waffen der Soldaten genügen. Wichtig vor Allem und unerläßlich ist es, daß man der Kirche die Freiheit läßt, in den Seelen die göttlichen Vorschriften wieder aufzuwecken und ihren Einfluß auf alle Klassen der Gesellschaft auszudehnen; daß man mittels weiser und billiger Verordnungen und Maßregeln die Interessen der arbeitenden Klassen verbürgt, das jugendliche Alter, die Schwachheit und den durchaus häuslichen Beruf der Frau, das Recht und die Pflicht der Sonntagsruhe schützt, und auf diesem Wege in den Familien wie bei den Einzelpersonen die Reinheit der Sitten und die Angewöhnung eines geregelten und christlichen Lebens fördert. Daß dies so sei, fordert nicht weniger das öffentliche Wohl wie die Gerechtigkeit und das Naturrecht."

Wir müssen hier noch an das herrliche Rundschreiben des großen Friedenspapstes vom 20. April 1884: „Humanum genus" erinnern, das voll von christlicher Liebe und Anerkennung für die arbeitenden Klassen ist. Natürlich nur flüchtig, da es hier der Raum verbietet, müssen wir noch hervorragender Kirchenfürsten und katholischer Socialpolitiker gedenken. An der Spitze aller steht der bereits erwähnte greise wie weise Kardinal Manning von London, dann Kardinal Gibbons,[1]) der große Arbeitervertreter in Amerika;

[1]) Dem Auszuge aus dem Gutachten, das der Kardinal über die „Ritter der Arbeit" (der Knights of labour) erließ, entnehmen wir nachstehende hochwichtige Sentenzen: „Den Einfluß auf das Volk verlieren, hieße die ganze Zukunft verlieren! Diese immense, riesenhafte Macht kann zum Bösen, wie zum Guten geleitet werden und sie läßt sich leichter mit dem Herzen als mit dem Verstande leiten, darum muß die Religion die Freundin des Volkes sein und bleiben. Kälte der Kirche gegenüber den arbeitenden Klassen, Mißtrauen und Theilnahmslosigkeit gegen ihre Bestrebungen würde ihr das Herz des Volkes entfremden und verlieren machen, es würde ihr — und nicht mit Unrecht — auch die politische Macht des Volkes feindlich gesinnt

es stehen uns weiter als leuchtende Vorbilder voran: Fürstbischof Dr. Kopp[1]) in Breslau, welcher auch dem katholischen Arbeiterverein in Breslau, unter Leitung des Herrn Canonicus Dr. Franz, eine warme Fürsorge widmet. Am 6. November 1887 erschien der Fürstbischof im Arbeiterverein, in dem er auf die volle Bedeutung der Arbeitervereine verwies. Am 3. Februar d. J. erließ er das bekannte Circular an den Clerus der Diözese Breslau, in dem die Gründung von Arbeitervereinen nachdrücklichst empfohlen wird. Weiter sind wegen ihrer Leistungen auf social-politischen Gebieten zu nennen: der Kardinal Simor von Gran, Primas von Ungarn, der berühmte Philanthrop Priester Don Bosco, der für sich allein 160 große Anstalten für jugendliche Arbeiter aller Geschäfte gegründet hat. Diesen schließen sich weiter an: der Bischof von Eichstätt Dr. Freiherr von Leonrod, der Bischof von Mainz Dr. Haffner, der Weltpriester Dr. Hitze, Dr. Ratzinger, Dr. Praxmarer, Pfarrer Dr. Rody, Herr Dasbach, Kaplan Böddinghaus, Kaplan Kurz, Oberpfarrer Dr. Schmidts, Pfarrer Wassermann,

machen, welches nur Gerechtigkeit und Verbesserung seiner Lage fordert. (Dies ist wohl auch der tiefste Grund, daß und warum die deutsche, wie jede andere Centrumspartei, eine wahre und ächte Volkspartei trotz aller Sirenenklänge von rechts und links sein und bleiben muß!) Der Verlust der Freundschaft des Volkes wiegt die Freundschaft einer Anzahl anderer zur Zeit noch Reicher und Mächtiger nicht auf. Es ist auch zu befürchten, daß wenn die Kirche die Liebe des Volkes verliert, wenn es sich von ihr nicht verstanden und zurückgestoßen findet, dieses in eine Stellung der Revolution gegen die Kirche versetzt wird. Viele Arbeiter glauben aufrichtig, daß sie nichts als Gerechtigkeit suchen und halten das gewiß nicht für irreligiös; käme man ihnen kirchlicher Seits nicht darin entgegen, so würden sich die Reihen geheimer und revolutionärer Verbindungen mit ursprünglich religiös sein und bleiben wollenden Arbeitern füllen.

[1]) Die auf gewissen protestantischen Seiten einmal nie ruhende fanatische Gehässigkeit gegen die katholische Kirche und Katholiken, die noch vertieft wird durch den Neid und die Eifersucht, die den bekannten protestantischen Herren ihr Leben verbittert, brach auch erst wieder bei der Nachricht durch, daß Seine Majestät der Kaiser den Fürstbischof Kopp zum Conferenz-Mitgliede ernannt habe. Diese ganz unchristliche Eifersucht auf alles „katholische" geht bei manchen christlich-socialen Größen selbst so weit, daß sie den schuldigen Respect gegenüber der Krone vergessen, und sich ihr gegenüber in direkten Vorwürfen ergehen; Belege hierfür haben wir in Händen. Nachfolgend der Ausdruck der schlechten Laune durch die Berufung des Fürstbischofs. Dem „Volk", ein Blatt, das Herrn Dr. Stöcker sein Dasein verdankt, entnehmen wir: „Ein Wort zur Kirchenpolitik. Vor Kurzem wurde bekannt, daß Leo XIII. sich lebhaft für die Arbeiten der Berliner Konferenz interessire; sofort beeilt sich

die Jesuiten Freiherr von Hammerstein,[1]) Dr. Lehmkuhl, Pater Weiß, Dr. Eugen Jäger, Freiherr von Vogelsang, Freiherr Franz von Wambolt, Freiherr von Schorlemer-Alst, Freiherr von Huene, Dr. Freiherr von Hertling, Graf Galen, Fürst zu Isenburg-Birstein, Graf Loë, Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und der Franzose Graf de Mun. Wir müßten noch viele Mitglieder der beiden Centrumsfraktionen und Hunderte Priester und Laien nennen, wenn wir auch nur annähernd die Katholiken im deutschen Reiche anführen wollten, welche bereits praktisch oder theoretisch der Arbeiterfrage näher getreten sind. Am Schlusse dieser Streiter für „Thron und Altar" erwähnen wir den langjährigen Führer der bayerisch-patriotischen Partei, den auf fast allen Gebieten des Wissens hochverdienten Archivrath Dr. Edmund Jörg, Mitherausgeber der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland". Die Besprechung der Aufnahme der kaiserlichen Erlasse Seitens der deutschen Katholiken glauben wir nicht besser beschließen zu können, als durch Anführung der Begrüßung der kaiserlichen Initiative durch unsern alten, hochverehrten „Vater" Jörg.

---

unsere Regierung, den Breslauer Fürstbischof Kopp als Konferenzmitglied zu berufen. Unsere Politiker mögen recht stolz auf diese Wahl sein, mit der sie der römischen Kurie wieder einmal ihr Entgegenkommen bewiesen haben. Die Sache war heikel, man konnte den Papst nicht einladen, einen Vertreter zur Conferenz zu schicken, ohne der italienischen Regierung Anstoß zu geben. Nun hat man Bischof Kopp, ähnlich wie ihm dies schon früher beschieden gewesen ist, unter die Vertreter der preußischen Regierung aufgenommen, während er in Wirklichkeit die Interessen des heiligen Stuhles zu vertreten hat. Der Breslauer Bischof ist von unseren Offiziösen stets um seiner Versöhnlichkeit willen gar hoch gepriesen worden, aber bekanntlich leiden diese zeitweise an Gedächtnißschwäche. Unsere Politiker mögen den Hirtenbrief des Bischofs Kopp über die gemischten Ehen längst vergessen haben, die protestantische Kirche, die schwer genug damit gekränkt war, hat ihn mit Nichten vergessen. Daß Bischof Kopp sich besondere Verdienste um die sociale Bewegung erworben habe, ist uns nicht bekannt geworden; hätte derselbe wie weiland der Mainzer Bischof, Freiherr von Ketteler, selbstthätig in die Arbeiterbewegung eingegriffen, so wäre uns seine Wahl zum Vertreter auf der Konferenz verständlich. Heute muß es sich die evangelische Kirche Preußens gefallen lassen, daß sie unvertreten bleibt, während man aus den Reihen der katholischen Kirche einen der Bischöfe dafür heranzieht. Auch hier sehen wir wieder, wie die Angst, welche unsern Politikern vor Rom eigen ist, sie zu systematischer Zurücksetzung der evangelischen Kirche bringt."

[1]) Besonders möchten wir hier auf sein neuestes Werk: „Winfrid oder das sociale Wirken der Kirche" verweisen. Trier 1889. Paulinus-Druckerei.

Im fünften Hefte des hundertundfünften Bandes 1890 lesen wir in dem Abschnitte: „Zeitläufe", was folgt: „Kaiser Wilhelm's Social-Erlasse. Am 23. Februar 1890. Gott segne den jugendlichen Herrscher für seinen tapfern Entschluß! Was immer der Erfolg sein mag, es war ein Schritt auf dem rechten Weg. Der Weg wird lang sein und mühevoll, wie durch die Dornen und Gestrüppe der mittelafrikanischen Urwaldregion mit den bösen Zwergen und ihren vergifteten Pfeilen. Aber im eigenen Heim ist das starre Eis eines sogenannten herrschenden Systems gebrochen, und das gesprochene Wort hallt durch die Welt, um nie mehr zu verstummen. So oder so: es wird und es muß anders werden. Das ganze Schicksal der christlichen Welt hängt davon ab, daß es anders werde im Sinne Kaiser Wilhelm's. Er hat kürzlich gesagt: er fühle sich als „Sohn der neuen Zeit", und die Stimme dieser Zeit hat er gehört und verstanden. Sie ruft nach Anderem, als nach Polizei und zwangweiser Almosenstiftung. Es gehörte auch wirklich das schwache Gehör einer veralteten Staatskunst dazu, um dem Ruf der Zeit gegenüber unbeweglich zu bleiben. Das Jahr 1889 weist insofern eine frappante Aehnlichkeit mit dem Jahre 1789 auf, als der vierte Stand, wie damals der dritte, zuerst die Möglichkeit vor sich sieht, Alles im Staate zu werden, wogegen er früher nichts war. Die Riesenstreiks des verflossenen Jahres haben dem vierten Stande das Bewußtsein seiner Macht wie nie zuvor vor Augen gestellt; diese großen Arbeiterbewegungen waren indeß nur Waffenübungen, Vorbereitungen zu dem, was 1890 mit dem 1. Mai beginnen wird.[1]) Für den Herbst dieses Jahres ist auch bereits, gemäß den Abmachungen beim vorjährigen Pariser Congreß, ein weiterer „internationaler Arbeiter-Congreß" angesagt, er soll nach der norwegischen Hauptstadt einberufen werden und die Aufgabe haben, „das für die Arbeiter aller Industriestaaten bindende Programm zur Erzielung einer internationalen Arbeiterschutz-Gesetzgebung aufzustellen." Kaiser Wilhelm ruft nun den rechtmäßigen Wächtern der in Unordnung versunkenen „gesellschaftlichen Ordnung" zu, sich ihrer Pflicht bewußt zu werden, und von oben zu thun, was sonst von unten mit unabsehbaren Folgen zu geschehen drohe, mit vereinten Kräften einer Bewegung, die sonst als Hochfluth über den Köpfen der Gewaltigen zusammenschlagen werde, den geregelten Verlauf zu schaffen."

---

[1]) Reusser „Christlich-sociale Blätter" 1890. Heft I. S. 11.

Welche eminente moralische und auch bereits schon materielle Wirkung müßten die kaiserlichen Erlasse aufzuweisen haben, wenn sie in Deutschland auch auf den andern Seiten dieses offene und dankbare Entgegenkommen gefunden hätten. Statt aber den Kaiser in seiner wahrhaft providentiellen Initiative zu unterstützen, versucht man in den Cirkeln des Manchesterthums und der bekannten „Gouvernementalen" dem Kaiser nur Hindernisse zu bereiten und den freien hohen Flug seiner Intentionen und Gefühle zu lähmen. **Wer** hauptsächlich die „eigene Flugbahn" stören will, um ein unheilvolles „Nichtsthun" und „Gehenlassen" selbst im Angesichte der größten Gefahren auch noch weiterhin zu beobachten, **den** kennt das deutsche Volk, das mit Begeisterung und Zuversicht seinem Kaiser entgegenjubelt, während es nur Kälte und Geringschätzung für **die** hat, die offen und im Geheimen gegen die Absichten des Kaisers intriguiren. Für uns Alle aber hat der Kaiser gesprochen; er verlasse sich nur auf das preußische und deutsche Volk und er wird nicht verlassen sein.

II. Abschnitt.

Fünftes Kapitel.

Offene und geheime Gegenströmungen.

Bei Behandlung dieses Kapitels werden wir zu einer Methode greifen, die stets dann zu empfehlen ist, wenn das, was wir beweisen wollen, am bestimmtesten und klarsten von unsern Gegnern selbst ausgesprochen wird. Vorausgeschickt soll noch werden, daß wir uns wohl bewußt sind, offene Thüren einzustoßen, indem die offenen und geheimen Frictionen gegen die kaiserlichen Erlasse „beweisen" werden sollen. Es handelt sich hier aber nicht in erster Linie um das Faktum, das niemand mehr bestreiten wird wollen, sondern um die Art und Weise, wie man die großen, guten Absichten des Kaisers zu hintertreiben sucht. Wir haben dieses Kapitel gewählt, um das betreffende Material zu sammeln, zu schichten und es unsern Mitbürgern in einer geordneten übersichtlichen Form in Vorlage zu bringen. Wir wollen ferner den bekannten Geschichtsfälschern ihre Arbeit wenigstens erschweren und der objektiven Geschichtsschreibung die Thatsachen rein erhalten. Auch sollen die Adressen derjenigen, welche sich die größte Mühe geben, den hohen kaiserlichen Intentionen störend entgegenzutreten und sie möglichst „unschädlich" zu machen, im deutschen Volke genügend bekannt werden. Es ist dies um so nothwendiger, weil die neueste Geschichte klar beweist, wie oft versucht wird, eine notorische Schuld von sich ab, Anderen aufzuladen, oder wie man Verdienste beansprucht, ohne das geringste Recht für sie zu besitzen. Es kann nicht genug constatirt werden, mit welcher Keckheit man heutzutage oft ganz junge Thatsachen zu fälschen sucht. Wird diesem unwürdigen Verfahren nicht nachdrücklichst widersprochen, so gehen diese Fälschungen [1]) anstandslos in die Geschichte über. Es leitet uns hierbei sicher keine Gehässigkeit, sondern nur das Verlangen, daß man allenthalben die Schuldigen kennt und weiß, wem

[1]) Wir müssen hier ganz besonders auf unser Buch: „Fürst Bismarck und die „deutsch"-conservative Partei oder eine politische Abrechnung" aufmerksam machen, in dem verschiedene Geschichtslügen blosgestellt werden.

man eventuell das Scheitern der kaiserlichen Absichten zur Last zu legen hat. Wenn man wie wir vollständig von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß das deutsche Reich und die bestehende gesellschaftliche Ordnung allein noch vor der socialen Revolution zu retten sind, indem die den Erlassen zu Grund liegenden Ideen einen reinen, unverfälschten, praktischen Ausdruck erhalten, so dürfte es auch klar sein, **welche Verantwortung** wir denjenigen zuerkennen, die bestrebt sind sie zu hintertreiben oder in einer Weise abzuschwächen, daß sie keinen Erfolg mehr haben können. Seit Jahren verlangen alle Freunde der socialen und wirthschaftlichen Reformen das persönliche Hervortreten des Kaisers, sein persönliches Eingreifen bei der „positiven" Bekämpfung der socialrevolutionären Bewegung, und nun, wo der Erste des Reiches in so schöner und erhabener Weise die Initiative ergreift, soll auch sie hintertrieben werden, wie es bereits alle anderen wurden, die zur Rettung von Staat und Gesellschaft seit circa zwölf Jahren ergriffen worden sind. Zwar wird der Kaiser nichts zu hören bekommen, was man Anderen, die dasselbe Ziel seit Jahren erstreben, gesagt hat; die Aufnahme und Behandlung wird auch verschieden von derjenigen sein, die man im Reichstage gegenüber dem allgemeinen Verlangen für Weiterführung der Arbeiterschutzgesetzgebung für „opportun" hielt, aber auf die Worte und Complimente kommt es auch hier nicht an. Somit wollen wir mit unserm Referate beginnen.

Wenn wichtige Fragen zur Behandlung kommen und noch keine Aeußerungen betheiligter Kreise bekannt sind, so war es von jeher üblich, daß man zur Unterstützung, respektive zur Rechtfertigung seiner Conjekturen die Stellungnahme der verschiedenen Betheiligten hinsichtlich der betreffenden Fragen betrachtet. Wenn hieraus auch noch nicht absolut auf die Aufnahme und Behandlung der in Frage stehenden Materien geschlossen werden darf, so hat man doch immerhin Anhaltspunkte für seine Voraussetzungen gefunden. Wir wollen nun annehmen, daß bisher über die Thema's, die in den kaiserlichen Erlassen berührt worden sind, noch von keiner betheiligten Seite eine Aeußerung gefallen ist, und wir uns deshalb veranlaßt sehen zu eruiren, welche Standpunkte von bestimmten Seiten gegenüber den betreffenden Fragen früher eingenommen wurden. **Zuerst** wollen wir constatiren, wie man sich früher zu ihnen verhielt. Wir betonen auf das nachdrücklichste noch einmal, daß wir uns für jetzt nur rein „referirend" verhalten, lediglich bringen, was die Presse

bisher, ohne irgend einen Anstand gefunden zu haben, gebracht hat. Der „Frankfurter Zeitung" No. 38 Abendblatt vom 7. Februar 1890 entnehmen wir: „Arbeiterschutz und nichts als Arbeiterschutz — davon werden jetzt die kartellbrüderlichen Wahlreden überfließen, nachdem ihnen der junge Kaiser durch seine beiden Erlasse kurz vor dem 20. Februar zu Hilfe gekommen ist. Ohne diese allerhöchste Ermuthigung hätten sich namentlich die nationalliberalen Mannesseelen schwerlich dazu verstanden, gegen den bisher über sie geschwungenen Stachel des Reichskanzlers zu löcken. So schreibt die „Demokr. Corr." in ihrer neuesten Nummer. Angesichts dieses Umschwunges lohne es sich nun vielleicht, dasjenige hervorzuholen, was die Kartellbrüder vor den kaiserlichen Kundgebungen über den Arbeiterschutz gedacht und gesagt haben. Beginnen wir mit einem Cirkular, in dem sich die nationalliberalen Fabrikanten, welche im „Centralverband deutscher Industrieller" vereinigt sind, im Jahre 1887 dagegen wehrten, durch gesetzgeberische Maßregeln in ihrem Betrieb und Erwerb gestört und bedrängt zu werden". Der wesentliche Inhalt des Schriftstückes war: Punkt für Punkt seien alle Vorschläge für Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung zurückzuweisen. Selbst die Sonntagsruhe dürfe nicht durch gesetzliche Bestimmungen gesichert werden, sondern müsse dem Ortsgebrauch und Ortsbedürfniß überlassen bleiben. Sich gegen den Maximalarbeitstag zu erklären, hielt der „Centralverband deutscher Industrieller" für überflüssig, „da die Ablehnung eines dahin zielenden Antrages ohnedies aus einer genügenden Anzahl von Gründen zu erwarten" sei. Des weiteren erklärte sich der Centralverband gegen eine verschiedene Behandlung verheiratheter und unverheiratheter Arbeiterinnen; er rechnete es sich als besondere Großmuth an, daß er das Verbot der Nachtarbeit der weiblichen Arbeiter, sowie die frühere Entlassung der verheiratheten Arbeiterinnen am Sonnabend Nachmittag für möglich erklärte. Dagegen trat er in der Frage der Kinderarbeit den arbeiterfreundlichen Bestrebungen wieder um so schroffer entgegen. Er bezeichnete die bestehenden gesetzlichen Vorschriften hierüber als „das Aeußerste", was die deutsche Industrie, ohne überhaupt auf die Kinderarbeit zu verzichten, noch ertragen könne. Was den Verzicht auf die Kinderarbeit betreffe, so sei derselbe unmöglich.

Es folge eine Aeußerung des kartellbrüderlichen Schildknappen Schweinburg in dessen „B. P. N." von Anfang Dezember 1888.

Wenn man dieselbe neben die jetzigen Erlasse des Kaisers hält, erscheint sie wie der reine Hochverrath und die greulichste Majestätsbeleidigung. Sie lautet mit Bezug auf das „fortgesetzte äußerste Drängen nach erweitertem Arbeiterschutz“: „Die giftigen Wurzeln dieses Strebens werden freilich verdeckt durch die Fülle angeblich humanitärer Zwecke, welche theoretisch angelegte Naturen wohl gefangen nehmen können, von der praktischen und kühlen Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse aber auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden müssen. Diese praktische Beurtheilung aber muß zu der Ueberzeugung führen, daß die hochgesteckten humanitären Ziele, von denen heute die nach so wesentlich erweitertem Arbeiterschutz strebenden Elemente des Reichstages geblendet werden — andere Motive wollen wir diesem Streben zunächst nicht unterlegen — am wenigsten erreicht werden können durch Beschränkung und Einengung des Erwerbes der Arbeiter.“ Und diese Schmuckworte für Dinge, deren Nothwendigkeit der Kaiser heute proklamirt, diese „giftigen Wurzeln“, diese „theoretisch angelegten Naturen“, dieses „geblendet“ — Alles, Alles wurde damals von den Cartellblättern getreulich nachgedruckt.“

Derselben Nummer (zweites Morgenblatt) entnehmen wir: „Der edle Wille des Kaisers wird auf keiner Seite verkannt, zugleich aber wird auch betont, daß die Gesichtspunkte, die er jetzt als Ziel aufstellt, in der Hauptsache wiederholten, in vieltägigen Debatten berathenen Beschlüssen des Reichstages entsprechen, weshalb sie hier nicht mit der überraschenden Macht einer neu verkündeten Heilsbotschaft wirken, wie es — wenigstens nach den offiziösen Telegrammen zu schließen — im Ausland der Fall zu sein scheint. Vor allen Dingen verhehlt man sich da, wo man mit dieser Materie längst vertraut ist, nicht, daß die Voraussetzung für die Durchführung einer gründlichen Arbeiterschutzgesetzgebung in den Erlassen des Kaisers, die internationale Vereinbarung, eine wahrscheinlich nur langsam und nach Besiegung mancher Hindernisse zu erfüllende ist. Man glaubt sogar, daß Fürst Bismarck seine stillschweigende Zustimmung zu den Erlassen, denn diese muß man trotz mangelnder Gegenzeichnung doch voraussetzen, hauptsächlich nur deßhalb gegeben habe, weil die Vorbedingung internationaler Vereinbarung vorausgestellt ist; an die Möglichkeit solcher internationaler Vereinbarung glaubt nämlich Fürst Bismarck nicht oder glaubte wenigstens nicht als er 1885 in einer Debatte über Arbeiterschutz im Reichstage

sagte: „Die ganze Sache wäre nur dann ausführbar, wenn wir durch ein Abkommen mit der ganzen Welt, sowie der Generalpostmeister einen Weltpostverein gestiftet hat, einen Weltarbeitstagsverein herstellen könnten, zugleich mit einem Weltlohnsatzverein, den Amerika, England und alle Länder der Industrien haben, kurz alle Welt umfaßte und daß auch Keiner sich unterstände, seinen Beamten und seinen Aufsichtsbeamten, oder diese ihren Arbeitern zu gestatten im Interesse der Konkurrenz von diesem Satze im mindesten abzuweichen. Daß das nicht möglich ist in der Welt, in der wir leben, das werden Sie selbst mir zugeben."

Für diese Auffassung ist symptomatisch was die „Hamburger Nachrichten" über die Conferenz und die Einberufung des Reichstages wissen wollen. Der „Freisinnigen Zeitung" No. 61 entnehmen wir; „Die neueste Controverse zwischen Kaiser und Kanzler wird in einer offiziösen Berliner Conferenz der „Hamburger Nachrichten" vor die Oeffentlichkeit gezogen und breit getreten. Aus dem Artikel geht hervor, daß der Kaiser die Einberufung des Reichstags zur Erledigung des Arbeitschutzgesetzes vor der Beendigung der internationalen Konferenz verlangt, während auf der anderen Seite der Kanzler die Einberufung des Reichstags erst zu einem Termin nach dem Abschluß der internationalen Berliner Conferenz veranlaßt sehen will. Deutschland müsse die Aeußerungen der Vertreter der andern Nationen und die eventuelle Erzielung eines Einverständnisses in dieser oder jener Richtung abwarten, ehe es zur praktischen Erweiterung des Arbeiterschutzes übergehe."

Der Nummer 37, Abendblatt, der „Frankfurter Zeitung" entnehmen wir:

„Offiziöse Schwindel- und Vertuschungsversuche haben für gewöhnlich keine langen Beine, so kurze aber, wie in diesen Tagen, haben sie selten gehabt. Das Organ des Reichskanzlers hat gestern bereits und auch heute Morgen wieder den verzweifelten Versuch gemacht, zu bestreiten, daß der Wechsel im Handelsministerium „politische Ursachen" habe. Das sollte heißen, daß die gesetzlichen Maßnahmen, die den Intentionen des Kaisers entsprechend jetzt auf dem Gebiete des sogenannten Arbeiterschutzes und speziell auch für die Bergarbeiter in Angriff genommen werden sollen, nicht der bisherigen Politik des Fürsten Bismarck direkt widersprechen und daher auch nicht der Grund seines Rücktritts vom Handelsministerium seien. Diese officiöse Ableugnung einer offen-

kundigen Thatsache war bis heute Morgen schon ein verzweifelter Versuch, der, wie die heutigen Abendblätter zeigen, auch im Lager keiner Partei verfangen hat. Seitdem aber heute Abend vollends die beiden kaiserlichen Erlasse über Arbeiterschutz erschienen sind, die auffallender Weise die Gegenzeichnung keines Ministers tragen, erscheint das Unternehmen des Organes des Reichskanzlers geradezu grotesk; denn nunmehr ist doch, was für jeden Sachkundigen längst keinem Zweifel mehr unterlag, auch für das blödeste Auge in einer geradezu demonstrativen Form kundgegeben, daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck vom Handelsministerium nothwendig war, um die bisher durch seinen Widerstand verschlossene Bahn für eine Arbeiterschutzgesetzgebung und eine Behandlung der die Bergarbeiterbewegung betreffenden Fragen im Sinne der großen Mehrheit des Reichstages frei zu machen. Es ist fast zu viel Höflichkeit, wenn man sich nach dieser Sachlage noch auf eine Widerlegung des heutigen Artikels der Norddeutschen einläßt. Er verdient aber doch nicht nur seines illustren Verfassers wegen, sondern aus einem sachlichen Grunde noch einer kurzen Betrachtung. Es scheint nämlich fast, als ob dieser Artikel zum Theil in der Form einer Ableugnung von Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kanzler und den jetzigen Intentionen des Kaisers eine Bestätigung dieser Differenz kundgibt und den Widerstand des Reichskanzlers gegen gewisse vom Kaiser beabsichtigte Maßnahmen für die Vergangenheit und für die Zukunft affichiren wolle. Es wird nämlich in dem Artikel gesagt, alle Minister seien gegen die Verhängung des Belagerungszustandes zur Unterdrückung des Bergarbeiterstrikes gewesen:

„Am entschiedensten hat gerade der Kanzler diesen Gedanken bekämpft; derselbe stand im geraden Widerspruch mit der noch heute von ihm vertretenen Auffassung, daß die Regierung dem Ausstande gegenüber sich darauf beschränken solle, Personen und Eigenthum, sowie das Arbeitsrecht der nicht ausständigen Arbeiter zu schützen, im übrigen aber sich jeder Intervention zu enthalten."

In dieser hochoffiziösen Darlegung der Ansichten des Reichskanzlers liegt unstreitig indirekt eine Mißbilligung der Einmischung des Kaisers in den Bergarbeiterstreik wie sie durch den Empfang und die Ansprache an die Deputation, geschehen ist, sowie der Einmischung der Regierungsbehörden zur Verhinderung des Streikes vor Weihnachten. Noch mehr aber:

„dadurch, daß der Reichskanzler „noch heute" die Auffassung der Nichtintervention hat, scheint direkt gesagt zu sein, daß er nicht billigt, was der Kaiser in dem ihm doch längst bekannten Erlaß vom 4. Februar anregt, nämlich die Bildung von Arbeiterausschüssen, die auch mit den Organen der Regierung verhandeln sollen, und die Herstellung eines organischen Verhältnisses der staatlichen Bergbeamten zu dem Privatbergbau nach dem Muster der Fabrikinspektoren. Wenn hier nicht Frictionen vorliegen, so muß dieses Wort seine Bedeutung verloren haben. Der weitere Versuch der „Norddeutschen", zu bestreiten, daß Fürst Bismarck ein prinzipieller Gegner der Arbeiterschutzgesetzgebung selbst in dem bescheidenen, vom Reichstage verlangten Umfange sei, lohnt wirklich keiner Widerlegung. Der rein „manchesterlich" ablehnende Standpunkt des Fürsten Bismarck zu den Anträgen des Reichstages ist durch seine Reden, Erlasse und Briefe aktenmäßig so festgelegt, daß darüber kein Wort zu verlieren bleibt. Der Umschwung, der nun durch den Erlaß des Kaisers bezeichnet wird, ist eklatant. Die Frictionen haben bestanden, Fürst Bismarck hat nachgegeben und hat, damit eine bisher von ihm bekämpfte Politik zur Geltung kommen könne, dem Ministerium für Handel und Gewerbe entsagt. Ob er auch seiner bisherigen Ueberzeugung so weit Zwang anthut, daß er dem, was nun geschehen soll, und was hauptsächlich auf dem Gebiet der Reichsgesetzgebung liegt, wirklich keinen Widerstand entgegensetzt, bleibt abzuwarten. Seinem Verhältniß zum Kaiser hat, wie dies zu erwarten war, diese Differenz der Ansichten nichts geschadet, und um dies öffentlich zu bezeugen, hat wohl auch gestern, einen Tag, bevor die beiden Erlasse erschienen, der Kaiser in so liebenswürdiger Weise an dem parlamentarischen Diner beim Reichskanzler theilgenommen. Begreiflich ist allerdings, daß auf demselben Diner der Reichskanzler im Gespräch geäußert hat, er wünsche allmählich von der Last der preußischen Geschäfte entlastet zu werden. Es wird sich wohl bald zeigen, wie weit diesem Wunsche, den er mit seinem Alter motivirte, Rechnung getragen wird. Ein Mann von der Vergangenheit des Reichskanzlers entzieht dem Kaiser seine Dienste nicht und braucht sie ihm nicht zu entziehen, auch wenn auf einzelnen Gebieten eine Politik zur Geltung kommt, die er nicht billigt."

Der „Germania" No. 33 zweites Blatt entnehmen wir: „Mächtige Hindernisse waren zu überwinden, bevor dieser Erfolg nur in Aussicht genommen werden konnte. Bisher versuchte

Fürst **Bismarck** das Schwergewicht seiner Socialpolitik in die **Versicherung** der Arbeiter gegen Unfälle, Krankheit und Invalidität zu legen und erwies sich als hartnäckigen Gegner aller Gesetze, welche den Zweck haben, die **Benutzung** der menschlichen Arbeit **durch das Capital zu beschränken**, sowie die **Sonntagsruhe**, die Verwendung von Frauen und Kindern in den Fabriken und die Zahl der Arbeitsstunden durch staatliche Vorschriften zu regeln. Nicht nur im Parlamente, sondern auch bei anderen Gelegenheiten hat Fürst Bismarck diese seine Gegnerschaft gegen jeden staatlichen Eingriff in den Lohnvertrag ausgesprochen. In einer Denkschrift von 1877 schrieb er, er vermöge die Nothwendigkeit allgemeiner Bestimmungen über die Arbeitszeit von Mädchen unter 18 Jahren oder überhaupt für jugendliche und weibliche Arbeiter nicht einzusehen; es sei auch nicht ersichtlich, warum nur von der Nachtarbeit, von dieser aber unbedingte Nachtheile für die Sittlichkeit der Frauen befürchtet werden sollen. Daß je kürzer die Arbeitszeit, um so kleiner der Verdienst und um so größer die Schwierigkeit werde, die Mittel zur besseren Ernährung des Körpers zu beschaffen, sei unzweifelhaft. Das Verbot der Sonnabend- und Sonntag-Nachmittagsarbeit endlich stoße auf so viele Hindernisse und greife so tief in die Freiheit des Einzelnen ein, daß es von vornherein als undurchführbar bezeichnet werden könne.

Noch **schärfer** sprach sich **Fürst Bismarck** am 10. August 1877 in einem Schreiben an den Handelsminister gegen die Arbeiterschutzgesetzgebung aus. Es heißt darin: „Daß durch die Sorge für körperliche Sicherheit der Arbeiter, für die Schonung der Jugend, für die Trennung der Geschlechter, für die Sonntagsheiligung .... daß die Steigerung der Macht der Staatsbeamten den Frieden der Arbeiter und der Patrone herstellen würde, ist nicht anzunehmen. Im Gegentheile, jede weitere Hemmung und künstliche Beschränkung im Fabrikbetriebe vermindert die Fähigkeit der Arbeitgeber zur Lohnzahlung.“ Später noch erklärte er, daß Deutschland durch einschränkende Maßregeln, wie sie die Arbeiterschutzgesetzgebung haben werde, seine Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte schwächen würde.

So stand Fürst Bismarck allezeit als Gegner der Arbeiterschutzgesetzgebung da, der nicht nur im Bundesrathe wiederholt Beschlüsse des Reichstages in der Arbeiterschutzgesetzgebung niederstimmen ließ, sondern ebenso der im Vorjahre von der Schweiz ausgehenden Einladung zu internationalen Berathungen über eine gemeinsame

Arbeiterschutzgesetzgebung gegenüber kühl ablehnend sich verhielt. Ein wahrhaft großer Mann verschließt sich nie der Einsicht, daß er falsche Wege gegangen ist, und schämt sich ebenso wenig seiner Umkehr. Bismarck hat in der socialen Frage sein Damaskus erlebt, und es leuchtet eine schöne Hoffnung, wenn er als Paulus für die Arbeiterschutzgesetzgebung ebenso viel noch wirken kann, wie er als Saulus dagegen arbeitete.

Die Möglichkeit einer internationalen Verständigung in dieser Frage ist nunmehr näher gerückt, die Hoffnung berechtigt worden, daß nunmehr in allen christlichen Staaten die sociale Reformarbeit im christlichen Sinne einen rascheren Gang nehmen werde — trotz aller Hindernisse, die sich dagegen aufthürmen werden.

Und dazu ist es keine Stunde zu früh!"

Eine weitere Illustration zu dem Standpunkte, den Fürst Bismarck **bisher** [1]) den Arbeiter-Ausschüssen und überhaupt der Arbeiterschutzgesetzgebung gegenüber eingenommen hat, erfahren wir durch eine Rede des Abgeordneten Schmidt-Elberfeld, der bei den Ausgleichsverhandlungen zum Bergarbeiterstrike betheiligt war. Im Verlaufe dieser Rede sagte Herr Schmidt: „Als bei dem Bergarbeiterstrike im Mai die drei Deputirten der Grubenbesitzer von der Audienz beim Kaiser kamen, waren sie, glaube ich, nicht sehr erfreut über die Mittheilungen, die ihnen da gemacht worden waren, namentlich bezüglich des Verhältnisses zu den Arbeitern; denn die Antwort Sr. Majestät war so gehalten, daß man daraus eine Empfehlung der Arbeiterausschüsse entnehmen konnte.

[1]) Fürst Bismarck war offen und ehrlich genug, wiederholt zu erklären, „daß er noch immer lerne" und auch durchaus nichts unrechtes in dem Wechseln der Standpunkte erblicke. So gut der „Freihändler Fürst Bismarck" ein Schutzzöllner wurde, aus dem intellektuellen Urheber der „Canossa-Säule" ein freundlicher Empfänger des Herrn Dr. Windthorst, so gut Fürst Bismarck, der die schönen großen Worte sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand", und doch in seiner Colonial-Politik gewisse Rücksichten auf England nahm, die man vielfach nicht im Einklang mit jenen schönen Worten fand, so gut kann auch aus dem „Manchestermann" Fürsten Bismarck noch ein eifriger und überzeugungsvoller Vertreter der Weiterentwickelung der Arbeiterschutzgesetzgebung werden. Wir erklären: daß niemand ein Recht hat, dies zu bestreiten, und treten mit aller Entschiedenheit auch für die weitere Entwickelungsfähigkeit des Fürsten Bismarck ein. Der hohe Herr hat ferner ausgesprochen, daß der Kaiser einmal sein eigener Kanzler sein würde, nun also! warum soll es dann so entfernt liegen, daß Fürst Bismarck von seinem unmittelbaren Vorgesetzten nicht auch noch lernt?

Die drei Herren begaben sich darauf zum Reichskanzleramt und wünschten den Herrn Reichskanzler zu sprechen. Sie haben ihn nicht gesprochen, sondern nur den Herrn Geheimrath von Rottenburg, der nach einer Rücksprache mit dem Herrn Reichskanzler ihnen mittheilte, daß derselbe gegen die Arbeiterausschüsse sei.

Die etwas niedergeschlagene Stimmung dieser drei Herren, mit der sie von der Audienz kamen, wurde dadurch etwas gehoben. Sie glaubten nunmehr, die Verhandlungen, die sonst vielleicht noch stattgefunden hätten, nicht weiter führen zu brauchen."

Die „Vorgeschichte" zu den kaiserlichen Erlassen, welche von der „Täglichen Rundschau" gebracht und von der Presse ausgiebig fructificirt wurde, übergehen wir. Auf zwei vorzügliche Artikel der „Frankfurter Zeitung" dürfen wir hier wegen Raummangel nur verweisen. Der eine in No. 46 Abendblatt ist der Beurtheilung der Rede gewidmet, die der Kaiser bei Eröffnung des Staatsrathes hielt, der andere in No. 47 Morgenblatt fängt mit den Worten an: „Die Niederlage der reichskanzlerischen Socialpolitik ist eine vollständige." Dem „Reichsboten" No. 44 entnehmen wir nachstehenden Artikel: „Zu den Kaiserlichen Erlassen. In mittelparteilichen Kreisen, die mit der Großindustrie zusammenhängen, scheint man den Kaiserlichen Erlassen und der durch dieselben in Angriff genommenen Arbeiterschutzreform nicht hold gesinnt zu sein. Wir haben schon mehrere derartige Kundgebungen notirt. Sehr unangenehm ist der Verfasser eines Artikels der „Post" von der Aeußerung des Kaisers, daß „Schutz gegen die willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeiter gewährt werden müsse", berührt; er meint, „dieser Ausdruck könnte eines der dankbarsten Schlagworte in den socialdemokratischen Reden und Pamphleten werden" und „es könnte leicht die Befürchtung zur Wahrheit werden, daß statt der von Sr. Majestät dem Kaiser erstrebten Förderung eine Schädigung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter herbeigeführt wird." In der „Staat.-Corresp." wird sogar eine Enquête über die durch die Erlasse des Kaisers angeregten Arbeiterschutzgesetze in Anregung gebracht und zwar mit Ausdehnung auf die englischen Verhältnisse. Dies wäre nur ein Mittel, die Aktion des Kaisers auf die lange Bank zu schieben und sie dann im Sande verlaufen zu lassen.

Nach den Erfahrungen, die man bisher mit den Enquêten gemacht, hat niemand mehr Vertrauen zu denselben. Was hat z. B. die große Enquête über die Sonntagsarbeit genutzt? — Daß die

Arbeiterschutzgesetze ebenso wie die Arbeiterausschüsse und Einigungsämter dringendes Bedürfniß sind, weiß man längst; der Reichstag hat jetzt zum dritten Male Arbeiterschutzgesetze berathen und beschlossen, und wen die Strikes nicht von der Nothwendigkeit von gesetzlichen Arbeitervertretungen überzeugt haben, der ist überhaupt nicht zu überzeugen. Wie sich unser Industriebetrieb gestaltet hat, ist es unmöglich, das Verhältniß zwischen Arbeiter und Arbeitgeber noch als ein Autoritätsverhältniß anzusehen. Das hat die liberale Politik, welche das Marktgesetz von Angebot und Nachfrage als das hinstellt, was nach Einführung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit zwischen Arbeiter und Arbeitgeber allein walte, längst zerstört. Jenes Verhältniß mag wohl noch manchmal in der Landwirthschaft bestehen, aber in der Industrie längst nicht mehr, und einzelne Ausnahmen kann man nicht zur Grundlage des Ganzen nehmen. Die Verhältnisse in der Großindustrie sind längst über das Autoritätsverhältniß hinausgewachsen. Die Voraussetzungen dieses Verhältnisses sind geschwunden. Wo sind bei der Aktienindustrie die Autoritäten? Hier kann nur noch ein Rechtsverhältniß als Grundlage genommen werden; bildet sich das noch zu einem Autoritätsverhältniß aus, so liegt das an den betreffenden Personen; allein als solches kann es gesetzlich nicht fixirt und zur Grundlage der Existenz von der großen Arbeiterbevölkerung gemacht werden."

Der Beilage derselben Nummer entnehmen wir nachstehende Correspondenz: „Die Kaiserlichen Erlasse werden im Stillen einer Erörterung unterzogen, welche von großer Erregung in den Kreisen der Großindustriellen und Großgrundbesitzer zeugt. Nach außen heuchelt man die gewünschte Bereitwilligkeit, innerlich aber ist man vielfach noch nicht aus dem ersten Schrecken hinausgekommen, daß nun plötzlich auch einmal der Besitzlose im Mittelpunkte des Staatsinteresses stehen soll. Die Bureaukratie auf der anderen Seite schüttelt bedenklich den Kopf darüber, daß wieder bindende Versprechungen gemacht worden seien, welche das Facit aller kommenden Ueberlegungen vorweg feststellt. Wir schlagen all diesen Widerstand nicht gering an; aber wir zweifeln darum doch keinen Augenblick, daß er gebrochen werden wird. Es kann nur Gutes aus einer Politik hervorgehen, welche das Interesse aller Stände über das Interesse einzelner Personen stellt. Auch für die Agrarfrage wird sich in weiterer Consequenz der angeregten Reformen eine Lösung anbahnen, denn es liegt auf der Hand, daß die viel zahlreichere

Klasse der ländlichen Arbeiter gegenüber den Industrie-Arbeitern nicht vernachlässigt werden darf, zumal auch dort die Socialdemokratie sich schnell ausbreitet."

Der „Berliner Börsen-Courier" bespricht in seiner Nummer 70, Morgenausgabe die gewiß interessante Thatsache, daß die „wirthschaftlichen Centren", die Börsen, die kaiserlichen Erlasse mit einem „nicht unerheblichen Coursrückgang" beantwortet hätten."

Sehr eingehend wurde auch besprochen, daß die kaiserlichen Erlasse keine ministerielle Gegenzeichnung besitzen. Dieses Thema hat unbestreitbar am richtigsten das „Deutsche Wochenblatt" behandelt, dessen Auffassung wir durchaus vertreten. Dem vorzüglichen Artikel (No. 7 vom 13. Februar) entnehmen wir folgende Stellen: „Wir begrüßen es deshalb, daß die kaiserlichen Erlasse ohne ministerielle Gegenzeichnung erschienen sind. Es soll damit zum Ausdruck kommen, daß es sich nicht um Regierungsakte, sondern um persönliche Willensmeinungen des Monarchen handelt. Diese sind an die Minister gerichtet und können mithin von den Ministern nicht gegengezeichnet sein. Für den Reichskanzler und Handelsminister sind es Befehle des Kaisers und Königs, deren Durchführung erst von den Ministern in den constitutionellen Formen vorzunehmen ist. Es setzt diese Durchführung voraus, daß die Minister gewillt sind, die Verantwortung für die kaiserliche Politik zu übernehmen, und deshalb ist das Gerede, daß die Erlasse im Gegensatz zum Fürsten Bismarck veröffentlicht wurden, ohne thatsächlichen Hintergrund. In Preußen und Deutschland gibt es keinen Gegensatz zwischen dem Träger der Krone und seinen Ministern. Diejenigen Minister, welche die kaiserliche Politik nicht gut heißen, können dieselbe auch nicht zur Ausführung bringen, und der König kann nicht mit Ministern regieren, welche etwas *anderes sein wollen* als die verantwortlichen Diener seiner Politik."

Das ist formell unbedingt richtig, aber die Grenzen, über welche hinaus die Minister überhaupt — und wir sprechen hier selbstverständlich nur ganz im allgemeinen — die Politik ihrer Fürsten ausführen oder zurücktreten müssen, sind oft äußerst weit gesteckt oder von einer kautschukartigen oft ganz unbegreiflichen Dehnbarkeit. Das Bereich der Einflußäußerungen ist groß und die Mittel hierzu sind in dem Grade mannigfach, als es leider die Ansichten über Recht und Unrecht, schicklich und unschicklich, ehrenhaft und unehrenhaft sind. Daß es für Viele in der Politik keine Moral gibt und

diese äußerst bequeme Thesis auch auf die persönliche Politik übertragen wird, kann einmal, so außerordentlich dies zu bedauern ist, nicht geleugnet werden. Hieraus dürfte aber auch ersichtlich sein, daß beklagenswerther Weise Leute nie fehlen werden, welche eben alle Mittel in Anwendung bringen, die ihren Interessen zu dienen vermögen. Die Machen sind oft sehr geschickt angelegt, so geschickt, daß nur wenige, vollständig mit den Verhältnissen vertraute Personen, sie durchschauen, aber deshalb noch lange nicht in der Lage sind, ihren Ursprung auch beweisen zu können. Man kann bei solchen Gelegenheiten nur die Factas betonen, weiter nichts. Mehr soll und darf auch hier nicht geschehen, wenn wir die Aufmerksamkeit auf die direkt ungezogene Haltung der „Morning-Post", dem Organe des Ministers Salisbury lenken, der bekanntermaßen sehr freundschaftliche Beziehungen in Berlin unterhält. Ueber die Art, wie sich manche englische Blätter, und unter ihnen speciell die Salisbury'sche „Morning-Post", über Deutschland äußern, ist im „Reichsboten" skizzirt. Er schreibt: „Die englische Presse hat sich in letzter Zeit im allgemeinen verständig über deutsche Zustände geäußert, um so auffallender ist die gehässige Verbissenheit, durch die sie mit der künstlichen Miene der Gleichgiltigkeit die deutsche Arbeiterschutzconferenz fort und fort herabzusetzen beflissen ist. Woher das Stichwort dazu rührt, ist schwer zu sagen. Thatsache ist, daß man gegen den deutschen Kaiser selbst den unpassenden Ton des moquanten Hochmuthes anschlägt. Die Salisbury'sche „Morning-Post" deutet selbst an, daß der Kaiser sich gegenüber seinem klügeren Kanzler bis zu einer Politik à la Gladstone verirre und der Wiener Correspondent der „Times" wagt sogar, folgende Tatarennachrichten in die Welt zu setzen: Fürst Bismarck habe sein Amt sowohl als Premierminister wie als Reichskanzler niedergelegt und sich mehrere Tage lang als nicht im Staatsdienst befindlich betrachtet. Am Dienstag habe man ihn überredet, seine Demission zurückzuziehen, er that es aber erst nach langen und eingehenden Unterredungen mit dem Kaiser. Man sagt sogar, daß der Kaiser stark an die Vaterlandsliebe des Fürsten Bismarck appelliren mußte, um ihn zu veranlassen, im Amte zu bleiben. Es wird auch amtlich nicht länger mehr verhehlt, daß Fürst Bismarck nicht mit dem Kaiser einverstanden war über die Politik, (!) welche die Niederlage der Cartell-Parteien (!) bei den letzten Wahlen herbeiführte. Die Beziehungen zwischen Kaiser und Kanzler — heißt es dann weiter — sollen noch höchst heikler Natur sein.

Mittlerweile verlaute, daß sowohl der Prinz-Regent von Bayern wie der Großherzog von Baden dem Kaiser bedeutet haben, daß sie nicht völlig mit ihm in seiner Politik gegenüber dem Socialismus harmoniren."

Der „Reichsbote" erklärt hierzu, nämlich hinsichtlich der letzten Worte, wie er in einer Berichtigung bemerkt: „das Letztere glauben wir nicht." Da weder der „Reichsbote" noch der „Berliner Börsen-Courier" die betreffende Nummer der „Morning Post" genannt haben, wir das Blatt selbst nicht halten, kann es unsererseits nur auf einer Vermuthung beruhen, wenn wir den im „Berliner Börsen-Courier" (No. 112 Abend-Ausgabe) angezogenen „Morning-Post"-Artikel mit demjenigen identificiren, den auch der „Reichsbote" benützte; der Sinn ist derselbe. Der „Berliner Börsen-Courier" schreibt: „Zur deutschen Reichskanzlerkrise bemerkt die „Morning Post": „Keinem aufrichtigen Beobachter kann es entgangen sein, daß Fürst Bismarck nur mit Widerstreben die neue Bahn seines Souveräns zugegeben hat. Bei der Verschiedenheit der Ansichten muß es unvermeidlich zwischen dem Manne der Hoffnung für die Zukunft und dem Manne der Weisheit der Vergangenheit zum Zusammenprall kommen. Die Arbeits-Conferenz des Kaisers ist in den Ländern, wo die Erörterung der ökonomischen Probleme weiter vorgeschritten ist, als in Deutschland, mehr achtungsvoll als sympathisch aufgenommen worden, und die sanguinischste Ueberzeugung ist, daß die akademische Diskussion wahrscheinlich nichts Schlimmes anrichten wird. Fürst Bismarck hat eingewilligt, auf seinem Posten zu bleiben, aber er hat mittlerweile gezeigt, daß er die mehr unmittelbaren Bedürfnisse Deutschlands richtig abgewogen hat. Man darf sagen, daß die Rechtfertigung der Zwangsparagraphen vom Standpunkte der deutschen Regierung vollständig ist. Fürst Bismarck wünschte mehr das Reich vor einer drängenden Gefahr zu bewahren, als eine rachsüchtige Haltung gegen eine besondere Klasse von Leuten einzunehmen, und man wird abzuwarten haben, in wie weit die Verhältnisse seiner Ansicht Recht geben. Es giebt ein großes Axiom, welches der Anwendung aller freiheitlichen Prinzipien zu Grunde liegt. Sie muß beschleunigt oder verlangsamt werden, je nach den materiellen Verhältnissen jedes Staates. Fürst Bismarck sieht dieses ein, gerade wie Gladstone es nicht begreift." — Die „Daily News" widmen der Arbeits-Conferenz gleichfalls einen Artikel, welchen sie mit den folgenden Sätzen schließt: „Die Einladungen des Kaisers

sind ebenso merkwürdig wegen der Länder, welche sie umfassen, als wegen der Länder, welche sie auslassen. Sein orbis terrarum ist kein alle Länder umfassender Erdkreis. Wenn Alles geschehen ist, wird er wahrscheinlich finden, daß er seiner Sache am besten dienen kann, wenn er seine Experimente innerhalb seiner eigenen Grenzen anstellt. Da dieselben jedenfalls doch nicht allumfassend sein können, weshalb sie nicht auf einen Staat beschränken? Nichts könnte einer erfolgreichen Initiative seitens des Kaisers widerstehen."

Ein anderes Hauptorgan des englischen Manchesterthums, der „Iron", Centralorgan der britischen Eisen- und Stahl-Industriellen, bespricht in einem Artikel mit der Ueberschrift: „Kaiserlicher Socialismus", die kaiserliche Initiative. Dem „Berliner Volksblatt" No. 54 entnehmen wir: „Es dürfte für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, die Kritik, welche das Londoner Bourgeoisorgan an der Kundgebung Wilhelm II. übt, kennen zu lernen. Diese Kritik legt unter anderem offenherzig die Einwände dar, welche unsere deutsch-christlich-loyale Fabrikantenschaft gegen den ersten Versuch, die Arbeiterschutz-Gesetzgebung ernsthaft in die Hand zu nehmen, nun verstohlen und halblaut zu erheben begonnen hat. Daß der Abscheu vor einer gründlichen Socialreform bei uns aber noch viel heftiger ist, als in England, wo eine weitgehende Fabrikgesetzgebung bereits ein halbes Jahrhundert besteht und selbst durch die dickschädlichsten Profitwütheriche nicht mehr angefochten wird, das ist über allem Zweifel erhaben. Wir kennen unsere Pappenheimer, und wir haben über die sofort nach den Erlassen aufgeführten Eiertänze der alten Dame von Köln, ihrer Muhme in Essen und ihrer unholden Geschwister im Reich den Lesern des „Berl. Volksblatt" bereits Kenntniß gegeben.

Doch hören wir „Iron" selbst! Es sagt: „Die Vorschläge welche in jüngster Zeit der deutsche Kaiser in seinen Erlassen zur Hebung der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lage der arbeitenden Klassen in Deutschland gemacht hat, erscheinen immer weniger durchführbar, je länger man sie betrachtet; ebensowenig, wie die Ansprache, welche der Kaiser bei Eröffnung des Staatsraths gehalten hat, die Sache in ein helleres Licht setzt. Wir denken, jeder Verständige wird mit uns darüber einig sein, daß, wenn diese Vorschläge durch einen Mann in geringerer Stellung als den deutschen Kaiser gemacht worden wären, sie sofort als die Theorien eines Schwärmers behandelt und schleunigst vergessen worden wären.

Aber wenn auch die Thatsache, daß sie vom deutschen Kaiser ausgegangen sind, ihren inneren Werth nicht ändert, sichert sie ihnen unzweifelhaft einen besonderen Grad der Beachtung und kann möglicherweise dazu führen, sie eventuell in die Praxis zu übersetzen."

Wer zweifelt daran, daß die vom „Iron" ausgesprochene Ansicht ein Spiegelbild der Stimmung ist, die auch in den Kreisen unserer Schlotjunker herrscht. Denn es ist eine altbewährte Erfahrung, daß die deutschen Industriellen die allerbeschränktesten, socialpolitisch unreifsten und deshalb gegen jeden Arbeiterschutz aufsässigsten Kapitalisten der Welt sind."

Hören wir nun unmittelbar nach dem englischen „Eisenblatte" was die deutsche „Eisen-Zeitung" schreibt. Dem „Reichsboten" No. 49, erste Beilage, entnehmen wir: „Was in den mittelparteilichen Blättern nur verblümt und umschrieben gegen die Kaiserlichen Erlasse zum Ausdruck kommt, das sprechen die Blätter der kapitalistischen Interessenkreise mit naivem Cynismus aus. So schreibt die „Eisenzeitung":

„Während der Staatsrath das ihm vom Kaiser selbst unterbreitete Programm beräth, klären sich auch unter den Arbeitgebern die Ansichten, und immer mehr scheint sich die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß nicht viel mehr herauskommen werde, wie bei der vom englischen Parlament von Zeit zu Zeit über wichtige Dinge, z. B. die Darniederlage des Handels veranstalteten Enquête, nämlich so gut wie gar nichts. Es wird sich herausstellen, daß das, was überhaupt zu Gunsten der Arbeiter geschehen kann, nicht nur längst in sehr großem Maßstabe vorhanden ist, sondern daß die Industrie ohne gesetzlichen Zwang viel mehr gethan hat, als das, wozu sie gesetzlich jemals angehalten werden kann. Es ist dadurch zwar nicht die Zufriedenheit, wohl aber die Begehrlichkeit der Arbeiter gewachsen. Die Sozialdemokraten halten sich bereits für eine Art Regierungspartei, oder doch für eine solche, der in nächster Zeit der Staat auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert werden muß. Die Industriellen sehen mit Besorgniß, wie dieser Großmachtskitzel der Socialdemokraten seine Nahrung anscheinend von einer Seite findet, welcher in erster Linie die Erhaltung der Gesellschaftsordnung obliegt. Wahrscheinlich folgt auf diese Strömung sehr bald eine scharfe Reaktion, sobald die Unmöglichkeit erkannt wird, auf dem betretenen Wege zu einem praktischen greifbaren Ziele zu gelangen."

Der Wunsch, daß nichts bei der Socialreform herauskommen

möge, konnte nicht entstellender und frecher als mit dem Vorwurf, daß Se. Majestät den Großmachtskitzel der Socialdemokratie nähre, begründet werden. Bei den Kapitalisten gilt aber nur das für staatserhaltend, was den Geldbeutel mehrt. Daß die gesammte Socialdemokratie nur ein Kind des kapitalistischen Mammonismus ist, wie er seinen bezeichnenden Ausdruck in den obigen Ausführungen wiederfindet, daß der Staat aber nicht den Beruf hat, den Polizeibüttel des Geldschrankes zu spielen, das wird man bei ihnen nie verstehen. Wozu wäre man auch Partei und zwar die Partei, die die größere Hälfte der socialen Schuld auf ihrer Seele trägt?

Es ist mehr als frivol, geradezu die Hoffnung auszusprechen, daß bei der Aktion des Kaisers nichts herauskommen werde. Wenn das wirklich der Fall wäre, dann würde nichts mehr im Stande sein, den jähen Ausbruch der socialen Revolution aufzuhalten; auch die letzte Hoffnung, die auf die Hilfe des Königthums, wäre dann zu Schanden geworden — und damit wäre Alles verloren! Deshalb muß jeder Freund des Staates, des Volkes und der Ordnung alles thun, damit die Aktion des Kaisers erfolgreich sei, und es beweist nur, wohin die kapitalistische Verblendung jene Leute geführt hat, daß sie die Interessen ihres Kapitals über alles setzen.

Worauf vertrauen sie denn eigentlich? Sie selbst können sich doch nicht halten; wenn der Staat sie nicht hielte, wären sie längst ein Opfer der Socialdemokratie, welche sie mit ihrer Presse großgezogen haben. Verlieren sie aber nicht den Anspruch auf den Schutz des Staates, wenn sie sich so zu dieser Aktion des Kaisers stellen und lediglich die Militärmacht des Staates provociren? Die Herren wissen nicht, was sie thun, der Ausfall der Wahlen wird ihnen hoffentlich die Augen öffnen! Aber darf man sich wundern über solche Worte der „Eisenzeitung“, wenn man die Haltung der officiösen Presse ansieht, die kühl bis ans Herz den Erlassen des Kaisers gegenübersteht?“ Soweit der „Reichsbote“.

Zu demselben Artikel der „Eisenzeitung“, den auch die „Germania“ bringt und bespricht, bemerkt sie (No. 43, zweites Blatt): „Die „Eisenzeitung“, welche hier gewissermaßen im Namen der Industriellen spricht, hat dazu kein Recht und ist glücklicherweise nur das Sprachrohr eines Theiles derselben. Es giebt sehr viele Industrielle, welche Arbeiterfreunde sind und nicht solche gehässige Tendenzen hegen, wie sie die „Eisenzeitung“ an den Tag legt. Man darf daher hoffen, daß die Industrie selbst in weitem

Umfange zur Lösung der vom Kaiser bezeichneten Aufgaben mithelfen und nicht ein hämisches Achselzucken zeigen wird, wo es sich um die tiefgreifendsten Fragen des socialen Friedens handelt.

Wundern aber darf man sich über Stimmen wie die obigen nicht, wenn ein Theil der regierungsfreundlichen Cartell-Presse und die Officiösen kein Wort finden, die kaiserlichen Erlasse, wir sagen nicht einmal zu feiern, sondern auch nur zu vertreten. Der Glaube an den Erfolg der kaiserlichen Initiative wird dadurch bei vielen Arbeitgebern und vielen Arbeitnehmern immer mehr erschüttert, und das treibt Jene zu solchen — manchesterlichen Aeußerungen wie oben und wendet die Blicke dieser dann wieder den — Socialdemokraten zu. Die Sünden der preußischen und deutschen Officiösen schreien schon längst zum Himmel, aber von Neuem scheinen sie einen nicht wieder einzubringenden Schaden anrichten zu wollen. Wer hat ihnen eigentlich zu befehlen, von wem und für wen werden sie angestellt und bezahlt?!"

Höchst symptomatisch für die beiden oben angeführten Artikel lautet eine Bemerkung der „Nordd. Allgem. Zeitung" No. 100 Abend-Ausgabe, welche sie an einen Artikel der „Kölnischen Zeitung" mit der Ueberschrift: „Fürst Bismarck" knüpft. Das Kanzlerblatt schreibt: „Es war selbstverständlich, daß die radikale und reaktionäre Presse jene Gerüchte (Kanzler-Krisis) eifrig aufgriff und behaglich breit trat, um in den gemäßigten Kreisen der Bevölkerung, welche die weitgehenden[1]) socialpolitischen Pläne mit Besorgniß betrachten, Unsicherheit, Verwirrung und Mißtrauen zu erregen. Es lag nahe, einen Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler zu schaffen (?) und so die Wahlaussichten der Opposition zu verbessern, Grund genug, derartige Gerüchte auf sich beruhen zu lassen."

Hinsichtlich der „Unsicherheit, Verwirrung und dem Mißtrauen", welche durch die „Gerüchte" über eine Kanzlerkrisis entstanden sein sollen, haben wir mit lakonischer Kürze zu bemerken, daß eine solche Stimmung wohl von Seite der aus dem „Welfen-Fonds" gespeisten gouvernementalen Presse sehr gewünscht wird, aber die gehegten Wünsche völlig unerfüllt bleiben. Wir haben ja auch schon reichlich erfahren, „wie sehr man betrübt und auch aufgebracht ist", daß jene Gerüchte das deutsche Publikum äußerst ruhig gelassen haben.

[1]) Der Sperrdruck ist von uns gesetzt worden.

Seitdem an der Spitze des Reichs Wilhelm II. steht, verfangen die alten Künste und Mittelchen nicht mehr. Es zeigt gerade von keinem besonderen Scharfsinn, das nicht im voraus gewußt zu haben. Die Zeiten der Zauberei und der nicht wohlfeilen Reklame sind vorüber. Auch will nicht mehr jene wohlbekannte und leider sehr lange Zeit mit dem größten Erfolge angewandte Praxis gelingen, mit Artikeln, wie z. B. gerade der oben angeführte der „Norddeutschen" auf das Staatsoberhaupt einzuwirken. Ueberhaupt prallen an dem zwar jugendfrischen aber dennoch tiefernsten Geiste unseres Kaisers alle jene Einfluß-Versuche ab, die stets das größte Mißfallen bei den wirklichen Patrioten erregt haben, wenn sie auch von dem zornigen Kanzler zu den „Reichsfeinden" gezählt und oft in einer unerhörten Weise verdächtigt worden sind. Wurden dann noch öfters jene Versuche durch wahrhaft groteske Commentare bereichert — wir erinnern hier nur flüchtig daran, daß durch die „Geffcken-Affaire" dem Kaiser nahe gelegt werden sollte, seinem Vertrauen gewissen Leuten gegenüber Schranken zu ziehen —, so stieg über ein solch abgeschmacktes, dem Kaiser gegenüber direkt unwürdiges Spiel, unsere Entrüstung auf das höchste. Wie schon seit vielen Jahren mündlich und schriftlich ausgesprochen, erblicken wir bei einer Masse von Fällen auch keine Spur von Verstand, und noch weit weniger — — — Weisheit; wohl aber manchmal ihr Gegentheil. Am Schlusse unserer Bemerkung möchten wir noch auf die oben gesperrten Worte der „Norddeutschen" verweisen. Das Kanzlerorgan hält also die socialpolitischen Pläne des Kaisers für so weitgehend, daß sie in den „gemäßigten" Kreisen Besorgniß erregen. Wir fügen dem nur hinzu, was die einfache Logik fordert.

Da Fürst Bismarck weder die „radikale" noch „reaktionäre"(?) Presse für sich in Anspruch nimmt, auch nicht zu den Kreisen der „Extremen" gehört noch gehören will, so erfüllen ihn also die „weitgehenden" Pläne des Kaisers mit Besorgniß. Was uns hier die „Norddeutsche" in einer wirklich höchst komisch verhüllten Weise mittheilt, ist allerdings längst kein Geheimniß mehr, denn! fragen wir: wozu alsdann der Lärm, die „Kanzler-Krisis", die üblen Launen, und die läppischen Versuche der gouvernementalen Presse wieder einen jener bekannten „Entrüstungsstürme" in Scene zu setzen.

Dürfte in die „Nordd. Allgem. Zeitung" jetzt geschrieben werden, was „den Herzen" entspricht, dürfte man ohne Rücksicht

auf bestimmte Personen so ganz nach gewohnter Weise verfahren, so würden wir einen ähnlichen Artikel erhalten, als er in No. 89 Morgenblatt vom 22. Februar 1885 gestanden hat.

Was nun die „Gefährdung der monarchischen Institutionen" ganz speciell betrifft, so mag die „Norddeutsche" nur an die Leidensgeschichte unseres Kaisers Friedrich denken, ganz besonders an die „99 Tage". Was zu dieser Zeit die „gouvernementale" Presse geleistet hat, bleibt ihr unvergessen, darauf kann sie sich und können sich ihre Hintermänner verlassen. In dieser Leistung, die eigentlich vor den Strafrichter gehörte, schlug die gouvernementale Presse meilenweit die socialdemokratische, die einem zu dieser Zeit wie eine Kinder-Lektüre vorkam. Wir haben aus unsern Zeitungen, die im Quartal zwischen 24 bis 30 Blättern schwanken, fleißig registrirt und sind für „Geschichtslügen" vorgesehen.

An das bekannte: „si tacuisses" [1]) wird sich die „Norddeutsche" wohl schon einige Male erinnert haben.

Unmittelbar zu diesem Thema gehören die nun folgenden Preßauszüge. Der „Germania" No. 44, erstes Blatt, entnehmen wir den Anfang nachstehenden Artikels: „Der Zusammenbruch der Bismarck'schen inneren Politik ist gestern besiegelt. Die hippokratischen Züge waren längst immer deutlicher geworden. Es war gar keine Weisheit mehr, sondern von Jedermann zu merken, obgleich es weithin dennoch frappirte, was die „Germania" vor bald einem Jahre schrieb: „Es gelingt nichts mehr." Die Folgezeit hat immer weitere Bestätigungen dazu gebracht, man fühlte allenthalben, daß selbst die Regierungsmaschine nicht mehr vollkommen fungire, daß einzelne Theile in Unordnung wären und störten. Man ging sogar in einen entscheidenden Wahlkampf hinein unmittelbar nach der Erschütterung des Cartells beim Socialistengesetz, nach einem wichtigen Ministerwechsel, nach der Ankündigung eines Umschwunges auf dem Gebiete der wichtigsten socialen, seit einem Jahrzehnt so falsch behandelten Aufgaben. Selbst die Gerüchte von einem Rücktritt des Fürsten Bismarck von den preußischen Staatsgeschäften überhaupt wollen nicht verstummen, erhielten sogar von Cartellblättern in für

---

[1]) Der Schluß des Artikels der „Norddeutschen", sowie meine Antwort finden sich in meiner Broschüre: „Noch einmal die Partei Bismarck sans phrase", Augsburg 1885, Verlag des Literarischen Instituts von Dr. Max Huttler.

officiös gehaltenen Aeußerungen Nahrung, und Officiöse und Cartellbrüder machten wieder einmal, wie in den Tagen des kranken Kaisers Friedrich, durch Schweigen und Reden die bekannte „Revolution in Schlafrock und Pantoffeln" — gegen die endlich aus dem Marasmus der Lebensfrage Deutschlands auf festen Boden führenden kaiserlichen Erlasse, verdarben damit sofort deren Eindruck bei allen irgendwie Mißtrauischen.

Man kann nicht sagen, daß es gesunde Zustände sind, die zu solchen Erscheinungen führen, man kann nicht behaupten, daß ein Regierungssystem noch imponiren und führen kann, das solche kranken Züge zeigt. Und so hat denn gestern das deutsche Volk geurtheilt und — verurtheilt. Die Verurtheilung ist definitiv, denn eine Auflösung des neuen Reichstags würde das gestrige Resultat nicht nur bestätigen, sondern nach unserer festen Ueberzeugung sogar noch verschärfen. Und die Verurtheilung ist gründlich, denn die Cartellmehrheit ist zerstört, die Socialdemokratie ist nicht nur gewachsen, sondern furchtbar gewachsen, relativ und absolut stärker gewachsen, wie bei irgend einer der Wahlen nach dem Socialistengesetze."

Als Commentar zu diesem Artikel bringen wir ein Telegramm der „Frankfurter Zeitung" No. 58 Morgenblatt. Es lautet: N. Berlin, 26. Februar 9 Uhr Abends. (Telegramm). Die officiöse Mittheilung, daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck, und zwar der völlige, nicht nur als Ministerpräsident, sondern auch als Reichskanzler ventilirt, aber mit Rücksicht auf den Ausfall der Wahlen verschoben worden sei, hat in politischen und parlamentarischen Kreisen den Eindruck durchaus nicht gemacht, auf den sie vielleicht berechnet war. Wie groß die politischen Wandlungen des letzten Jahres bei uns sind, ersieht man am besten daraus, daß ein Rücktritt des Fürsten Bismarck, der früher die größte Aufregung hervorgebracht hätte, jetzt in aller Ruhe besprochen wird. Man ist auf dieses Ereigniß längst gefaßt, denn daß die Differenzen innerhalb der Regierung weit größer sind, als sie öffentlich sich darstellen, ist kein Geheimniß mehr. Hat doch das Organ des Reichskanzlers thatsächlich bis heute noch kein Wort des Beifalls zu den kaiserlichen Erlassen ausgesprochen, wohl aber deutet es jetzt an, daß diese Erlasse zur Verstärkung der Socialdemokratie bei den Wahlen beigetragen hätten. Wenn Fürst Bismarck zu dem Zwecke bleibt, um an der Bekämpfung der Socialdemokratie Theil zu nehmen, so wird sich wahrscheinlich bald herausstellen,

daß gerade auf diesem Gebiete zwischen ihm und anderen Factoren der Regierung die größten Differenzen bestehen."

Einen die Situation recht klar bezeichnenden Artikel bringt der „Reichsbote" in seiner Nummer 56 vom 2. März unter der Ueberschrift: „Die Bremser sind wacker an der Arbeit." Der Artikel hat nachstehenden Inhalt:

„Die „Staat.-Corresp." bringt einen Artikel zur Arbeiterschutzgesetzgebung, in welchem nach Kräften gebremst und auch der neue Handelsminister als ein Mann hingestellt wird, der genau so zur Arbeiterschutzgesetzgebung stehe, wie der Bundesrath; auch er würdige die Gefahr der Concurrenzschädigung der Industrie gegenüber dem Ausland durch einseitiges Vorgehen, auch er sei ferner der Ansicht, daß die Arbeiterschutzgesetze nicht diejenigen, welche sie schützen wollten, schädigen dürfen, „indem sie den Arbeiter in der vollen Fructificirung der eigenen Arbeitskraft hemmen". Das zielt offenbar auf die Anträge über die Sonntagsarbeit ab. Dann fährt das von gewisser Seite inspirirte Organ fort: „Was aber die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie nach der Richtung ihrer financiellen Belastung durch die socialpolitische Gesetzgebung anlangt, so wird gerade der neue Minister für Handel und Gewerbe, dem es zufällt, die Reichs-Invaliditäts- und Alters-Versicherung für Preußen ins Leben zu führen, ganz besonders im Stande sein, die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher Arbeiterschutz-Maßnahmen ausgedehnt werden dürfen, ohne die deutsche Industrie auf's Höchste zu gefährden. Aehnliche Anschauungen werden auf der internationalen Conferenz voraussichtlich einen lebhaften Widerhall finden, und man wird die Nothwendigkeit erkennen, wie sehr es geboten ist, bei der Lösung der einzelnen Arbeiterschutzfragen Maß zu halten. Gehen jetzt doch die in Aufregung und Unruhe gerathenen Bergarbeiter schon so weit, die radikalste Ordnung ihrer Verhältnisse in einer Expropriation der Bergwerkseigenthümer zu Gunsten der Bergarbeiter zu erblicken. Diese bereits allen Ernstes in Versammlungen discutirte Forderung hat jedenfalls eine symptomatische Bedeutung. Der neue Minister für Handel und Gewerbe, welcher die Bergwerksverhältnisse so recht aus eigenster Anschauung kennt, würde der letzte sein, welcher den unter dem Mantel von Arbeiterforderungen vielfach hervorschauenden socialistischen Pferdefuß übersieht. Es dürfte sich überhaupt bei dem weiteren Fortgang der Berathungen über eine Arbeiterschutz-Gesetzgebung mehr und mehr herausstellen, daß die vorsichtige und zögernde

Haltung der verbündeten Regierungen hinsichtlich jener dictirt war, von den in der Sache liegenden Schwierigkeiten und von der Erkenntniß, daß eine Ueberstürzung bei Maßnahmen auf dem bezeichneten Gebiete zu wirthschaftlichen und socialen Gefahren führen würde." Wir sind überzeugt, daß dieses Organ von dem Handelsminister keinen Auftrag hat, dies zu schreiben, sondern das Ganze macht den Eindruck, als solle dadurch die bisherige Haltung des Bundesraths gerechtfertigt und Herr v. Berlepsch dazu gepreßt werden, daß er sich diese Haltung aneigne und die Aktion des Kaisers gegenüber der Haltung des Bundesraths Fiasko machen lasse. Wir sind überzeugt, daß Herr v. Berlepsch sich für diese neue Art von Kaisertreue nicht wird einfangen lassen. Wenn die Regierung durch die extremen Anträge radikaler Socialisten ihre Maßnahmen wollte bestimmen und sich dadurch von Reformen überhaupt wollte abhalten lassen, dann würde sie sich damit in eine ganz unhaltbare, eines Staatsmannes unwürdige Lage begeben. Herr v. Berlepsch würde, wenn er nicht ernstlich gewillt wäre, die Socialpolitik des Kaisers durchzuführen, das Ministerium nicht übernommen haben; denn daß er das gethan haben sollte, um die Erlasse des Kaisers im Sande verlaufen zu lassen, worauf die Auslassungen der „Staat.-Corresp." hinausgehen, das auch nur zu denken, wäre eine schwere Beleidigung des Mannes. Zum Glücke liegen Anzeichen vor, daß die Sache vorwärts schreitet, wie folgende uns soeben zugehende Telegramme beweisen." .

Die „Conservative Correspondenz" des Herrn von Helldorff und seines Leibfuchsen Griesemann breust in ihrer Weise. Der „Frankfurter Zeitung" No. 45, zweites Morgenblatt, entnehmen wir: „Bemerkenswerth ist, daß das officielle Organ der conservativen Partei, die „Cons. Corr.", vor Ueberstürzung in Ausführung der kaiserlichen Erlasse warnt. Sie sagt, daß „unser ganzes Verhalten der Arbeiterbewegung gegenüber Züge einer nicht unbedenklichen Einseitigkeit aufweise. Millionen von Arbeitern, die sich in ihren heutigen Verhältnissen durchaus zufrieden fühlen, erfahren erst aus unseren feierlichen Versprechungen und öffentlichen Kundgebungen, daß sie Grund haben, unzufrieden zu sein und — so wird die weitere Entwickelung vielfach laufen — daß sie den Parteien, die sich bei ihnen als die berufenen Rathgeber für eine solche Lage einführen, ihr Ohr leihen. Diese Dinge werden in Betracht gezogen werden müssen; sie werden die gebotenen Reformen nicht verhindern, aber auf Tempo

und Charakter der weiteren Schritte einen bestimmenden Einfluß ausüben und auf diesem wie auch auf anderen Gebieten wird, wie wir hoffen, bald die Erkenntniß unter allen Preßorganen der positiven Parteien Gemeingut sein, daß die Arbeiterfrage Aufgaben stellt, die eine umsichtige, besonnene Behandlung verlangen, bei denen aber nicht mit einigen Schlagwörtern unter Hurrah eine Position nach der anderen im Sturmschritt genommen werden kann."

Was ein Herr von Helldorff unter „Tempo und Charakter" bezüglich auf durchgreifende Reformen versteht, ist für alle Leute, die seit 1879 an der inneren Politik Theil genommen haben, hinlänglich bekannt. Genannter Herr widersetzte sich von allen Deutsch-Conservativen am hartnäckigsten den „social-conservativen" Bestrebungen, die nun endlich durch unsern Kaiser ihre vollständige Satisfaktion erhalten. Als die social-conservative Bewegung Ende des Jahres 1881 bis Anfangs des Jahres 1884 über die frühere „deutsch"-conservative Politik siegte, verduftete Herr von Helldorff und blieb Herr von Rauchhaupt der alleinige Führer. Mit der Zurückdrängung der selbstständigen, zielbewußten conservativen Reformpolitik unter Führung der Social-Conservativen, durch den Herrn Kanzler, und als dieser die in Heidelberg „purificirten" Nationalliberalen huldvollst lächelnd wieder zu Gnaden aufnahm, erschien auch plötzlich Herr von Helldorff wieder auf der Bildfläche und bald nachher neben ihm eine Persönlichkeit, welche von den ärgsten Feinden der „Deutsch"-Conservativen nicht glücklicher hätte gefunden werden können. Diese an ihrer Stelle so hoch-komische Figur nennt sich Griesemann, der zwar mit großer Bravour zu „rempeln", aber auch sofort mit derselben Energie zu „kneifen" versteht, wie er abgefaßt wird und direct antworten soll. Herr Griesemann, der zwar ganz der Mann nach dem Herzen des Herrn von Helldorff ist, aber gerade auch deshalb nicht zum Redacteur der „Conservativen Correspondenz" paßt, gehört seiner ganzen Leistungsfähigkeit nach weit eher in die Redaction der „Norddeutschen." Diese hat denn auch das „neue Talent" bald entdeckt und es für seine treuen Hilfsleistungen zum Vice-Mitarbeiter ernannt. Seit dieser Zeit spielt die „Conserv. Corresp." eine „ernste" Rolle nur noch in der „Nordd. Allgem. Ztg.", welche mit Behagen ihre eigenen Ideen gut heißt und sich mit Würde auf sich selbst beruft. Die von Herrn Griesemann für die „deutsch"-conservative Partei so tapfer errungenen negativen Erfolge sollten aber schließlich doch auch negativ für seinen Herrn, den Herrn von Helldorff werden, indem dieser

selbst in seinem alten Wahlkreise bei den Reichstagswahlen vom 20. Februar d. J. durchfiel. Vielleicht fürchteten die Wähler von den „Fußtritten des Fürsten Bismarck“, die ja bekanntermaßen Herr von Helldorff so bereitwillig und ergeben für sich aufnahm und auch den Deutsch-Conservativen rieth, sie doch nicht so drastisch zu nehmen, etwas abzubekommen. Genug! die Wähler gingen lieber sicher und setzten sich nicht der Gefahr aus, eine allzunahe Bekanntschaft mit den Stiefelsohlen des Herrn Reichskanzlers zu machen. In anderer Weise als „durchgefallen“ ist nicht minder Herr Griesemann zu betrachten, welcher es fertig brachte, daß die „Conf. Correspondenz“ jede Bedeutung verlor. Das „Volk“ erwähnt diesen sonderbaren „Politiker“ in seiner Nummer 53 wie folgt: „Der „Widerwille“, mit dem die Lectüre unseres Blattes Herrn Griesemann erfüllt, ist ist ein rein privater Widerwille, der mit den Ansichten des „Wahlvereins der deutschen Conservativen“ nichts zu thun hat, da dieser nur für die von ihm selbst ausgehenden Mittheilungen verantwortlich ist. Die privaten Gefühle und Meinungen des Herrn Griesemann werden bei dem bekannten Haß dieses Herrn gegen alles Christlich-Conservative von keiner anständigen conservativen Zeitung mehr beachtet. Seit seinem verleumderischen Vorgehen gegen hochverdiente Männer der Berliner Bewegung, wegen dessen er de- und wehmüthig Abbitte leisten mußte, hat er sich den letzten Rest von Achtung verscherzt.“

Ueber die „Bremserarbeit“, besonders der „Kölnischen Zeitung“, bringt der „Reichsbote“ in seiner Nummer 36 auch recht nettes Material. Er schreibt: „Die Organe, welche, wie die „Post“ und die „Kölnische Zeitung“, großindustriellen Kreisen nahe stehen, stimmen zwar auch im allgemeinen in die Freude ein, mit der die Erlasse alle erfüllt hat, aber doch in einer etwas gedämpften Tonart, und nach allgemeinen Zustimmungen kommen die Bedenken gerade gegen den wichtigsten Punkt, nämlich die gleichberechtigte Vertretung der Arbeit und der Arbeiter durch Arbeiterausschüsse. Die „Köln. Ztg.“ redet von „blendendem Zauber“, von „achtungsvollen Träumen“, „aber vor den Augen des nüchternen Politikers würden sich tausendfache Schwierigkeiten emporthürmen, riesige Fragezeichen aufbäumen“, bezeichnet die Industrie als „ohnehin schon mit gewichtigem socialpolitischen Gepäck belastet“, und jeder, der nicht die Gewohnheit habe, auf Kosten anderer den Hochherzigen zu spielen, werde sehr vorsichtig und bedächtig an eine weitere Verbesserung des Looses der

Arbeiter herantreten." Von den Arbeiter-Ausschüssen sagt sie, man befürchte von ihnen in den großen Industriebezirken, „daß sie sich zu socialdemokratischen Ausstandsorganisationen und Herden der Unruhe ausbilden würden." Genau dieselbe Befürchtung spricht die „Post" aus. — Die Erfahrungen in England haben aber genau das Gegentheil constatirt. Seit dort die Arbeitervertretungen auf gleichberechtigter Grundlage geschaffen sind, haben die Strikes in der Industrie aufgehört. Es sollte doch auch den Arbeitgebern lieber sein, mit geordneten Vertretungen zu verhandeln als mit den von Leidenschaften der Strikebewegung zusammengewürfelten Strike-Comité's. Daß Organisationen auf Grundlage der Gleichberechtigung der Arbeiter und ihrer Vertreter mit dem Kapital und seinen Vertretern nöthig sind, haben die Thatsachen wahrhaftig greifbar genug bewiesen. Wenn man auf einzelne industrielle Arbeitgeber mit schönem patriarchalischen Verhältniß zu ihren Arbeitern hinweist, so sind das schöne Ausnahmen, auf die man aber umsoweniger allgemeine Ordnungen bauen kann, als die Großindustrieen — auch die Bergwerke, sich immer mehr zu großen Kapital- oder Aktiengesellschaften umgestalten, die gar kein persönliches Verhältniß mehr zu den Arbeitern haben, sondern ihre Werke nur durch Beamte bewirthschaften lassen, welche lediglich die Aufgabe haben, dem Kapital möglichst hohe Dividenden zu schaffen; denn alle diese Geschäfte stehen lediglich unter dem Gesichtspunkte des Kapitalgewinnes."

Der „Freisinnigen Zeitung" No. 33 entnehmen wir weiteres über die „Kölnische Zeitung": „Ueberaus grämlich und kritisch verhält sich die „Kölnische Zeitung" zu den beiden kaiserlichen Erlassen. Das Blatt schreibt: „Alles in der Welt hat zwei Seiten, und das kräftige Eintreten der deutschen Kaisermacht für die praktischen Arbeiterinteressen wird viele hochfliegende Hoffnungen erwecken, denen Enttäuschungen folgen müssen, und wird das Machtbewußtsein, den Großmachtskitzel der Arbeitermassen steigern. Die Schwierigkeiten der Angelegenheit bürgen der deutschen Industrie, welche bereits so viele Opfer gebracht, so schwere Lasten auf ihre Schultern genommen hat, dafür, daß die Socialpolitik aus ihrem bedächtigen und sichern Gange nicht zum Sturmschritt übergehen wird. Wir betonen nachdrücklich, daß nicht im Freudenrausch, sondern nur durch bedächtige Arbeit etwas Brauchbares und Dauerndes geschaffen werden kann, weil wir die Erregung unerfüllbarer Hoffnungen für bedenklich halten; wir halten diese nüchterne Stellungnahme gerade gegenüber

den überschwenglichen Jubelhymnen einzelner Blätter für geboten. Wenn anderseits vereinzelte Zeitungen einen Zusammenhang zwischen den Kaiserkundgebungen und den Wahlen herstellen wollen, so möchten wir es einfach als unsere Ueberzeugung aussprechen, daß die ergreifenden Erlasse des hochherzigen Monarchen den Socialdemokraten vorerst keine Stimme entreißen werden." — Weiterhin führt die „Köln. Ztg." in Bezug auf die Arbeiterausschüsse aus, daß in großen Industriebezirken, in denen sich durch eine fluctuirende Arbeiterbevölkerung jede Bewegung blitzartig fortpflanzt, man in den Arbeiterausschüssen socialdemokratische Ausstandsorganisationen und Herde der Unruhe zu schaffen fürchtet."

Die „Germania" (No. 32 II.) sagt in ihrem Artikel: „Die Stellung der beiden Mittelparteien zu den kaiserlichen Erlassen ist etwas sehr nüchtern, trocken, vielfach kritisch, wie wir das schon wiederholt hervorgehoben haben. Die „Post" klagt heute Abend über „Parteimanöver", denen die kaiserliche Kundgebung eine „leicht zugängliche Seite" geboten habe, und fährt dann fort:

„Wir unsererseits halten nicht zurück mit dem Geständniß, daß jener Akt uns als ein solcher erscheint, der den wahren Vaterlandsfreund zum tiefen Ernst stimmen muß. Wohl ergreift auch uns der hohe Schwung der Seele, die Vorurtheilslosigkeit und die Humanität, von denen jener Akt Zeugniß ablegt, aber wir können uns auch der Einsicht nicht verschließen, daß eine Bahn beschritten worden, auf der große Schwierigkeiten, vielleicht Gefahren begegnen können. Es giebt Handlungen der Politik von großer Kühnheit des Entschlusses, bei denen gleichwohl die Factoren des Gelingens sorgfältig berechnet werden konnten, deren Kühnheit also hauptsächlich, in der hohen Veranschlagung des Factors der eigenen Stärke liegt. Es giebt andere Handlungen, bei denen die Factoren des Widerstandes wie der Unterstützung unberechenbar sind. Daß der Staatsmann, der Herrscher auch den Entschluß zu solchen Handlungen finden muß, ist unbestreitbar, aber der ernsten Lage, zu der jeder solche Entschluß führt, wird sich kein patriotischer Mann verschließen, der zur Mitwirkung berufen ist, mag der ihm beschiedene Antheil groß oder klein sein."

Die „Tremonia" (No. 32, erstes Blatt) sagt in ihrem Artikel: „Die Stellung der Parteien" sehr treffend: „Nun muß man sich erinnern, daß in der freiconservativen Partei Herr v. Stumm sitzt, der nicht bloß gegen die Arbeiterausschüsse, sondern überhaupt gegen

die staatlichen Eingriffe in die sog. Patriarchalgewalt der Arbeitgeber aufgetreten ist. Der Leitartikel der neuesten „Post", welcher die Zweifel betreffs der Arbeiterausschüsse, die Schwierigkeiten betreffs der übrigen Punkte und die Nothwendigkeit der Schonung der Industrie selbst geflissentlich hervorhebt, läßt trotz aller allgemeinen Zustimmungssätze keinen Zweifel über den Stumm'schen Einfluß in der Partei.

Ebenso kann die diplomatische Sprache der „Nat.-Ztg.", welche schon öfter reformatorischer, als das Gros ihrer Partei aufgetreten ist, darüber nicht täuschen, daß in der nationalliberalen Partei diejenigen einflußreichen Arbeitgeber sitzen, welche im letzten Mai die von den Arbeitern vorgeschlagenen Ausschüsse zu Fall gebracht und schon seit Jahren den Fürsten Bismarck in dem Glauben erhalten haben, daß die Industrie den gesetzlichen Arbeiterschutz nicht vertragen könne.

Aus der Mittelpartei wird sich der gefährliche Widerstand gegen die kaiserliche Socialreform erheben. Wenn er versteckt auftritt und auf Schleichwegen und Hintertreppen die Verzögerung oder Verschlechterung der fraglichen Gesetze anstrebt, so verliert er dadurch wahrlich nichts an Gefährlichkeit und Verantwortlichkeit. Die Wähler mögen sich merken, daß der Fortbestand der Cartellmehrheit nicht fördernd, sondern hemmend auf die Reform wirken würde."

Einen recht interessanten Beleg für die „providentiellen" Arbeiten der gouvernementalen Organe bringt die „Germania" in No. 44, zweites Blatt. Sie schreibt: „Was unsere Officiösen mit ihrem unverantwortlichen Verhalten gegenüber den kaiserlichen Erlassen angerichtet haben, dafür möge statt vieler ein besonders charakteristischer Beleg hier stehen. Das in socialen Dingen überaus tüchtige und eifrige katholische „Basler Volksblatt" schreibt unter der Ueberschrift: „Ein Bismarck'sches Meisterstück" einen Artikel, dessen erste Hälfte mit einigen — nothgedrungenen — Auslassungen also lautet:

„Von Seiten Kaiser Wilhelms II. ist der Plan einer Reform des Arbeitslebens sicher aufrichtig gemeint. Er hat einen Zug der idealistischen Geistesrichtung seines Vaters, Friedrichs III. und seines Großonkels Friedrich Wilhelm IV. in sich. Sein jugendliches Alter macht ihn für die Ideen der Zeit empfänglich, und in seiner Umgebung finden sich Männer seines besonderen Vertrauens, welche für diese Ideen thätig sind.

„Ihm gegenüber aber steht der ganze Apparat des höheren Beamtenthums, welches einer früheren Zeit und deren ganz verschiedenen Anschauungen und Tendenzen gedient hat und das Staatswohl unlöslich mit denselben verknüpft glaubt. Entgegen steht ferner die Großindustrie und die hohe Finanz, die ihre Vertreter in den höchsten Kreisen hat und durch ihre große Macht schon früher einmal die socialpolitische Gesetzgebung, welche sich an die bezügliche Botschaft Kaiser Wilhelm I. anschließen sollte, zum Stillstand gebracht, so daß sie über das Versicherungswesen nicht hinauskam."

„Das altbewährte Wort: Man schüttet nicht neuen Wein in alte Schläuche, wird auch Kaiser Wilhelm erfahren und befolgen müssen, sonst ist das Schicksal seines edlen Planes schon besiegelt. Das Schauspiel, welches sich der Welt während der 99tägigen Herrschaft Kaiser Friedrichs geboten hat, könnte bald sich erneuern, wenn auch nicht so offen und frech wie damals, als die Werkzeuge der alten Traditionen einem Monarchen gegenüberstanden, der bereits dem Tode geweiht war und darum nicht mehr die Kraft besaß, die Widerstrebenden zu beugen und zu strafen, den man weniger zu fürchten hatte als den ..... und seinen Anhang, in welchem die Continuität des alten politischen Systems sich darstellte. Aber vorhanden sind die Gegensätze in den Anschauungen und Zielen heute wie damals."

Einen sehr guten Uebersichts-Artikel bringt die Bonner „Deutsche Reichszeitung" in No. 39. Er lautet:

„Je gouvernementaler, desto kühler". So läßt sich kurz die Haltung der deutschen Presse zu den kaiserlichen Erlassen kennzeichnen. Dabei ist das Eigenschaftswort „kühl" eher zu milde, als zu stark. Denn das Bestreben mehrerer großer Cartellblätter geht offenbar dahin, unter dem Deckmantel loyaler Redensarten Stimmung gegen die Absichten des Kaisers zu machen, die Schwierigkeiten in den Vordergrund zu rücken, „Gefahren" an die Wand zu malen, und das ganze Unternehmen als Ausfluß einer schönen aber unpraktischen Schwärmerei erscheinen zu lassen.

Wer erinnert sich nicht des „Parsifal"-Artikels, welchen die „Köln. Ztg." gegen Kaiser Friedrich III. richtete? Ist das nicht ein bezeichnender Anklang an diese Sprache, wenn das rheinische „Weltblatt" jetzt in unmittelbarer Anknüpfung an das „eigene Denken und Empfinden" des Kaisers schreibt: „Der warmblütige Idealist und der schwärmerisch angelegte Menschenfreund wird sich willig

dem blendenden Zauber eines großen reformatorischen Gedankens gefangen geben und mit seinen ahnungsvollen Träumen eine beseligte Welt vorweg nehmen rc." Angesichts einer solchen Sprache kann man es der „Vossischen Zeitung" nicht übel nehmen, wenn sie die spitze Bemerkung macht: falls die Erlasse unter Kaiser Friedrich ergangen wären, würden sie wohl den üblichen „Entrüstungssturm" der „Reichstreuen" erregt haben. Besonders bezeichnend ist die Haltung der „Post". Gestern kennzeichneten wir schon die Clauseln und Hinterhalte in ihrem ersten „Zustimmungs"-Artikel. Im Verlauf des letzten Tages ist aber der Muth des freiconservativen Organs so gestärkt worden, daß es zu einer scharfen Kritik der kaiserlichen Kundgebung vorschreitet. Der kaiserliche Act muß laut der „Post" — „den wahren Vaterlandsfreund zum tiefen Ernst stimmen." Sie sieht auf der beschrittenen Bahn „vielleicht Gefahren." Aus einer demokratischen Aeußerung folgert sie, die „Revolution" prahle dreist, als sei ihre Stunde gekommen; sie fasse den kaiserlichen Erlaß ungefähr wie die Berufung der französischen Reichsstände im Jahre 1789 (d. h. als die Einleitung des Umsturzes) auf. Ferner spricht die „Post" in ähnlicher Versteckung hinter den Worten Anderer von dem „Sprung in den Abgrund", der nicht ausgemessen sei und kündigt seitens der „Patrioten" Wachsamkeit an — natürlich bloß gegen die „böswilligen Bestrebungen", welche dem „muthigen Führer" auflauern. Diese Sprache ist doch deutlich genug. Es lohnt sich nicht, gegen die Bedenken zu polemisiren, z. B. der „Post" zu bemerken, daß das französische Königthum nicht deshalb gescheitert ist, weil es die Reichsstände berief, sondern weil es sie nicht rechtzeitig berufen hatte. Wir fragen vorläufig nur: Was bedeutet diese Sprache der Cartellblätter? Und zugleich: Was bedeutet das Schweigen der „Nordd. Allg. Ztg."? Warum trifft bei ihr keine Verherrlichung und Vertheidigung der kaiserlichen That ein, wie es doch sonst bei viel minderwerthigen Maßnahmen von höchster Stelle der Fall zu sein pflegt? Es ist unverkennbar, daß die Cartellblätter, welche mit kühler, verneinungslustiger Kritik dem Erlasse des Kaisers entgegentreten, denselben starken Rückhalt zu haben glauben, dessen sich die „nationalen" Kritiker Kaiser Friedrichs III. rühmten. Erschwerend für die Opposition der Cartellpresse fällt es ins Gewicht, daß es sich nicht etwa bloß um innerpolitische Angelegenheiten handelt, sondern um eine internationale Action. Wie sollen die Schwierigkeiten, welche die

Einigung des industriellen Auslandes bietet, überwunden werden, wenn diejenige Presse, welche das Ausland als Wortführerin der herrschenden Parteien und ihrer hohen Gönner betrachtet, den Eindruck des Vorgehens von deutscher Seite abschwächt und den Glauben erweckt, daß Fürst **Bismarck** selbst nicht mit ganzer Seele und mit Vertrauen auf Erfolg bei der Sache sei? Es zeigt sich immer deutlicher, wie sehr wir Recht hatten, in der Mittelpartei den Sitz des Widerstandes, des parlamentarischen sowohl wie des socialen, gegen das große kaiserliche Unternehmen zu finden. Wenn der übereifrige Abg. Tramm gegen diese Wahrheit die Person des nationalliberalen Abgeordneten Oechelhäuser ins Feld führen will, so ist das eine schätzbare Ausnahme, welche die Regel nur bekräftigt. Angesichts dieser Constellation — Mittelpartei gegen kaiserlichen Willen — muß man vom 4. Februar erst recht eine „neue Aera" datiren, und zwar nicht bloß auf socialpolitischem, sondern auf dem ganzen Gebiete der inneren Politik. Die Versuche, das Volk glauben zu machen, Wilhelm II. sei ein „Cartellkaiser" und seine Herrschergewalt werde niemals, wenigstens zu Lebzeiten des Fürsten Bismarck nicht, über die Schranken des ausgeklügelten Cartellsystems mit kühnem Fuße hinwegschreiten, nehmen sich jetzt ungeheuer veraltet aus. Und neues Leben wird — trotz aller Schwierigkeiten — aus den Cartell-Ruinen blühen."

Die „Hamburger Nachrichten" bringen eine Correspondenz aus „Berlin", welche die Runde durch fast alle Blätter gemacht hat. Diese Correspondenz ist aber auch darnach, nicht allein das allergrößte Aufsehen, sondern auch die größte Entrüstung auf allen Seiten des deutschen Volkes wachzurufen, die „treu zum Kaiser" stehen und deren Verständniß über die absolut nöthigen Voraussetzungen zur Aufrechterhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung noch nicht getrübt ist. Diese Correspondenz aus „Berlin", welche wirklich charakteristisch für jene bekannten Umtriebe sein darf, bedeutet nämlich **nichts weniger**, als das „Prävenire" für das Scheitern der kaiserlichen Verlangen zu spielen.

Die Intentionen der Leute, welche hinter dieser Correspondenz stehen, bauen bereits vor und geben sich alle Mühe, dem „Zuge" der kaiserlichen Wünsche eine verhängnißvolle Entgleisung zu bereiten. Dieses infame Intriguen-Spiel kann nicht tief genug gehängt werden und ist hierbei doppelt zu bedauern, daß diese Correspondenz gerade in einem Blatte steht, von dem man weiß, daß es unter Umständen

auch officiös sein kann und dann „etwas" bringen muß, damit die „Norddeutsche" „etwas" zu bringen hat. Die „Hamburger Nachrichten" spielten bekanntlich eine höchst traurige wie verächtliche Rolle in der „Hetze gegen die Krone", wie auch in derjenigen gegen den Grafen von Waldersee. „Diese" Presse ist eine reine Ironie für monarchische Verhältnisse, sie hat eine verwünschte Aehnlichkeit mit den Organen eines revolutionirenden spanischen Generals, der ein Pronunciamento vorbereitet. Bei ihr scheint nicht die Monarchie, auch nicht der Staat der eigentliche Zweck für ihre „Arbeiten" zu sein, sondern etwas ganz anderes.

Das merkwürdige bei der Sache ist nur, daß solche Intriguen so lange ohne die nöthigen Untersuchungen und Klarstellungen bestehen können und sich noch immer keine Autorität findet, welche mächtig genug ist, um mit starker Hand die dürftigen Schleier herabzureißen und die längst verdiente Strafe zu verhängen.

Nachrichten wie die, welche durch solche Correspondenzen gebracht werden, die sind allerdings geeignet, „Unsicherheit, Verwirrung und Mißtrauen" zu erregen, aber in einer ganz anderen Weise als die „Norddeutsche" es in ihrer Nr. 100, Abendausgabe, hinzustellen beliebt.

Wir bringen diese „Correspondenz", deren Sinn gar nicht mißzuverstehen ist, nach dem „Reichsboten". Dieser schreibt in seiner Nr. 41 wie folgt:

„In den Wein der Kaiserlichen Erlasse bemüht sich eine Correspondenz aus Berlin in den „Hamburger Nachrichten" wiederum Wasser zu gießen. Die Correspondenz wird in dem Blatt als „von besonderer Seite kommend" eingeführt. Aus den Ausführungen ersehen wir, daß die internationale Vereinbarung Vorbedingung für die Inangriffnahme der Arbeiterschutzgesetzgebung sein soll. Es heißt in dem Artikel: „Entweder wird der mit der Conferenz verfolgte Zweck erreicht und dann wird die Arbeitergesetzgebung im Sinne des Kaisers ohne Schädigung der Industrie möglich sein, oder die Conferenz scheitert, dann wird die Aktion überhaupt unterbleiben. Ein Echec der Kaiserlichen Politik wäre im letzteren Falle überall nicht vorhanden, weil der Erlaß an die preußischen Minister, welcher von den diesseits zu ergreifenden staatlichen Maßregeln sprach, ausdrücklich hervorhob, daß die Feststellung gleichmäßiger internationaler Grenzen für die Anforderungen, die an die Arbeiter gestellt werden dürften, die Hauptschwierigkeit bilde, die sich der Ordnung der Arbeiterverhältnisse in dem vom Kaiser beabsichtigten

Sinne entgegenstellten und daß er deshalb die Conferenz berufen lassen wolle. Gelingt die Behebung der Schwierigkeiten durch die Conferenz nicht, so ist eben eine Hauptbedingung der preußischen Aktion nicht erfüllt, und letztere kann je nach Lage der Dinge vertagt, aufgegeben oder beschränkt werden." Wir haben schon hervorgehoben, daß es das größte Unglück wäre, wenn man den nationalen Arbeiterschutz, der unter allen Umständen die Hauptsache bleibt, irgendwie von dem diplomatischen Erfolg der internationalen Bemühungen abhängig machen wollte. Ein nationaler Arbeiterschutz, von uns redlich und groß durchgeführt, würde mit seinem moralischen Schwergewicht allmählich auch ohne alle Diplomatie den internationalen Arbeiterschutz erzeugen. Die „Hamb. Nachrichten" schreiben weiter: „Befremden darf erregen', daß, wie es scheint, die Veröffentlichung der Erlasse auf einige Kreise des politisch-gemäßigten Bürgerthums eher lähmend als ermunternd gewirkt hat. Man fürchtet eine Steigerung der Begehrlichkeit der Arbeiter, und infolge dessen eine um so größere Geneigtheit, den Lockrufen der Socialdemokratie zu folgen. Es ist möglich, daß diese Befürchtung sich hier und da bewahrheitet; andererseits aber steht mit weit größerer Sicherheit zu erwarten, daß sich infolge der Kaiserlichen Erlasse und der Aktion, die sie einleiten, die längst erstrebte Scheidung zwischen Arbeiterpartei und Socialdemokratie sich aussichtsvoll anbahnt." Der Artikel schließt wie folgt: „Man kann nicht verlangen, daß die Arbeitgeber mit dithyrambischer Begeisterung eine Gesetzgebung begrüßen sollen, deren Lasten sie in erster Linie zu tragen haben werden; wohl aber darf man von ihrer Intelligenz erwarten, daß sie die Nothwendigkeit, diesen Weg zu betreten, begreifen. Im übrigen weiß niemand besser als die Industrie selbst, wie weit die Regierung davon entfernt ist, ihr Lasten aufzuerlegen, welche sie dem Auslande gegenüber ernstlich schädigen könnten. Das wird niemals geschehen." Kritisch über das Kaiserliche Programm hat sich der nationalliberale Candidat Möller in einer Wahlrede in Dortmund ausgesprochen. Die Einsetzung von Schiedsgerichten durch die Gesetzgebung sei verwerflich. Diese ließen sich nicht nach einer allgemeinen Schablone schaffen. Ebenso nicht die geforderten Arbeiterausschüsse. Was an einer Stelle passe, das passe anderswo nicht. Vor allem gelte es, Ruhe in der Gesetzgebung zu halten. Früher waren diese Herren immer für Gleichheit vor dem Gesetz. Warum soll das Gesetz keine Schiedsgerichte einrichten? Sollen das immer erst die Strikes thun?

Warum wollen die Herren nicht lieber gesetzlich geordnete Einrichtungen, welche den Strike verhüten, als daß sie alles auf den Strike ankommen lassen? Die Herren sollten doch bedenken, daß die Sache so liegt: entweder schaffen wir durch das Gesetz Ordnung oder die Revolution ist unabwendbar.

Sehr bezeichnend ist auch ein weiterer Artikel des „Reichsboten." Seiner ersten Beilage zur Nummer 19 entnehmen wir:

„An der gestrigen Börse war bekannt und die Hausse-Interessenten sorgten eifrig für die Verbreitung dieser Nachricht, daß am Abend in einem offiziösen Organe ein scharfer Artikel gegen diese Forderungen der Bergleute veröffentlicht werden würde. (Wir haben schon oft darauf hinweisen müssen, daß sehr intime Beziehungen zwischen offiziöser Presse und Börse zu bestehen scheinen.) Dieser Artikel, der schon ehe er gedruckt war die Kurse hinaufschrauben half, erschien denn auch am Abend in den „Berl. Polit. Nachrichten" des bekannten Herrn Schweinburg und hat in der Hauptsache folgenden interessanten Wortlaut: Begründet werden die neuen Ansprüche mit der Behauptung, „daß dem Arbeiter im Kampfe um die Existenz faktisch das Messer an der Kehle sitzt". Die Bedeutung dieses, an die bekannten „Hungerlöhne" erinnernden Ausspruches mag an der Thatsache bemessen werden, die wir verbürgen, daß auf hervorragenden westfälischen Zechen die Löhne, beispielsweise für die wirklich unter Tage arbeitenden Kohlenhäuer und Gesteinsarbeiter, seit dem Frühjahr um 35—45 pCt. erhöht worden sind. Wir haben es hier also mit einem Vorgehen der Arbeiter zu thun, welches, die in der jüngsten Thronrede enthaltenen, väterlich mahnenden Worte von Allerhöchster Stelle vollkommen mißachtend, als rücksichtslos in jeder Beziehung und als unberechtigt gekennzeichnet werden muß. (Sollte Herr Schweinburg vergessen haben, daß die Thronrede am 15. Januar gehalten worden ist, während der Brief der Bergarbeiter mit jenen Forderungen schon am 13. Januar abgeschickt wurde? Wir müssen das annehmen, denn auf Grund einer Datum-Fälschung die Unterthanen bei dem Monarchen anzuklagen, — dazu ist ein offiziöses Blatt doch wohl nicht fähig. D. R.) Dieses Verhalten darf nicht Verwunderung erregen (!) Es ist oft auf den in unserer Arbeiterschaft noch vorhandenen gesunden Sinn hingewiesen worden. Wir wollen denselben nicht leugnen, dieser gesunde Sinn ist aber zurückgedrängt worden durch eine systematische Ver-

hetzung, der selbst die Tribüne des Reichstages dienen mußte. Von dort aus wurden Reden gehalten, die in weitgehendster Uebertreibung und in Verhetzung der Arbeiter gegen die Arbeitgeber Unglaubliches leisteten — alles, um für gewisse Parteien die Stimmen der Arbeiter für die nächsten Wahlen einzufangen. Diese Parteien scheinen auch das Wort „nach uns die Sündfluth" als Richtschnur angenommen zu haben, denn jenen großen Politikern kann nicht entgehen, daß, wenn die Forderungen, zu denen sie die Arbeiter angestiftet haben, zur Durchführung gelangen sollten, die hauptsächlichste Grundlage des Reiches, die wirthschaftliche Prosperität, ernstlich in Frage gestellt werden wird. (Nun folgt die übliche giftige Polemik gegen die „Kreuzzeitung", die wir wegen ihrer Sinnlosigkeit fortlassen. D. R.) Die Arbeitgeber aber, an welche jetzt diese Forderungen herantreten, werden bezüglich der Antwort kaum im Zweifel sein. Sie mußten wahrnehmen, daß all ihr, selbst von Allerhöchster Stelle anerkanntes Entgegenkommen zur Festigung des Friedens mit den Arbeitern nichts beigetragen hat. Dem auf sie geübten Drucke nachgebend, haben sie zuletzt gegen ihre bessere Erkenntniß auf Schutzmaßregeln (die Arbeitersperre! D. Red.) verzichtet, welche sie aufgrund des Coalitionsrechtes auszuüben in der Lage waren, eines Rechtes, das seitens der Arbeiter in ausgiebigster Weise gegen sie angewendet wurde. Die Arbeitgeber sehen jetzt die Früchte reifen, welche gesäet wurden, als man, in freilich sehr gut gemeinten Vermittelungen direkt mit der Arbeiterschaft verhandeln (Wer ist mit dem „man" gemeint? etwa gar Se. Majestät der Kaiser, der bekanntlich direkt mit den Arbeitern verhandelte, und ein Gleiches den Arbeitgebern rieth? D. R.), diese von den Arbeitgebern loslöste und sie als kriegführende Partei behandelte. Jetzt, da der Bogen so gespannt ist, daß die von der Kohlenproduktion abhängende wirthschaftliche Wohlfahrt des gesammten Landes in Frage gestellt wird, werden die Industriellen kaum anstehen, zur Wiedergewinnung der ihnen zukommenden Stellung als Arbeitgeber den angebotenen Kampf aufzunehmen und durchzuführen. Sie werden dies können, da ihnen, angesichts der Maßlosigkeit der gestellten Forderungen, die Sympathie aller Wohlgesinnten zur Seite stehen wird."

Dem „Volk" No. 59 entnehmen wir; „Es ist wohl auch kaum nöthig, hier noch einmal Alles anzuführen, was in den Fachzeitungen der Großindustrie und in Blättern, wie die „Post", gegen internationale Arbeiterschutzgesetze vorgebracht worden ist.

Nichts spricht mehr für die kaiserlichen Erlasse, als die Art und Weise, wie man versucht hat, gegen ihre Realisirung Stimmung zu machen. Erst vor wenigen Tagen wurden von der „Conservativen Correspondenz", in Nachahmung des Beispieles der „Schlesischen Zeitung", die Schrecken der Junischlacht angerufen, um vor der „Realisirung socialistischer Ziele" zu warnen. Dabei mußten die alten längst widerlegten liberalen Lügen, welche bei Beginn des Kampfes gegen die Manchestertheoretiker auftauchten, nochmals Dienste leisten. Neben dem krassesten Blödsinn über angebliche Vorgänge in den „Nationalwerkstätten des Louis Blanc", (die in Frankreich von den Gegnern der Socialreform gegründeten Nationalwerkstätten verrichteten bekanntlich nur unproduktive Arbeit) erschien die ungeheuerliche Behauptung, die Handelsstockung des Jahres 1848 sei durch die staatliche Herabsetzung der Arbeitszeit herbeigeführt worden!"

Die „Frankfurter Zeitung" schreibt in ihrer Nummer 77, erstes Morgenblatt: „E. Berlin, 16. März. Mancher der ausländischen Delegirten mag gestern doch wohl etwas überrascht gewesen sein, als die Conferenz über den Arbeiterschutz nicht von dem Manne begrüßt und eröffnet wurde, in dem das Ausland den bedeutendsten und neben dem Kaiser den einzigen Repräsentanten des Deutschen Reiches zu erblicken gewohnt ist. Die Conferenz ist vom Kaiser im Namen des Reiches, nicht etwa vom König von Preußen einberufen worden, sie hätte also auch vom Reichskanzler, und nicht vom preußischen Minister für Handel und Gewerbe eröffnet werden müssen. Der sachlichen Förderung ihrer Berathung wird die Leitung durch Herrn von Berlepsch günstiger sein, als es die durch den Fürsten Bismarck oder einen seiner untergebenen Beamten gewesen wäre. Es verdient aber Beachtung, daß bei der ersten vom Deutschen Reiche veranlaßten Conferenz, die einem eminenten Werke des Friedens gilt und weder Folge noch Vorläufer einer auf Macht- und Kriegsfragen hinauslaufenden Politik ist, der große Staatsmann des Deutschen Reiches sich demonstrativ fernhält. Freilich, wer des Fürsten Bismarck wiederholt ausgesprochene und mit der ihm eigenen Schärfe motivirte Gegnerschaft gegen die Arbeiterschutzgesetzgebung und den nach seiner Meinung aussichtslosen Versuch internationaler Verständigung darüber kennt, der wird es begreiflich finden, daß er der Conferenz fernbleibt; unbegreiflich ist nur nach den Vorstellungen, die man bisher von ihm hatte, daß die Conferenz stattfindet und daß der

Reichskanzler doch im Amte bleibt. Es tritt in diesem Vorgange ein Symptom der „Kanzlerkrisis“ zu Tage, die von der deutschen Presse mit einer außerordentlichen Zurückhaltung behandelt wird; abgesehen von besonderen Parteirücksichten, wohl hauptsächlich deshalb, weil die meisten der intimeren Vorgänge nur einem kleinen Kreise bekannt sind und dann, weil es mißlich ist, das Publikum andauernd von einer Krisis zu unterhalten, deren Entscheidung zwar nicht zweifelhaft ist, die sich aber doch, Dank der außerordentlichen Geschicklichkeit und Ausdauer des Fürsten Bismarck, noch lange hinziehen kann, besonders dann, wenn etwa Vorgänge in der äußeren Politik zu Gunsten seiner Unentbehrlichkeit für die Leitung dieses Gebiets in die Wagschale fallen sollten. Die offen zu Tage liegenden Symptome des grundsätzlichen Gegensatzes zwischen der Politik des Kaisers und des Kanzlers aber mit verlegenem Schweigen zu übergehen, wäre falsch. Weshalb nicht aussprechen, was klar vor uns liegt? Das Fernbleiben des Kanzlers von der Conferenz, an deren Spitze er natur- und pflichtgemäß gehörte, ist nur der äußere Ausdruck dafür, daß er ein Gegner dessen ist, was diese Conferenz anzubahnen sucht.“

In das Kapitel der „Gegenströmungen“ gehören auch manche Nachrichten über die Ergebnisse der ersten Staatsrathssitzungen, Seitens der Kreise, die von Anfang an den kaiserlichen Erlassen sehr skeptisch oder selbst feindlich gegenüber standen. So lange wir keine officiellen Nachrichten über die Sitzungen haben, sind die Berichte mit Vorsicht aufzunehmen und haben sie für uns nur insofern Werth, als man Andeutungen über das erhält, was von den verschiedenen Seiten etwa gewünscht wird. Alle diese Nachrichten scheinen uns in erster Linie den Zweck zu haben: Stimmung zu machen und beziehungsweise auch zu warnen. Der „Frankfurter Zeitung“ Nr. 64 erstes Morgenblatt entnehmen wir nachstehenden Bericht: „Einen recht viel sagenden Commentar zu den Beschlüssen des Staatsrathes über Arbeiterschutz liefert soeben der hiesige Correspondent der Münchener „Allg. Ztg.“, indem er schreibt:

„Schon jetzt ist wohl die Befürchtung zum großen Theil geschwunden, welche unsere Großindustriellen an die aufgeworfene Frage der Arbeiterausschüsse knüpften. Man kann das gegenwärtige Stadium dieser Frage dahin formuliren, daß von einer obligatorischen Einführung von Arbeiterausschüssen abgesehen wurde, und daß je nach den Verhältnissen bei verschiedenen Industrien und an verschiedenen Orten auch verschieden vorgegangen werden dürfte. Der

maßgebende Gedanke ist der, die guten und zuverlässigen Elemente unter den Arbeitern, zumal solche, welche durch vieljährige Zugehörigkeit zu einem industriellen Unternehmen eine innere Garantie bieten, heranzuziehen und ihnen einen eventuellen Antheil an der Kontrole und am Betrieb des Unternehmens zu gewähren. Also, in gewissem Sinne, eine Prämiirung der Stetigkeit in der Arbeit und die Zurückführung des Schwerpunktes in der Leitung der Arbeiterorganisationen von den unruhigen jungen auf die besonnenen älteren Elemente. Es soll, zum Heil des Ganzen, die Spreu vom Weizen gesondert werden."

Von solchen Nebenabsichten hat man sich also bei der wichtigen Frage leiten lassen? Man glaubt den einen Theil der Arbeiter gegen den anderen ausspielen zu können? Und man verkündet nunmehr triumphirend, daß die „Befürchtungen" der Großindustriellen „geschwunden" seien? Wir fürchten, der Umstand, daß die berechtigten Hoffnungen der Arbeiter getäuscht wurden, wird für die Zukunft mehr ins Gewicht fallen."

Zu der Bemerkung der „Münchener Allgem. Zeitung": Es soll zum Heil des Ganzen, die Spreu vom Weizen gesondert werden", ist hervorzuheben, daß in diesem Bestreben die allein richtige Behandlung der social-revolutionären Bewegung liegt, und eine Aussicht auf ihre Zurückdämmung und endliche Besiegung nur in den Erfolgen dieser Bestrebungen gefunden werden kann.

In unserer Denkschrift über die Arbeiterfrage sagten wir auf Seite 8 und 9: „Bei keiner Frage kommt es so genau auf die absolute Hilfe und Abstellung der gegebenen Mängel und Schäden an, als wie bei der socialen. Es handelt sich auch nicht im mindesten darum, ob und was der Eine oder Andere „gnädigst" zugestehen will, sondern der Angelpunkt der Frage liegt in dem Umstande, ob die Gesammtheit des Zugestandenen auch wirklich genügt, den revolutionären Socialismus mit Erfolg zu bekämpfen, indem die angewandten Mittel ihm seine besten Kräfte entziehen. Soviel ist einmal unantastbar sicher, daß der Socialismus wie er gegenwärtig vor uns steht, und ohne daß es gelingt, ihm seinen seitherigen Zuwachs und seine stetige Verjüngung zu entziehen, auf die Dauer nicht zu bekämpfen ist und er als Sieger aus einem Kampfe hervorgehen wird, in dem die moderne Gesellschaft und herrschende Staatsweisheit ihr Unvermögen erwiesen haben, den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten zu entsprechen, welche sich unter ihrer Mithilfe aus total veränderten

socialen und wirthschaftlichen Verhältnissen und aus der modernen liberalen Gesetzgebung herausgebildet haben. Zuerst geschah Alles um das sociale, gewerbliche, wirthschaftliche Leben und die gesammten Productions-Verhältnisse von Grund aus in unübersehbarer, ungemessener Weise zu ändern, und nun, wo die Consequenzen dieser Veränderungen und Neuerungen durch die bedenklichsten, aufregendsten Thatsachen die ganze Gesellschaft im hohen Grade beunruhigen und ihren bisherigen Bestand sehr kategorisch perhorresciren, steht man rath- und thatlos den Räthseln der modernen Sphinx „sociale Frage" genannt, gegenüber. Oder hören wir nach gewissen Zeiträumen nicht immer wieder von der autoritativen Seite die Erklärung: nichts hat bis jetzt geholfen? Stets neue mechanische Machtmittel des Staates werden ersonnen und empfohlen, aber alle nützen sich ab ohne zu helfen, weil keines von ihnen eine verwundbare Stelle dieser Sphinx trifft.

Wir sagten: man würde den revolutionären Socialismus, wie er heute vor uns steht, und ohne daß man ihm seinen Zuwachs nehmen oder doch in seinen besseren Elementen sehr beträchtlich verkürzen könne, nicht besiegen. Hieraus geht hervor, daß er nur dann noch zu besiegen ist, wenn wir unser Augenmerk, unsern Willen und unsere ganze Thatkraft auf seine Theilung verwenden.

Diese kann aber nur erfolgen, indem man den bessern, noch nicht verbissenen und verzweifelnden Elementen des revolutionären Socialismus durch wirkungsreiche Reformen die sichere Aussicht verschafft, ihre Lebenshaltung in einer Weise zu verbessern, die sie gern den in unsichere Ferne gerückten Phantomen und Versprechungen ihrer Führer vorziehen, die, wohlbemerkt, nur von der Aufregung und Erbitterung der Massen ihre Einflüsse ableiten, und welche die Verbesserungen deren Lebenslagen schon deshalb nicht wünschen, [1]) weil sie hierdurch an ihrer persönlichen und gesellschaftlichen Bedeutung verlieren würden.

Die sociale Frage ist gegenwärtig noch immer für die große Mehrzahl des revolutionären Socialismus eine ganz bestimmte Magenfrage, wenn sich auch mit der Zeit — wie das ja stets bei allen großen, gesellschaftsbewegenden Fragen der Fall ist — ihm reine Idealisten angeschlossen haben. Das Gros der Bewegung wird aus Arbeitern, aus Familienvätern gebildet, welche keinenfalls

[1]) Wir gestehen auch hier bereitwilligst Ausnahmen zu.

für Reformen unzugänglich sein werden, wenn diese auch wirklich den Veränderungen und Nothlagen entsprechen, welche sich im Laufe von circa vierzig Jahren in den Productions- und socialen Verhältnissen ergeben haben. Dem revolutionären Socialismus gegenüber giebt es nur eine Parole, die Aussicht auf Sieg verleiht, und die heißt: man theile ihn.

Man theile ihn, indem man seine noch nicht fanatisirten, vernünftigen Elemente und alle jene, welche einer sicheren und guten Existenz gegenüber nicht abgeneigt bleiben werden, auf die Bahnen des ungewaltsamen, gesetzlichen Fortschrittes leitet."

Wie man sich in anderer Weise die Bekämpfung des revolutionären Socialismus vorstellen will, natürlich abgesehen von der ultima ratio der Kanonen und Bajonette, ist uns unverständlich. Ueber diesen Punkt sagten wir in unserer „Denkschrift", Seite 59 und 60:

„Wir glauben also schon aus den einfachsten Erwägungen der Klugheit und des Selbsterhaltungstriebes sehr darauf hingewiesen zu werden, dem berechtigten, noch nicht verdorbenen Socialismus nicht blos theoretisch, sondern endlich auch einmal praktisch näher zu treten.

Diese Schritte werden den „Anfang zur Rettung aus der Gefahr" bedeuten; sie entsprächen auch vollständig einem durchdachten, staatsmännischen Conservatismus, der allerdings himmelweit von einem petrefacten Conservatismus verschieden ist, wie er von gedankenarmen und servilen Leuten aufgefaßt und vertreten wird.

Den Socialismus sans phrase bekämpfen zu wollen, erinnert lebhaft an den Windmühlenkampf des edlen Ritters von La Mancha. Mit Leuten, welche diesen Kampf wollen, verlieren wir unsere Zeit nicht. Wenn hingegen der Socialismus bösartig ist, wenn er alle Verbesserungen innerhalb der gegebenen gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse perhorrescirt, wenn er sich gegen unser ganzes Cultur- und Rechtsleben stellt und dieses mit Gewalt beseitigen will, wenn ihm die Revolution mehr gilt, als das Wohlergehen der Arbeiter, wenn jene ihm allein Zweck ist, dann hat man ihn auch mit der größten Energie und Rücksichtslosigkeit zu bekämpfen und braucht dann keine Skrupel oder Zweifel über die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit dieses Kampfes zu haben.

Die größten Schwierigkeiten, welche die Regierungen gegenwärtig gegenüber der Socialdemokratie haben, liegen offenbar in dem Umstande, daß diese noch immer in manchen Dingen vollkommen

Recht besitzt, und daß nicht wenige Menschen in und außer dem Reichstag gegen ein scharfes Vorgehen sind, so lange sie wissen, daß der Staat hinsichtlich des arbeitenden Volkes noch Pflichten zu erfüllen hat und ihm gegenüber ein Schuldner ist. Man scheut sich, gegen Leute scharf vorzugehen, von denen weitaus die Meisten nicht aus Laune, Bosheit oder Ehrsucht Socialdemokraten geworden sind, sondern durch die Unerträglichkeiten total falscher und ungerechter Wirthschafts- und Erwerbsverhältnisse dem revolutionären Socialismus verfielen. Es ist sehr begreiflich, daß, so lange dieselben Umstände noch bestehen, die Tausend und Abertausende Socialdemokraten werden ließen, man Anstand nimmt, mit vollster Strenge vorzugehen. Wenn die heutige Gesellschaft ihre Schuld an die Productivstände und speciell an die Arbeiterbevölkerung abgetragen hat, jeder fleißige, nüchterne Arbeiter in der Lage ist, sich ein Vermögen, von dem er wirklich gut leben kann, erarbeiten zu können, wenn man ferner der Kirche ihre volle Freiheit zur Entwickelung ihrer segensreichen socialen Einflüsse zurückgegeben, auch die destruktiven, religionsfeindlichen Tendenzen in der höheren, wie in den sogenannten wissenschaftlichen Kreisen nicht mehr tolerirt und immer noch eine revolutionäre Partei bestehen sollte, dann kann man mit dem besten Gewissen auf die denkbar strengste Weise vorgehen. Wir glauben aber, daß, wenn erst Alles geschehen ist, was wir verlangen, Ausnahmegesetze ganz von selbst wegfallen und wir sehr wohl mit den allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen auszukommen vermögen."

Der „National-Zeitung" No. 133, Morgenausgabe, welche mehr als kühl den Erlassen gegenübersteht, entnehmen wir nachstehenden Artikel über die Resultate der Staatsrathssitzungen: „Ueber die Verhandlungen des Staatsraths wird dem „Hamb. Corr." noch geschrieben: Es war angesichts der weitgehenden Meinungsverschiedenheiten, die namentlich in Bezug auf die Organisation der Arbeitervertretung bis dahin hervorgetreten waren, die Spaltung des Staatsrathes in mehrere, sehr abweichende Standpunkte vertretende Gruppen und eine von der Minderheit lebhaft bekämpfte Beschlußnahme der Mehrheit zu befürchten. Erfreulicher Weise ist aber das Gegentheil eingetreten. Die vor der Einberufung des Staatsrathes und auch noch im Anfange der Berathungen vorhandenen Meinungsverschiedenheiten haben sich im Laufe der eingehenden Erörterung mehr und mehr ausgleichen und die verschiedenen Standpunkte auf einer mittleren Linie vereinigen lassen, bei der sowohl die idealen

wie die realen in Frage kommenden Gesichtspunkte zu ihrem Rechte gelangen. Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, daß sich sowohl Geheimrath Hinzpeter als Freiherr von Stumm von dem Ergebniß der Berathung des Staatsrathes befriedigt erklären. Dieser befriedigende Ausgang ist der nach beiden Seiten klärenden, eingehenden und sachlichen Erörterung der Materie zu danken, bei welcher der Kaiser mit dem Beispiel eingehender objectiver Sachbehandlung und einer tiefernsten, Gründe und Gegengründe nach ihrem vollen Werthe würdigenden Auffassung vorging. Unter dem läuternden Eindrucke dieser Erörterungen ist auf beiden Seiten manches Vorurtheil verflogen und mit der Ueberzeugung des gleich guten Willens und gleich warmen Interesses auf allen Seiten die Grundlage für die Bildung einer communis opinio des Staatsrathes gewonnen worden. Die treffliche Berichterstattung Miquel's, sowie seine sachkundigen und maßvollen Vorschläge haben nach dem übereinstimmenden Urtheile der Betheiligten sehr wesentlich zu dem befriedigenden Beschlusse beigetragen. Man darf hiernach hoffen, daß das Ergebniß der Berathungen des Staatsraths auch die anderwärts gegen die kaiserliche Reformidee obwaltenden Bedenken beseitigen und so das Zusammenwirken aller Kräfte innerhalb der Regierung zu ihrer Durchführung sichern wird. Man hört jetzt schon vielfach den Wunsch äußern, daß auch die in Preußen auf dem Gebiete des Steuer- und Communalwesens schwebenden großen Reformfragen unter dem Vorsitz des Kaisers im Staatsrathe erörtert werden möchten; die Ueberwindung einer gewissen Stagnation, die sich nicht ableugnen läßt, würde alsdann mit Sicherheit zu erwarten sein. Es spricht sich in solchen Wünschen und Erwartungen eben nur der Eindruck aus, den die Theilnehmer an den Berathungen des Staatsrathes von der Person, dem Geiste und dem Charakter des Kaisers gewonnen haben.

Wir haben das Ergebniß der Staatsraths-Verhandlungen schon bezeichnet; betreffs der Arbeiterschutz-Gesetzgebung entspricht es ungefähr den wiederholten Beschlüssen des Reichstags; betreffs der Arbeiter-Vertretungen kommt es auf die staatliche Beförderung freiwilliger Bildung von Arbeiter-Ausschüssen, u. A. durch das Beispiel der staatlichen industriellen Betriebe, heraus."

Wir schließen diese lange aber für den historischen Zusammenhang absolut nöthige Berichterstattung mit einem Theile des vorzüglichen Artikels No. 104 Abend-Ausgabe der „Kreuz-Zeitung"

mit der Ueberschrift: „Rettung der Gesellschaft": „Dieser unvermeidlichen Entwickelung, die schon deutlich genug erkennbar ist, kann nur durch die höchste Gewalt Halt geboten werden. Nur eine Autorität, die auf einem höheren Rechtstitel beruht, als auf der Protektion der großen Spekulanten, oder auf Popularität bei der Masse, kann eine Gesellschaftsrettung in dem Sinne ausführen, daß die Gesellschaft vor den Consequenzen ihrer eigenen Fehler bewahrt bleibt, die sonst nothwendig zu ihrer Auflösung und ihrem Untergange führen müßten.

Es ist die sociale Bedeutung der Kaiserlichen Erlasse, daß damit Hand an eine solche Rettung der Gesellschaft durch die berufenen Gewalten gelegt wird.

Gegenwärtig bietet die Gesellschaft das Bild zweier großen Verschwörungen dar: wir sehen erstlich eine internationale Verschwörung der großen Spekulanten, die durch ihre „Ringe" und „Syndikate" der ganzen Welt die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse dictiren; und in der Tiefe brütet die internationale Verschwörung der Proletarier. Beide sind noch zu weit von einander entfernt, um sich direct gegeneinander zu setzen; vielmehr richten beide ihre Aktion gegen die noch dazwischen befindlichen Schichten, gegen Fabrikanten, Handwerker, Groß- und Kleingrundbesitzer, die einen mit der Absicht, jene konkurrenz- und widerstandsunfähig zu machen, die anderen mit der Absicht, jene zu sich herabzuziehen. Beide sind überdies bemüht, sich die Gesetzgebung und die Staatsgewalt dienstbar zu machen. Ueberließe man sie ihrer Arbeit ungestört, so könnte das oben angedeutete Ende mit Schrecken nicht ausbleiben.

Die kapitalistische Gesellschaft ist selbst unfähig, sich zu helfen und die ihr drohenden Gefahren abzuwehren. Sie versteckt sich eben so, wie die feudalistische Gesellschaft Frankreichs in ihren Fehlern und weigert sich jeder gründlichen Reform. Sie hat ihren Bankerott rund und nackt erklärt, indem sie laut und leise versichert, das, was der Kaiser wolle, sei eigentlich unausführbar. Man wird sie daher wie einen eigensinnigen Kranken zwingen müssen, die Medizin der socialen Reformen zu verschlucken.

Es wird die Aufgabe der jetzt angebahnten internationalen Verständigung der Regierungen sein, die Thätigkeit jener beiden internationalen Erscheinungen, der Spekulanten wie der Proletarier, zu paralysiren, indem jede Regierung die Leitung der Volkswirthschaft

ihres Landes als eine eminent politische und nationale Angelegenheit für sich reklamirt und demgemäß auch die Weltwirthschaft nicht, wie bisher, Sache der Abmachungen einiger Finanziers, sondern Sache internationaler Verträge wird. Das gibt den Regierungen die Stellung, die ihnen gebührt, und gibt den Regierten die Garantie, daß ein jeder zu seinem Rechte kommt."

Die Leute, welche die Gegenströmungen gegen die Intentionen der Kaiserlichen Erlasse einleiteten und unterhalten, werden ihren Hauptcoup auf der internationalen Conferenz führen. Hier werden sich die „formalen" Beförderer der Socialdemokratie, die „Gärtner" der revolutionären Bewegung die Hände reichen, um das Manchesterthum möglichst triumphirend aus den Verhandlungen hervorgehen zu lassen. Ist doch schon das „Prävenire" gespielt, um das aufzugeben oder zu vertagen, was die kaiserlichen Erlasse verlangen. Man wird, wenn die Intention des ersten Erlasses an den Reichskanzler auf der Conferenz Fiasko gemacht, das benützen, um auch den zweiten an den Minister der öffentlichen Arbeiten möglichst „ungefährlich" zur Ausführung zu bringen. Fürwahr! die Feinde, die dem kaiserlichen Vorgehen gegenüberstehen, sind zahlreich und mächtig. Auf Frankreich, Belgien und namentlich England ist nicht zu rechnen. Für Letzteres wählte der schon genannte, incarnirte Manchestermann Lord Salisbury[1]) die Delegirten; das sagt genug. Diesen traurigen Prämissen gegenüber, wirkt es wie Frühlingsluft nach einem naßkalten scheußlichen Winter, was die „Berliner Volkszeitung" schreibt. Sie sagt: „Zwei von einander durchaus unabhängige Seiten bestätigen uns, daß der Kaiser, der unausgesetzt und von dem ebenso aufrichtigen wie offenbaren Wunsche beseelt ist, auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes endlich etwas ordentliches vor sich zu bringen, an den Verhandlungen Theil genommen hat. Insbesondere hat er dem Kleeblatt Baare, Jencke, Stumm, welches mit größter Hartnäckigkeit den Standpunkt des rücksichtslosen Profites vertrat, eben diesen Standpunkt gehörig klar gemacht. Die betreffende Aeußerung wird uns nicht völlig übereinstimmend berichtet. Ihr Sinn ging dahin: „daß die moderne Gesellschaft nicht auf dem Secirtische der Großindustrie liege und kein Objekt sei, an welchem die großen Herrn dieser Industrie nach ihrem bon plaisir herumschneiden dürften."

Die „Volkszeitung" theilt dann noch mit, „der Kaiser habe

[1]) Siehe Denkschrift Seite 83.

sich gegen das Socialistengesetz in jeder Form erklärt; er meint, mit der Socialdemokratie allein fertig zu werden, hat aber selbst erklärt, daß er hierbei nicht an Gewaltmittel denkt."

Ein weiterer Ausspruch des Kaisers, der seinen hohen, edlen, und wir fügen sehr beruhigt noch hinzu: auch seinen durchaus weisen, staatsmännischen Intentionen sehr ähnlich sieht, geht durch die Presse. Der Kaiser soll geäußert haben: „Wenn man es **nur** mit schlechten Elementen und vaterlandsfeindlichen Menschen zu thun hat, dann mag man sich immerhin durch Gesetze wie das Socialistengesetz vor peinlichen Ueberraschungen sichern. Rechnet man aber auf die selbstthätige Mithilfe des ehrlichen und guten Theiles der Bevölkerung, so verlangt das Vertrauen, welches man fordert, zugleich das Vertrauen, welches man gibt."

Wir können bei diesen Mittheilungen wiederum nur sagen: Gott der Herr erhalte unsern Kaiser und schenke ihm „**die**" Männer, die er zur Durchführung seiner wahrhaft kaiserlichen Intentionen so nothwendig braucht. Schon öfter sind die edelsten, besten und providentiellsten Ideen und Absichten an ihren ungenügenden, fehlerhaften Ausführungen oder durch ihren fast gefährlichsten Feind: den passiven Widerstand ihrer Vollzugsorgane, gescheitert.

Sechstes Kapitel.

Was würde geschehen, wenn die kaiserlichen Intentionen keine durchgreifende Realisirung erführen?

Hätten wir die Macht, diese Frage nebst ihrer Antwort bis zu ihrer Erledigung täglich auf allen öffentlichen Plätzen ausrufen zu lassen, wir würden vollen Gebrauch von ihr machen. Wiederum bewahrheitet sich für Viele der Hegel'sche Ausspruch, „daß die Geschichte die Lehre von der Unfähigkeit der Menschen sei aus der Erfahrung zu lernen." Wer wie wir in der Mitte des täglichen Verkehrs steht, staunt über die verhängnißvolle Summe von Indifferenz, die man nicht selten gerade in den sogenannten gebildeten und höheren Ständen antrifft. Die geistige Hilfslosigkeit solcher Leute, die aber trotzdem voller Ansprüche sind und ihr politisches Verständniß auch sicher nicht gering achten, ist oft frappirend. Wir kennen Menschen, welche die Zeitungen von hinten zu lesen anfangen, andere, welche überhaupt Jahr für Jahr nur ein Blatt lesen, und wieder andere,

welche ihr politisches Raisonnement aus den Gesprächen ergänzen, die sie auf Resourcen oder Casinos vernehmen, aber dennoch eine „eigene" politische Meinung haben und solche Anderen aufdrängen wollen. Man glaube ja nicht, daß diese Herren zu der Ausnahme gehören, nein, im Gegentheil, sie bilden die Regel für das große Publikum der sogenannten „gebildeten Kreise." Jetzt, nachdem die „sociale Frage" durch die kaiserlichen Erlasse wieder einen akuten Charakter angenommen und ihre Aktualität alle anderen Interessen in entschiedener Weise prävalirt, zeigt sich erst wieder, wie unverantwortlich wenig oder gar nicht man sich in diesen Centren der Bildung und Vornehmheit mit der wichtigsten aller Fragen der Gegenwart, mit der „Socialen", beschäftigt hat. Es ist Thatsache, daß man es wenigstens im allgemeinen in jenen Kreisen nicht für vornehm und noch weit weniger für „unterhaltend" hielt, über sociale Fragen zu sprechen. Wir sind hundert Mal Zeuge gewesen, wie man in diesen Cirkeln lange Gesichter zog, wenn einmal selbst ganz zufällig über die socialen Verhältnisse gesprochen wurde. Man hielt es offenbar nicht für chic, solche Themas zu ventiliren. Auf die öfter an uns gestellte Frage: „was arbeiten Sie eigentlich"? nahmen die Züge einen überlegenen, spöttischen Ausdruck nach der Antwort an, daß wir uns mit socialen und wirthschaftlichen Fragen beschäftigen. Hier kann man allerdings jene Leute durch die Worte apostrophiren: „spottet seiner selbst und weiß nicht wie." Hier ist aber kein besonders scharfer psychologischer Blick nöthig, um zu wissen, warum die sociale Frage nicht als salonfähig betrachtet wird. Indem man nichts von ihr weiß und demnach nicht gut über sie reden kann, muß ihr Thema unangenehm berühren; die eigene Ignoranz soll verborgen bleiben. Selbst heute noch würde die weitaus große Mehrheit der „vornehmen, gebildeten" Kreise die Antwort auf die Frage: „worin besteht die sociale Frage" entweder ganz schuldig bleiben oder wir erhielten etwas seltsame Erklärungen. Wir haben es mithin, um kurz zu sein, mit einer gewaltigen Summe von verschuldeter und unverschuldeter Unwissenheit zu thun, welche selbst dem gewöhnlichen Verständniß über die socialen Verhältnisse im Wege steht. Der bekannte Ausspruch jenes hinterpommerischen Landraths in Betreff von „christlich-social": „christlich sind wir Alle und social gehört vor den Staatsanwalt", hat für einen großen Theil unserer vornehmen, gebildeten Welt durchaus noch nicht seine Bedeutung verloren.

Wie oft hörten wir unterdessen mit überlegener Miene und vollem Accent äußern: „ich weiß nicht, aber das Vorgehen des Kaisers in der Abeiterfrage scheint mir doch einen Haken zu haben; die Kerle werden noch unverschämter und begehrlicher.“

Auf unsere bescheidene Frage, „was man denn glaube, daß hätte geschehen sollen“, wurde in Variationen, aber stets im gleichen Sinne erwidert: „Ja nun, wissen Sie, wir meinen nur; es ist ja eine große Frage, es ist doch immer sehr gefährlich; man weiß nicht, was daraus wird.“ Auf unsere weitere Frage, „ob man denn vielleicht wisse, was „daraus“ werden würde, wenn man die social-revolutionäre Bewegung auch noch weiterhin ignorire und sie ruhig weiter wuchern ließe“, wurde mit dem bekannten Achselzucken geantwortet oder geäußert, „die Sache wäre gar nicht so schlimm, man würde mit den Leuten schon fertig, man solle nur Ernst zeigen.“

Als wir uns auch nach dieser Sentenz noch nicht zufrieden geben wollten und vorwitziger Weise sagten: „allerdings! Ernst zeigen, ist sehr recht und nothwendig, aber bitte! wie und wann soll nach Ihrer Ansicht Ernst gezeigt werden? Der Kaiser macht ja Ernst, Sie sind jedoch wie es scheint damit nicht einverstanden, oder verstehen Sie unter „Ernst machen“ nur, daß geschossen oder gehauen wird? beides kann aber doch nur geschehen wenn es bereits zu revolutionären Erhebungen gekommen ist. Diese werden aber im großen Umfange nur dann stattfinden, wenn die Verhältnisse so weit gediehen sind, daß sie von der Oberleitung der revolutionären Bewegung für stark genug erachtet werden, um siegreich zu bleiben. Dann ist aber die Katastrophe da, deren Ausgang wir Alle nicht mit Bestimmtheit voraussagen können. Es bleibt demnach nur ein Mittel, und das besteht in der Ablenkung der Gefahren, in der möglichsten Abtrennung der besseren und einsichtigen Elemente von ihrer bisherigen Leitung. Diesen Weg, der seit zwölf Jahren von allen erfahrenen Socialpolitikern dringend empfohlen wurde, hat nun der Kaiser eingeschlagen und es ist eine ernste Pflicht aller staatserhaltenden Elemente, die kaiserlichen Intentionen nach allen Seiten zu vertreten.“ Mit unserer Einwendung war auch der Dialog beendigt, denn wir erhielten keine weitere Antwort. Man fing mit Würde von der Oper, den schönen neuen Pferden des Herrn X. X., von der Jagd, und da in letzterer Zeit das Gespräch über die Influenza jenes über „das Wetter“ besiegt hatte, von dieser „unheimlichen Geschichte“ an. — Wir skizziren hier absichtlich einmal

den Verlauf eines solchen „politischen" Gespräches, welches typisch für die Mehrzahl der bereits bezeichneten Elemente ist. Und nach einem solchen geistigen Mob soll man noch viel fragen? Ihm gegenüber, wenn er mucksen soll, ist auch „Ernst" nöthig. Die gelegentlichen revolutionären Aspirationen sind nicht nur in den unteren, sondern mitunter auch recht merklich in den oberen Regionen zu Hause, hier haben sie nur andere Ursachen. Leute! welche sich in ihren ihnen angenehmen, zusagenden oder lukrativen Verhältnissen als wahre Säulen der Throne, selbst als Paladine ihrer Fürsten aufspielen, schillern oftmals gar rasch in recht verdächtigen Farben, wenn die Verhältnisse für sie ihre Annehmlichkeit verlieren, oder gar von ihnen verlangt wird, ihre Gesinnungen auch durch Opfer oder Entsagungen zu beweisen. Bei solchen Veranlassungen fallen dann ganz plötzlich die Masken und man erkennt die große politische Heuchelei mit der man so lange zu täuschen verstand. Bei Vielen reicht ihr „Royalismus" nicht weiter als ihr persönliches Interesse, das für sie allein maßgebend ist. Doch brechen wir dieses Thema ab, denn das, was wir erst erlebt, würde zu Commentaren führen, welche anzuwenden wir vorerst unsern Lesern überlassen wollen.

Wie würde es also werden, wenn die kaiserlichen Erlasse keine durchgreifende Realisirung erführen?

Indem wir auf die Frage direkt eingehen, soll unserer Antwort als Motto vorangestellt werden, was Ancillon lehrte. Er sagte: „Will man das „Sein" retten, muß man es mit dem „Werden" verbinden."

Der wahre Staatsmann läßt sich nicht durch politische, sociale oder wirthschaftliche Ereignisse oder gar Umgestaltungen überraschen, er läßt sich solche auch nicht abzwingen. Die wahre Staatskunst und Staatsweisheit beruht a priori darauf, daß man die wahren Ursachen der aufstrebenden, wie abnehmenden Bewegungen ebenso kennt, als die Kräfte über welche sie zur Zeit gebieten, oder welche ihnen im Connex aller maßgebenden Faktoren und Verhältnisse noch zufallen können, beziehungsweise zufallen müssen, oder über welche sie nun im Vergleiche zu früher weniger oder gar nicht mehr zu verfügen haben. Dies gilt für die innere, wie äußere Politik. Es läßt sich auch durch die Worte ausdrücken, daß man die Ursachen und Umstände aller Stärken und Schwächen, mit denen gerechnet werden muß, genau kennt. Ein Staatsmann, der nicht von diesen Voraussetzungen ausgeht, der den Zusammenhang und die treibenden

Kräfte bestimmter Verhältnisse nicht beachtet, gleicht genau einem ungeschickten, unwissenden Arzte, der z. B. nur Geschwüre an sich behandelt, während ihn der Organismus, aus dem sie doch hervorgehen, gleichgiltig läßt. Ein solcher soi disant-Staatsmann gleicht auch einem Baumeister, der fort und fort die Sprünge an einem Hause verschmieren und übertünchen läßt, dem es aber nicht einfällt, ihnen weiter nachzuforschen und nach dem Fundamente des Hauses zu sehen. In den Händen des schlechten oder gewissenlosen Arztes zehrt sich der Organismus seines Patienten auf; unter der Leitung des unverständigen Baumeisters werden die Fundamente des Hauses weichen, immer mehr sinken, bis die Tragfähigkeit des Hauses aufgehört und es zusammenstürzt. Wir können es nicht unterlassen, auch an dieser Stelle die volle Verantwortung für Alles, was seit zwölf Jahren versäumt wurde, und an dem deutschen Volkskörper auf eine kaum mehr gut zu machende Weise verdorben wurde, dem Fürsten Bismarck zu übertragen, der gerade durch seine exceptionelle Machtfülle mehr als je ein anderer Kanzler oder Minister-Präsident in der Lage war, ein- und durchzugreifen. Dem Fürsten Bismarck standen keine Hindernisse entgegen, er konnte was er wollte, aber hier wollte er nicht, und deshalb unterblieb auch vollständig, was Ancillon lehrte. Die social-revolutionäre Bewegung die sich erst unter „feiner" Regierung bildete und entwickelte, wurde mit dem Pflaster des Socialistengesetzes bedeckt, das die weitverzweigten Eiterbildungen hervorrief und das sociale Geschwür erst recht vertiefte. Was uns Ancillon lehrt, wird mit anderen Worten von dem genialen Grafen Cavour bestätigt, der die prophetischen Worte sprach: „In der oekonomischen wie in der praktischen und religiösen Sphäre können Ideen nur durch Ideen, Grundsätze nur durch Grundsätze bekämpft werden. Sind einmal Lehrmeinungen dahin gekommen, daß sie die Geister beherrschen, so setzen sie sich früher oder später in positive Thatsachen um und geben der Welt eine andere Gestalt."

Was für Ideen und Grundsätze stellte nun Fürst Bismarck dem revolutionären Socialismus gegenüber? Thatsache ist, daß die Ideen und Grundsätze, welche der socialdemokratischen Propaganda entgegengestellt werden sollten, nicht entgegengestellt wurden, und sie jedenfalls auch nur deshalb in einer so rapiden Weise wuchs, daß man die Zeit förmlich kommen sieht, „wo sie sich in positive Thatsachen umsetzt und der Welt eine andere Gestalt gibt."

Unser echt staatsmännischer Kaiser, dem zwar wie früher angeführt, ein englisches Blatt den Rath ertheilt, seinem weit klügeren Kanzler nicht vorzugreifen", hat die verhängnißvollen Fehler der Bismarck'schen inneren Politik, deren ganze „Kunst" nur noch in der Anwendung von rein mechanischen Machtmitteln bestand, erkannt. Der thatsächlich „weit klügere" Kaiser griff seinem Herrn Kanzler in die Zügel, der den Staatswagen dem Abgrunde immer näher führte. Den Fürsten Bismarck als maßgebende Person unschädlich zu machen, ihn als solche zu beseitigen, drängte sich allen klaren und weitersehenden Politikern als ein ganz bestimmtes Postulat der Staats-Raison auf. Dem Bismarck'schen Nichtsthun setzte der Kaiser seine Erlasse vom 4. Februar 1890 entgegen, welche die Anregung zur Klärung und Formulirung der Ideen und Grundsätze für die positive Bekämpfung der socialrevolutionären Bewegung gegeben haben. Beide, die Ideen, wie die Grundsätze werden sich aber eben so wohl gegen die „Revolution des Kapitalismus" als wie gegen dessen Contrerevolution, die bisher ihren Ausdruck nur in der Socialdemokratie gefunden hat, wenden müssen, wenn sie ihrerseits der Welt und zwar im positiven Sinn, eine andere Gestalt geben sollen.

Unverständige Leute sprechen immer nur von dem revolutionären Socialismus, als einer Erscheinung, die plötzlich vor uns hingetreten, die keine Gründe, keine Geschichte habe. Nichts ist jedoch thörichter und verräth mehr Ignoranz, als solche Aeußerungen.

In unseren Culturländern stehen sich zwei Revolutions-Herde einander schroff gegenüber; der ältere besteht in dem ununterbrochenen Expropriations-Prozesse des großen mobilen Kapitals gegenüber den Kapital-Schwächeren, der jüngere Revolutions-Herd besteht in den gleichfalls ununterbrochenen Reaktionen gegen die Entäußerungen der „Vielen durch die Wenigen". Aus diesem Grunde zieht sich gleich einem rothen Faden, der durch ein ganzes Gewebe gezogen ist, auch bei der positiven Bekämpfung der socialrevolutionären Bewegung zu gleicher Zeit der Kampf gegen die destruktiven Wirkungen des großen mobilen Kapitals.

Niemand, und wenn er die denkbar größte Macht auf Erden besäße, kann das Feuer in dem jüngeren Herde zerstören, ohne nicht zugleich jenes zu regeln, zu mäßigen und dem allgemeinen Nutzen wieder dienstbar zu machen, das in dem alten brennt; jede

wirkliche Socialreform muß sich deshalb auch mit dem großen mobilen Kapital[1] **beschäftigen.**

Will man sich über die verheerenden Wirkungen des alten und Hauptrevolutionsherdes, die er auch auf rein geistigem Gebiete — auf dem der Theorien — verursacht hat, eine klare Vorstellung machen, so betrachte man nur die Lehren des wissenschaftlichen revolutionären Socialismus. Dieser zog für sich die schärfsten Consequenzen aus der Praxis seines Gegners. Durch die bisher nirgends gehinderten Praktiken des vollständig souveränen, ja schrankenlos gewordenen großen mobilen Kapitals, welche schon viele Millionen von Existenzen ruinirten und eine sociale und wirthschaftliche Revolution ausüben, wie sie allgemeiner und vernichtender gar nicht gedacht werden kann, deren Opfer im allgemeinen weniger bluten aber dafür erstarren, durch jene Praktiken sagen wir, entstanden auch allein die Lehren, welche sich sans phrase gegen alles Privateigenthum wenden.

Die übermäßigen Erfolge des alten Revolutionsherdes zeitigten die übermäßigen Verlangen, die aus jüngeren hervorgehen; indem das schrankenlos gewordene große mobile Kapital immer mehr als gemein- und staatsgefährlich empfunden wird, reiften sich die ihm gegenüberstehenden Ideen zu der Lehre über die Beseitigung von allem Privatbesitz aus; man will, wie das alte gute Sprichwort sagt: „das Kind mit dem Bade ausschütten."

Wir, die zwischen diesen beiden Revolutions-Herden stehen, und fast Alle von dem einen oder anderen, oder durch beide schon gelitten haben, wir werden unrettbar durch die Feuer dieser Krater vernichtet, wenn es nicht noch in letzter Stunde, in der wir uns besten Falles noch befinden, gelingen sollte, diese unheimlichen Feuer zu bemeistern. Nicht ohne eine gewisse Satisfaktion zu erhalten, kann hier Platz finden, was wir bereits Ende 1881 in unserer Broschüre[2]: „Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiterfrage" geschrieben haben. Es lautet: „Dem wuchernden Großkapital müssen die Gelegenheiten entzogen werden, über alle anderen Interessen hinweg nur sich zu dienen, und es muß, wenn die heutigen Staaten nicht in Folge der unnatürlichen Kapital-Concentrationen zu Grunde

[1] Man beachte gefälligst, was wir über dieses Kapitel in all unsern social-politischen Arbeiten gesagt haben.

[2] Puttkammer und Mühlbrecht. Berlin 1882.

gehen sollen, ein anderer Gang bei den Vermögensbildungen erzwungen werden.

Von jeher haben die Besitzverhältnisse den Hauptausschlag bei allen Revolutionen und gewaltsamen Aenderungen gegeben; was Aristoteles schon ausführte, gilt heute noch bis auf sein letztes Wort. Das römische Reich ging zum größten Theile an der Ungeheuerlichkeit seiner Latifundien-Verhältnisse zu Grunde, und der sogenannte moderne Musterstaat, den wir den modernen Liberalen zu danken haben, wird mit derselben Bestimmtheit an seinen ungesunden und unnatürlichen Kapital-Anhäufungen zu Grunde gehen. Kann man entsprechende Cautelen gegen die Latifundien-Bildungen finden, so sind erstere auch gegen das staats- und gesellschaftsgefährliche Anwachsen des Großkapitals zu fordern. Ich spreche es mit vollster Ueberzeugung aus, daß Verhältnisse, die ich hier nur flüchtig berühre, in nicht gar langer Zeit die öffentlichen Interessen vollständig beherrschen und die Hauptarbeits-Themas der verschiedenen Regierungen und gesetzgebenden Körper werden. Diese Geldverhältnisse enthalten nicht etwa nur Theile der socialen Frage, sondern ich sage mit aller Bestimmtheit: sie ist lediglich aus ihnen entstanden. Unsere heutigen Gesetze und Institutionen stehen in keinem Verhältniß mehr zu den Mitteln und Wegen, über welche die Besitzer der Kapital-Mächte verfügen, und durch welche sie Staat und Gesellschaft gefährden, indem sie durch die von ihnen veranlaßten furchtbaren und unaufhörlichen Besitzverschiebungen dem heutigen öffentlichen Leben einen chronischen revolutionären Charakter verleihen. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß Staaten, in denen die Geldverhältnisse den Ausschlag geben, sich immer in einer revolutionären Gährung befinden. Es ist buchstäblich wahr, wenn ich sage, daß die heutigen diversen Praktiken, durch welche das Großkapital in continuirlicher Weise vergrößert wird, über den heutigen Gesetzen stehen und sich diese als vollständig unzulänglich erweisen, den Staat und die Gesellschaft vor den großen und sicheren Gefahren zu schützen, welche durch jene heraufbeschworen werden. Der exceptionelle Standpunkt des modernen Großkapitals hat aber auch seine ganz bestimmten Gefahren für die Besitzer desselben, denn wie es mehr und eingehender erkannt wird, daß ihre „freien Künste" **über** den Gesetzen stehen, das heißt, für sie unerreichbar sind, so wird auch in gleicher Weise die Ansicht wachsen, daß die Resultate dieser

„Kunstleistungen" keine gesetzliche Berufung besitzen. Diese Annahme dürfte in dem Maße an Bedeutung gewinnen, als über die rechtliche und moralische Beschaffenheit jener Praktiken schon längst der Stab gebrochen ist. Aber ein nicht gerade kleiner Theil der augehäuften Kapitalmassen ist selbst direkt durch Betrug, Bestechungen und verbrecherische Manipulationen entstanden. In welcher Weise die Kapital-Gewaltigen à la baisse und à la hausse speculiren, und welche Mittel ihnen hierzu verfügbar sind, ist zu sehr bekannt, und es hieße, einen vollständigen Gemeinplatz betreten, hierüber erst berichten zu wollen."

In unserer „Denkschrift" Seite 32 schrieben wir: „Wenn es sich um wirkliche, um durchgreifende Besserungen auf **Grund der heutigen Staaten** und deren Gesellschaften handeln soll, so sind sie nur dann möglich, wenn a. Gesetze gegen die organische und mechanische Weiterentwickelung der Bildungen und Wirkungen des großen bisher absolut souveränen Kapitals und b. solche hinsichtlich der Reduction der immer fiktiver und imaginärer werdenden Werthe erlassen werden, welche den Charakter von Restitutionen oder Ausgleichungen, oder Abgleichungen, besitzen.

Sind Besitze vorhanden, welche durch offenbar mangelhafte Gesetze zu einer staats- und gesellschaftsgefährlichen Höhe gesteigert worden sind, so liegen bestimmte Ausgleichungen in dem unabweisbaren Interesse des Staates und der Gesellschaft. — Will man gefälligst diesen Gedanken ausdenken, so wird man sich der Wahrheit des Gesagten nicht verschließen können, es sei denn! daß man auch die letzten Consequenzen dieser staats- und gesellschaftsgefährlichen Riesenvermögen willig acceptirt. Acceptirt man sie aber nicht, so erkennt man schon im Princip das Recht und die eventuelle Nothwendigkeit des staatlichen Einschreitens an, und kann es sich nunmehr nur um den Zeitpunkt des Einschreitens handeln; wir haben es fortan nur noch mit einer Opportunitätsfrage zu thun."

Glaubt man etwa, die Socialdemokratie wäre in so rapider Weise gewachsen, wenn die Gründe der Unzufriedenheit nicht so zahlreich und mächtig wären? Im Interesse eines besseren Verständnisses für die socialdemokratische Frage müssen wir hier einen Punkt berühren, der für sehr Viele noch nicht geklärt zu sein scheint. Es fehlt nämlich auch heute nicht an naiven Menschen, die sich und

andere damit beruhigen wollen, daß die politischen, socialen und wirthschaftlichen Tendenzen der Socialdemokratie unausführbar seien, daß Niemand ihren Druck und Zwang [1]) ertrage, daß sie auf Utopien beruhe. Was kann aber mit diesem Einstoßen offener Thüren erreicht werden? Haben diese Deduktionen bisher vermocht, das Anwachsen der Socialdemokratie auch nur im entferntesten zu hindern? Sie haben gar keinen Einfluß gehabt und wer ihre treibenden Kräfte kennt, der wird auch genau wissen warum. Schon im Jahre 1879 schrieben wir in unserem Buche: [2]) „Die Ursachen der Entstehung und Weiterentwickelung der Socialdemokratie" auf Seite 13: „Nicht das, was man jetzt als ihr Programm discutirt ist recht, vernünftig und wird siegen, sondern das brennende wenn auch in den Ausführungen noch ziemlich dunkle Verlangen, andere Verhältnisse zu schaffen als die jetzigen sind."

Die vielen Hunderttausende die unzufrieden sind, verlangen a priori die Aenderung der bestehenden Verhältnisse und halten sich gar nicht bei der Frage auf, wie es werden wird. Was man wünscht, das hofft man, und so werden bald zwei Millionen stimmberechtigte deutsche Staatsbürger hoffen, daß, nachdem die heutige Gesellschaft gesprengt, sich Verhältnisse herstellen lassen, unter welchen es ihnen auf alle Fälle besser gehen wird, als unter der jetzt bestehenden. Es ist eine rein vergebliche Mühe, den revolutionären Massen vorschwätzen zu wollen, ihr Socialistenstaat habe keine Aussicht auf Existenz.

Was auf die Massen allein Eindruck machen und sie der revolutionären Propaganda entfremden kann, besteht in den „Veränderungen" der von ihnen gehaßten Verhältnisse, also in wirklichen durchgreifenden wirthschaftlichen Reformen, in der Realisirung dessen, was wir seit zwölf Jahren fort und fort verlangen. Mit der läppischen Vorhaltung, daß der Socialistenstaat den Massen selbst unerträglich würde, kann man ebenso wenig einen praktischen Erfolg haben, als ein Arzt haben wird, wenn er armen Kranken verbietet Kartoffeln und Schwarzbrod zu essen. Solange diese nichts anderes haben, werden sie den Rathschlägen zum Trotz bei dieser Kost bleiben, und gerade so werden die unzufriedenen Massen von dem Socialisten-Staate alles Heil erwarten, bis sie innerhalb der heutigen Gesellschaft einen Ersatz finden. Hierüber

[1]) Uebertriebene Gleichheit führt zur krassen Tyranei.

[2]) Friedrich Luckhardt. Berlin 1880.

wolle man sich doch endlich einmal nicht noch länger Täuschungen hingeben. Bei diesem Thema, das direkt von den Ursachen handelt, welche maßgebend für das Wachsthum der Socialdemokratie sind, ist es von der allergrößten Wichtigkeit, den Kaiser zu bitten, sein Augenmerk auch auf die ländliche Bevölkerung zu richten, die bereits nicht mehr intakt gegenüber der social-revolutionären Bewegung ist. Es wird weit leichter und außerordentlich dankbarer sein, die großen Massen der Bauern vor den socialdemokratischen Einflüssen zu schützen, sie ihnen gegenüber widerstandsfähiger zu machen, als sie erst wieder für den monarchischen nationalen Staat zurückzugewinnen. Diese Sache ist von der allergrößten Bedeutung und darf nicht übersehen werden. Eine Enquête zur Berathung der Verbesserungen der bäuerlichen Verhältnisse zu berufen, ist wenigstens gerade so nothwendig, als sich mit der Lage der Arbeiter zu befassen. Wir trugen diesem Bedürfniß schon 1880 Rechnung, indem das Programm der von uns gegründeten „Freien Vereinigung der Social-Conservativen" die nothwendigen Verlangen der „drei" Produktivstände umschloß. Die Idee: auf einer Enquête die Verhältnisse der landbautreibenden Bevölkerung zu berathen, möchten wir dahin erweitert wissen, daß die Arbeiten sofort eine Theilung erfahren, die schon in Folge der außerordentlichen Verschiedenheiten der bäuerlichen Verhältnisse unerläßlich erscheint; haben wir doch schon in Bayern allein mit total verschiedenen Grundlagen und Voraussetzungen zu rechnen. Die neue Agrargesetzgebung muß sich erst recht mit den drei Kategorien von Bauern befassen. Als überall gleiche Forderungen durch das ganze deutsche Reich müßten aber aufrecht erhalten bleiben:

1. Ablösung der bäuerlichen Hypotheken durch die Staaten analog der früheren Grundentlastung.
2. Ein entsprechendes Heimstättegesetz.
3. Ein Anerbegesetz, das sich gegen die Zersplitterung, mithin gegen die Mobilisirung des Grundbesitzes richtet.
4. Wiedereinführung der Doppel-Währung.

Die leitenden Motive der Agrargesetzgebung müßten vor Allem auf die Erhaltung des Grundbesitzes gerichtet werden. Wie man nun die Arbeiter vor der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft schützen will, so müssen unsere Bauern vor den Wucherungen des Kapitals geschätzt werden. Durch genossenschaftliche Verbände wären die Credit- und andern Bedürfnisse zu decken und hörten mit einem Schlage jene bekannten Hypothek- und Wechselbanken auf, die sich

Paläste bauen und jährlich bedeutende Dividenden gewähren. Dieses viele Geld, das alles der Landwirthschaft entzogen wird, blieb dann ihr zum Nutzen.

Wir finden die Agrarfrage noch wichtiger als die Arbeiterfrage, denn gelingt es dem ausbeutenden Kapital jahraus, jahrein bäuerliche Existenzen zu vernichten und Tausende von ihnen alljährlich in die Reihen der Proletarier zu stoßen, so schwindet mehr und mehr die Kraft, den socialrevolutionären Bestrebungen Widerstand zu leisten. Die Armee ist jetzt schon in Betreff ihrer Elemente, die sie aus der Arbeiterbevölkerung erhält, keineswegs so sicher, als sie es noch vor zwanzig Jahren war; kommen zu diesen Elementen nun in größeren Massen noch die Söhne des ländlichen Proletariats, so braucht man noch lange kein Pessimist zu sein, um recht bedenklich in die Zukunft zu sehen.

Wir möchten deshalb wiederholt Seine Majestät den Kaiser dringend bitten, auch nach dieser Richtung hin Fürsorge zu haben.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie es werden würde, wenn die kaiserlichen Intentionen keine durchgreifende Realisirung erführen, sagen uns mit möglichster Klarheit Karl Marx und Lassalle. Der Erste schreibt: „Mit der fortwährenden numerischen Abnahme der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandelungsprozesses usurpiren und monopolisiren, wachse aber „auch die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtung die Degradation, der Ausbeutung", wachse auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol selbst werde endlich zur Fessel der Productionsweise, die mit unter ihm aufgeblüht sei. Alsdann habe die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums geschlagen. „Die Expropriateurs werden expropriirt." Die kapitalistische Productions- und Aneignungsweise war die erste Negation des auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums. Diese Negation negirt sich selbst und drängt zur Wiederherstellung individuellen Eigenthums, jedoch auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera: nämlich auf Grund der Cooperation freier Arbeiter und ihres Gemeineigenthums an der Erde und an den durch die Arbeit selbst producirten Productionsmitteln. Die vorausgegangene Verwandlung des zersplittert gewesenen, auf eigner Arbeit beruhenden Privateigenthums in modernes Kapital war ein ungleich mehr langwieriger,

harter und schwieriger Prozeß, als die Verwandlung des faktisch bereits auf gesellschaftlicher Arbeitsweise beruhenden Privatkapitals in gesellschaftliches Eigenthum. Dort handelte es sich um die Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren, hier handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse."

Lassale erklärte Anfangs der sechziger Jahre vor dem Landgerichte in Düsseldorf: „In diesem Sinne kann ich sagen, daß ich jedenfalls von dem künftigen Eintreten meiner Revolution (worunter ich, wie ich daselbst ausdrücklich erkläre, immer nur die Durchführung eines neuen Princips verstehe) überzeugt bin. Sie wird entweder eintreten in voller Gesetzlichkeit und mit allen Segnungen des Friedens, wenn man die Weisheit hat, sich zu ihrer Einführung zu entschließen bei Zeiten und von oben herab — oder aber sie wird innerhalb irgend eines Zeitraumes hereinbrechen unter allen Convulsionen der Gewalt, mit wild wehendem Lockenhaar, erzne Sandalen an ihren Sohlen! In der einen oder anderen Weise wird sie kommen, und wenn ich, mich dem Tageslärm verschließend, in die Geschichte mich vertiefe, so höre ich ihr Schreiten."

Diese Ansichten erhalten eine Bestätigung durch den gelehrten, hochconservativen Schweizer Herrn Professor Heinrich Escher in Zürich, der bereits in seinem 1863 bei W. Engelmann in Leipzig erschienenen berühmten Werke: „Handbuch der praktischen Politik" erster Band Seite 341 schrieb: „Vor Allem darf man die Augen nicht vor der Thatsache verschließen, daß es in der Entwickelung aller Staaten Zeiten und Lagen gibt, wo die Gesellschaft, wo das Eigenthum nur durch Opfer, welche dasselbe bringt, vor gänzlicher Umwälzung gerettet werden kann. Die ältere wie die neuere Geschichte zeigt dieses; die gepriesensten Gesetzgeber des Alterthums, die größten Minister monarchischer Staaten der Neuzeit, die weisesten Staatsmänner der Gegenwart haben dieses anerkannt, und, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß die Wohlfahrt der Gesammtheit alle anderen Rücksichten überwiegen muß, (suprema lex est salus populi), kein Bedenken getragen, die Machtvollkommenheiten des Staates zu durchgreifenden Maßregeln zu benutzen, unbekümmert, ob dieselben vom Standpunkte des Legisten als Störung des rechtlichen Besitzers betrachtet, oder von dem Starrsinn beschränkten Eigennutzes als revolutionär verschrieen werden möchten. Wir verwahren uns nochmals aufs nachdrücklichste gegen die Deutung, als wollten wir die

Begehrlichkeiten der Besitzlosen (der Massen, der Proletarier) zur Richtschnur machen, oder gar dem Communismus, welchen wir so entschieden verworfen haben, das Wort reden. Nach den in der Staatsmetaphysik entwickelten Grundsätzen verstehen wir unter dem populus nicht die plebs, nicht die Masse der Besitzlosen, sondern die Gesammtheit, welche alle umschließt, und diese nicht als ein Aggregat von atomistischen Individuen, sondern als einen lebendigen Organismus, dessen Wohl höhere Güter als die Vortheile der Einzelnen mit einschließt, die Vortheile der verschiedenen Stände und Klassen ausgleicht, die Erhaltung des Staates als sein Lebensprincip zu oberst stellt, und die Gegenwart mit der Vergangenheit und Zukunft verknüpft. Dem Gesammtwohl in diesem Sinne muß jede andere Rücksicht untergeordnet werden; das Gesammtwohl in diesem Sinne kann mit dem Sittengesetze und mit dem wahren Rechte nicht in Widerspruch gerathen; ein Recht, welches diesen Widerspruch in sich trüge, kann nicht wahres Recht sein oder hat, durch Veränderung seiner früheren Grundlagen, diesen Charakter und den Anspruch auf Anerkennung und Schutz der Gesammtheit, deren Wohl es entgegentritt, verloren. Auch revolutionär kann eine Maßregel nicht sein, deren Zweck es ist, Revolution zu verhüten, und wahrhaft conservativ ist sie, wenn sie als die nothwendige Bedingung erscheint, das Wesentliche eines bestehenden Rechtszustandes zu erhalten und dem Strome des Alles bedrohenden Communismus ein ableitendes Bett zu graben."

An dieses Citat anknüpfend soll noch gesetzt werden, was wir in unserer Denkschrift, S. 28 bis 30, darüber bemerkten: „Wer kann diesen Sentenzen widersprechen, ohne sich das größte Armuthszeugniß auszustellen? Namentlich aber den letzten Satz möchten wir unserer officiösen und gouvernemental-conservativen Presse ganz besonders empfehlen. Man kann ihre Schreiber und Alles was mit ihnen zusammenhängt nur bedauern, denn verletzen, können sie aus sehr einfachen Gründen schon längst nicht mehr.

In unserem Buche: „Fürst Bismarck und die „deutsch"-conservative Partei oder eine politische Abrechnung" definirten wir den wahren Conservatismus auf den Seiten 72 bis 74 in nachstehenden Worten: „Wir sagten: von allen „wirklichen" Conservativen, und wollen, da seit dem Jahre 1882 mit keinem Worte ein größerer Humbug getrieben wird, als wie mit „conservativ", auch hier flüchtig definiren, was unter „wirklichen Conservativen" zu ver-

stehen ist. Die wirklichen Conservativen verbinden mit dem zähen Festhalten an allen Formen, Gebräuchen, Sitten und Institutionen auf den verschiedenen Rechts- und Staatsgebieten, sowie in Bezug auf die Gesellschaft den Willen und die Fähigkeit, alle jene Forderungen, die sich auf die vollständige Beseitigung oder Aenderung des Hergebrachten und Bestehenden beziehen, oder welche selbst absolut Neues enthalten, einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen und dann für sie einzutreten: wenn sich ergibt, daß jene gedachten Reformen oder Aenderungen sowie die Realisirung der neuen Verlangen gerade zur Erhaltung und Stärkung des Bestehenden beitragen. Der concrete, wirklich staatsmännische Conservatismus muß deshalb die Fähigkeit der Expansion besitzen; die wirklichen Conservativen werden über das Einzelne nie das Ganze übersehen, und sich durch Bedenken über Einzelnes nie aufhalten oder bestimmen lassen, der Erhaltung, Kräftigung und Besserung des Gegebenen entgegenzuhandeln. Es wird darum nicht fehlen — und es hat auch nicht daran gefehlt — daß die wirklichen Conservativen (Social-Conservativen) theils aus böser Absicht, theils aus Gedankenarmuth die verschiedenste Beurtheilung finden werden, je nachdem sie mit bestimmten Interessen oder Richtungen, die sich nicht oder nur höchst einseitig mit der Erhaltung und Kräftigung des Staatsganzen befassen, collidiren. Während man die „Social"-Conservativen von der einen Seite Reactionäre nannte, wurden sie von einer anderen kurzweg als Revolutionäre bezeichnet, „deren Bestrebungen so gefährlich seien, als die der arnachischen Parteien." Richtig ist ja, daß die „Social"-Conservativen bei allen Gelegenheiten, wo es sich um die Erhaltung des Staatsganzen auf der Basis der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse und historischen Rechte handelte, gerade so reactionär, als radikal sind, je nachdem der eine oder andere Standpunkt ihrem oben angegebenen Zwecke entspricht, der sich auch sehr wohl durch die bekannten Worte des Herrn Reichskanzlers: „daß ein größeres Maß von Zufriedenheit aller Staatsangehörigen auch ein Staatszweck sei", deckt. Soweit es sich um diese specielle Theorie handelt, sind wir mit dem Fürsten Bismarck vollständig d'accord, und gehen unsere Wege erst bei den praktischen Erwägungen: auf welche Weise diesem Staatszwecke zu entsprechen sei, auseinander. Aus diesen wenigen Worten mag ersehen werden, wie viele conservative Standpunkte es geben kann und wie leicht deshalb mit oder ohne Absicht der tollste Wirrwarr unter Denjenigen

entstehen kann, die sich aus diesem oder jenem Grunde „conservativ" nennen. Die Worte „conservativ" und „Conservatismus" haben einen absolut abstrakten Sinn und lassen erst durch ihre Anwendung auf bestimmte Dinge, Verhältnisse und Ideen eine concrete Auffassung zu. Wenn einer sagt: er sei conservativ, so weiß man immer noch sehr wenig von ihm, denn es kommt darauf an, in was er conservativ ist. Ebenso verhält es sich mit dem Epitheton: „revolutionär" und überhaupt mit allen abstrakten Bezeichnungen. Wie man revolutionär gegen ein revolutionäres Ergebniß sein kann, so kann man auch ein Reactionär der Revolution sein. In diesem Circulus dreht sich Alles nur darum: was man erhalten oder beseitigen will. Aus diesem Grunde dürfte es vor allem nöthig sein, die Ansprüche zu klären und fixiren, welche diese oder jene politische oder social-politische Gruppe daraufhin erhebt, daß man sie als „conservativ" zu nehmen habe; durch nähere Bezeichnung des Wortes ist der Sinn festzustellen, in dem man „conservativ" sein will. Aus diesem Grunde nannte auch der Schreiber dieser Zeilen die von ihm im Jahre 1880 ins Leben gerufene social-politische Bewegung „social-conservativ". Also eine Vereinigung, deren Zweck es ist, durch sociale und wirthschaftliche Reformen für die Erhaltung der gegebenen Gesellschaft zu wirken."

Wenn man wissen will, wie in manchesterlichen Kreisen die kaiserlichen Intentionen aufgefaßt werden, so braucht man sich nur an die 27., 28. und 29. Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 13., 14. und 15. März d. J. zu erinnern. Hier kann man sehen, welche exorbitanten Ansprüche und Ansichten noch immer in dem unverbesserlichen Manchesterthum herrschen. Diese Verhandlungen zeigen, wie weit seine Vertreter davon entfernt sind, die bezüglichen Verhältnisse auch nur einigermaßen klar und gerecht zu beurtheilen. Ob es daher möglich ist, mit solchen Elementen die nöthigen socialen und wirthschaftlichen Reformen durchzuführen, ist sehr unwahrscheinlich, zum Glück hat aber der Staat die Macht, die Widerspenstigen zu zwingen. Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 13., 14. und 15. März d. J. sind für die Haltung des Manchesterthums in einem Grade symptomatisch, daß wir sie wenigstens streifen und seine Wortführer mit Namen aufführen wollen. Die Herren Schultz, Vopelius, Schmieding, vor allem aber die Herren Ritter und Berger dürfen wohl den Anspruch erheben, daß man sie

bei der Frage über den Arbeiterschutz ganz besonders erwähnt. Herr Ritter erhält ein gewisses Interesse schon deshalb, weil er uns mittheilt, daß alles, was seit der Juli-Revolution über den „vierten Stand" geschrieben und gesagt wurde, Unsinn sei. Dieser belehrt uns, daß es gar keinen „vierten" Stand gibt. Er meint: „wo hört der dritte, oder Gott weiß, welcher Stand auf? Wir Alle sind gewissermaßen Arbeiter (Beifall rechts) und müssen uns verständigen als Deutsche und Brüder."

Wie man die Bruderschaft mit diesen Herren in praktischer Weise aufzufassen hat, darüber lassen sie uns keinen Augenblick im Zweifel; merkwürdig ist nur, wie diese Leute noch immer an die Macht der reinen Phrase glauben mögen. Weiter meint dieser interessante Historiker, Strikebewegungen seien überhaupt unberechtigt. Den Vogel schoß aber unbestreitbar der selbstgefällige Herr Berger ab, welcher, nachdem er uns erzählt, was für eine Disciplin und Mannszucht er bei seinen Wählern eingeführt, sich über den Empfang der Arbeiter-Deputation am 14. Mai 1889 (in der 29. Sitzung vom 15. März d. J.) in nachstehender Weise zu äußern erlaubt: „Nachdem ich diese Darstellung gemacht habe, erlaube ich mir zu fragen, wer denn für diese so beklagenswerthe Thatsache[1]) die Verantwortlichkeit trägt. Ich setze nämlich voraus, daß Se. Majestät der Kaiser und König, als constitutioneller Monarch bei einem so wichtigen Akte, als es der Empfang der Vertreter der contraktbrüchigen Bergarbeiter in Westfalen war, sich bei seinen verantwortlichen Ministern die nöthige Information geholt haben wird, ehe er dieselben vor sein Antlitz treten ließ. Ich frage, wer von den verantwortlichen Ministern Sr. Majestät trägt die Verantwortlichkeit für diesen Akt, diese drei enragirten Socialdemokraten hier empfangen zu haben? Thatsache ist, daß die Audienz bei Sr. Majestät diese drei Deputirten mit einem noch bis heute fortwirkenden Glorienschein umgeben hat. Ich erwähnte schon vorhin, daß in ganz Westfalen überall in den Bezirken erzählt wurde, die Herren Schröder, Bunte und Siegel seien sehr gnädig, Herr Dr. Hammacher und Genossen dagegen sehr ungnädig empfangen worden. In einem mir bekannten Revier erzählte man sogar, daß Herr Schröder und Genossen in Hofequipagen in Empfang genommen worden seien. (Heiterkeit.) Nach diesem Allen werden

[1]) Nämlich die, daß sich nachträglich herausgestellt, die Arbeiterdeputirten seien Socialdemokraten gewesen.

Sie mir zugestehen müssen, daß ich berechtigt bin, zu fragen, wer die Verantwortlichkeit für den Actus des 14. Mai 1889 trägt."

Herr Berger, der nach der Behandlung seiner Wähler zu schließen, ein sehr autokratischer Herr zu sein scheint, schloß seine durch unfreiwilligen Humor gewürzte Rede mit folgenden Worten: „Ich schließe nicht mit dem wiederholt gebrauchten Worte: videant consules! denn ehrlich gesagt, die consules sind in diesem Falle nicht klüger gewesen, als der große Haufe; wir sind Wochen und Monate hindurch alle in die socialdemokratische Falle hineingeplumpst. Nein, ich schließe mit den Worten: tua res agitur, Deine eigene persönliche Sache, die Sache von Ihnen allen und von jedem einzelnen ist es, die hier heute und in den letzten Tagen verhandelt worden ist." (Lebhafter Beifall.)

Die „Frankfurter Zeitung" meint sehr zutreffend, die Debatten über die Bergarbeiterstrikes im preußischen Abgeordnetenhause hätten wieder einmal gezeigt, daß es dieser „Volksvertretung" in Folge des „elendesten aller Wahlsysteme" an solchen Rednern fehlt, die wirklich aus dem Volke hervorgegangen sind und mit ihm fühlen und denken können. Wir fügen bei, daß aus diesen Reden in klarer, scharfer Weise hervorgeht, „wie es werden würde", wenn die Vertreter des Manchesterthums in den schwebenden Fragen der Arbeiterschutzgesetzgebung maßgebend werden sollten. Sie würden die socialrevolutionäre Bewegung mit einem so durchschlagenden Erfolge consolidiren, daß, bevor wir noch 2000 schrieben, die Welt in Flammen stände. Wer Augen hat, der sehe, wer Ohren hat, der höre. Dem Herrn Berger möchten wir aber noch ganz besonders vorhalten, daß seine Worte über die „consules", welche nicht klüger gewesen als der große Haufe und mit in die socialdemokratische Falle hineingeplumpst wären, auf einer thatsächlichen Unwahrheit beruhen, die sofort im Abgeordnetenhause hätte constatirt werden müssen. Wir wissen sehr wohl, daß im vorigen Sommer die Herren Ritter des Manchesterthums die staatlichen Organe besonders gern als **„ihre Büttel"** benutzt hätten. Wir wissen, daß voriges Jahr in einem Nordseebade einer dieser Herren sich einem rheinischen Präsidenten vorgestellt und auf die „anarchischen" Verhältnisse in den Kohlendistrikten hingewiesen hat, für welche nur noch der Belagerungszustand passe. Wir wissen, wie diese Herren es den „consules" sehr übel genommen, daß sie nicht mit Kanonen, Flinten und Säbeln für ihre durch eigene Schuld verloren gegangene Autorität

ingeschritten sind. Und nun, gerade weil die „consules“ so kluge waren, diese Insinuation zurückgewiesen zu haben, werden sie von dem sehr gereizten und übelgelaunten Herrn Berger, der nach eigenem Geständniß an drei Werken betheiligt ist, dem Lande gegenüber als nicht klug angeschuldigt. Herr Berger mag sich aber beruhigen, denn dem Lande gegenüber werden seine Anschuldigungen einen ganz anderen Erfolg haben als er wünscht. Wer von ihm und seinen Freunden gelobt und klug genannt wird, mit dem steht es hinsichtlich der Urtheilsfähigkeit und Volksfreundlichkeit sehr schlimm. Wir würden es als ein Abgewichensein vom rechten Wege betrachten, wenn wir von den Koryphäen des Manchesterthums gelobt werden sollten. Diese Elemente gehen an ihrer Verblendung und Anmaßung zu Grund; „nichts gelernt und nichts vergessen“, paßt in der Worte vollster Bedeutung für diese antisociale Kameraderie.

Hier können wir nur wiederum fragen: soll die privatkapitalistische Produktion, welche durch ihre Vertreter erklärt, nicht auf Erleichterungen eingehen zu können, also einfach jedes Entgegenkommen ablehnt, zum Trotz aller gesunden Vernunft aufrecht erhalten werden? Ist sie mehr werth, als alle übrigen Institutionen der bestehenden Gesellschaft? Soll sie mit Gewalt gestützt werden, bis diese versagt und die Bewegung sich immer mehr auf den Besitz im allgemeinen ausdehnt? Sollen alle anderen Besitzenden **deshalb** mit fallen, weil sich ihr ungesellschaftlicher Besitz keine Schranken auferlegen lassen will? Sollen alle anderen Besitzformen der privatkapitalistischen geopfert und fügen wir bei: noch dazu ganz nutzlos geopfert werden?

Die große privatkapitalistische Industrie ist durch die heutigen Produktionsverhältnisse weit mehr obsolet geworden, als es jemals die feudalen Verhältnisse waren, die bei allen Härten doch auch wieder viele versöhnende, ausgleichende und vor allem humanitäre Momente aufzuweisen hatten. Jedenfalls steht fest, daß sie auch nicht einmal nur annähernd Nothlagen geschaffen, Gährungen erzeugt und eine sociale Bewegung hervorgerufen haben, wie wir sie nun gegenwärtig in der Consolidirung des vierten Standes besitzen. Wir rufen die feudalen Verhältnisse aus mancherlei Gründen keineswegs zurück, aber man soll ihnen auch gerecht sein und um dies zu sein, braucht man sie nur mit dem modernen Feudalismus zu vergleichen. Die Ritter der Schlöte und Webstühle kennen nur „Kräfte“, und „Soll und Haben“. Wie unendlich schwer hat es gehalten, ihnen selbst nur die Elementar-Begriffe über die Verschiedenartigkeit der

„Kräfte" beizubringen? Daß es außer der Kraft der Maschinen auch noch eine andere, eine menschliche gäbe, die auch menschlich zu behandeln sei, das schien ihnen schon eine anmaßliche Bemerkung zu sein. Sprechen sie doch in einem Athem von „ihren" Pferden, „ihren" Hunden, „ihren" Maschinen, „ihren" Arbeitern. Uns sollten diese gerade so wenig kümmern, als ihre anderen vorhergenannten Eigenthumsstücke. Es hielt sehr schwer und hält noch schwer, diesen modernen Feudalherren begreiflich zu machen, daß „ihre Arbeiter" zum deutschen Volke gehören, daß wir lebhaften Antheil an ihnen nehmen und ihr Befinden uns wenigstens gerade so interessirt, als das der Arbeitgeber. Der schlecht verborgene Zorn des Herrn Berger über den Kaiser entspringt aber dem Umstande, daß Hochderselbe erklärte: „Die Arbeiter seien so gut seine Unterthanen als die Arbeitgeber und beide seien ihm gleich werth."

Und Gott sei Dank! verehren wir in Kaiser Wilhelm II. einen Monarchen von „Gottes Gnaden", und keinen von der „Bourgeoisie Gnaden", wie es Louis Philipp, der König der Franzosen war, der denn auch mit seiner Bourgeoisie zum Falle kam. Für die Umkehr ist es die allerhöchste Zeit und halten wir deshalb auch alle Erörterungen, welche klärend zu wirken vermögen, für direkt nützlich. Wir nehmen mithin unsere Fragen wieder auf, die doch wenigstens zum Nachdenken anregen werden.

Soll also d i e s e Produktion allein Zweck sein? oder ist d i e s e Produktion an sich der „Zweck"?

Wir dachten immer, daß sie nur das „Mittel" sei, die Bedürfnisse zu befriedigen und daß ihre ganze Bedeutung und ihr Werth nur hierin läge. Soll das Denkvermögen und die Urtheilsfähigkeit der Art abgenommen haben, **daß man den eigentlichen Zweck und die wirkliche Bedeutung der Produktion nicht mehr zu erkennen vermag?**

Warum soll die privatkapitalistische Großindustrie, wenn sie in unsere gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse einmal nicht mehr paßt und sich allen Anpassungsversuchen gegenüber vollständig obstinat verhält, wenn sie, fragen wir, sich zu einer staats- und gesellschaftsgefährlichen Praxis entwickelt hat, nicht gerade so gut weichen müssen, als wie eine ganze Reihe von anderen materiellen und idealen Rechten und Besitztiteln? Sind die Ablösungen der Zehnten und Frohnden, die Aufhebung der grundherrlichen Gerichts-

barkeit, die Wegnahme der Jagdgerechtigkeit und Siegelmäßigkeit, die Aufhebung der Klöster, das Einziehen der Kirchenvermögen und überhaupt die ganze Säkularisation, die Mediatisirung der Standesherren und endlich die diversen Annexionen denn nicht noch weit größere und tiefere Eingriffe in die Besitz-, Rechts- und Eigenthumsverhältnisse?

Und wir können nicht oft genug wiederholen, daß alle diese Rechte niemals zu den gesellschafts- und staatsgefährlichen Ergebnissen geführt haben, als wie sie durch die privatkapitalistische Productionsweise nun maßgebend geworden sind.

Wenn man sich kurzweg gegen die Erörterungen verschließt und ihnen die Berechtigung eingehender Beachtung versagt, so ist man reif für das Narrenhaus — — — oder reif für die eventuelle Katastrophe, die dann nur noch als reine Strafe für eine durchaus verblendete, bethörte und von Eigennutz zerfressene Gesellschaft hereinbricht. Hierüber zu zweifeln, bezeichnet die ungemessene Dummheit, die schon weit mehr Elend und Verderben über die Menschheit gebracht hat, als die Schlechtigkeit im Vereine mit der Bosheit.

Stellt es sich positiv heraus, daß die privatkapitalistische Production für eine Verbesserung unfähig ist, so muß mit einer stufenweisen Verstaatlichung begonnen werden. Der Anfang wäre mit den großen Actien-Unternehmungen und mit den im Privatbesitz befindlichen Bergwerken zu machen. Wir gehen hierbei auch von einer andern streng conservativen Ueberlegung aus. Wird es immer klarer, daß die großen industriellen Unternehmungen, bei deren einzelnen Betrieben oft tausende von Arbeitern beschäftigt, der Privatleitung entwachsen und andere Grundlagen für sie nothwendig geworden sind, so bilden die Verstaatlichungen die geordneten, gesetzlichen Uebergänge für die neuen Epochen der industriellen Welt. Wie will man sich denn sonst in der Praxis: die Rettung des „Seins" durch Verbindung mit dem „Werdenden" vorstellen? Drängt die Zeit unaufhaltsam dahin, daß die Arbeiterwelt in den Besitz der Productionsmittel und Arbeitsgelegenheiten kommt, so werden die durch die Verstaatlichungen hergestellten Verhältnisse die Uebergänge und Zwischenperioden bilden. Es ist dann Vorsorge getroffen, daß die gewaltige wirthschaftliche Aenderung sich ohne rohe willkürliche Gewalt auf gesetzmäßige Weise vollziehen kann, ohne Bruch mit den Besitzverhältnissen aller anderen Faktoren der Gesellschaft. Auch hier wollen wir zu einem Beispiel greifen. Gewährt man einem Flusse nicht das nöthige Terrain für seine Wassermassen,

so überschreiten diese die Ufer und reißen in ihrem Strome rechts und links guten, kultivirten Boden mit fort; aufhalten lassen sich die Wasser nicht, es kann sich nur darum handeln, ihnen das für sie nöthige Terrain selbst zu bestimmen und zu ordnen. Ebenso, wie man den wilden Wassermassen durch Einsicht und Verstand ihre Gefährlichkeit nehmen kann, so auch dem Blitz seine Gefahr durch die richtigen Ableitungen. Schon zucken die Blitze am socialen Horizonte auf und hören wir auch in der Ferne das Rauschen und Brausen der wilden Wassermassen. Vielleicht kann man die Gefahren noch beschwören, welche nur von den Tauben und Blinden nicht bemerkt werden.

Siebentes Kapitel.

Der Kaiser hat gesprochen.

Am 4. Februar 1890 richtete der Kaiser an den Reichskanzler Fürsten Bismarck nachstehenden Erlaß:

„Ich bin entschlossen, zur Verbesserung der Lage der deutschen Arbeiter die Hand zu bieten, soweit die Grenzen es gestatten, welche Meiner Fürsorge durch die Nothwendigkeit gezogen werden, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzfähig zu erhalten und dadurch ihre und der Arbeiter Existenz zu sichern. Der Rückgang der heimischen Betriebe durch Verlust ihres Absatzes im Auslande würde nicht nur die Unternehmer, sondern auch ihre Arbeiter brodlos machen. Die in der internationalen Concurrenz begründeten Schwierigkeiten der Verbesserung der Lage unserer Arbeiter lassen sich nur durch internationale Verständigung der an der Beherrschung des Weltmarktes betheiligten Länder, wenn nicht überwinden, doch abschwächen. In der Ueberzeugung, daß auch andere Regierungen von dem Wunsche beseelt sind, die Bestrebungen einer gemeinsamen Prüfung zu unterziehen, über welche die Arbeiter dieser Länder unter sich schon internationale Verhandlungen führen, will Ich, daß zunächst in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz durch Meine dortigen Vertreter amtlich angefragt werde, ob die Regierungen geneigt sind, mit uns in Unterhandlung zu treten behufs einer internationalen Verständigung über die Möglichkeit, denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit zu Tage getreten sind. Sobald die Zustimmung zu Meiner Anregung im

Princip gewonnen sein wird, beauftrage Ich Sie, die Cabinette aller der Regierungen, welche an der Arbeiterfrage den gleichen Antheil nehmen, zu einer Conferenz behufs Berathung über die einschlägigen Fragen einzuladen."

„Berlin, den 4. Februar 1890.

Wilhelm I. R.

An den Reichskanzler.

Der Erlaß an den Minister der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe lautet:

„Bei Meinem Regierungsantritt habe Ich Meinen Entschluß kundgegeben, die fernere Entwicklung unserer Gesetzgebung in der gleichen Richtung zu fördern, in welcher Mein in Gott ruhender Großvater Sich der Fürsorge für den wirthschaftlich schwächeren Theil des Volkes im Geiste christlicher Sittenlehre angenommen hat.

So werthvoll und erfolgreich die durch die Gesetzgebung und Verwaltung zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes bisher getroffenen Maßnahmen sind, so erfüllen dieselben doch nicht die ganze Mir gestellte Aufgabe.

Neben dem weiteren Ausbau der Arbeiter-Versicherungsgesetzgebung sind die bestehenden Vorschriften der Gewerbeordnung über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter einer Prüfung zu unterziehen, um den auf diesem Gebiete laut gewordenen Klagen und Wünschen soweit sie begründet sind, gerecht zu werden.

Diese Prüfung hat davon auszugehen, daß es eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben.

Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und mit den Organen Meiner Regierung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit den Letzteren Fühlung zu behalten.

Die staatlichen Bergwerke wünsche Ich bezüglich der Fürsorge für die Arbeiter zu Musteranstalten entwickelt zu sehen, und für den Privatbergbau erstrebe Ich die Herstellung eines organischen Verhältnisses Meiner Bergbeamten zu den Betrieben, behufs einer der Stellung der Fabrikinspectionen entsprechenden Aufsicht, wie sie bis zum Jahre 1865 bestanden hat.

Zur Vorberathung dieser Fragen will Ich, daß der Staatsrath unter Meinem Vorsitze und unter Zuziehung derjenigen sachkundigen Personen zusammentrete, welche Ich dazu berufen werde. Die Auswahl der Letzteren behalte ich Meiner Bestimmung vor.

Unter den Schwierigkeiten, welche der Ordnung der Arbeiterverhältnisse in dem von Mir beabsichtigten Sinne entgegenstehen, nehmen diejenigen, welche aus der Nothwendigkeit der Schonung der heimischen Industrie in ihrem Wettbewerb mit dem Auslande sich ergeben, eine hervorragende Stelle ein. Ich habe daher den Reichskanzler angewiesen, bei den Regierungen der Staaten, deren Industrie mit der unsrigen den Weltmarkt beherrscht, den Zusammentritt einer Conferenz anzuregen, um die Herbeiführung gleichmäßiger internationaler Regelungen der Grenzen für die Anforderungen anzustreben, welche an die Thätigkeit der Arbeiter gestellt werden dürfen. Der Reichskanzler wird Ihnen Abschrift Meines an ihn gerichteten Erlasses mittheilen.

Berlin, den 4. Februar 1890.

Wilhelm R.

An die Minister der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe.

Die Rede des Kaisers vom 14. Februar 1890 bei Eröffnung des Staatsrathes hat nachstehenden Wortlaut:

„Meine Herren Mitglieder des Staatsraths!

Durch Meinen Erlaß vom 4. d. M. sind Sie davon unterrichtet worden, daß es Mein Wille ist, das Gutachten des Staatsraths über diejenigen Maßnahmen zu hören, welche zur besseren Regelung der Verhältnisse des Arbeiterstandes erforderlich sind. Es entspricht der Bedeutung, welche der Staatsrath in der Monarchie einnimmt, daß die wichtigen, auf diesem Gebiete einer gedeihlichen Lösung harrenden Fragen von Ihnen einer gründlichen Erwägung unterzogen werden, bevor die aufzustellenden Gesetzentwürfe an die parlamentarischen Körperschaften gelangen, denen die endgiltige Beschlußfassung darüber verfassungsmäßig zusteht. Ich lege Werth

darauf, daß der aus den verschiedensten Berufskreisen zusammengesetzte Staatsrath auf Grund der in ihm vertretenen praktischen Erfahrungen die von Mir in Aussicht genommenen Vorschläge auf ihre Zweckmäßigkeit, Ausführbarkeit und Tragweite einer gewissenhaften und vorurtheilsfreien Prüfung unterzieht.

Ernst und verantwortungsvoll ist die Aufgabe, zu deren Lösung Ich Sie hierher entboten habe. Der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft, der Umfang der mit Rücksicht auf die Gebote der Menschlichkeit und der natürlichen Entwickelungsgesetze einzuschränkenden Kinderarbeit, die Berücksichtigung der für das Familienleben in sittlicher und wirthschaftlicher Hinsicht wichtigen Stellung der Frauen im Haushalte der Arbeiter und andere damit zusammenhängende Verhältnisse des Arbeiterstandes sind einer verbesserten Regelung fähig. Dabei wird mit sachkundiger Besonnenheit erwogen werden müssen, bis zu welcher Grenze unsere Industrie eine durch strengere Vorschriften zu Gunsten der Arbeiter erhöhte Belastung der Productionskosten ertragen kann, ohne durch den Wettbewerb auf dem Weltmarkte die lohnende Beschäftigung der Arbeiter beeinträchtigt zu sehen. Dadurch würde statt der von Mir erstrebten Förderung eine Schädigung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter herbeigeführt werden. Um diese Gefahr zu vermeiden, bedarf es eines hohen Maßes weiser Besonnenheit. Denn die glückliche Lösung dieser unsere Zeit beherrschenden Fragen ist um so wichtiger, als dieselbe mit der von Mir angeregten internationalen Verständigung über dieselben in ersichtlicher Wechselwirkung steht.

Nicht minder wichtig für die Sicherung eines friedlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind die Formen, in welchen den Arbeitern die Gewähr dafür zu bieten ist, daß sie durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung ihrer gemeinsamen Thätigkeit betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen in Verhandlung mit den Arbeitgebern befähigt werden. Es wird zu erstreben sein, die Vertretungen der Arbeiter mit den staatlichen Berg- und Aufsichtsbeamten in Verbindung zu setzen und auf diese Weise Formen und Ordnungen zu schaffen, durch welche den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Interessen ermöglicht und den staatlichen Behörden Gelegenheit geboten wird, durch Anhörung der unmittelbar Betheiligten fortlaufend über die Verhältnisse der Arbeiter zuverlässig unterrichtet zu werden

und mit den letzteren die wünschenswerthe Fühlung zu behalten. Auch die weitere Entwickelung der staatlichen Betriebe zu mustergiltigen Vorbildern einer wirksamen Arbeiterfürsorge bedarf der eingehendsten sachkundigen Erwägung.

Ich vertraue auf die bewährte treue Hingebung des Staatsraths bei den Arbeiten, die ihm jetzt bevorstehen. Ich verkenne nicht, daß gerade auf diesem Gebiete nicht alle wünschenswerthen Verbesserungen allein durch staatliche Maßnahmen zu erreichen sind. Der freien Liebesthätigkeit, der Kirche und Schule verbleibt daneben ein weites Feld segensreicher Entfaltung, durch welche die gesetzlichen Anordnungen unterstützt und befruchtet werden müssen, um zu voller Wirksamkeit zu gelangen. Aber wenn es mit Gottes Hilfe gelingt, die berechtigten Interessen des arbeitenden Volks auf Grund der von Ihnen zu machenden Vorschläge zu befriedigen, so wird Ihre Arbeit Meines königlichen Dankes und der Anerkennung der Nation gewiß sein dürfen.

Die Ihrer Berathung zu unterstellenden Vorlagen werden Ihnen unverweilt zugehen. Ich bestimme zur Theilnahme an der Berathung die beiden Abtheilungen für Handel, Gewerbe, öffentliche Bauten, Eisenbahnen und Bergbau und für Angelegenheiten der inneren Verwaltung, denen Ich eine Anzahl sachkundiger Personen zuweisen werde. Die Mitglieder dieser Abtheilungen ersuche Ich, sich am 26. d. M., 11 Uhr, in den Ihnen zu bezeichnenden Räumlichkeiten zu versammeln.

Zum Referenten bestimme Ich den Ober-Bürgermeister Miquel und zum Correferenten den Geheimen Finanz-Rath Jencke.

Ich behalte Mir vor, nach Abschluß der Abtheilungsberathungen den Wiederzusammentritt des Staatsraths zu bestimmen, und wünsche Ihnen zu Ihrer Arbeit den Segen von oben, ohne welchen menschliches Thun niemals gedeihen kann."

Nach der Veröffentlichung dieser Aktenstücke dürfte es von Interesse sein, unmittelbar neben ihnen die social-politischen Erlasse Kaiser Wilhelm I. zu lesen. Die große Botschaft vom 17. November 1881 lautet: „Schon im Februar dieses Jahres haben wir Unsere Ueberzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der socialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression socialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von neuem

ans Herz zu legen, und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In Unseren darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellungen.

In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rücksicht auf die im Reichstage stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung unterzogen, um die erneute Berathung desselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesammtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zu Theil werden können.

Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben eines jeden Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form corporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Fürsorge werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde. Immerhin aber wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne die Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen sein."

Am 14. April 1883 richtete Kaiser Wilhelm I. an den Reichstag nachstehenden Erlaß: „Unsere kaiserlichen Pflichten gebieten Uns aber, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, so lange Gott Uns Frist gibt zu wirken. Darum wollen wir dem Reichstage durch diese unsere

Botschaft von neuem in vertrauensvoller Anrufung seines bewährten treuen Sinnes für Kaiser und Reich die baldige Erledigung der hierin bezeichneten wichtigen Vorlagen dringend ans Herz legen."

Das Kapitel führt die Ueberschrift: „Der Kaiser hat gesprochen." Unser Kaiser hat aber nicht allein durch die zwei hochpolitischen Erlasse und die „Eröffnungsrede" gesprochen, sondern er hat ganz im Connex dieser wahrhaft kaiserlichen Gesinnung zu derselben Zeit noch andere Willensmeinungen geäußert, die wir mit großer Freude und höchster Befriedigung zu registriren haben. Die eine dieser kaiserlichen Kundgebungen ist an den General-Inspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens gerichtet und lautet:

„Ich erachte es für nothwendig, daß das Cadettencorps auf der Grundlage, welche Se. Majestät der Kaiser und König Wilhelm I., Mein in Gott ruhender Herr Großvater, in nie rastender Fürsorge für die Wohlfahrt der Armee durch Einführung des Lehrplanes der Realgymnasien ihm gegeben hat, nach folgenden Gesichtspunkten noch eine weitere Ausgestaltung und Vertiefung seiner Lehraufgabe erfahren soll:

1) Zweck und Ziel aller, namentlich aber der militärischen Erziehung ist die auf gleichmäßigem Zusammenwirken der körperlichen, wissenschaftlichen und religiös-sittlichen Schulung und Zucht beruhende Bildung des Charakters. Keine Seite der Erziehung darf auf Kosten der anderen bevorzugt werden. Der wissenschaftliche Lehrplan des Cadettencorps stellt aber nach Meinen Wahrnehmungen gegenwärtig zu weitgehende Anforderungen an eine große Zahl von Zöglingen. Die Lehraufgabe muß durch Ausscheidung jeder entbehrlichen Einzelheit, insbesondere durch gründliche Sichtung des Memorirstoffes durchweg vereinfacht werden, so daß auch minder beanlagte Schüler bei entsprechendem Fleiße dem Unterricht ohne Ueberanstrengung folgen und den gesammten Lehrgang in der vorgeschriebenen Zeit zurücklegen können. Was der Unterricht hierdurch an Ausdehnung verliert, wird er an Gründlichkeit gewinnen. Nach diesem Gesichtspunkte werden die Lehrer in allen Fächern und auf allen Stufen ihre Methode fortan einzurichten haben.

2) Bei aller Vereinfachung muß der Unterricht indessen noch mehr dahin nutzbar gemacht werden, daß die Cadetten nicht allein die für den militärischen Beruf unmittelbar erforderlichen Vorkenntnisse und Fertigkeiten gewinnen, sondern auch ein geistiges Rüstzeug erhalten, welches sie befähigt, selber dereinst in der Armee, der großen

Schule der Nation, sittlich erziehend und belehrend zu wirken, oder, falls sie später in einen anderen als den militärischen Beruf übertreten, auch dort ihren Platz auszufüllen.

Im Religionsunterrichte ist die ethische Seite desselben hervorzuheben und das Hauptgewicht darauf zu legen, daß die Zöglinge in Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit zur Strenge gegen sich, zur Duldsamkeit gegen Andere erzogen und in der Ueberzeugung befestigt werden, daß die Bethätigung der Treue und Hingabe an Herrscher und Vaterland gleichwie die Erfüllung aller Pflichten auf göttlichen Geboten beruht.

Der Geschichtsunterricht muß mehr als bisher das Verständniß für die Gegenwart und insbesondere für die Stellung unseres Vaterlandes in derselben vorbereiten. Demzufolge wird die deutsche Geschichte, insbesondere die der neueren und neuesten Zeit, stärker zu betonen, die alte Geschichte und die des Mittelalters aber vornehmlich in dem Sinne zu lehren sein, daß der Schüler durch Beispiele auch aus jenen Epochen für Heldenthum und historische Größe empfänglich gemacht wird, sowie eine Anschauung von den Wurzeln und der Entwickelung unserer Cultur gewinnt.

Die Erdkunde, die politische wie die physikalische, hat, auf der untersten Stufe von der Heimat ausgehend, zunächst den geschichtlichen Unterricht auf den verschiedenen Lehrstufen zu ergänzen und zu unterstützen. Das weitere Ziel des geographischen Unterrichts ist, daß der Schüler mit seinem Vaterlande und dessen Eigenart auf's Innigste vertraut wird, aber auch das Ausland verstehen und würdigen lernt.

Das Deutsche wird Mittelpunkt des gesammten Unterrichts. Der Schüler ist in jedem Lehrgegenstande zum freien Gebrauche der Muttersprache anzuleiten. In den deutschen Lehrstunden selbst gleichwie im Literatur-Unterricht ist bei Auswahl der Lesestücke, Vorträge und Aufsätze neben dem klassischen Alterthum, seiner Sagen- und Culturwelt, auch den germanischen Sagen, sowie den vaterländischen Stoffen und Schriftwerken ganz besondere Berücksichtigung zuzuwenden, der Schüler aber auch mit dem geistigen Leben der anderen wichtigen Culturvölker der Gegenwart durch Einführung in einzelne Meisterwerke ihrer Literatur bekannt zu machen.

Im Unterricht der neueren Fremdsprachen ist von den ersten Stufen an die Anregung und Anleitung der Cadetten zum praktischen Gebrauche der Sprachen im Auge zu behalten.

Inwieweit Ich für jetzt eine theilweise Aenderung der Lehrpläne des Cadettencorps geboten erachte, wird Ihnen durch das Kriegsministerium demnächst bekannt gegeben werden.

Ich habe durch Vorstehendes den zur Erziehung und Unterweisung der Cadetten berufenen Organen weitere Aufgaben zugewiesen, welche an ihre Einsicht und Thätigkeit erhöhte Anforderungen stellen; Ich halte Mich aber überzeugt, daß es ihrer bewährten Hingebung und Pflichttreue gelingen wird, diese Aufgaben in Meinem Sinne und zu Meiner vollen Zufriedenheit zu lösen.

Mit Ihren Vorschlägen über die Art und Weise, wie die militärische Jugend auch auf den Kriegsschulen für die erziehlichen Aufgaben ihres Berufes vorzubereiten ist, bin Ich einverstanden.

Ich will, daß diese Meine Ordre zur allgemeinen Kenntniß der Armee gelangt, und habe Ich dieserhalb an das Kriegsministerium verfügt.

Berlin, den 13. Februar 1890.

Wilhelm.

An den Generalinspekteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens.

Die andere Kundgebung ist an den Kriegsminister gerichtet und hat folgenden Wortlaut:

„Ich habe aus den Mir von den kommandirenden Generalen eingereichten Nachweisungen über die Bestrafungen wegen Mißhandlung Untergebener ersehen, daß die Bestimmungen der Ordre vom 1. Februar 1843 noch nicht durchweg in dem Geiste aufgefaßt und gehandhabt werden, in dem sie gegeben worden sind. In Meiner Armee soll jedem Soldaten eine gesetzliche, gerechte und würdige Behandlung zu Theil werden, weil eine solche die wesentlichste Grundlage bildet, um in demselben Dienstfreudigkeit und Hingebung an den Beruf, Liebe und Vertrauen zu den Vorgesetzten zu wecken und zu fördern. Treten Fälle von fortgesetzten systematischen Mißhandlungen Untergebener hervor, so haben Mir die kommandirenden Generale bei Einreichung der Nachweisungen zu berichten, welchen Vorgesetzten die Verantwortung mangelhafter Beaufsichtigung trifft und was ihrerseits gegen denselben veranlaßt worden ist. Sie haben hiernach das Erforderliche zu veranlassen und den kommandirenden Generalen auch die Bemerkungen, zu welchen Mir die letzten Nachweisungen Anlaß gegeben haben, zugehen zu lassen.

Berlin, den 6. Februar 1890. Wilhelm.

An den Kriegsminister."

Diese fünf [1]) officiellen Kundgebungen betrachten wir als wahre Perlen von seltener Größe und Reinheit, welche der deutschen Kaiserkrone beigefügt worden sind. Perlen, welche niemals verloren werden können, so wenig als die Treue, Liebe und Anhänglichkeit an einen Souverain, der so von seinen Herrscher-Pflichten erfüllt ist, wie unser Kaiser.

Das darf auf Grund der Thatsachen jetzt schon betont werden, daß es selten einen Fürsten gegeben hat, der in dem reinen, hohen Grade die concrete und sittliche Bedeutung der Monarchie und des Herrscherthums von „Gottes Gnaden" zum Ausdruck brachte, wie Kaiser Wilhelm II.

Was die höchste Aufopferung, und zwar eine Aufopferung bis zum Tode betrifft, so steht dem Kaiser der König Max II. von Bayern zur Seite. Dieser, besonders seinem treuen Bayernvolke unvergeßliche Fürst, der einst die väterlichen Worte sprach: „Ich will Frieden [2]) haben mit meinem Volke", verließ, obgleich schon schwer leidend, auf die Bitten seiner Haupt- und Residenzstadt München Rom und kehrte in die Heimath zurück. Es war im Frühjahre 1864 als die schleswig-holsteinische Frage dem Kriege zudrängte. Kurze Zeit nach der Zurückkunft des Königs war das Opfer gebracht und vom tiefsten Schmerz erschüttert, den alle Bayern gleich empfanden, standen die treuen Münchener an der Bahre ihres innigstgeliebten Fürsten und Herrn. Auch König Max II. war **„ein Unterthan der Pflicht"**, wie es schöner und reiner nicht gedacht werden kann.

Wie beruhigend und erhebend zugleich wirken solche Heldengestalten für Alle, welche in erster Linie in der starken Monarchie die Voraussetzungen für eine gerechte, geordnete, kräftige und umsichtige Regierungsweise erblicken. Um aber selbst wahr und gerecht zu sein, müssen wir sagen, daß solche Beispiele auch sehr nöthig sind, denn die Theorien verlieren äußerst leicht ihren Werth und werden als obsolet bezeichnet, wenn sie sich auf keine Praxis stützen können.

Wir sind aus Ueberzeugung und auch unserem Herzen nach Monarchist, aber eben deshalb fühlen wir auch besonders stark die Pflicht, die Fürsten nicht zu loben, wenn sie Tadel verdienen. Niemals soll man in

[1]) Siehe Anhang.

[2]) Affaire Weiß.

uns den Mitschuldigen an einer schwachen, schlechten, unklugen oder ungerechten Regierung finden können.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Als Commentare zu den kaiserlichen Erlassen müssen noch einige verbürgte Aeußerungen Seiner Majestät angeführt werden, die so recht geeignet sind, dem deutschen Volke klar zu machen, von welch hohen reinen Intentionen der Kaiser bei der Abfassung der Erlasse geleitet war. Nach dem bekannten letzten Diner beim Fürsten Bismarck, als sich die Anwesenden in zwanglose Gruppen aufgelöst hatten, äußerte der Kaiser nach der Meinung eines Herrn, daß alles, was man auch für den „vierten Stand" thue, von diesem doch nicht anerkannt werde, wörtlich: „Ob wir nun Dank oder Undank für unsere Bestrebungen für die Aufbesserung des Wohles der arbeitenden Klassen ernten, in diesen Bestrebungen werde Ich nicht erlahmen. Ich habe nun die Ueberzeugung, daß diese staatliche Fürsorge uns zum Ziele führen wird, die arbeitenden Klassen mit ihrer Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen. Jedenfalls geben diese Bestrebungen Mir für Alles, was wir thun, ein ruhiges Gewissen."

Eine Aeußerung des Kaisers zum Grafen Waldersee betreffs der Arbeiterfrage wird dem „Neuen Tageblatt" in Stuttgart auf Grund eines nach Heidenheim gerichteten Privatbriefes des Grafen Waldersee berichtet. Dieselbe lautet: „Ich halte es für meine Pflicht, hier helfend einzugreifen. Was daraus werden wird, weiß ich nicht. Ich wünsche aber, dereinst nicht den berechtigten Vorwurf zu bekommen, daß Ich etwas unterlassen habe."

Daß man sehr mit Unrecht den Kaiser mit einem übertriebenen Mißtrauen gegen die volksfreiheitliche Richtung erfüllen will, geht auch aus dem Artikel eines durchaus demokratischen Blattes aus Süddeutschland, dem „Würzburger Journal" hervor, das die betreffende Tendenz mit Recht tadelt. Es schreibt in seiner Nummer 47 vom 16. Februar 1890 unter der Ueberschrift: „Ueber das Schicksal des Socialisten-Gesetzes" wörtlich: „Der Kaiser war dem beim Elberfelder Socialistenprozeß erkennbar gewordenen Verhalten der Polizei gegenüber der Socialdemokratie mit besonderer Aufmerksamkeit gefolgt und der stark ausgeprägte Gerechtigkeitssinn des Monarchen hatte namentlich Anstoß an dem sogenannten Spitzelthum genommen. Er sah eine Erscheinung sich wiederholen, die schon

im vorigen Jahre bei dem Fall „Wohlgemuth“ sein höchstes Mißfallen hervorgerufen hatte.“

Zu welcher Schamlosigkeit die „ehemals“ gouvernementale Presse es bereits gebracht hat, geht aus der Behaglichkeit hervor, mit welcher sie davon spricht, daß die Socialdemokratie als Motiv der kaiserlichen Initiative die Furcht des Kaisers vor der socialrevolutionären Bewegung nennt. Wir kennen diese infame Mache zur Genüge, wissen, woher die Inspiration kommt, und was man hierdurch erreichen will. Konnte man die kaiserlichen Erlasse nicht hintertreiben, so sollen sie nun wenigstens verdächtigt und ihres sittlichen Werthes entkleidet werden. Der „Germania“ entnehmen wir nachstehenden Artikel aus ihrer Nummer 75, erstes Blatt, vom 1. April. Er lautet:

„Kölnische Zeitung“ und „Hamburger Nachrichten“ beschäftigen sich sehr angelegentlich mit dem Socialistengesetz. Die „Hamburger Nachrichten“ führen ihre Absichten in einer sehr oppositionellen, die Hintergedanken deutlich zeigenden Weise der Staatsleitung zu Gemüthe, indem sie schreiben: „Beispiele einer Steigerung der Sprache bis zu einem Grade der Aufreizung, wie wir ihn seit dem Jahre 1878 nicht gekannt haben, stehen nicht mehr vereinzelt da (Das Socialistengesetz ist ja noch da!); es ist kein Zweifel, die socialdemokratische Bewegung hat in jüngster Zeit an revolutionärer Intensität bedeutend zugenommen. Aus den Wahlerfolgen allein ist diese Erscheinung nicht zu erklären; vielmehr sind diese Erfolge selbst schon zum Theil eine Wirkung des erhöhten Kraftgefühls der Partei. Das gesteigerte Machtbewußtsein der Socialdemokratie aber ist überwiegend aus dem Scheitern des Socialistengesetzes im letzten Reichstage und aus der Thatsache hervorgegangen, daß die Kaiserlichen Erlasse über die Besserung des Looses der arbeitenden Klassen in die Welt hinausgingen, ohne daß bisher irgend eine Andeutung von maßgebender Stelle erfolgt wäre, wie man sich in Zukunft, nach dem mit dem 30. September d. J. eintretenden Ablauf des Socialistengesetzes, die Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie denkt. Der Mangel jeder derartigen Andeutung hat auch zu der Annahme geführt, daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck das Aufgeben des Gedankens einer grundsätzlichen Bekämpfung der Socialdemokratie bedeute. Als eigentliches Motiv der arbeiterfreundlichen Politik des Kaisers vermuthet die Socialdemokratie die Furcht des Kaisers. (?) Herr Bebel hat das in einer

vor wenigen Tagen gehaltenen Rede deutlich genug zu erkennen gegeben. (Ob er's aber glaubt?) Kein Wunder, daß in der socialdemokratischen Gefolgschaft sich immer mehr die Vorstellung ausbildet, daß die alte Ordnung der Dinge den sicheren Halt verloren habe, und es jetzt nur eines doppelt energischen Auftretens bedürfe, um vielleicht früher, als selbst die kühnsten Träume angenommen, zum Ziele zu gelangen. Der besonnenere Theil der Socialdemokratie hat schon jetzt die weiterdrängenden Elemente nicht mehr in der Hand. Es ist hohe Zeit, daß dem immer übermüthiger auftretenden Treiben einer auf den Umsturz abzielenden Bewegung gegenüber die Festigkeit und Entschlossenheit der Staatsgewalt in ihrer ganzen Schärfe aufs neue zum Bewußtsein gebracht wird, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß sich der Besitzenden, der Arbeitgeber, ein gewisses Gefühl des Preisgegebenseins bemächtige, wie es in den neulichen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses schon recht vernehmlich zum Durchbruch kam. Kein Unbefangener wird die Regierung für fähig halten, aus Connivenz gegen eine lärmende Agitation berechtigte Interessen ganzer Schichten der Staatsangehörigen zu opfern. Aber auch der Schein muß vermieden werden. Zur Erreichung der hohen Ziele der Socialreform bedürfen wir vor Allem der freudigen Mitwirkung der Arbeitgeber. Für diese Freudigkeit aber ist die erste Voraussetzung die über allen Zweifel erhabene Gewißheit, daß die Staatsgewalt jeder revolutionären Bestrebung mit unerbittlicher Schärfe entgegentreten werde. (Ist das denn irgendwie zweifelhaft?) Noch nothwendiger ist diese Gewißheit für jene breiten, der Verhetzung und Bethörung nur zu leicht zugänglichen Massen, die Gefahr laufen, die unglücklichen Opfer irgend welcher Katastrophe zu werden. Man kann darum gar nicht dringend genug wünschen, daß sobald als möglich an maßgebender Stelle eine Kundgebung erfolgt, die keinen Zweifel darüber läßt, daß die Reichsregierung die Socialdemokratie in der Bethätigung ihres revolutionären Wesens auch in Zukunft mit der gleichen Entschlossenheit wie bisher bekämpfen wird." Das ist die Fronde, wie sie leibt und lebt. Die „Hamburger Nachrichten" werden der Sache, welcher sie zu dienen glauben, nur schaden, wenn sie im Volke den Glauben zu erwecken suchen, der Rücktritt des Fürsten Bismarck lasse die Staatsleitung in Schwäche und Hilflosigkeit zurück. Eine solche Sprache ist genau ebenso gemeingefährlich, wie die der socialistischen Agitation. Die letzteren hetzten die Arbeiter, die „Hamburger Nachr." die Arbeitgeber auf.

Es sind durchaus haltlose Voraussetzungen, welche die „Hamb. Nachr." vorschieben, denn darüber, daß die grundsätzliche Bekämpfung der Socialdemokratie von den Parteien wie von der Regierung nicht aufgegeben ist, besteht nicht der geringste Zweifel; es soll vielmehr hierin gerade jetzt endlich einmal allseitig Ernst gemacht werden. Es ist darum auch verwerflich, wenn die „Hamb. Nachr." nicht auch selbst der socialistischen Vorspiegelung entgegentreten, als seien die kaiserlichen socialpolitischen Erlasse nicht dem Gerechtigkeitsgefühl, sondern der Furcht entsprungen. Ein derartiges Benehmen ist geeignet, Deutschland vor dem Auslande zu discreditiren, es als zerklüftet und an gefährlicher innerer Krisis leidend darzustellen. Im Inlande, wo man die Dinge in ihrem Zusammenhange besser kennt, wird man allerdings diesen Treibereien entgegenzutreten verstehen, zumal die Kreise und die Partei, welche in den „Hamb. Nachr." ihre Vertretung finden, ihres beherrschenden Einflusses beraubt sind."

Eine solche Verdächtigungs-Politik ist geradezu infam, sie öffnet aber hoffentlich auch dem Blödesten die Augen und ruft jene bekannten Schwärmer und Enthusiasten zur Vernunft. Wie wir bereits schon öfter erwähnt, es wird derselbe Wind geblasen, der während den „99" Tagen die Luft verpestete. Es sind ganz tendenziöse, höchst verhängnißvolle Lügen, wenn man behauptet und dem Kaiser „zu Gehör redet", das Volk sei in seinen breiten Schichten nicht mehr empfänglich, nicht mehr dankbar für wohlwollende, fürsorgende Gesinnungen der Fürsten.

Solche Einflüsterungen gehörten als „Hochverrath" behandelt, und thatsächlich sind sie von der Absicht diktirt, die Fürsten zu verrathen und sie um das Vertrauen und die Liebe des Volkes zu betrügen.

Wenn sich Fürsten ihrer Pflichten im vollen Umfange bewußt werden und ihnen auch in concreter Weise nachkommen, so dürfen sie noch immer auf das Verständnis und freudige Entgegenkommen des Volkes rechnen. In unserer „Denkschrift" S. 78 schrieben wir über das „Sociale Königthum" was folgt: „In dem christlich-socialen Königthum liegt die ganze und reine Kraft der königlichen Institutionen; nur in ihm erkennen wir die Berechtigung, Nothwendigkeit der Entstehung und Weiterentwickelung der königlichen Gewalt.

Was das Königthum so hoch bedeutsam und providentiell macht, das ist eben die absolute Gerechtigkeit, die ausgleichende und stets versöhnende Thätigkeit, die ernste nie rastende Fürsorge hin-

sichtlich des allgemeinen Wohles, die man bei ihm vorauszusetzen hat. Die ganze Bedeutung, die der christlich-soziale König für sein ihm von Gott anvertrautes Volk besitzt, liegt in den schönen, klaren Worten: **„Der Landesvater.“**

Was ein König ist, was er sein soll, **das** sagt dies eine Wort. Fürsten welche wirklich „Landesväter“ sein wollen, in deren Ländern wird die „soziale Frage“ bald gar keine, oder wenn, jedenfalls keine gefährliche, aufregende Bedeutung mehr besitzen. Nun liegt die Frage außerordentlich nahe: Wie kann ein constitutioneller Monarch in concreter Weise eine christlich-soziale Politik verfolgen, wenn die gesetzgebenden Körper gegen eine solche sind?“

Wie selbst in socialdemokratischen Kreisen die Liebe und eine gewisse Verehrung für den Kaiser nicht absolut ausgerottet ist, erfuhren wir von einem bekannten Socialistenführer als er unmittelbar von einer nördlichen Orientirungsreise zurückkam. Er theilte mit, daß man in den Wohnungen vieler Arbeiter, die zu seiner Partei gehören, das Bildniß Kaiser Friedrichs sehen könne. Die Leute wissen, wie der hohe, edle Dulder ein offenes Herz für das Volk gehabt und daß es ihm wirklich Ernst gewesen, ihm näher zu treten.

Es ist ein ganz eigenes Gefühl, durch das man die Volksseele verstehen, aber auch auf sie einwirken kann. Manche geben sich selbst vielleicht große Mühe populär zu werden und werden es dennoch nicht. Man darf nicht blos volksfreundlich „sein wollen“, sondern muß es wirklich „sein“; was von Herzen kommt, geht zu Herzen. Wir kennen Fürsten, die sich „Mühe geben“ populär zu werden, aber gerade das „Opfer“, das sie hierbei bringen, vereitelt ihre Absicht. Das Volk will dadurch kein „Opfer“ gebracht sehen, daß man freundlich und wohlwollend mit ihm verkehrt. Am allerwenigsten verträgt es Schmeicheleien, für die es nur ein verächtliches Gefühl besitzt; es merkt die Absicht und wird verstimmt. Es ist das ein recht interessantes Thema, über das sich noch sehr viel sagen ließe. Fest steht, daß ein gescheidter, energischer und sein Volk wirklich liebender Fürst, der bestimmt seine eigene Wege geht und von dem das Volk weiß, wie es ihm als heilige Pflicht und wahre Lebensaufgabe erscheint, sein Wohl zu fördern, noch eine große Macht auf die Volksseele ausübt. Es ist auch keine Frage, daß die constitutionellen Formen vielfach den intimen direkten Verkehr zwischen Fürst und Volk erschweren und seit ihres Bestehens sich beide mehr

von einander entfernt haben. Mit Ursache ist das Parteiwesen, das durch die gesetzgebenden Körper einen sehr verschärften Ausdruck erhielt. Aber trotz dieser starren Form, die sich durch die Constitutionen zwischen Fürst und Volk erhoben, giebt es immer noch Mittel und Wege über sie hinweg den großen, breiten Massen des Volkes recht nahe zu treten. Mit einem wahrhaft beglückenden Gefühl sehen wir denn auch „unsern" Kaiser in aller Wirklichkeit **„regieren."**

Der „Kreuz-Zeitung", die den kaiserlichen Erlassen gegenüber bereits manche sehr beachtenswerthe Artikel gebracht, wollen wir am Schlusse unserer Arbeit noch einige besonders schöne, wie markante Stellen entnehmen. In Nummer 114 Abendausgabe sagt sie: „Wie gründlich „Meinungsverschiedenheiten" und „Politik" dabei verwechselt werden, wie wenig man eine Vorstellung davon hat, was in Preußen der Wille des Königs bedeutet, und wie unverträglich es mit der Art der Hohenzollern wäre, einen Schritt von weltgeschichtlicher Tragweite zurück zu thun — das braucht deutschen Lesern nicht erst klar gemacht zu werden. Das Ausland aber wird, wie es scheint, noch einige Erfahrungen sammeln müssen, ehe es begreift, wie die Dinge in Wahrheit stehen."

In dem Artikel: „Es will ein Neues werden", (No. 125 Morgenausgabe) lesen wir: „Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, wie mächtig die Kaiserlichen Erlasse die Gemüther erregt haben, wie überall im Deutschen Reich nicht nur, nein in der ganzen civilisirten Welt das Gefühl sich geltend macht, daß wir vor einer neuen Epoche der Weltgeschichte stehen. Mit Staunen und Bewunderung, zum Theil auch mit Neid bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß Deutschland in der Person seines Kaisers die Führung auf einem Wege übernommen hat, der, wenn mit Stetigkeit verfolgt, wohl geeignet ist, die Entwickelung der Völker in ganz neue, friedliche Bahnen hinüberzuführen. Zugleich mit dem staunenden Ausblick in die Zukunft werfen die Politiker einen kritischen Blick in die Vergangenheit, und wir halten es für unsere Pflicht, unsere Leser über die bemerkenswerthesten Erscheinungen auf diesem Gebiet auf dem Laufenden zu erhalten."

Wir schließen die Anführungen aus der „Kreuz-Zeitung" mit einem Citat aus ihrer Nummer 127 Morgenausgabe. Es heißt: „Aller dieser Hindernisse und Schwierigkeiten, die wir hier nur flüchtig streifen, ist die unbeugsame Entschlossenheit Herr geworden, mit der der Kaiser sein großes Ziel verfolgt und deren es allerdings

auch ferner noch bedarf, wenn sich aus dem, was ein Glück für die Welt werden kann, nicht das Gegentheil entwickeln soll. Denn ohne sachliche Wirkung kann ein solcher Anstoß, von dieser Stelle gegeben, unmöglich bleiben. Wird aus dem Gewollten die That, so können Früchte reifen, welche den Namen ihres Urhebers zu einem gesegneten machen für alle Zeiten. Bliebe es dagegen bei dem bloßen Worte, gelänge es dem Rattenkönig feindseliger Interessen, der sich dem gewaltigen socialen Friedenswerke entgegenwirft, hemmend und lähmend dazwischen zu treten, in der Durchführung zu verderben, was in der Idee so schön erscheint: was würde, was müßte daraus folgen? Eine unheimliche Beschleunigung des revolutionären Gährungs-Prozesses, in dem sich die Welt des „vierten Standes" seit einem Menschenalter fast befindet."

Gerade vor Beendigung unserer Broschüre gelangen wir noch in den Besitz des Briefwechsels zwischen Papst und Kaiser. Der Kaiser schrieb:

„Berlin, 8. März 1890.

Sehr erhabener Pontifex!

Die edlen Kundgebungen, durch welche Ew. Heiligkeit stets Ihren Einfluß zu Gunsten der Armen und Verlassenen geltend gemacht haben, geben Mir die Hoffnung, daß die internationale Conferenz, welche auf Meine Einladung hin am 15. d. in Berlin zusammentreten wird, das Interesse Ew. Heiligkeit auf sich ziehen wird, und daß Ew. Heiligkeit mit Sympathie den Gang der Erörterungen, welche die Verbesserung der Lage der Arbeiter zum Ziele haben, folgen werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus erachte Ich es als Meine Pflicht, Ew. Heiligkeit das Programm zugehen zu lassen, welches als Grundlage für die Arbeiten der Conferenz dienen soll, deren Erfolg in besonderer Weise erleichtert werden würde, wenn Ew. Heiligkeit dem humanitären Werke, welches Ich verfolge, Ihre wohlthätige Unterstützung leihen wollten. Ich habe daher den Fürstbischof von Breslau, welchen Ich von den Intentionen Ew. Heiligkeit durchdrungen weiß, eingeladen, als Mein Delegirter an der Conferenz Theil zu nehmen.

Ich ergreife gerne diese Gelegenheit, um Ew. Heiligkeit die Versicherung Meiner Achtung und Meiner persönlichen Ergebenheit zu erneuern.

(gezeichnet) Wilhelm.
(gegengez.) v. Bismarck."

Die Antwort Leo XIII. lautet:

„Majestät!

Wir sprechen Ew. Majestät Unsern Dank aus für das Schreiben, das Dieselben an Uns haben richten wollen, um uns für die internationale Conferenz zu interessiren, welche in Berlin jetzt zusammentreten wird zum Zwecke, die Mittel ausfindig zu machen zur Verbesserung der arbeitenden Klassen.

Es ist Uns vor Allem angenehm, Ew. Majestät Glück zu wünschen, Sich einer so edlen, einer ernsten Beachtung so würdigen und die gesammte Welt interessirenden Sache so warm angenommen zu haben. Diese Sache hat übrigens nicht aufgehört Uns selbst zu beschäftigen, und das von Ew. Majestät unternommene Werk entspricht einem Unserer theuersten Wünsche. Schon in der Vergangenheit, wie Ew. Majestät sich erinnert, haben wir Unsere Gedanken über diesen Gegenstand kundgegeben, und mit Unserem Worte haben Wir zu seinen Gunsten die Lehre der katholischen Kirche angerufen. Als deren Haupt haben Wir bei einem neuerlichen Anlaß diese Lehre von Neuem in die Erinnerung gerufen, und damit dieses schwierige und wichtige Problem nach allen Regeln der Gerechtigkeit gelöst werde, und damit die legitimen Interessen der arbeitenden Klasse gebührend gewahrt seien, haben Wir Allen und Jedem, die Regierungen mit einbegriffen, die Pflichten und die besonderen Verbindlichkeiten, die ihnen obliegen, auseinandergesetzt.

Ohne jeden Zweifel wird die vereinigte Action der Regierungen mächtig zur Erreichung des so heiß ersehnten Zieles beitragen. Die Uebereinstimmung der Gesichtspunkte und Gesetzgebungen wird, insoweit wenigstens, als es die verschiedene Lage der Verhältnisse der Orte und Länder gestattet, geeignet sein, die Frage einer der Billigkeit entsprechenden Lösung um ein gewaltiges Stück näher zu führen. Auch werden Wir alle auf die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes abzielenden Berathungen der Conferenz nur aufs Wärmste unterstützen können; so z. B. eine den Kräften, dem Alter und dem Geschlechte eines Jeden besser angepaßte Vertheilung der Arbeit; die Ruhe am Tage des Herrn und im Allgemeinen Alles, was geeignet ist zu verhindern, daß der Arbeiter wie ein käufliches Werkzeug ausgebeutet wird ohne Rücksicht auf seine Menschenwürde, seine Moralität und seinen häuslichen Herd.

Indeß ist es Ew. Majestät nicht entgangen, daß die glückliche Lösung einer so schwierigen Frage außer der weisen Inter-

vention der staatlichen Autorität auch den mächtigen Beistand der Religion und die wohlthätige Mithilfe der Kirche erfordere. In der That, das religiöse Gefühl allein ist im Stande, den Gesetzen ihre ganze Wirksamkeit zu sichern, und das Evangelium ist das einzige Gesetzbuch, in welchem sich die Principien wahrer Gerechtigkeit, die Grundsätze der gegenseitigen Liebe, welche alle Menschen als Kinder desselben Vaters und Glieder derselben Familie einigen soll, aufgezeichnet finden. Die Religion wird also den Arbeitgeber lehren, im Arbeiter die Menschenwürde zu achten und ihn gerecht und billig zu behandeln: sie wird in das Gewissen des Arbeiters das Gefühl der Pflicht und Treue einpflanzen und ihn sittlich, nüchtern und achtbar machen. Gerade weil die Gesellschaft die religiösen Principien aus dem Auge verloren, vernachlässigt und verkannt hat, sieht sie sich bis in ihre Grundfesten erschüttert; diese Principien wachrufen und sie wieder in Kraft setzen — das ist das einzige Mittel, die Gesellschaft auf ihren Grundlagen wieder herzustellen und ihr Frieden, Ordnung und Gedeihen zu gewährleisten. — Nun aber ist es die Sendung der Kirche, in der ganzen Welt diese Principien und diese Lehren zu predigen und auszubreiten. Ihr gebührt es darum, einen großen und befruchtenden Einfluß auf die Lösung des socialen Problems auszuüben. Diesen Einfluß haben Wir ausgeübt, und Wir werden ihn noch ferner, insbesondere zum Wohle der arbeitenden Klassen, ausüben. Ihrerseits werden die Bischöfe und Oberhirten mit Unterstützung ihres Clerus in gleicher Weise in ihren bezüglichen Diözesen handeln; und Wir hoffen, daß diese heilsame Thätigkeit der Kirche, weit entfernt, einem Widerstande bei den bürgerlichen Gewalten zu begegnen, künftighin bei ihnen Hilfe und Schutz finden wird. Uns bürgt dafür einerseits das Interesse, welches die Regierungen an dieser ernsten Frage nehmen, und andererseits der wohlwollende Appell, den Ew. Majestät soeben haben an uns ergehen lassen.

Unterdessen hegen Wir die innigsten Wünsche, daß die Arbeiten der Conferenz fruchtbar sein mögen an segensreichen Resultaten, und daß sie der allgemeinen Erwartung vollständig entsprechen. Und bevor Wir gegenwärtiges Schreiben schließen, wollen Wir hier der Genugthuung Ausdruck geben, welche Wir empfanden bei der Nachricht, daß Ew. Majestät zur Theilnahme an der Conferenz, in der Eigenschaft Ihres Delegirten, den Msgr. Kopp, Fürstbischof von Breslau, eingeladen haben; er wird sich sicherlich durch dieses Zeichen hohen

Vertrauens, welches Ew. Majestät ihm bei dieser Gelegenheit geben, sehr geehrt fühlen.

Mit der lebhaftesten Genugthuung drücken Wir schließlich Ew. Majestät die aufrichtigsten Wünsche aus für Ihr und Ihrer kaiserlichen Familie Wohlergehen.

Aus dem Vatican, den 14. März 1890.

(gez) Leo P.P. XIII."

„Der Kaiser hat gesprochen"; er hat aber schon mehr als gesprochen, er hat „gehandelt". Wie auch die Resultate der internationalen Arbeiterschutz-Conferenz ausfallen mögen, so ist uns durch das kaiserliche Wort verbürgt, daß es „jetzt" keine rückläufige Bewegung mehr geben, sondern die durch die Erlasse inaugurirte Social-Reform ihren Weitergang finden wird. Auch sind wir fest überzeugt, daß, wenn keine Fehler gemacht werden, die Folgen der kaiserlichen inneren Politik nicht ausbleiben und wir bald ein Abnehmen des „bösartigen" Socialismus erleben. Was wir über die Möglichkeit seiner Bekämpfung vor zwei Jahren in unserer „Denkschrift" schrieben, ist, wie schon so manches, das wir empfohlen und vertreten haben, nicht mehr unsere Ansicht allein. Fast durch die ganze Presse aller Parteien lesen wir nun von der „Theilung der Socialdemokratie", respektive von der Möglichkeit, daß durch die kaiserliche Politik sich eine Spaltung erreichen ließe, vermöge welcher aus der socialdemokratischen Partei heraus sich eine Arbeiterpartei bilden könnte Auch das weiß nun fast die ganze Welt, daß es nie zu der außerordentlichen Ausbreitung der revolutionären Bewegung gekommen wäre, wenn die Arbeiter anderswo eine ernstliche, wirkliche Vertretung und Sammelplätze gehabt hätten. Durch die ganze innere Politik des Fürsten Bismarck und die namenlos schroffe und selbst oft höhnische Weise, in der die Anträge auf Arbeiterschutz vom Bundesrath aus behandelt worden sind, wurde die socialdemokratische Bewegung mit dem allergrößten Erfolge unterstützt. Wie sprangen wir als in der größten Entrüstung auf, wenn wiederum Maßnahmen ergriffen wurden, die nur wie reines Oel auf das revolutionäre Feuer wirken mußten. Wenn ein so zahlreicher Stand wie der der Arbeiter auf der einen Seite wirkliche Ungerechtigkeiten erfährt und sich bei ihm immer mehr die Erkenntniß Bahn bricht, daß seine Lage nur deshalb eine schlechte sein soll, weil seine Brodherrn von einer besseren nichts wissen wollen, auf der anderen aber nirgendswo eine ernstgemeinte Unterstützung und

Vertretung bemerkt, so kann es ja gar nicht anders sein, als daß dieser Stand für alle revolutionären Einflüsse reif wird. Wie oft sagten wir: die Socialdemokraten werden förmlich gleich den Frühgurken in Treibkästen gezogen. Die Gefühle für „Glaube, Liebe und Hoffnung" wurden ihnen vollständig geraubt und es ist gar nicht so übertrieben, wenn die große Masse der Arbeiter von ihren revolutionären Führern die „Enterbten" genannt werden. Um diese Situation noch zu verschärfen und die noch nicht revolutionären Elemente förmlich mit Gewalt in die Arme des bösartigen Socialismus zu treiben, kam noch das Socialistengesetz dazu, das wir schon öfter das „Patent" für die Socialdemokratie genannt haben, denn nun war es ja mit jeder anderen Arbeiterverbindung vorüber; man gab den Socialrevolutionären das Monopol für Heranziehung und politische Ausbildung der Arbeitermassen.

Diese furchtbare Mißwirthschaft, deren schwere Folgen wir alle nun zu tragen haben, entstand aber unter der beispiellosen Machtfülle des Fürsten Bismarck, dem alle Wege offen standen und der über alle Mittel mit einer souveränen Gewalt verfügen konnte.

Das wolle man gefälligst nicht übersehen, wenn man Bismarck „den Aeußeren" feiert. Der Bismarck „des Innern" wird uns, wie wir sehr fürchten, weit mehr Gelegenheiten vorbereitet haben, an ihn zu denken, als wie der des „Aeußern". Wir stehen am Vorabend von Ereignissen, deren Verlauf kein Mensch auch nur annähernd vorausbestimmen kann; es ist ja immer möglich, daß für eine längere Reihe von Jahren selbst unsere zweitausendjährige Civilisation geopfert wird und sie erst wieder durch Ströme von Blut, nach entsetzlichen Vorgängen und Greueln durch zahlreiche christliche Martyrer zurückgewonnen werden muß. Wer kann wissen, ob die „große" moderne Gesellschaft nicht bereits in einer Weise verdorben und vergiftet ist, daß alle Mittel fehlschlagen und nur durch ihre Vernichtung die Menschen wieder ganz zu sich kommen können, um dann von neuem unserm himmlischen Vater, Herrn und Meister in Wahrheit zu dienen. Alle modernen Staaten sind auf einer schiefen Ebene, indem sie dem Materialismus bereits Concessionen verliehen haben, deren Consequenzen gerade die Keime ihrer Auflösungen enthalten. Wir fürchten, daß die heutige Gesellschaft nicht mehr die sittlichen Kräfte hat, um aus sich heraus jene unerläßliche Regeneration zu erleben. Wie dem aber auch sei, wir

wollen und dürfen nicht wanken, wir müssen fortarbeiten, als wenn von unserer Arbeit die sichere Besserung abhinge. Wir stehen fest und treu zu unserer heiligen Kirche, die Alles überdauern, von neuem befruchten und am Ende aller irdischen Dinge allein triumphiren wird. Wir halten treu und mannhaft zu unserem jungen und doch schon großen Kaiser, dem unser Herz in Liebe und Verehrung entgegenschlägt.

Gott der Allmächtige erhalte, stärke und erleuchte ihn auf allen Wegen, die zur Erkenntniß und Wahrheit führen.

„Es lebe Kaiser Wilhelm II.
Der Seher auf dem Throne!"

Dresden, 29. März 1890.

Zur Beurtheilung und Würdigung Martin Luthers.

Von

Dr. Siegmund Altenrath.

I. Selbstbekenntnisse Luthers über sich und sein Werk.

Für und wider Martin Luther und den von ihm hervorgerufenen Religionssturm sind seit seinem ersten öffentlichen Auftreten im Jahre 1517 bis auf den heutigen Tag unzählig viele große und kleine Schriften und Abhandlungen erschienen, aber es fehlt uns noch immer an einem ausführlichen Buche, welches den katholischen und nicht katholischen Lesern die Möglichkeit bietet, lediglich aus Luthers eigenen Aeußerungen ein bestimmtes Urtheil zu gewinnen über ihn und sein Werk. Erst durch ein solches Buch würde es unseres Erachtens recht verständlich werden, weßhalb Luther gegen seine Freunde sich dahin aussprach: „Ich lasse die Gedanken nimmermehr fahren, daß ich wünsche und wollte, daß ich diese Sache nie angefangen hätte." „Ich wollte, daß ich in des Kindes Alter gestorben wäre, daß ich mit meinen Büchern nicht gekommen wäre; ich möchte leiden, daß sie alle schon wären untergegangen." [1])

Nur an der Hand von Luthers Selbstbekenntnissen über sich und sein Werk und dessen Wirkungen erklären sich diese merkwürdigen Aeußerungen.

1.

Aus diesen Selbstbekenntnissen, namentlich aus jenen, welche er in vertraulichen Unterredungen oder in vertraulichen Briefen aussprach, geht — was in allererster Linie zu seiner richtigen Beurtheilung volle Beachtung verdient — deutlich hervor, daß er sich seit seinem Abfalle von der Kirche bis zu seinem Lebensende niemals in seinem Gewissen über diesen Abfall und dessen Folgen beruhigen konnte. Er wandte zwar allerlei Mittel an, um die Mahnungen des Gewissens, welche er für satanische Eingebungen ausgab, zu

[1]) Diese Aussprüche citirt Döllinger in seinem Werk: „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen." Bd. III, 258 und 259.

beschwichtigen und zu betäuben, glaubte auch zeitweise, sie betäubt zu haben, allein auf die Dauer ließ die innere Stimme sich nicht zum Schweigen bringen.

Hören wir einige dieser seiner Selbstbekenntnisse.

Am 25. November 1521 schrieb er an die Augustiner zu Wittenberg: „Ich habe mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich, einer allein, wider den Papst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischöfe für seine Aposteln, die hohen Schulen für seine Hurenhäuser! Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir fürgeworfen ihr einig stärkist Argument: Du bist allein klug? Sollten die Anderen alle irren, und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn Du irrest, und so viel Leute in Irrthum verführest, welche alle ewiglich verdammt würden?" [1]) Damals meinte er, alle diese Beängstigungen überwunden zu haben; jedoch noch in seinem Alter mußte er bekennen: „Es glaubt es Niemand, wie ein groß Aergerniß dieß sei, und wie weidlich einen Solchs für den Kopf stößt, wie es denn mir auch oft gethan hat, daß man etwas wider die Väter lehren und glauben soll. Item, wenn man siehet, daß soviel trefflicher, verständiger und gelehrter Leute, ja der beste und größe Theil der Welt so und also gehalten und gelehret habe, dazu auch so viel heiliger Leute, als Ambrosius, Hieronymus und Augustinus." „Kommt dann das Zetergeschrei, daß sie schreien: Kirch, Kirch! das kränket denn einen allermeist. Denn es ist wahrlich ein schwer Ding, sein eigen Herz in diesen Sachen überwinden können und abweichen von denen Leuten, welche ein groß Ansehen haben und so einen heiligen Namen führen, ja von der Kirche selbs, und ihrer Lehre nicht mehr trauen noch glauben." Er habe, sagte die Stimme seines Gewissens, „unrecht gelehrt, den vorigen Stand der Kirche, der unter dem Papstthum fein still und friedsam war, zerrissen, viel Aergerniß, Zwietracht und Rotten durch seine Lehre erreget", und „ich kann nicht läugnen", bekannte er, „mir wird oft angst und bang darüber." [2])

Und fürwahr: mußte es ihm nicht „angst und bange" werden, wenn er beobachtete, wohin die von ihm verkündigte Lehre, daß der Papst der Antichrist sei, daß man keine kirchliche Autorität annehmen dürfe, und daß ein Jeglicher aus der Bibel seinen Glauben sich

[1]) De Wette, Martin Luthers Briefe, Sendschreiben u. s. w. Bd. II, 107.
[2]) Luthers Sämmtliche Werke, Bd. XLVI, 226—229. LX, 82.

bilden müsse, binnen wenigen Jahren in Deutschland führte? War doch die allgemeine Verwirrung auf Grund der eigenen Schriftforschung schon im Jahre 1524 so groß geworden, daß Luther im Anfange des folgenden Jahres sich zu dem Bekenntniß gezwungen sah: „Dieser will keine Taufe haben, Jener läugnet das Sakrament; ein Anderer setzt noch eine Welt zwischen dieser und dem jüngsten Tage. Etliche lehren: Christus sei nicht Gott; Etliche sagen dies, Etliche das, und sind schier so viel Secten und Glauben als Köpfe."[1]) Die Papisten, schrieb er, pochen wider uns und trotzen: „es sei nichts Gutes aus unserer Lehre gekommen. Denn alsbald, da unser Evangelium anging und sich hören ließ, folgte der gräuliche Aufruhr, es erhuben sich in der Kirche Spaltung und Sekten, es ward Ehrbarkeit, Disziplin und Zucht zerrüttet, und Jedermann wollte vogelfrei sein und thun, was ihm gelüstet nach allem seinem Muthwillen und Gefallen, als wären alle Gesetze, Rechte und Ordnung gar aufgehoben, wie es denn leider allzu wahr ist. Denn der Muthwille in allen Ständen, mit allerlei Lastern, Sünden und Schanden ist jetzt viel größer, denn zuvor, da die Leute, und sonderlich der Pöbel, doch etlichermassen in Furcht und im Zaum gehalten wurden, welches nun wie ein zaumlos Pferd lebt und thut alles, was es nur gelüstet ohne allen Scheu. Denn es verachtet der Kirchen Bande, dadurch es zuvor gehalten ward, und mißbraucht dazu die Nachlässigkeit weltlicher Obrigkeit."[2])

Aber konnte es denn anders sein? da doch Luther das Volk belehrt hatte, das Leben der Heiligen in der katholischen Kirche bestehe nur darin, „daß sie viel gebetet, gefastet, gearbeitet, casteiet, hart gelegen und gekleidet gewesen sind, welche Heiligkeit schier allzumal auch ein Hund und Sau täglich üben kann."[3]) Es war demnach leicht begreiflich, daß die von Luther derart Belehrten sich mit solchen „Uebungen" nicht abgeben wollten. Luther ging so weit zu behaupten: „Der Mensch muß von Nöthen Böses thun, und der Sünde eigen und Knecht sein."[4]) Einen freien menschlichen Willen nahm er nicht an. „Des Menschen Wille", erklärte er, „ist inmitten zwischen Gott und dem Satan, und läßt sich führen,

1) De Wette III, 61.
2) Döllinger I, 297 f. Der erste Band ist nach der 2. Aufl. benutzt.
3) Döllinger I, 305 Anmerkung 77.
4) Köstlin, Luthers Theol. in ihrer geschichtl. Entwicklung, Bd. I, 380 ff

leiten und treiben, wie ein Pferd oder ander Thier. Nimmt ihn Gott ein und besitzt ihn, so geht er, wohin und wie Gott will. Nimmt ihn der Teufel ein und besitzt ihn, so will er und geht, wie und wohin der Teufel will." [1])

Liegt nicht in diesen Worten ein eigenthümliches Selbstbekenntniß?

2.

Luthers Seelenbeängstigungen wurden um so gewaltiger, je mehr ihn schwere Glaubenszweifel bezüglich seiner eigenen Lehre erfaßten. Nachdem er schon länger als 20 Jahre sein „neues Evangelium" gepredigt hatte, sagte er: „Es nimmt mich Wunder, daß ich dieser Lehre nicht vertrauen kann; ich bin mir selber darum feind, da doch alle meine Discipel meinen, sie können sie auf ein Nägelein." [2]) „Antonius Musa, Pfarrer zu Rochlitz", schreibt Luthers Lobredner Mathesius, „saget mir: er habe dem Doctor einmal herzlich geklagt, er könne selbst nicht glauben, was er Anderen predige. Gott sei Lob und Dank, habe Doctor geantwortet, daß anderen Leuten es auch so geht; ich meinte, mir wäre allein so." [3]) Als einst ein Prediger erzählte, der Teufel versuche ihn, er solle sich mit einem Messer erstechen, erwiderte Luther: „Das ist mir auch oft begegnet, daß, wenn ich ein Messer in die Hand genommen, so sind mir deßgleichen böse Gedanken eingefallen." [4]) An Melanchthon schrieb er einmal: „Ich hatte fast den ganzen Christus verloren, und ward in den Stürmen und Fluthen der Verzweiflung und der Gotteslästerung umhergeworfen." [5]) Gegen seinen Beichtvater Bugenhagen äußerte er sich: „Viele denken, weil ich mich unterweilen in meinem äußerlichen Wandel fröhlich stelle, ich gehe auf eitel Rosen; aber Gott weiß, wie es um mich steht meines Lebens halber." [6]) „Bin ich denn allein", fragte er sich, „der so traurig im Geiste sein muß und angefochten werden? O ich sah gräuliche Gesichte und Spückniß. Ich habe mich oft in meinen Anfechtungen gewundert, ob ich auch noch irgend ein Bißlein von meinem Herzen in meinem Leibe hätte." „Ich bin oft selbst auf mich zornig, daß ich nicht kann in der Anfechtung durch Christum

[1]) Luthers Opera latina VII, 113 ff.

[2]) Luthers Sämmtl. Werke LXII, 122.

[3]) Mathesius, Historien von . . . Lutheri Anfang, Lehre u. s. w. 139.

[4]) Luthers Sämmtl. Werke LX, 61.

[5]) De Wette III, 189.

[6]) Keil, Luthers Lebensumstände II, 189.

meine Gedanken austreiben, noch derselben kann los werden, da ich doch so viel davon gelesen, geschrieben und gepredigt habe." Dabei entschlüpfte ihm das Bekenntniß: „Der traurige Geist ist das Gewissen selbst." [1])

Solche Selbstbekenntnisse Luthers sind unseres Erachtens durchaus geeignet, bei allen denjenigen Protestanten, welche noch guten Glaubens sind und ihr Herz der Wahrheit offen halten, ernste Zweifel zu wecken: ob denn wirklich Luther, der in einem so überaus beklagenswerthen Seelenzustande sich befand, als ein „Gottesmann" und „kirchlicher Reformator" angesehen werden könne.

3.

Um Gewissensbeängstigungen einzuschläfern, gab Luther einen Rath, der eines „apostolischen Verkündigers der wahren Lehre", wie er sich nannte, wenig würdig erscheint. Man solle, sagte er, im Zustande der Angefochtenheit „reichlicher trinken, spielen, scherzen, ja selbst dem Satan zum Trotze und zur Verachtung eine Sünde thun; man solle die satanischen Gedanken durch andere Gedanken zu vertreiben suchen, an ein hübsches Mädchen, an Geiz oder an einen Rausch denken, oder sich in einen heftigen Affekt des Zornes versetzen." [2])

In solchen Zorn versetzte sich Luther schon im Jahre 1520, in der ersten Zeit seines Abfalles, als er zur blutigen Ausrottung des Papstthums aufrief mit den Worten: „Wenn wir Diebe mit dem Strang, Mörder mit dem Schwert, Ketzer mit dem Feuer bestrafen, warum greifen wir nicht vielmehr mit allen Waffen diese Lehrer des Verderbens an, diese Cardinäle, diese Päpste und das ganze Geschwürm des römischen Sodoma, welche die Kirche Gottes ohne Unterlaß verderben, und waschen unsere Hände in ihrem Blut?" [3]) Derselbe Zorn zur Beschwichtigung seines Gewissens beherrschte ihn noch im Jahre 1545, im Jahre vor seinem Tode, als er schrieb: „Die Päpste sind des Kaisers Phocas, ihres Stifters und Kaisermörders, Nachkommen, verzweifelte, durchtriebene Erzspitzbuben, Mörder, Verräther, Lügner und die rechte Grundsuppe aller böfesten Menschen auf Erden." „O nu greife zu, Kaiser, König, Fürsten und Herrn, und wer zugreifen kann, Gott gebe hie

[1]) Luthers Sämmtl. Werke LX, 46. 108. 109. 110. LXII, 16.

[2]) Luthers Sämmtl. Werke LX, 124—125. De Wette IV, 188. Vgl. Döllinger III, 257.

[3]) Luthers Opera latina II, 107.

faulen Händen kein Glück. Und erstlich nehme man dem Papst Rom, Romandiol, Urbin, Bononia und alles, was er hat als ein Papst, denn er hat's mit Lügen und Trügen, ach was sage ich Lügen und Trügen, er hat's mit Gotteslästerung und Abgötterei dem Reiche schändlich gestohlen, geraubt und unterworfen und dafür zu Lohn in das ewige höllische Feuer unzählige Seelen durch seine Abgötterei verführt und Christi Reich verstöret, daher er heißt ein Gräuel der Verwüstung. Darnach sollte man ihn selbst, den Papst, Cardinäle und was seiner Abgötterei und päpstlicher Heiligkeit Gesindel ist, nehmen und ihnen als Gotteslästerern die Zungen hinten zum Halse herausreißen und an den Galgen annageln an der Reihe her, wie sie ihr Siegel an den Bullen in den Reihen herhangen." [1])

Solche Ausbrüche wilder Wuth sind zugleich unheimliche Selbstbekenntnisse innerer Zerrissenheit. Luther war so gewaltig gepeinigt in seinem Gewissen, daß er, seinem eigenen Bekenntnisse nach, selbst beim Gebete sich des Fluchens nicht enthalten konnte. Wenn er nicht beten könne, sagte er, so stelle er sich den Papst vor „mit seinem Geschwürm und Gewürm", also daß er „erwarme und für Zorn und Haß brenne", und dann werde hitzig sein Gebet. „Das soll mein Ruhm und Ehre sein, will's auch so haben, daß man von mir sagen solle, wie ich voll böser Wort, Scheltens und Fluchens über die Papisten sei." „Ich will mich mit den Bösewichtern zerfluchen und zerschelten bis in meine Grube und sollen kein gut Wort mehr von mir hören. Ich will ihnen mit meinem Donnern und Blitzen also zu Grabe läuten. Denn ich kann nicht beten, ich muß dabei fluchen. Soll ich sagen: Geheiligt werde dein Name, muß ich dabei sagen: Verflucht, verdammt, geschändet müsse werden der Papisten Namen. Soll ich sagen: Dein Reich komme, so muß ich dabei sagen: Verflucht, verdammt, zerstört müsse werden das Papstthum. Wahrlich so bete ich alle Tage mündlich und mit dem Herzen ohne Unterlaß." [2])

Aus solch entsetzlichen Seelenzuständen erklärt sich die Sprache, welche Luther schon im Jahre 1522 gegen die deutschen Bischöfe führte. „Es sind nicht Bischöfe, es sind ungelehrte Götzen und Potzen, Larven und Maulaffen, die nicht so viel können, daß sie wüßten, was ein Bischof heiße, schweige was eines Bischofs Amt sei. Wölfe, Tyrannen, Seelmörder und des Antichrists Apostel sind

[1]) Luthers Sämmtl. Werke XXVI, 124. 127. 155.

[2]) Luthers Sämmtl. Werke XXV, 108. LX, 107—108.

sie, die Welt zu verderben." „Sprichst du: Es sind ja zu große, hohe, viel gelehrte Leute drinnen, da du anstößest. Antworte ich: Christus, Petrus, Paulus und die Propheten haben verkündet, daß kein größer Unglück auf Erden kommen sollt, denn des Antichrists und letztes Uebel." „Sie sind Bischöfe, aber nicht der Christen, sondern der Diebe, Räuber und Wucherer, ja Hauptdiebe, Hauptmörder und Hauptwucherer." „Säu, Pferde, Stein und Holz ist nicht so wahnsinnig, als wir sind unter dem Papste worden." „Und daß ich's herausschütte: so soll Jedermann wissen, daß die Bischöfe, die jetzt über viel Städte regieren, nicht christliche Bischöfe nach göttlicher Ordnung sind, sondern aus teuflischer Ordnung, sind auch gewißlich des Teufels Boten und Statthalter." „Alle", fuhr er fort, „die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bisthum verstöret und der Bischöfe Regiment vertilget werde, das sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen, halten über Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung; oder wo sie das nicht vermögen, doch dasselbe Regiment verdammen und meiden. Wiederum alle, die da halten über der Bischöfe Regiment und sind ihnen unterthan mit willigem Gehorsam, die sind des Teufels eigen Diener und streiten wider Gottes Ordnung und Gesetz." „Ein jeglicher Christ soll dazu helfen mit Leib und Gut, daß ihre Tyrannei veracht, ein Ende nehme, und fröhlich thun Alles, was ihnen nur zuwider ist, gleich als dem Teufel selb's." [1])

In einen gleich „heftigen Affekt des Zornes" zur Beschwichtigung seines Gewissens versetzte sich Luther, der ehemalige Mönch, wenn er über Klöster und geistliche Stifte sprach. „Das Plärren in den Stiften und Klöstern", sagte er in seinen öffentlichen Predigten, „ist ein lauter Spott und Versuchen Gottes, daß wohl Zeit wäre, daß man einmal Gottes Spott und Versuchen weniger machte, und vertilget solche Spotthäuser, wie sie Amos am siebenten nennt." Der Irrthum der katholischen Lehre von den guten Werken sei so elend und jämmerlich, daß „es besser wäre, daß man alle Kirchen und Stift in der Welt auswurzelet und zu Pulver verbrennet: wäre auch weniger Sünde, ob's auch Jemand aus Frevel thät, denn daß eine einige Seele in solchen Irrthum verführt und verderbet wird. Denn Gott hat nichts von Kirchen, sondern allein von den Seelen geboten, welche seine

[1]) Luthers Sämmtliche Werke XXVIII, 142—145. 147—149. 155 ff.

rechte eigentliche Kirchen sind." Um den Irrthum auszutilgen, „wäre es gut, daß man alle Kirchen einmal in aller Welt umkehret, und in gemeinen Häusern, oder unter dem Himmel predigte, betet, täufet, und alle christliche Pflicht übete". „Hie siehest du, warum der Donner gemeinlich in die Kirchen für alle andern Häuser schlägt, daß ihnen Gott feinder ist, denn keinen andern, darum, daß in keiner Mordgruben, in keinem Frauenhaus solche Sünde, solch Gotteslästern, solch Seelmord und Kirchenverstörung geschieht noch geschehen mag, als in diesen Häusern." „Denn wo nicht wird das lauter Evangelium", d. h. Luthers Lehre, „gepredigt, da ist gar viel ein geringer Sünder der öffentliche Frauenwirth, dann derselbig Prediger, und das Frauenhaus auch nicht so böse, wie dieselbige Kirche, und wenn derselbige Frauenwirth gleich alle Tage neue Jungfrauen und fromme Eheweiber und Klosternonnen zu Schanden machet, das doch ein schrecklich und greulich Ding ist zu hören, dennoch ist er nicht so böse und schädlich, als ein solcher papistischer Prediger." Wenn sich der geistliche Stand nicht nach seiner Lehre richten wolle, „da wollte ich", schrieb er, „nicht allein, daß diese meine Lehre Ursach wäre, Klöster und Stifte zu zerstören, sondern ich wollte, sie lägen schon auf einem Haufen in der Asche." [1])

In seinen leidenschaftlichen Zornausbrüchen schonte Luther Niemanden, der ihm entgegenstand. Auch nicht die weltlichen Fürsten. Die katholischen übergab er dem Teufel, oder erklärte sie leibhaftig vom Teufel besessen. Im Allgemeinen sagte er: „Die Fürsten sind gemeinlich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden, darum man sich allzeit bei ihnen des Aergsten versehen und wenig Gutes von ihnen gewarten muß, sonderlich in göttlichen Sachen, die der Seele Heil belangen. Denn es sind Gottes Stockmeister und Henker, und sein göttlicher Zorn gebraucht ihrer zu strafen die Bösen und äußerlichen Frieden zu halten. Er ist ein großer Herr, unser Gott, darum muß er auch solche edele, hochgeborene, reiche Henker und Büttel haben." „Ich wollt aber den verblendeten Leuten gar treulich rathen, daß sie sich fürsehen für einen kleinen Sprüchlein, der im hundertsiebenten Psalm steht: „„Gott hat ausgegossen Verachtung über die Fürsten."" Ich schwöre euch bei Gott, werdet ihr's versehen, daß dieses Sprüchlein über euch in den Schwang kommt, so seid ihr verloren, wenn auch

1) Luthers Sämmtl. Werke VII, 121. 131. 222—223. 330.

euer Jeglicher so mächtig als der Türke wäre, und wird euch euer Schnauben und Toben nichts helfen. Es ist schon ein groß Theil angangen. Denn gar wenig Fürsten sind, die man nicht für Narren oder Buben hält. Das macht, sie beweisen sich auch also, und der gemeine Mann wird verständlich, und der Fürsten Plage gewaltiglich daher gehet unter dem Pöbel und gemeinen Manne." [1])

Wie er in seinen leidenschaftlichen Zornausbrüchen das Volk gegen die Juden aufstachelte, beweisen seine Worte: die Juden seien ein „halsstarrig, ungläubig, stolzes, böses, verzweifeltes Volk", eine „Grundsuppe aller Bosheit". Darum „stecke man", rief er öffentlich aus, „ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer an und werfe hinzu, wer da kann, Schwefel und Pech; wer auch höllisch Feuer könnte zuwerfen, wäre auch gut; und was nicht brennen will, überhäufe man mit Erde und überschütte es, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Und Solches soll man thun unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, daß wir Christen seien! Man zerbreche und zerstöre desgleichen ihre Häuser und thue sie unter ein Dach oder Stall; man nehme ihnen alle ihre Betbüchlein und Talmudisten, auch die ganze Bibel; man untersage ihren Rabbinen bei Leib und Leben, hinfort zu lehren; man hebe ihnen Geleit und Straße ganz und gar auf; man verbiete ihnen den Wucher und nehme ihnen alle Baarschaft und Kleinodien an Silber und Gold und lege es bei Seite zu verwahren; wenn aber das Alles nicht helfe, so jage man sie wie tolle Hunde zum Lande hinaus." [2])

Bei solchen Ausbrüchen der Leidenschaften Luthers ist denn wahrlich nicht zu verwundern, daß selbst protestantische Theologen wie der berühmte Bullinger in Zürich, sich mit Abscheu von ihm wegwandten. „Luther hält gar kein Maß", schrieb Bullinger im Jahre 1545, „ja sein Schreiben ist mehrentheils nichts Anderes, denn ein Poltern und Schelcken (Schmähen), so daß, wenn ihn Gott gleich eines guten Grundes berathen, er denselben mit so vielen bösen und wüsten Worten umlegte daß des Guten nicht sonders geachtet wird; ohne das hat sein Schreiben sonst wenig anziehender Kraft. Luther treibt seine eigene Sache, kybt, treibt großen Pracht, gibt flugs dem Teufel alle, die sich an ihn nicht gerade ergeben. So wird in allem seinem Schelten viel feindseligen Geistes, wenig

1) Luthers Sämmtl. Werke XXII, 59 ff.
2) Luthers Sämmtl. Werke XXXII, 217. 233 ff.

freundlichen noch väterlichen gespürt. Die Welt ist voll nicht nur unnützer, sondern leichtfertiger Worte, voll Schändens, Beschmutzens, Fluchens, Zuredens, Verunglimpfens, Verrätschens, Ehrabschneidens oder Verläumdens und grober wüster Theidung. Da sollte Luther das Salz sein solchen ungesalzenen Bodens; so versalzt er entweder alles, oder er gibt Anlaß zu solchem Schänden und Lästern. Denn viele und mehr denn zu viele sind der Prediger, die aus Luthers Büchern, als die viel Scheltens enthalten, einen ganzen Last böser Worte gesammelt und aufgeladen, und denselben Last dann an den Kanzeln in die arme Gemeinde Gottes wiederum entladen. Und da sie sollten das Wort Gottes predigen, daraus den Glauben, Hoffnung und Liebe lehren, vermahnen, strafen und trösten, berichten und bereden, da hört man nichts Anderes, denn Schwärmer, Rottengeister, Sakramenter, Sakramentsfeind, Lästerer und Schänder, Heuchler, Aufrührer, Teufel, Ketzer und dergleichen unzählbar viel Schmähungen mehr." „Ja, sie vermeinen, es sei nicht gepredigt, sie haben denn aller Zuhörer Ohren mit solchem Unrath verkleibt und gefüllt. Aus dem bösen Exempel solcher Prediger fließt das Schänden und Holhippen in die ganze Gemeinde, sodaß das mehrere Theil derer, die gut evangelisch sein wollen, ihr Evangelium mit Uebelreden und Spitzworten erzeigen. Das wird denn von Vielen gelobt, denn Luther, der Deutschen Prophet und Apostel, thuts auch. Hiemit wird ein fast bös Laster für eine Tugend gehalten, welches viel Böses und Aergerniß gebiert. Es ist heiter am Tage und leider unläugbar, daß Niemand ja wüster, gröber und unziemlicher wider christliche Zucht und Bescheidenheit in Händeln des Glaubens und großen und ernsthaften Sachen geschrieben habe, denn Luther."

Zwei Jahre früher hatte Bullinger sich dahin ausgesprochen: Luther „bemühe sich, sich selber in Schmähungen zu überbieten". „Die bisherigen Vorgänge lassen wahrlich sehr befürchten, daß dieser Mensch noch großes Unglück über die Kirche bringen werde [1])."

4.

Wie Luthers Selbstbekenntnisse über seine traurigen Seelenzustände zu seiner richtigen Würdigung von hoher Bedeutung sind, so sind es nicht weniger diejenigen, in welchen er sich über die Folgen seines Abfalls von der Kirche aussprach. Offenherzig sagt er: „Ich bekenne für mich selbst und ohne Zweifel Andere auch müssen

[1]) Döllinger III, 262—263.

bekennen, daß mir's mangelt an solchem Ernst und Fleiß, den ich jetzt viel mehr denn zuvor haben sollte, und viel nachlässiger bin, denn unter dem Papstthum; und ist jetzt nirgends ein solcher Ernst bei dem Evangelio, wie man zuvor hat gesehen bei Mönchen und Pfaffen, da man soviel stiftete und baute und Niemand so arm war, der nicht etwas wollte geben. Aber jetzt ist nicht eine Stadt, die einen Prediger wolle ernähren, und nichts gehet, denn eitel Rauben und Stehlen unter den Leuten und lasset ihnen Niemand wehren." „Niemand will mehr Gutes thun und den Armen helfen [1])."

Bekenntnisse dieser Art finden sich zu Hunderten in seinen Schriften und Briefen, und lauten von Jahr zu Jahr immer trauriger, je mehr er die furchtbar verheerenden Wirkungen seines Werkes vor Augen sah und die Zustände beobachten konnte, welche im Vergleich zu der früheren Zeit der kirchlichen Einheit und des religiösen Friedens allgemein eintraten.

So hören wir z. B. aus seinem Munde: „Unter dem Papstthum waren die Leute milde und gaben gern, aber jetzt unter dem Evangelio gibt Niemand mehr, sondern Einer schindet nur den Andern und ein Jeglicher will Alles allein haben. Und je länger man das Evangelium predigt, je tiefer die Leute ersaufen in Geiz, Hoffart und Pracht, eben als sollte der arme Bettelsack ewig hie bleiben." „Alle Welt schindet und schabet und will doch Niemand geizig, sondern Jedermann will gut evangelisch und rechte Christen sein. Und gehet solch Schinden und Schaben über Niemand so sehr als über Bruder Studium und über die armen Pfarrherren in Städten und Dörfern." Diese müssen „herhalten und sich schinden und würgen lassen", und was Bauern, Bürger und Adelige erschinden, „das verprassen, verschlemmen und verprangen sie mit allzu überflüssiger Kost und Kleidung, jagen's entweder durch die Gurgel oder hängen's an den Hals. Darum habe ich oft gesagt, solch Wesen könne nicht länger stehen, es müsse brechen; entweder der Türke oder sonst Bruder Veit wird kommen, und auf einmal rein wegnehmen, was man lange Zeit geschunden, gestohlen, geraubet und gesammelt hat, oder der jüngste Tag wird dreinschmeißen und des Spiels ein Ende machen [2])."

Immer von Neuem kam er darauf zurück: „Im Papstthum war Jedermann barmherzig und mild, da gab man mit beiden

[1]) Luthers Sämmtl. Werke XIX, 404. Brief bei De Wette V, 24.
[2]) Band V, 264—265.

Händen fröhlich und mit großer Andacht," unter der Herrschaft der neuen Lehre, welche er „Das Evangelium" nannte, wolle man dagegen „nirgends Etwas geben, sondern nur nehmen." „Die so da sollten rechte Christen sein, weil sie das Evangelium gehöret, die sind viel ärger und unbarmherziger worden, als zuvor; wie man itzt Solches siehet für Augen allzustark erfüllet." Unter dem Papstthum „war Jedermann bereit und willig, gute Werke zu thun, jetzt hat dagegen alle Welt nichts Anders gelernt, dann nur schaben, schinden und öffentlich rauben und stehlen, durch Lügen, Trügen, Wuchern, Uebertheuern, Ueberſetzen. Jedermann handelt gegen seinen Nächsten, als halte er ihn nicht für seinen Freund, viel weniger für seinen Bruder in Christo, sondern als seinen mördlichen Feind, will nur allein gern Alles zu sich reißen, und gönne keinem Andern Nichts. Das gehet täglich und nimmt ohne Unterlaß überhand, und ist der gemeinste Brauch und Sitte in allen Ständen, unter Fürsten, Adel, Bürger, Bauern, in allen Höfen, Städten, Dörfern, ja schier in allen Häusern. Sage mir, welche Stadt ist so stark oder so fromm, die da itzt möchte soviel zusammenbringen, daß sie einen Schulmeister oder Pfarrherrn ernährte? Ja, wenn wir's nicht zuvor hätten aus unser Vorfahren milden Almosen und Stiftungen, so wäre der Bürger halben in Städten, des Adels und Bauern auf'm Land das Evangelium längst getilget, und würde nicht ein armer Prediger gespeiset und getränket. Denn wir wollen's auch nicht thun, sondern nehmen und rauben dazu mit Gewalt, was Andere hiezu gegeben und gestiftet haben." „Sollten wir doch billig uns schämen für unsern Eltern und Vorfahren, Herren und Königen, Fürsten und Andern, die so reichlich und mildiglich gegeben, auch zum Ueberfluß, zu Kirchen, Pfarren, Schulen, Stiften, Spitalen u. s. w. daß doch sie und ihre Nachkommen nichts ärmer sind worden." [1])

Zum Lohne für die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche im Papstthum herrschend gewesen, habe Gott, sagte er, damals auch „gute Zeit geschenkt." „Christus verheißet und spricht: Gebet, so wird euch gegeben; ein vollgedrückt, gerüttelt und überflüssig Maaß wird man euch geben. Und Solches auch die Erfahrung vieler frommen Leute allzeit gezeiget, der, so vor uns milde Almosen zu Predigtamt, Schulen, Erhaltung der Armen u. s. w. reichlich gestiftet und gegeben, und Gott ihnen auch dafür gute Zeit, Friede und

[1]) Luthers Sämmtl. Werke V, 264. XIII, 123. XIV, 389.

Ruhe gegeben hat; daher auch das Sprichwort unter die Leut kommen und Solches bestätigt: „Kirchengehen säumet nicht, Almosengeben armet nicht, unrecht Gut wudelt nicht." Daher man auch itzt in der Welt das Gegenspiel siehet; weil solch unersättiget Geizen und Raub gehet, da Niemand Gott noch dem Nächsten Nichts gibt, sondern nur, was von Anderen gegeben, zu sich reißen, dazu der Armen Schweiß und Blut aussaugen, gibt uns auch Gott wieder zu Lohn Theuerung, Unfried und allerlei Unglück, bis wir zuletzt uns selbs unter einander auffressen müssen, oder sämmtlich, Reiche mit den Armen, Große mit den Kleinen von einem Andern müssen aufgefressen werden[1])!"

Insbesondere war Luther auf das Tiefste bekümmert über die zunehmende allgemeine Verachtung und Mißhandlung der Prediger seiner neuen Lehre. Seine Bekenntnisse darüber sind unzählig. Er hatte die geheimnißvolle Weihe des priesterlichen Standes abgeschafft und die Lehre von dem Priesterthum eines jeden Christenmenschen verkündet. Die Folgen blieben nicht aus. „Bauern, Bürger und Edelleute", klagte Luther, „lassen sich jetzt dünken und dürfen wohl dazu rühmen, sie dürfen keines Predigers, und wollten viel lieber Gottes Wort gar los sein, geben nicht einen Heller um alle Predigt. Das macht, sie haben einen eigenen Gott, den sie glauben, das sind ihre Gulden und dicken Groschen, das ist ihr Leben und Himmelreich gar." „Darum sind sie nicht zu verdenken, weil sie nichts von jenem Leben halten, daß sie weder der Taufe noch der Predigt achten, weder Pfarrherrn noch Prediger ehren. Denn wie sie glauben, so leben sie, sie sind und bleiben Säue, glauben wie Säue und sterben wie Säue." „Ein armer Dorfpfarrer ist jetzt der allerverächtlichste Mensch, der da sein mag, also daß kein Bauer jetzt ist, welcher ihn nicht ganz für Koth und Dreck hält und mit Füßen tritt, wie denn leider jetzt vielen geschieht." „Die Edelleute treten die Pfarrherrn mit Füßen, so habens die Bürger auch gelernt." Man entziehe „den Dienern des Wortes" den Lebensunterhalt, sodaß sie, „durch Mangel und Hunger gezwungen, den Kirchendienst verlassen, und so das arme Volk, des Wortes beraubt, zu völligen Bestien werde. Der Satan treibt die gottlosen Obrigkeiten in den Städten und den Adel auf dem Lande, welche die Kirchengüter, von denen die Diener des Evangeliums leben sollen, rauben und zum Bösen

1) Luthers Sämmtl. Werke XIII, 224.

verwenden." „Man sieht allenthalben die Prediger verjagen, oder je also drücken, zum wenigsten mit Hunger und Armuth oder andern heimlichen Tücken, daß man ihrer nur los werde. Aus dem ganzen Gebiete unseres Fürsten laufen solche Klagen in Unzahl an mich ein. Es ist eine Art heimlicher, sehr schädlicher Verfolgung, so unseren Kirchendienst verachten, hassen, vernachlässigen und aushungern." „Niemand gibt gern mehr einen Heller zum Evangelium und Predigtamt, ja Jedermann stiehlt und raubt lieber der armen Kirche, was vor Alters gegeben ist. Die Bauern auf den Dörfern beschweren sich, wenn sie ihrem Pfarrherrn sollen einen Zaun machen, ja zwingen ihn wohl, daß er die Kühe und Säue hüten muß, gleich den andern Bauern." „Es scheint, als ob die Welt eins worden, daß sie die Diener des Evangeliums durch Hunger tödten wolle; so groß ist hin und wieder die Bosheit der Bauern, Bürger und Edelleute." „Es ist sehr böse Zeit, daß die Kirche jetzt so spolirt und beraubt wird. Man gibt nichts, sondern nimmt und raubet. Vor Zeiten halfen und gaben ihr Könige und Fürsten mildiglich und reichlich, nun aber berauben und plündern sie die. Es hanget die Kirche zerrissener, denn irgend ein Bettlersmantel. Man legt nichts zu den Stipendien und Besoldung der Armen und Kirchendiener." [1])

Indem Luther die frühere katholische Zeit mit der seinigen verglich, bekannte er: „Vor Zeiten hatten die Priester Ehre genug. In welcher Ehre wurden nur die Dorfpfarrer von den Edelleuten gehalten, die grauen Mönche und Holzschuher von den Fürsten. Desgleichen hat man gesehen, wie fleißig das gemeine Volk in der Christnacht zur Christmesse ging und sie hörte." Das war die alte Zeit. Es folgt die neue. „Wir Geistliche sind ein Schauspiel der Welt, ein Fluch, ein Fegopfer, ein Spott und Verachtung aller Leute. Das sind wir, wenn wir uns nach der Weise wollten achten, wie uns die Bauern, die Edelleute, die Fürsten und die Weltweisen achten und halten. Da sind wir verachtet und verspeiet." [2])

Der tiefere Grund aller dieser Erscheinungen lag darin, daß überhaupt die Abneigung des Volkes gegen die neue Lehre und ihre Verkündiger von Jahr zu Jahr zugenommen hatte, selbst in dem Kurfürstenthum Sachsen, von wo sie ausgegangen war. Luthers

[1]) Diese und andere gleichlautende Aussprüche Luthers sind verzeichnet bei Döllinger I, 317—323.

[2]) Vgl. die vortreffliche, im Jahre 1859 bei Hurter in Schaffhausen erschienene Schrift: „Wird Deutschland wieder katholisch werden". 38 ff.

Selbstbekenntnisse lassen darüber keinen Zweifel zu. Als sein Vater im Jahre 1530 schwer erkrankt war, wünschte er die Gegenwart des Sohnes. Luther erwiderte: er sei wegen dieser Krankheit allerdings besorgt, aber er wagte nicht den Vater zu besuchen, aus Furcht, das Volk möge auf der Reise ihn umbringen. „Aus der Maßen gern", schrieb er an den Vater, „wäre ich selbst zu euch kommen leiblich, so haben mir es doch meine guten Freunde widerrathen und ausgeredet, und ich auch selbst denken muß, daß ich nicht auf Gottes Versuchen in die Fahr mich wagte, denn ihr wisset, wie mir Herren und Bauern günstig sind." Zu näherer Erklärung dessen, was er meine, fügte er noch hinzu: „Zu euch möchte ich kommen können, aber wieder heim wollt es fährlich sein." [1])

Diese Worte sind einer weitern Erörterung nicht bedürftig.

Aber, muß man fragen, wenn das Volk keine Anhänglichkeit an Luthers Person hatte, wie sah es denn mit der Anhänglichkeit an dessen Lehre aus?

Auch darüber liegen Luther's Bekenntnisse vor. „Man sagt heutigen Tages", schrieb er im Jahre 1529: „Die Mönche haben gesungen, viel gebetet, gefastet, und dies Alles Gott zu Lob und Ehre gethan. Das gefällt dem gemeinen Manne wohl: er kann nicht hinüber, er kann sich nicht erhalten, sondern fällt dahin." Allein das Volk sprach sich noch deutlicher aus. „Man gibt uns Schuld," sagt Luther, „daß wir Aufrührer sind, daß wir die Einigkeit der Kirche zertrennen, und was nur Böses geschieht, das sagt man, geschehe unserthalben." „Zuvor unter dem Papstthum lasse man sich vernehmen, war es nicht so böse; jetzt aber, nun diese Lehrer gekommen sind, hat sich alles Unglück gefunden, theure Zeit, Krieg und der Türke." „Viele sagen, der Friede ist gestört, die Welt in Unruhe, die Menschen sind verwirrt in Geist und Sinn, die Religion fällt dahin, die Gottesverehrung wird gestört, der rechtmäßige Gehorsam aufgelöst: was ist Gutes aus dem Evangelium gekommen? Vorhin war es Alles besser." Kurz nach dem Schlusse des Augsburger Reichstags vom Jahre 1530, auf welchem die protestantischen Fürsten dem Kaiser ihre „Confession" überreichten, sagte Luther: „Jedermann klagt jetzt und schreit, das Evangelium mache viel Unfriede, Hader und unordentlich Wesen in der Welt, und stehe Alles ärger, seit es aufgekommen ist, denn vor

[1]) De Wette III, 550.

je, da es doch fein still zuging und keine Verfolgung war, und die Leute mit einander lebten als gute Freunde und Nachbarn." Das Volk wolle ihn, bekannte er, „mit dem Evangelium", das heißt seiner Lehre, „gern zum Lande austreiben oder gar aushungern." Dagegen hatte das Volk an das alte katholische Kirchenwesen noch immer eine solche Anhänglichkeit bewahrt, daß Luther die Zuversicht äußerte: „Wenn ich wollte, traute ich gar leichtlich, mein Volk in zwei oder drei Predigten wiederum zu predigen ins Papstthum und neue Wallfahrten und Messen anzurichten." „Ich weiß fürwahr, es sollten hier zu Wittenberg kaum zehn sein, die ich nicht verführen wollte, wenn ich wollte wiederum solcher Heiligkeit brauchen, welcher ich im Papstthum, da ich ein Mönch war, gebraucht habe.[1])"

Nur der Kurfürst von Sachsen, dem Luther das ganze Kirchenregiment übergeben hatte und der über das Kirchengut verfügte, schützte die neue Lehre. „Aus großen Gnaden" habe Gott, erklärte Luther, „ihm und den andern Predigern unter dem sächsischen Fürsten eine Herberge verliehen und eingeräumt." „Aber so gnädig, günstig und wohlthätig die Fürsten sich gegen uns erzeigen: so viel gräulicher Haß, Ungunst und Verachtung findet sich an denen vom Adel, an den Amtleuten, Bürgern und Bauern, welche, so es in ihrem Vermögen stünde, das sie wohl gern wollten, hätten sie uns vorlängst aus dieser Wohnung und Herberge vertrieben." An anderen Stellen bekannte er, „das Evangelium", das heißt seine Lehre, habe „keine ärgere Feinde, denn was hochverständige, vernünftige, weise, tugendsame, heilige Leute vor der Welt sind. Wie man sieht, es seien Frau oder Mann, Bauer oder Bürger, Edel oder Unedel, ja je höher sie mit solchen Tugenden geziert sind, je bittere Feinde werden sie und je heftiger toben sie wider das Evangelium."[2])

Je älter Luther wurde, desto größer wurden seine Bekümmernisse und Qualen, desto trostloser lauten seine Selbstbekenntnisse, wie sie namentlich in seinen Briefen vorliegen. Im Jahre 1542 gab er in einem Briefe an den Prediger Propst in Bremen sich der einzigen noch übrigen Hoffnung hin, daß der jüngste Tag vor der Thüre sei, da die Welt so verwildere, des Wortes Gottes satt sei, und einen auffallenden Ekel gegen dasselbe empfinde. In seinen Briefen aus dieser Zeit wiederholt sich regelmäßig der Ausdruck seiner Verzweiflung: „Laß es gehen, wie es geht!" In einem

[1]) Luthers Sämmtliche Werke VI, 106. 280. XLIII, 63. 279. 316.
[2]) Vgl. Joh. Janssen, An meine Kritiker 117—124.

Schreiben an Amsdorf versicherte er, „alle Laster, Geiz und Wucher, Schwelgerei, Feindschaft, Treulosigkeit, Neid, Hochmuth, Gottlosigkeit, Gotteslästerung seien zu einer so furchtbaren Höhe gestiegen, daß Gott Deutschland wohl nicht länger verschonen werde, und daß der Anblick Deutschlands in der Friedenszeit, wenn man es mit geistigem Auge schaue, abscheulicher sei, als Alles, was der Krieg bringen könne, denn das Land sei völlig taub, blind und verhärtet." Am 14. März 1543 gedachte er bald von der Welt Abschied zu nehmen, „da sie doch völlig im Argen liege." „Alles Gute", schrieb er an den Prediger Riemann, „dessen Verwirklichung wir in dieser Zeit gehofft haben, ist verschwunden, es ist nichts mehr übrig, als eine Sündfluth von Unheil, und uns bleibt nur die Bitte um Auflösung." „Möchte doch bald der Tag des göttlichen Zorns und unserer Erlösung kommen, und dem großen Jammer und teuflischen Wesen ein Ende machen." Nicht nur sich, sondern auch allen den Seinigen wünschte er einen baldigen Tod, damit sie nur „diesem satanischen Zeitalter" entrückt würden; selbst seine liebste Tochter Margarethe könne er, fügte er in einem Briefe vom 5. Dezember 1544 bei, „ohne sonderlichen Gram noch vor sich sterben sehen."

Früher hatte er die Fürsten dringend aufgefordert, sich des Kirchenwesens zu bemächtigen, die Katholiken und alle katholischen Einrichtungen wegzuschaffen und eine neue Ordnung aufzurichten; jetzt klagte er unaufhörlich darüber, daß sie die Kirche regieren wollten, obgleich doch alle fürstlichen Tugenden bei ihnen verschwunden, und Geiz, Wollust, unversöhnlicher Haß und Zwiespalt an deren Stelle getreten seien. Namentlich erregten auch die Juristen seinen Zorn. Sammt und sonders erklärte er sie noch kurz vor seinem Tode für schändliche und feile Rabulisten, die um Frieden, Gemeinwesen und Religion sich nicht kümmerten, und den Gebrauch des Rechtes gar nicht verständen; sie seien „Sykophanten, Sophisten, eine Pest des menschlichen Geschlechtes." [1])

Ueber die unter dem Einfluß seiner Lehre und der allgemein eingetretenen Verwilderung heranwachsende Jugend brach er in die schmerzlichsten Klagen aus.

„Als ich noch jung war", schrieb er, „gedenke ich, daß der mehrere Theil, auch aus den Reichen, Wasser tranken, Etliche huben auch kaum in ihrem dreißigsten Jahre an Wein zu trinken. Jetzund gewöhnt man auch die Kinder zu Wein", sogar „zu starken aus-

1) Döllinger I, 350—358.

ländischen Weinen, auch wol zu destillirten oder gebrannten Weinen, die man nüchtern trinkt." Das Laster der Trunkenheit habe „wie eine Sündfluth Alles überschwemmt." „Auch unter die Jugend ist es ohne Scheu und Scham eingerissen, die von den Alten solches lernt und sich darin so schändlich, muthwillig, ungewehret in ihrer ersten Blüthe verderbt, wie das Korn, vom Hagel und Platzregen geschlagen." „Es ist der leidige Teufel, daß jetzt die junge Welt so wüst, wild und ungezogen ist, daß eitel Teufelskinder daraus werden." „Es ist jetzt allenthalben leider der gemeinsten Klagen eine über den Ungehorsam, Frevel und Stolz des jungen Volkes, und insgemein in allen Ständen." „Sie wissen nicht, was Gottes Wort, Taufe und Abendmahl sei, gehen hin in dummem Sinn, sind wüst und unerzogen, wachsen in ihrem Sode und Muthwillen auf." [1])

In seiner nächsten Nähe in Wittenberg wurde die Sittenlosigkeit und Irreligiosität so arg, daß er im Jahre 1545 an den Fürsten Georg von Anhalt schrieb: „Wir leben in Sodoma und Babylon, Alles wird täglich schlimmer." [2])

Im Jahre 1545 verließ er Wittenberg in der Absicht, es nie wieder zu betreten. Er beauftragte Catharina von Bora: verkaufe Alles, was wir dort haben und ziehe nach Zeilsdorf. „Nach meinem Tode werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht leiden: darum ist es besser, bei meinem Leben gethan, was dann zu thun sein will. Vielleicht wird Wittenberg, wie es sich anläßt, mit seinem Regiment nicht St. Veits Tanz, noch St. Johannis Tanz, sondern den Bettler Tanz und Beelzebubs Tanz kriegen. Nur weg aus dieser Sodoma. Will also umherschweifen und eher das Bettelbrod essen, ehe ich meine armen alten letzten Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg martern und verunruhigen will, mit Verlust meiner sauern theuern Arbeit." [3]) Nur mit Mühe gelang es dem Kurfürsten von Sachsen, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber noch wenige Monate vor seinem Tode gab er wieder die Absicht kund, von Neuem von dort wegzuziehen.

Luther hatte kein glückliches Loos. Seine „Höllenangst, Todeskämpfe und innerlichen und herzlichen Anfechtungen", worüber er sich gegen seine Freunde aussprach, verließen ihn nicht bis zum Ende seines Lebens, und oft kehrt bei ihm die Klage wieder: „Wenn

[1]) Janssen, An meine Kritiker 182—184.
[2]) De Wette V, 722.
[3]) De Wette V, 753.

einer die Anfechtungen hätte leiden sollen, die ich gelitten habe, so wäre er lange todt; ich habe keine größere noch schwerere gehabt denn von meinen Predigen, daß ich gedacht; dieses Wesen richtest du Alles an." „Wer wollte angefangen haben zu predigen, wenn wir zuvor gewußt hätten, daß so viel Unglück, Rotterei, Aergerniß, Lästerung, Undank und Bosheit darauf folgen sollte!" [1])

Das unheilvolle Werk, welches man später, in völliger Verkennung aller wahrhaften geschichtlichen Verhältnisse, „die Reformation" zu nennen gewagt hat, war nicht mehr rückgängig zu machen. Vergebens klagte Luther: „Ich lasse die Gedanken nimmermehr fahren, daß ich wünsche und wollte, daß ich diese Sache nimmermehr angefangen hätte." [2])

[1]) Luthers Sämmtl. Werke LX, 46. 109. LXII, 16. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes III (Freiburg 1887) S. 553.

[2]) Vgl. oben S. 313.

II. Protestantische Zeugnisse für Luthers Ansehen in Deutschland im ersten Halbjahrhundert n. seinem Tode.

Zu den tiefsten Kümmernissen Luthers gehörte es, daß er, der anfangs von so Vielen als ein „dritter Elias", als „ein neuer Paulus", als ein „untrüglicher Verkündiger der wahren Heilslehre" begrüßt worden, im Verlauf der Jahre sein Ansehen unter den Protestanten immer tiefer sinken sah, und in Wittenberg selbst noch so wenig Einfluß und Bedeutung besaß, daß er, wie wir oben hörten, an seinem Lebensabend im Jahre 1545 der Stadt den Rücken kehren wollte. Drei Jahre früher beklagte er sich in einem Briefe an einen Freund über diejenigen, welche da sagten: „Was frage ich nach Doctor Martinus?" „Wenn das der Dank ist", schrieb er, „den die Welt uns noch bei Lebzeiten erstattet, warum sollen wir dann beten, daß der Türke solche Christen nicht todtschlage? Sollen wir doch einmal Knechte der Türken sein, so ist es ja besser noch, jenem feindlichen auswärtigen Türken unterworfen zu sein, als den Türken, die unsere Freunde und Mitbürger sind. Mag die Welt zu Grunde gehen, ich will ausgesorgt haben für solche schändliche Furias." [1]) Mit nahezu allen seinen ehemaligen Freunden und Mithelfern hatte er sich verfeindet. Selbst Melanchthon klagte über seine leidenschaftliche Heftigkeit, seinen Eigensinn, seine Herrschsucht; er verglich ihn mit dem Demagogen Kleon; er müsse unter ihm eine schmachvolle Knechtschaft ertragen. [2]) Luther argwohnte fast bei Allen Abfall von seiner rechten Lehre: „nach meinem Tode", sagte er, „wird keiner der Wittenberger Theologen beständig bleiben." Fast in Verzweiflung äußerte er sich kurz vor seinem Tode: „Wenn ich noch hundert Jahre sollte leben, und hätte nicht allein die vorigen und jetzigen Rotten und Sturmwinde durch Gottes Gnade erlegt, sondern könnte auch alle künftigen also legen, so sehe ich doch wohl, daß damit unseren Nachkommen keine Ruhe geschafft wäre, weil der Teufel lebt und regiert." Nachdem Luther plötzlich gestorben war, schrieb einer seiner standhaftesten Anhänger, der Arzt Ratzenberger: Melanchthon habe sich über dessen Tod gefreut. [3])

Eine überaus bemerkenswerthe Thatsache ist, wie wenig man sich in Deutschland nach Luther's Tod um dessen Wittwe und Kinder bekümmerte. Luther habe seine Frau, schreibt dessen lang-

[1]) De Wette V. 439.
[2]) Corp. reform. III. 594. VI. 879.
[3]) Döllinger III, 269.

jähriger Tischgenosse Hieronymus Weller, den 31. Psalm auswendig lernen lassen, „denn er wußte wohl, daß sie nach seinem Tode ein betrübtes elendes Weib sein, auch des Trostes, so dieser Psalm in sich hat, sehr nöthig würde bedürfen. Wie denn auch geschehen." [1]) Die Vormundschaft der Luther'schen Kinder lehnten Melanchthon und Dr. Creutzinger ab. [2]) Um Hülfe flehend, wandte sich die Wittwe an den König Christian III. von Dänemark: er sei der einzige König, schrieb sie ihm im October 1550, zu dem sie als „arme Wittwe" ihre Zuflucht haben möchte. Sie erhielt keine Antwort. Im Januar 1552 wiederholte sie ihre Bitte mit der Versicherung, ihr verstorbener Mann habe den König „stets für den christlichsten König gehalten." „Durch dringende Noth", sagte sie, „werde ich bewogen, Ew. Königl. Majestät in meinem Elend unterthänlich zu ersuchen, des Verhoffens, Ew. Majestät werde einer armen und jetzt von Jedermann verlassenen Wittwe mein unwürdig Schreiben gnädiglich zu gut halten." Ihr sei „mehr durch Freunde als durch Feinde Schaden zugefügt worden, ein Jeder stelle sich fremd gegen sie, Niemand wolle sich ihrer annehmen". Endlich kam ein Geschenk von 50 Thalern an, jedoch Katharina wurde dieser nicht lange froh. Als in Wittenberg eine ansteckende Krankheit überhand nahm, flüchtete sie mit drei Kindern und wollte nach Torgau. Auf der Reise wurden die Pferde scheu, sie sprang aus dem Wagen und fiel in einen Graben voll kalten Wassers. Am 20. Dec. 1552 starb sie in Torgau an der Auszehrung. Im Januar 1553 wandte sich Luther's ältester Sohn, Johann, für sich und seine drei Geschwister wiederum hülfeflehend an den König von Dänemark. In Deutschland, jammerte er, „finden sich wenig Freunde, die sich erzeigen, als wollten sie sich unser annehmen"; deßhalb möge doch der König sein und seiner Geschwister „gnädiger Herr sein, sintemal wir itzund zu Niemand oder doch Wenigen Zuflucht haben". [3]) In Wittenberg konnte das Ansehen Luther's dadurch nicht gesteigert werden, daß dessen Sohn Martin, wie aus protestantischen Berichten hervorgeht, sich dort „leichtfertig hielt mit Saufen und viel loses Gesindel an sich hing." [4])

Bei den Wittenberger und anderen Theologen gerieth Luther's

---

[1]) Förstemann, Neue Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquarischer Forschungen VIII, 10—11.
[2]) Förstemann a. a. O. 31.
[3]) Hofmann, Katharina von Bora 126—138.
[4]) Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichtes S. 162.

Autorität im Verlauf der Jahre derartig in Abnahme, daß einer seiner treuesten Anhänger, Cyriakus Spangenberg, im Jahre 1594 schrieb: „Schier allenthalben ist es dahin gekommen, daß man wohl sagen möchte, wie Exodi am 1. steht: Es kam ein neuer König auf in Aegypten; der wußte nichts von Joseph, denn schier Niemand vom seligen Luther etwas mehr sehen oder hören will."[1]) „Die undankbaren Kukuk", klagte der kursächsische Oberhofprediger Matthias Hoe im Jahre 1606, lassen sich, obgleich sie ohne Luther noch in den „päpstlichen Gräueln" stecken würden, „gelüsten, den großen Lehrer und hocherleuchteten Evangelisten Deutschlands zu reformiren, zu meistern, zu klügeln, zu strafen, ja zu schänden."[2]) Worin diese „Schändung" Luther's durch die Theologen bestand, darüber belehrt uns der eben genannte Spangenberg mit den Worten: „Sie nennen Lutherum einen Philauticum, das ist einen solchen Menschen, der von Niemand viel gehalten hat, als nur allein von sich selbst, und dem nichts gefallen, als was er selbst geredet und gethan. Item einen Philonicum und Eristicum, eine solche Haderkatz, der alle Zeit wolle Recht haben, keinen Menschen etwas Gutes gelten lassen, niemand weichen wolle, der allein seine eigene Ehre suche und Niemand neben sich leiden könne. Item einen Doctorum Hyperbolicum, einen solchen Lehrer, der aus einem Floh ein Kameel mache, der von tausend sage und kaum fünf meine, ins Feld hinein rede, Gott gebe es sei wahr oder nicht. Item nennen sie ihn Polypragmonicum, der sich muthwillig in alle Händel einmischt, sich mehr auszurichten unterwindet, dann ihm befohlen, und sich aller Sachen anmaßt, die ihn doch nicht angehen. Item Ostentatorem ingenii, der nur mit seinem hohen Verstand ohne Noth gepranget habe und sich wöllen sehen lassen. Item einen Stoikum, einen Stotzkopf, der nur seines Sinnes gelebt und andere in tyrannischer Dienstbarkeit gehalten habe."[3]) Man hörte in Wittenberg, berichtete der Protestant Leonhard Hutten, „abscheuliche, kaum zu wiederholende Lästerungen, Schmähungen, Verwünschungen und Schandreden. Den seligen Luther hießen sie nicht anders, als den deutschen Märten, einen aufrührischen und hitzigen Pfaffen, ja, man hat gesehen, daß der kursächsische Hofprediger Salmuth bei einem Gastmahle ein mit Bier angefülltes Glas nach Luthers Bildniß

[1]) C. Spangenberg, Adelsspiegel II, 73.
[2]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes V, 496.
[3]) Janssen IV, 349.

warf und demselben noch andere Schmach zufügte."[1]) Am stärksten trieben es die Calvinisten. „Es dürfen", heißt es in der Schrift eines Lutheraners aus dem Jahre 1600, „die calvinistischen Schmeißfliegen, Heuchler, Unfläter, Gottesdiebe und Feinde des Kreuzes Christi unsern theuern Vater in Gott, Doctor Lutherum, gar für einen groben Esel, unbeständigen Wetterhahn, Schmerbauch und heillosen Fanten auf den Kanzeln ausrufen."[2]) Weil Luther sich in seinen Schriften so oft selbst widersprochen hatte, so nahmen calvinistische Wortführer daraus allerlei Stellen für sich in Anspruch und behaupteten sogar: die Calvinisten seien für die rechten Lutheraner zu halten in Lehre und Ceremonien; Luther sei als Calvinist gestorben.[3])

Unzweifelhaft ist, daß die zahlreichen Widersprüche, in welche sich Luther verstrickt hatte, zur Schädigung seines Ansehens unter den Protestanten am meisten beitrugen.

So erklärte auf Grund derselben z. B. der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz: in der Lehre vom Abendmahl sei Luther seiner Sache so ungewiß gewesen, daß „er seine Meinung darüber viermal geändert habe.[4])

Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg bekannte ebenfalls: man könne Luther nicht folgen, weil er sich fortwährend widersprochen, „ein Anderes in seinen Lehrschriften, ein Anderes in seinen Streitschriften vorgebracht, und in denselben bald gutgeheißen, was er zuvor verworfen, und hinwiederum verworfen, was ihm zuvor einmal beliebet." „Die Schriften Luther's sind da," sagte der Kurfürst, man könne sie selbst lesen, und werde es dann „nicht anders befinden."[5])

Entschiedener noch sprach sich der Pfalzgraf Johann Casimir aus. „Alle Parteien" ließ er erklären, „könnten sich bei ihren Streitigkeiten auf Luther's Schriften beziehen;" „man könnte bei den darin vorhandenen Irrthümern und Uebertreibungen, Antilogien und Retractionen für die entgegengesetztesten Ansichten lutherische Aussprüche mit gleichem Rechte anführen. Am wenigsten könnten seine Streitschriften irgend ein Ansehen behaupten, denn er habe sich darin, wie seine eigenen Anhänger zugeben müßten, zu einer Hitze und Heftigkeit, die alle Grenzen überschritt, und zu Behauptungen fortreißen lassen, die seinen früheren Erklärungen widersprachen und

[1]) Kiesling, Fortsetzung von Löschers Historia Motuum 22—25.
[2]) Janssen, Gesch. des deutschen Volkes V, 482.
[3]) Janssen V, 491.
[4]) Wittmann, Geschichte der Reformation in der Oberpfalz S. 63.
[5]) Reformationswerk in Churbrandenburg S. 32—34.

die er selbst im Streite oft wieder aufzugeben oder zu modificiren gedrängt ward."[1])

Am schärfsten äußerte sich über Luther der protestantische Landgraf Wilhelm IV. von Hessen. „Er fing mit mir an", heißt es in einem Briefe der Pfalzgräfin Elisabeth, welche im Jahre 1575 in Kassel auf Besuch war, „von Dr. Luther zu reden und schalt Dr. Luther einen Schelm, denn er hätte seinen Herrn Vater überredet, daß er zwei Weiber nehmen solle, und machte Dr. Luther gar übel aus. Da sagte ich: es wäre nicht wahr, daß der Luther sollte das gethan haben. Da sagte der Landgraf: er habe seine eigene Handschrift, die weise es aus. Ich sagte darauf, man könne wohl ein anderes Schreiben in seinem Namen gestellt haben und daß er wohl nichts davon gewußt hätte." Der Landgraf holte das Schreiben herbei, aber Elisabeth wollte es weder lesen noch lesen hören.[2])

Im Jahre 1570 schrieb Wilhelm, er habe heftig disputirt mit Theologen, welche Luthers Bücher als heilig angesehen wissen wollten, obgleich doch in diesen Büchern „grobe scheußliche Irrthümer zu befinden." Als die Theologen geantwortet: „Lutherus mochte wohl in der Erste, ehe er vollkommen worden, geirrt haben, hernacher aber, als er zur Vollkommenheit kommen, wären seine Bücher auch nicht im geringsten Punkte zu strafen", habe er sie gefragt: „Zu welcher Zeit solche seine Vollkommenheit angefangen? ob's geschehen sei um das dreißigste Jahr, als er sein Buch über die Ehe geschrieben, oder um das vierzigste, als er den Hanswurst, ein, wie sie selbst gestehen mußten, eines Theologen durchaus unwürdiges Buch geschrieben" u. s. w. „Solches Aenigma", fügte Wilhelm hinzu, „haben sie uns nicht können solviren."[3]) Zur Zeit der Abfassung des sogenannten Concordienbuches wollte Wilhelm sich „neue Dogmata" nicht aufdrängen lassen, wenn man auch dieselben noch so sehr „mit den Excrementen Luthers verschmiere und verkleibe." Luther hätte bald so bald anders, „im andern Blatt widerwärtige Dinge geschrieben; die arme alte Löffelgans hätte nicht gewußt, was sie geschrieben."[4])

Alle diese Aussprüche sind einer näheren Erklärung nicht bedürftig. Auf ein großes Ansehen Luthers und auf große Achtung vor Luther kann man daraus keine Schlüsse ziehen.

1) Niedner's Zeitschrift für die histor. Theologie. XXXI, 461—476.
2) v. Weber, Anna, Kurfürstin von Sachsen. 401.
3) Neudecker, Neue Beiträge II, 283—284.
4) Hutter, Concordia concors. S. 215—216.

F. W. Webers „Dreizehnlinden“

und

J. V. von Scheffels „Ekkehard“.

Eine Parallele

von **Professor Joseph Stöckle.**

I.

Einleitung.

Man sagt, daß in gewissen, besonders begabten Individuen eines Volksstammes dessen Charakter verdichtet zum persönlichen Ausdruck gelange, so daß man an solchen Persönlichkeiten und ihrem ganzen Dichten und Denken mit Leichtigkeit die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten des betreffenden Volksstammes wiedererkennen kann. So sind es insbesondere die Dichter und Denker, die den Charakterniederschlag des Stammes, dem sie angehören, am reinsten und unverfälschtesten in ihren geistigen Schöpfungen niederlegen. Denn wenn der ächte Dichter auch auf einer höheren Warte steht, als der gewöhnliche Mann, und mehr oder weniger kosmopolitisch, d. h. allgemein menschlich seine Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringt, so bleibt er eben doch immer ein Kind seiner Zeit und seines Volkes und wird auch nur von dem letzteren recht verstanden und gewürdigt werden.

Wie himmelweit ist der Unterschied zwischen einem französischen, italienischen, spanischen und einem deutschen Dichter? Um wie viel näher steht uns schon der stammverwandte Shakespeare als der Dichter der Divina Comedia und des „Befreiten Jerusalem“? Wir verstehen sie ja wohl auch, weil sie in erster Linie uns rein Menschliches bieten, aber die geheimsten Bezüge jener Dichtungen werden eben doch wohl nur dem Volke unmittelbar klar sein, aus dessen Mitte sie hervorgewachsen sind. — Es ist einem Franzosen rein unmöglich, den Humor unseres Scheffel würdigen zu können, ebenso wenig möchte ein spanischer Hidalgo das schwäbisch gemüthliche Wesen eines Uhland begreifen, wie es ja auch

uns schwer wird, in unserer uns angeborenen Schwerfälligkeit, den scharf pointirten Causerien der klassischen französischen Dichter und Erzähler mit Verständniß bis in die kleinste Einzelheit zu folgen. Also jedem Volke seine Dichter! Aber wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen. Beim deutschen Volke sind nicht wie in Frankreich oder anderen romanischen Ländern die Stammeseigenthümlichkeiten der einzelnen, das Volk bildenden Bestandtheile mit Feuer und Schwert ausgerottet worden. Nein, die Stämme der Schwaben und Alemannen, der Sachsen, der Bayern und Oesterreicher, der Franken, der Hessen, Thüringer und Friesen haben vielfach in friedlichem Nebeneinanderwirken, manchmal auch in kriegerischen Reibungen ihre Eigenthümlichkeiten gewahrt und weitergebildet. Die hervorragenden Geister dieser Stämme haben zunächst für ihren Stamm gestritten und gelitten, gedichtet und getrachtet. Wir finden in ihren Schriften neben dem gemeinsamen deutschen Geiste auch noch den Charakter desjenigen Volksthums ausgeprägt, aus dem sie hervorgegangen sind.

Wir wollen nun im Folgenden zwei innerlich verwandte, aber doch wieder sehr verschiedene Dichter in je einem ihrer Hauptwerke einer eingehenden Würdigung unterziehen, den Sachsen Friedrich Wilhelm Weber in seinem Epos „Dreizehnlinden" und den Alemannen Joseph Victor v. Scheffel in seinem Romane „Ekkehard". Die Vergleichung soll so geführt werden, daß beider Eigenthümlichkeiten scharf hervorgehoben werden, ohne aber etwa den einen auf Kosten des anderen zu erheben. Zugleich sollen die beiden genannten epischen Dichtungen Schritt für Schritt, so weit nothwendig, erklärt und auf die Quellen zurückgeführt werden. Wir wollen also nebenbei noch die beiden Dichter in ihrer geheimen Werkstatt belauschen und ihnen auf ihren Quellenforschungen folgen. Voraus gehe eine ganz gedrängte Parallel-Biographie der beiden Männer, so weit sie zum Verständniß des Folgenden nothwendig scheint.

II.

Zwei Rheinische Dichter.

Alhausen, ein Dorf in der Nähe von Paderborn, in dem Fr. W. Weber im Jahre 1813 das Licht der Welt erblickte, liegt zwar eine ziemliche Strecke östlich vom Rheine im alten Westfalenlande, aber dessenungeachtet werde ich, da der meiste Verkehr des am Südwestabhang des Teutoburger Waldes gelegenen Gebietes dem Rheine sich zuwendet, kaum auf Widerspruch stoßen, wenn ich Weber als rheinischen Dichter bezeichne. Es wehte Freiheitsluft um die Wiege des jungen

Sprößlings in dem einfachen Försterhause, denn schon war der große Schlag gefallen, schon hatte ein Kurier der schmausenden und tanzenden Majestät von Napoleons Gnaden, dem neugebackenen Westfalenkönig Jérome, gemeldet:

> Ich komme von Leipzig, Majestät;
> Der Kaiser läßt Euch grüßen.
> Verloren hat er die große Schlacht
> Bei Leipzig auf dem Felde.
> . . . .
> Längst ist der Kaiser über dem Rhein
> Und hinter dem Rhein nicht sicher.

Die Zustände im Westfalenlande wurden andere, das am Boden liegende blutende Volk rafft sich empor und „greift zum Schwert mit Siegesruf und Gelächter.“

Unser junger Weltbürger aber wuchs in einfacher Hütte heran, kräftigte sich und zeigte schon in der Volksschule seines Dorfes nicht gewöhnliche Anlagen, so daß seine Eltern ihn trotz ihrer beschränkten Mittel auf das Paderborner Gymnasium brachten. Er entwickelte sich hier in ächter Westfalenart „fromm, sinnig, weich, nicht überzart, zäh, treu, auch trotzig,“ wie eben ein Menschenkind werden muß, dem „des Lebens harte Faust schon in die krausen Kinderlocken greift.“ Er hatte schon auf der Schule Anwandlungen zum Dichten, was er in seinem Gedichte „Der Amboß“, dem ersten der Sammlung, mit den Worten andeutet:

> Wohl träumten wir im Herzen tief
> Viel wunderbare Melodien.

Aber er hatte weder die Zeit, noch Lust, diesen süßen Träumereien nachzuhängen, ihm „war ein and'res Ziel gesteckt“, er hatte nicht „Zeit zu süßen Weisen“, bei ihm hieß es hart „schaffen, schaffen.“

Besser hatte es das Dichterkind vom Oberrhein, das in Badens Hauptstadt 1826, gerade in dem Jahre, als der allbekannte alemannische Dichter Joh. P. Hebel in's Grab sank, als Sohn des Hauptmanns Ph. J. Scheffel das Licht der Welt erblickte. Dieser wuchs unter der Hut und Pflege einer begüterten Familie heran, ihm waren alle Wege geebnet, und doch sollten auch ihm die Stürme des Lebens nicht erspart bleiben. Während Weber in Greifswald zuerst philologische, dann medicinische Studien betrieb, die er in Breslau fortsetzte und in Berlin zum Abschluß brachte und damals schon von Gustav Freitag als Ideal eines Dichters proklamirt wurde, machte Scheffel in seiner Vaterstadt still und geräuschlos als fleißiger und begabter Lyceist seine Vorbereitungsstudien auf die Universität. Von poetischer Anlage zeigte sich bei ihm noch keine Spur. Ja, er war sogar immer in großer Noth, wenn der gestrenge Hofrath Gockel poetische Versuche zu lösen gab, aus

der ihn aber sein dichterisch beanlagtes Mütterchen, Frau Baurath Josephine, mit Glück herauszog.

Zwei auffallende Aehnlichkeiten des Sachsen- und Alemannendichters springen schon in ihrer Studienzeit in die Augen: ihre Reiselust und die früh begonnenen Germanistischen Studien. Während Weber als Universitätsstudent und junger Mediciner, meistens zu Fuß, omnia sua secum portans, zunächst im deutschen Vaterlande sich umsah, und nach Halle, Prag und Wien zog, um seine medicinischen Studien zu vertiefen, sich in die Herrlichkeiten der Natur zu versenken und wundärztliche Studien zu treiben, hernach auch gen Triest, Venedig, Rom und Neapel, sodann über Marseille nach Lyon und Paris wallte, trieb es den jungen Scheffel, das Land am Oberrhein, den Schwarzwald und die gesegneten Gefilde Schwabens zu durchschweifen und dabei ebenfalls in das eigenthümliche Wesen des schwäbisch-alemannischen Volksstammes sich zu vertiefen. Als „der fahrende Schüler Josephus" seine Universitätsstudien begann und von München, Heidelberg und Berlin seine Forscherfahrten in den Odenwald, nach Rügen, die Alpen und ins Thüringer Land machte, wirkte Weber schon als wohlbestallter Arzt zunächst in Driburg, dann als Brunnenarzt in Lippspringe. Von einer eingehenden Beschäftigung mit Poesie konnte zu dieser Zeit bei ihm keine Rede sein. Scheffel hatte, trotzdem er 13 Jahre jünger war als Weber, zu der Zeit, als dieser nach seiner Uebersiedlung nach Schloß Thienhausen, wohin ihn Freiherr Guido von Haxthausen eingeladen hatte, sein Epos „Dreizehnlinden" begann, schon längst seinen Dichterkulminationspunkt überschritten. Aber auch jetzt noch wartete der bedächtige Westfale beinahe 3 Lustren, bis er mit seinem Hauptwerke, das ihn allerdings dann mit einem Schlage, wie Scheffel 24 Jahre vorher sein „Trompeter von Säckingen", in die Reihe der ersten Dichter unserer Nation stellte.

Alle bedeutenderen Werke Scheffels, „Der Trompeter von Säckingen", „Der Ekkehard", „Frau Aventiure", das „Gaudeamus", hatten ihren Weg schon lange zu dem deutschen Volke gefunden, als man von dem Westfälischen Dichter noch so gut wie nichts wußte. Die Gründe des frühen Verstummens der Muse Scheffels und des verhältnißmäßig so späten Hervortretens Webers liegen in ihren Lebensschicksalen und können hier nur angedeutet werden. Weber hatte sich durch strenge Arbeit in eine geachtete, wenn auch nicht glänzende Stellung hineingearbeitet; der dichterische Schatz, der in ihm ruhte, drängte erst, nachdem eine gewisse Ruhe und Muße in der ärztlichen Praxis eingetreten war, zur Hebung. Dafür zeigen aber auch seine dichterischen Producte eine seltene Abgeklärtheit und wohlthuende, warme Ruhe und Großartigkeit. Da ist nichts von gährendem Sturm und Drang, sondern tiefdurchdachte Weisheit und

geradezu klassische Getragenheit. Manche seiner Gedichte, die er erst im Jahre 1882 herausgab, sind zwar auch schon in seiner Universitätszeit verfaßt, aber der greise Dichter konnte diesen Erzeugnissen der Sturm- und Drangzeit im runden Thurmzimmer seines Tusculum zu Thienhausen noch die bedächtige Feile des Alters angedeihen lassen. Vorbereitet und geübt hatte sich der Dichter für seine spätern Werke durch die Uebersetzungen der zwei Tennyson'schen Gedichte: „Enoch Arden" und „Aylmers Field", „deren Treue und Formschönheit von der Kritik allgemein anerkannt wurde." (H. Keiter in seiner Studie: „F. W. Weber, der Dichter von Dreizehnlinden".) Diesen folgten noch: „Schwedische Lieder" und Tennyson's „Maud".

Ganz anders war die Dichterlaufbahn unseres „Meisters Josephus vom dürren Ast", wie er sich in einer gewissen Selbstironisirung gerne nannte. Dieser hatte sich auch bei Zeiten durch das Stahlbad klassischer Uebersetzung des Waltharí-Liedes für seine eigenen Dichtungen gestärkt. Bei ihm drängte aber, nachdem eine große Unzufriedenheit mit seiner erst beginnenden juristischen Laufbahn eingetreten war und er eine Zeit lang ruhelos einem Phantom auf dem Gebiete der Malerei nachgejagt hatte, die in ihm schlummernde dichterische Quelle mit Gewalt zum Ausbruch; sein „Trompeter" ist das Resultat einer inneren Revolution und kann schon deßhalb nicht so abgeklärt sein, wie das Weber'sche Epos. Die jugendliche Frische des Scheffel'schen Idylls besticht den Leser, und die Jugend, namentlich die akademische, wird wohl immer lieber zum „Trompeter" als zu Webers „Dreizehnlinden" greifen, was aber für die Superiorität des ersteren Gedichtes über das letztere nichts beweist. Die weiteren Lebensschicksale Scheffels sind bald erzählt, sie bilden einen beständigen Kampf des freiheitsliebenden Dichters gegen inneren und äußeren Zwang. Trotzdem er mit einer guten Portion Alemannentrotz und schwäbischer Zähigkeit ausgerüstet war, unterlag er doch vielfach, nicht immer ohne eigene Schuld, in diesem Ringen und verdüsterte sich immer mehr, so daß er einmal schon dem Wahnsinne nahe war. Seine besten Werke nach dem „Trompeter", der Roman „Ekkehard" und die Sammlung lyrisch-epischer Ergüsse, die er unter dem Namen „Gaudeamus" herausgab, verschafften ihm nicht nur keine Befriedigung, sondern bildeten jeweils eine Quelle neuer Verdrießlichkeiten und Aufregungen. Brachte ihm der „Ekkehard" wegen Bankbruch seines Verlegers nicht den gehofften Erfolg in materieller Beziehung, wohl aber einen fast 15 Jahre dauernden aufregenden Proceß, so zogen die vielen durstigen Gaudeamus-Lieder ihm den Verdacht eines Kneipgenies zu, was ihn noch mehr schmerzte, als der materielle Schaden.

So verstummte denn die Muse Scheffels schon von den sechsziger

Jahren an vollständig; kaum daß er sich noch hie und da zu einem Gelegenheitsgedicht und Stammbuchvers aufschwang. Der Einsiedler von Seehalde und Mettnau war schon lange vor 1886 ein todter Mann. Vergessen war er nicht, das bewies sein fast fürstlich zu nennendes Jubiläum im Jahre 1876, wo ihm ganz Deutschland seine Huldigung darbrachte und sein Landesfürst ihn in den erblichen Adelsstand erhob, was ihm aber ebenfalls wieder zum Ausgangspunkt schrecklicher Aufregung wurde, indem eine gewisse Schriftstellerklique ihm damals das Brandmal eines Fürstenschmeichlers aufdrücken wollte.

Mit besonderen Ehrungen ist Weber nicht gerade überschüttet worden, das müßte noch kommen. Das Vertrauen seiner Mitbürger hat ihn zwar schon im Jahre 1861 zu ihrem Vertreter im preußischen Landtag gewählt und er konnte als solcher im Jahre 1886, dem Todesjahre seines Mitbruders in Apollo, sein silbernes Abgeordneten-Jubiläum feiern, wobei es an Ehrenbezeugungen wenigstens von seiner Partei nicht fehlte; auch war er schon im Jahre 1880 von der Akademie zu Münster zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden, sonst aber lebt er ziemlich zurückgezogen in dem freundlichen Städtchen Nieheim, ohne mit Hofrathstiteln und Orden viel behelligt zu sein.

Scheffel, dessen Sterbliches jetzt schon vier Jahre die Erde deckt, fehlte trotz seiner Weltflüchtigkeit Ehre und Anerkennung nicht, hat doch einer seiner intimsten Freunde es ausgesprochen, daß wohl noch kein Dichter bei lebendigem Leibe so geehrt worden sei, wie eben unser Gaudeamus-Sänger. Und doch konnte er bei all dieser äußeren Auszeichnung seines Lebens nicht froh werden und wäre vielleicht schon früher seiner unheilbaren Melancholie unterlegen, wenn er nicht die Kunst des Naturgenusses wie kaum einer verstanden und sich trotz alledem immer noch eine gute Dosis Humor bewahrt hätte. Es ist geradezu ein klassisches Beispiel dafür, wie man, wie ich in meiner kleinen Scheffelbiographie [1]) auseinandersetzte, „immer und immer am sichersten und schnellsten am Busen von Gottes herrlicher Natur das gestörte Gleichgewicht im Leben wieder herstellt."

Er wußte „die Welt als Gottes Garten und sich als Gottes freies Kind" zu betrachten. Der Trost der positiven Religion, in der gerade Weber mit allen seinen Werken so fest begründet steht, fehlte allerdings dem Dichter des „Ekkehard", der sich so nach und nach einen pantheistischen Gottesbegriff ausgebildet hatte.

Nach diesen biographischen Notizen wollen wir nun an unsere

[1]) J. Stöckle: „Ich fahr' in die Welt!" Jos. V. von Scheffel, der Dichter des fröhlichen Wanderns und harmlosen Genießens. Paderborn, Ferd. Schoeningh, II. Aufl. 1888.

eigentliche Aufgabe, einer kritisch-exegetischen Betrachtung der epischen Hauptwerke Scheffels und Webers, des kulturhistorischen Romans „Ekkehard" und des in gebundener Rede uns ebenfalls eine Kulturepoche unserer Geschichte darstellenden Epos „Dreizehnlinden", übergehen.

III.

Die Quellen zu Ekkehard und Dreizehnlinden.

Roman und Epos sind innerlich nahe verwandt, aber durchaus nicht dasselbe. Dem Epos ist manches erlaubt, ja sogar nothwendig, was beim Roman zu größtem Nachtheil gereichen könnte, und umgekehrt hat der Roman wieder Freiheiten, die das Epos ohne Schaden sich nicht erlauben darf. Nehmen wir als Beispiel die Behandlung eines religiösen Stoffes, etwa die Erlösungsgeschichte des Menschengeschlechtes durch den Messias. Dieser Stoff ist schon verschiedentlich, mit dem meisten Erfolg von Klopstock, als Epos behandelt worden. Eignet sich dieser Stoff auch für eine Behandlung als Roman? Es sind schon verschiedene Anläufe genommen worden, aber was kam heraus? Im besten Falle eine Art Evangelienharmonie in Prosa, meistens aber ein Pamphlet.

Am besten eignen sich sowohl für den Roman als das Epos geschichtliche Stoffe und zwar in erster Reihe solche, bei denen die sagenbildende Volksphantasie sich nebenbei thätig erwiesen hat. Und so hat sich denn der Begriff geschichtlicher oder Geschichtsroman bei uns längst das literarische Bürgerrecht errungen, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die Zusammenstellung „geschichtlicher Roman" ernstere Geister immer noch unfreundlich als eine Art contradictio in adjecto anmuthet. Jedoch läßt sich trotz des unlogischen Namens diese Romanart, d. h. die frei erfundene Erzählung auf kulturhistorischer Grundlage durchaus rechtfertigen, so lange sie dem geschichtlich gegebenen keine Gewalt anthut und sie uns mehr geschichtliche Zustände als Personen und Thatsachen der objectiven Wahrheit entsprechend vorführen will. (W. Kreiten.)

In J. V. von Scheffel's Roman „Ekkehard" haben wir eine solche frei erfundene Erzählung auf kulturhistorischer Grundlage. Zur Untersuchung eben dieser geschichtlichen Grundlage wird uns am besten die Beantwortung der Frage führen: Wie kam der Dichter dazu, seinen Ekkehard zu schreiben? Da Scheffel bei seiner humoristischen Beanlagung mehr wie andere Dichter Subjektives und Selbsterlebtes als Einschlag in das historische Gewebe verwebte, so müssen wir die zur Vorgeschichte des Ekkehard gehörigen Momente aus seinem Leben und Bildungsgang in erster Linie in's Auge fassen. Wir werden ihm dann um so leichter auf das Gebiet der Quellenforschung folgen können.

Schon des Dichters Großeltern, zunächst der Großvater väterlicher Seits als Neffe des letzten Abtes des Klosters Gengenbach im Kinzigthale, der selbst, so lange das Kloster noch bestand, Klosterkeller d. h. eine Art Klostergutsverwalter gewesen war, brachten dem Knaben das Leben und Treiben in einem Kloster nahe. War doch der Urgroßonkel — wie Abt Cralo in Ekkehard — das Oberhaupt einer Benediktinerabtei auf allemannischen Boden gewesen. Ferner war der Großvater mütterlicher Seits, der Kaufmann und Stadtschultheiß Krederer in Oberndorf a. N., Besitzer eines alten Hauses, auf dem als einstens zur Abtei St. Gallen gehörend, das „Asylrecht", oder wie das Volk sagt „der Burgfriede" ruhte. Ja, einer Nachricht P. A. Streichers aus Säkkingen gemäß, sei auch dieser Oberndorfer Großvater Stiftsschaffner des Klosters von St. Gallen gewesen, bis es säkularisirt wurde. — Endlich stammte die Großmutter von väterlicher Seite, Katharina geb. Eggstein, aus dem Dörfchen Rielasingen am Fuße des Hohentwiel. Dieses Großmütterchen, das bis zu ihrem Tode 1851 ihrer Tochter zu Karlsruhe die Haushaltung führen half, hat dem lauschenden Knaben gewiß oft genug vom Hohentwiel und Hohenkrähen erzählt. Was Wunders also, daß, als später Scheffel zum Zwecke der Lokalforschung in die Gegenden am Bodensee kam, diese ihn schon wie alte Bekannte anmutheten!

Es hat also, wie Prölß in seiner Scheffelbiographie sagt, nicht gelehrte Liebhaberei den Dichter dazu geführt, alte Klosterchroniken zu studieren und die Trümmerstätten einer vergangenen Kultur zu neuem Leben erstehen zu lassen, sondern etwas anderes hat ihn begabt, diese Bilder mit farbigem, daseinsfreudigem, blutdurchströmtem Leben zu erfüllen. Ihm war diese Welt von Klein auf nichts Todtes, sondern etwas Lebendiges; die Phantasie des Knaben schon hatte sich gewöhnt und es sich zur zweiten Natur werden lassen, die Reste der heimatlichen Vorzeit künstlerisch zu ergänzen und mit buntem Leben zu bevölkern.

Noch eines Umstandes sei hier gedacht, der den Dichter bei der späteren Ausarbeitung des „Ekkehard" ganz bedeutend förderte. Scheffel las nämlich schon im elterlichen Hause und später noch als Student mit großer Vorliebe die Bibel in deutscher Uebersetzung und schulte daran seinen Sinn für den Geist und Reichthum der deutschen Sprache. Seine dadurch erlangte große Bibelkenntniß fand dann eben beim Niederschreiben des „Ekkehard" reichliche Verwerthung.

Als eigentlichen Ausgangspunkt für die Quellenforschungen für den „Ekkehard" müssen wir die in den Monumenta Germaniae historica im I. und II. Band enthaltenen Nachrichten aus dem Kloster St. Gallen bezeichnen. Von diesem von Gottfried Heinrich Pertz im Jahre 1825 angefangenen gewaltigen Unternehmen waren in den Jahren

1826 und 1829 die 2 ersten Bände erschienen, welche gerade diejenigen Urkunden zugänglich machten, die von den kulturgeschichtlichen Bestrebungen der Klöster des frühesten Mittelalters, speciell des Klosters St. Gallen Kunde gaben. Die Universitätsbibliothek in Heidelberg und die Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe stellten dem jungen sich für eine Docentenstelle vorbereitenden Gelehrten gerne ihre Schätze zur Verfügung. Dem Schreiber dieses liegt wohl dasselbe Exemplar der Monumenta vor, das Scheffel selbst benutzte.

Der Verfasser des „Ekkehard" sah wohl zu schwarz, wenn er in der Einleitung meint, daß die zahllosen Bände ruhig auf den Brettern unserer Bibliotheken stehen, und daß die ganze altdeutsche Herrlichkeit, kaum erst ans Tageslicht zurückbeschworen, eines Morgens, wenn der Hahn kräht, wieder in Schutt und Moder der Vergessenheit gesunken sein werde. Nein, so schlimm stand es nicht, und mancher rüstige Bergmann stieg in die neugeöffneten Schachte altdeutscher Wissenschaft hinab und schleppte mit emsigem Ameisenfleiße Stufe um Stufe heraus und verarbeitete sie zum hellblinkenden Geschmeide deutscher Poesie und Sage. Wir nennen hier nur zwei Männer, deren Erzeugnisse Scheffel ganz gewiß gekannt hat, wenn er sie auch nicht ausdrücklich nennt, den badischen Archivrath Dr. Joseph Bader und den emsigen Pfarrer und Gelehrten Ottmar Schönhut. Von ersterem war manches Einschlagende schon vom Jahre 1839 in der Badenia, einer Zeitschrift für Vaterländische Geschichte und Landeskunde, von letzterem gerade im Jahre 1853, also zur Zeit, wo Scheffel seine Ekkehardstudien begann, eine Sammlung von Liedern, Sagen und Geschichten des Bodensees und seiner Umgebung unter dem Titel „Seerosen" erschienen. Daß er die Aufsätze in ersterer Zeitschrift über „Hedwig, Herzogin von Hohentwiel", über das „Klekgauische Hochschloß Küssaburg", über das „erste Christenthum in unserer Heimath", über die „Hauensteiner" und das „Tabakrauchen" genau gekannt und auch benützt hat, habe ich anderswo [1]) im Einzelnen nachgewiesen. Auch das Büchlein Schönhuts kann ihm, als während seines Aufenthaltes am Bodensee zu Konstanz erschienen, nicht entgangen sein, zumal Schönhut genau aus denselben Quellen schöpfte, wie Scheffel selbst und dieselben in Anmerkungen auch namhaft macht. Da fand er nun ebenfalls wieder Aufsätze wie „Die treue Wendilgard", „Salomo und Hatto", „Hedwig und Ekkehard auf Hohentwiel", Sagen und Geschichten, die alle aus derselben Quelle geflossen sind, aus denen er zu schöpfen im Begriffe war. Und diese Quellen sind die Casus St. Galli Ekkerhardi IV., von denen er in seiner Vorrede sagt, daß

---

[1]) Der Trompeter von Säkkingen. Ein exegetischer Versuch von Professor J. Stöckle. Rheinische Blätter, 62. Jahrgang 1888. V. und VI. Heft.

sie unter dem vielen Werthvollen, was die großen Folianten der Pertz'schen Monumenta bergen, gleich einer Perlenschnur glänzen. Es sind dies St. Gallische Klostergeschichten, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Jüngere (zur Unterscheidung von drei gleichnamigen Mitgliedern des Klosters der Vierte genannt) bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat. „Wer sich", fährt der Dichter fort, „durch die unerquicklichen und vielfältig dürren Jahrbücher anderer Klöster mühsam durchgearbeitet hat, mag mit Behagen und innerem Wohlgefallen an jenen Aufzeichnungen verweilen. Da ist trotz mannigfacher Befangenheit und Unbehülflichkeit eine Fülle anmuthiger, aus der Ueberlieferung älterer Zeitgenossen und den Berichten von Augenzeugen geschöpfter Erzählungen, Personen und Zustände mit groben, aber deutlichen Strichen gezeichnet, viel unbewußte Poesie, treuherzige, brave Welt- und Lebensansicht, naive Frische, die dem Niedergeschriebenen überall das Gepräge der Aechtheit verleiht, selbst dann, wenn Personen und Zeiträume etwas leichtsinnig durcheinander gewürfelt werden und ein handgreiflicher Anachronismus dem Erzähler gar keinen Schmerz verursacht."

Scheffel betrieb dies Studium der Casus St. Galli und anderer einschlägiger Stoffe zunächst nicht etwa zum Zweck einer Dichtung, sondern einer Mahnung seines besorgten Vaters zu liebe, er möge doch neben der Dichtkunst sich irgend einem festen Beruf zuwenden, um eine rechtshistorische Arbeit schreiben zu können, die ihm auf einen akademischen Lehrstuhl verhelfen sollte. Daß er sich gerade der altdeutschen Sagen- und Geschichtsforschung zuwandte, hatte außer den schon erwähnten Jugendbeziehungen zu diesen Stoffen auch noch den weiteren Grund, daß er gerade zu dieser Zeit in Heidelberg zu seinem engeren Landsmann, dem Germanisten Adolf Holtzmann, in ein engeres Freundschaftsverhältniß trat, als dessen Frucht wir die Uebersetzung des Walthariliedes bezeichnen können. Holtzmann hatte mit Glück in Bezug auf das Nibelungenlied die Lachmann'sche Liedertheorie zurückgewiesen und dasselbe nicht nur als die einheitliche Schöpfung eines Dichters hingestellt, sondern auch darauf hingewiesen, daß die Annahme eines älteren, zusammenhängenden, aber verloren gegangenen Gedichtes, dessen Verfasser wohl jener in der „Klage" genannte Schreiber Konrad des Bischofs Pilgrim von Passau gewesen, nicht so kurzer Hand abzuweisen sei. Das schlug bei unserem Scheffel durch: ein Schreiber, der zum Dichter wird, das war ja sein Fall.

Da nun Holtzmann im weiteren Verfolg seiner epochemachenden Untersuchungen zur Annahme gelangte, daß das von ihm angenommene Nibelungenlied des Schreibers Konrad, dem Gebrauche der Geistlichen des zehnten Jahrhunderts gemäß, in lateinischer Sprache gedichtet worden sei und dabei als Beispiel solcher lateinischen Dichtung auf den Waltharius

manu fortis hinwies, als dessen Verfasser die Ueberlieferung einen Mönch Ekkehard von St. Gallen bezeichnete: so war unserm Dichter der Weg gezeigt, auf dem er am sichersten und leichtesten in den Geist jenes Jahrhunderts eindringen konnte.

Er machte sich zunächst daran, diesen Sang, eine Jugendarbeit des klösterlichen Dichters, ins Deutsche zu übertragen, wobei sich bei ihm immer mehr die Ueberzeugung durchrang, daß man es nicht etwa, wie behauptet wurde, mit einer südfranzösischen, sondern ächt deutschen Dichtung zu thun habe. Er verrichtete gewissermassen die umgekehrte Arbeit jenes Meisters Konrad von Passau. Hatte dieser ein schon vorhandenes deutsches Heldengedicht in lateinische Form umgegossen, so wollte Scheffel aus dem lateinischen Gualterus manu fortis ein ächt deutsches Gedicht mit seinem rauhen, gewaltigen „bärenmäßigen" Grundton wieder herstellen. Der Versuch ist ihm vollständig gelungen, so daß er, anstatt alles weiteren Theoretisirens den Gegnern seiner Auffassung die einfache Frage entgegenhalten konnte: Ist dies provençalische Höflichkeit oder altdeutsche Urwaldspoesie?

Sein Standpunkt war gefunden, und da bereits bei ihm feststand, daß er den Ekkehard, mit dessen Werken er sich im Weiteren beschäftigte, zum Mittelpunkte seiner Erzählung machen wollte, so hatte er sich nur noch in der Frage der verschiedenen, in den Urkunden erwähnten Ekkeharde zurecht zu finden. Wir werden in der Folge sehen, daß der Dichter unter Benutzung der poetischen Freiheit in diesem Punkte wenig skrupulös verfuhr und in dichterischer Weise vereinigte, was historisch weit auseinander lag.

Wir wollen nun hier, weil genaue Unterscheidung bei dem Studium der Quellen zum „Ekkehard" und ihrer Würdigung auf Glaubwürdigkeit unerläßlich nothwendig ist, auf die Geschichte der vier in Betracht kommenden Ekkeharde an der Hand der Casus St. Galli selbst und der Studien, die Gerold Meyer von Knonau in seiner Specialausgabe der „Ekkeharti IV. Casus Sancti Galli" St. Gallen F. Fehr 1877 und in einem Vortrag „Die Ekkeharte von St. Gallen", Basel, Schweighauser 1876, niedergelegt hat, etwas näher eingehen.

Als aus der von dem hl. Gall im Jahre 613 in der Einöde des Sitterthales gegründeten Einsiedelei unter Ottmar, Gozbert, Grimald, Hartmut und dem Abt-Bischof Salomon eine blühende, nach der Regel des hl. Benedikt lebende Klostergenossenschaft herangewachsen war, so begannen Wissenschaft und Kunst, allerdings zunächst im Dienste der Kirche ihre Flügel zu heben.

Bereits hatten Iso und Ratpert als tüchtige Schulmeister einen wackeren Nachwuchs herangebildet. Unter Salomon glänzten Tuotilo und Notker der Stammler als Gestirne ersten Ranges an dem Sternenhimmel der schwäbischen Wissenschaft des neunten Jahrhunderts. Auch

fremde, wie der Ire Möngal, genannt Marcellus, gaben durch Malereien und Ornamentirung beim Abschreiben der Codices der feineren Kunst einen wirksamen Anstoß. Das Kloster konnte sich in der Gunst der Karolinger und des ersten Franken, ging aber unter den fremderen Sachsenkaisern, deren Geschlecht auch Hadwig angehörte und in Folge des Ungarneinfalls, jedoch an äußerem Glanze nur, etwas zurück. Die wissenschaftlichen Leistungen hielten sich noch mehrere Menschenalter auf ihrer Höhe.

Im Anfange des 10. Jahrhunderts nun wird ein aus Gossau oder Herisau gebürtiger Mönch Ekkehard in St. Gallen als der erste dieses Namens genannt. Er war lange Dekan, also der zweite Würdenträger im Kloster, hat sich aber durch verschiedene Poesien in lateinischem Gewande, namentlich den Walther von Aquitanien, einen bedeutenden Namen gemacht. Dieser Ekkehard I., der von Kaiser und Papst hochgeehrt in hohem Alter im Jahre 973 starb, brachte nicht weniger als vier Neffen, den Notger — zum Unterschied von dem früheren, der Arzt oder Pfefferkorn genannt — den Purkard, der später Abt wurde und im „Ekkehard" auf dem Hohentwiel als Klosterschüler eine Rolle spielt, und zwei Mönche seines Namens, Ekkehard II. und Ekkehard III. in die klösterliche Gemeinschaft von St. Gallen.

Der zweite Ekkehard war lange Lehrer der Klosterschule und schrieb auch einige Werke, von denen aber nur Bruchstücke erhalten sind.

Dagegen sind die äußeren Schicksale gerade dieses zweiten Ekkehard uns wichtig. Denn er ist es, der durch die Schönheit seines Angesichtes blendend, von funkelnden Augen, von herrlicher Gestalt, weise und beredt und klug in Rathschlägen, die Ehre erfuhr, von der Herzogswittwe Hadwig als Lehrer im Lateinischen gewünscht zu werden. Diese empfahl ihn dann an den kaiserlichen Hof, und da stieg er, nicht zum geringsten auch durch die Gunst der Kaiserin Adelheid, zu hohem Ansehen. Er starb im Jahre 990 als Dompropst zu Mainz, also 5 Jahre vor seiner hohen Gönnerin. Man nannte ihn zum Unterschied der andern seines Namens „den Höfling."

Vom dritten Ekkehard wissen wir verhältnißmäßig am wenigsten. Er war im Kloster sehr beliebt, stieg ebenfalls zur Würde eines Dekans auf und war auch eine Zeit lang auf dem Hohentwiel bei seinem Vetter auf Besuch. Sein Todesjahr ist nicht bekannt.

Mit Anfang des elften Jahrhunderts unter Abt Burkard ward unter des hochgeehrten Notker Labeo Leitung der vierte Ekkehard herangebildet. Er wurde ein tüchtiger Lehrer, überarbeitete das Waltharilied seines Namensvetters in lateinsche Hexameter und war auch sonst in Glossirung und Kritik als Schriftsteller sehr thätig. Die verdienstlichste und uns am meisten

interessirende Arbeit jedoch ist die Fortsetzung der Hauschronik von St. Gallen. Er nahm die seit Ratpert 883 unterbrochenen Casus St. Galli wieder auf mit dem Vorsatze, sie bis zu seiner Zeit fortzusetzen.

Im Kloster selbst war es den Mönchen der alten Richtung, seitdem der Abt Nortpert vom Jahre 1034 an die cluniacensische Reform strenge durchführen wollte, etwas ungemüthlich geworden, und die „Alten", darunter Ekkehard, verhehlen ihren Unmuth gegen die „Galli" durchaus nicht. Schreibt er doch in den „Casus": „Man lebt in St. Gallen unter dem Abte Nortpert nicht so, wie dieser selbst und wie die Mönche es wollen, sondern so, wie man eben kann." „Der Gegensatz", sagt Meyer, „zwischen der älteren, milderen, die selbständige Entfaltung der eigenen Kräfte ermöglichenden Auffassung der benediktinischen Regel und dieser neueren, strengeren, die mönchische Abtödtung betonenden Ordnung von Clugny ist in Ekkehard IV. einerseits und Abt Nortpert andererseits dargestellt." Eine Art Heimweh nach den alten guten Zeiten trieb den Ekkehard zur Wiederaufnahme der Casus St. Galli und wir haben also in seinem Werke das, was man heutzutage eine Tendenzgeschichte nennt. Wie Tacitus den verkommenen Römern seiner Zeit das sehr geschmeichelte Bild ihrer Feinde, der germanischen Barbaren, entgegenhält, so will der Mönch Ekkehard den Neuerern das lichtvolle Bild von St. Gallens Vorzeit vorhalten und vertheilt natürlich Licht und Schatten ganz willkürlich. Es kommen dabei auch andere Zeitgenossen, wie der Reichenauer Ruotmann und der Gladbacher Abt Sandrad nicht zum Besten weg. — Ekkehard schöpfte vielfach aus der mündlichen Klosterüberlieferung und wollte überhaupt keine Geschichte, sondern Geschichten von berühmten Klosterbrüdern geben. Man darf also bei ihm nicht streng historische Belehrung suchen, wohl aber gibt er eine reiche Fülle kulturgeschichtlicher Aufschlüsse und eine Reihe köstlicher Einzelbilder.

Wenn nun schon Ekkehard IV. selbst vieles in ganz anderem Lichte darstellt, als es die strenge Geschichte verlangt, so daß man von seinen „Casus" sagen kann, daß sie neben Wahrem und Richtigem eine Menge willkürlicher Dichtung enthalten, wie wird es mit dem Scheffel'schen Kulturbild bestellt sein, da er jenem so vielfach folgt?

Doch haben wir es hier noch nicht über das Wie? sondern vorerst nur über das Was? der benutzten Quellen zu thun. Wir nennen deswegen im Folgenden kurz die weiteren Quellenschriften, die mit Ausnahme der an die Casus St. Galli sich eng anschließenden Geschichte von St. Gallen von Ildephons von Arx von mehr untergeordneter Bedeutung sind.

Ildephons von Arx, ehemals Conventuale des Klosters St. Gallen, nach dessen Aufhebung zum Archivar von St. Gallen berufen, hat eine staunenswerthe Gelehrsamkeit und Kenntniß aller Archivalien und

Geschichtsquellen in seinem dreibändigen Werke „Geschichte des Kantons St. Gallen". St. Gallen 1810, 1811 u. 1813 niedergelegt. Sein Blick ist ein sehr weiter und seine Wahrheitsliebe über allen Zweifel erhaben. Er war sich der Tragweite seines grundlegenden Werkes vollständig bewußt. Schreibt er doch in der Vorrede mit berechtigtem Lokalpatriotismus: „Auf seinem Wandeln durch die Vorwelt hat der Verfasser wahrgenommen, daß die St. Gallische Geschichte viele Jahrhunderte hindurch im Kleinen die Geschichte von Deutschland, ja oft die von ganz Europa darstelle." Wie unpartheiisch er seine Geschichte niederschreibt, mögen an derselben Stelle seine weiteren Worte darthun: „Er (Ildephons von Arx) hat ferner bemerkt, daß auch in unsern Ahnen der menschliche Geist nie ruhte, sondern zwölfhundert Jahre hindurch in guten und schlimmen Zeiten, wie der Saft in den Bäumen unbemerkt fortarbeitete, bis er die fast unbemerkte Knospe der Kultur sich hervortreiben und in viele Aeste ausbreiten machte. Er hat beobachtet, daß sowohl der Zustand der Kultur, als jener der Rohheit, jeder seine Vortheile und Nachtheile, seine eigenen Tugenden und Laster habe, daß sie bei der Mehrzahl der Menschen sich fast einander aufwägen, so daß kein Zeitalter sich viel und durchgehends vor einem andern glücklich zu preisen Ursache habe."

In diesem bedeutenden Werke nun fand Scheffel schon ein vollständiges Kulturbild desjenigen Zeitraums entrollt, in den er seine Erzählung hineinstellen wollte. Es zieht da die ganze Vorgeschichte des Stiftes von St. Gallen mit den hh. Columban, Gallus und Ottmar, die Bischöfe von Constanz und ihre Beziehungen zum Stifte, die Gerichts- und Staatsverfassung, die Kaiserbesuche, die Lebensweise im Kloster selbst, die Schulen, die Wissenschaften, das Bücherabschreiben, die Bibliothek, der Hunnenüberfall, Klosterreformationen, die Sprachforschung, die Professoren und Schriftsteller des Stiftes, alles in geordneten Reihen und farbenprächtigen Bildern an unserm geistigen Auge wie in einem Festzuge vorüber.

Scheffel hätte nicht Scheffel sein müssen, wenn er bei seiner angeborenen und anerzogenen Liebe zur deutschen Vorzeit und seinem dichterischen Genius theilnamslos an diesem ersten Bande der Arx'schen Geschichte vorbeigegangen wäre. Und doch, und doch — wir können schon hier die Bemerkung nicht unterdrücken — hat er auf diesen Grund ein ganz anderes Gebäude aufgeführt, als man erwarten sollte. Wenn man unter dem frischen Eindruck der Arx'schen Darstellung dieser großen Zeit den „Ekkehard" von Scheffel liest, so regen sich ernste Zweifel an der kulturgeschichtlichen Bedeutung des Romans. Die Menschen, die uns Ildephons von Arx auf Grund seiner umfassenden archivalischen Quellenstudien vorführt, sind ganz andere, als sie Scheffel in seinem beliebten Roman

schildert. Kann unter so bewandten Umständen sein Kulturbild ächt sein?

Ein weiteres Quellenwerk, das Scheffel zu Gebote stand, sind die ebenfalls in St. Gallen in den Jahren 1844—49 bei Scheitlin und Zollikofer herausgekommenen „Denkmale des Mittelalters" von Heinrich Hattemer in Biel. Hier fand der Forscher, wonach er so sehr verlangte, jene kräftige, wenn auch noch rohe und ungebildete Sprache, dem Stammeln der Kinder vergleichbar, die altgermanischen Glossen zu der Bibel und anderen alten Büchern, die alten Glaubensbekenntnisse und Beichtformeln, Bruchstücke des Salischen, Ripuarischen, Longobardischen und Alemannischen Gesetzes; alle die Werke Notkers des Deutschen, vorab seine interessanten Interlinearversionen der Schallgesänge (Psalmen) des Königlichen Sängers, seine Abhandlungen von den Theilen der Denkkunst, von den Vernunftschlüssen, von der Redekunst und der Musik; seine Interpretationen zu Boethius' Tröstungen der Philosophie, zu Marcianus Capella's Hochzeit des Merkur mit der Philologie und zu den Kategorien und der Hermeneia des Aristoteles, und das alles in der kräftigen und doch musikalisch klingenden Sprache Altdeutschlands. Das wird Scheffel wohl meinen, wenn er in der Einleitung zum „Ekkehard" spricht von „einer vergänglichen und einen jeden, der ringende, unvollendete, aber gesunde Kraft geleckter Fertigkeit vorzieht, anmuthende Zeit im südwestlichen Deutschland", von „ehrlichen, groben Gesellen, die in rauher Hülle einen tüchtigen, für alles Edle empfänglichen Sinn bargen", von „naiven, starken Zuständen, denen man ohne rationalistischen Ingrimm selbst ihren Glauben an Teufel und Dämonenspuck zu Gute halten darf", von „einer dem Studium des Alten zugewandten Wissenschaft, die in den zahlreich besuchten Klosterschulen eifrige Jünger fand", von „leisem Emporblühen der bildenden Künste, vereinzeltem Aufblitzen bedeutender Geister", von „einer vom Wust der Gelehrsamkeit unerstickten Freude an der Dichtung" und von „fröhlicher Pflege nationaler Stoffe."

Nehmen wir noch die „Deutschen Rechtsalterthümer" von Jakob Grimm. Göttingen, Dietrich 1829, mit denen Scheffel als Jurist besonders vertraut sein mußte, „Die deutsche Heldensage" von Wilhelm Grimm, die im Jahre 1829 bei Ferd. Dümler in Berlin erschien, und Jakob Grimm's und Andr. Schmeller's „Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts". Göttingen, Dietrich 1838, den Waltharius und Ruotlieb enthaltend, zu deren Studium ihn namentlich seine Beschäftigung mit dem Walthari-Lied und sein Umgang mit Adolph Holtzmann veranlassen mochte, sodann Jakob Grimm's dreibändige und Karl Simrock's einbändige „Deutsche Mythologie", aus denen dem verständnißvollen Forscher eine Masse in sein Werk ein-

schlägiges Material zufließen mußte: so haben wir, wenn wir noch einige Geschichtswerke, wie Stählin's „Geschichte Württembergs", Mone's „Quellensammlung der Badischen Landesgeschichte", Gibbons „Geschichte des römischen Weltreichs", Gfrörer's „Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger", Joh. von Müller's „Geschichte der Schweiz", Zellweger's „Geschichte Appenzells", Jornandes „de rebus geticis", des Tacitus „Germania", sowie die „Acta Sanctorum" der Bollandisten, Burmeister's „Geschichte der Schöpfung", G. Schwab's „Bodensee nebst dem Rheinthal", die Edda-Uebersetzung und Erläuterung Karl Simrock's und endlich die Werke der Gandersheimer Nachtigall Hroswitha hinzufügen, den ganzen Kreis der Scheffel'schen Quellenstudien umschrieben.

Man kann schon aus dieser Aufzählung ersehen, daß der Dichter sich die Sache nicht leicht gemacht hat, und man wird jetzt, wo wir ihn bei den Folianten in seiner Gelehrtenstube belauscht haben, begreifen, daß es ihm bei Aufnahme all dieses Stoffes wie ein Alp auf der Brust lag. Um sich vor Versandung zu retten und um nicht im Rohmaterial befangen zu bleiben, trieb es ihn mit elementarer Nothwendigkeit hinaus, damit er von dem vielen Foliantenstudium nicht geistig erblinde, sondern sein Auge auf's neue gestärkt werde durch einen Blick in Gottes schöne Natur, wo heute noch wie vor 1000 Jahren, als die Gestalten, die sich nebelhaft in seiner Phantasie belebten, dort wandelten und sich freuten, der Wiesenteppich grünt und der blaue Himmel sich über das herrliche schwäbische Meer spannt. „Darum griff auch ich", sagt er, „zu meinem Handgewaffen, der Stahlfeder, und sagte eines Morgens den Folianten, den Quellen der Gestaltenseherei, Valet und zog hinaus auf den Boden, den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten, und saß in der ehrwürdigen Bücherei des hl. Gallus und fuhr mit schaukelndem Kahn über den Bodensee und nistete mich bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Feste behütet, und stieg schließlich auf zu den lustigen Alpenhöhen des Säntis, wo das Wildkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Thäler. Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen und zum größten Theil niedergeschrieben." — Wir haben also hiermit in seinen eigenen Worten den zweiten und nicht unwichtigsten Theil der Quellenforschung, Gottes schöne Natur an Ort und Stelle, wo die Gestalten, welche der Dichter zu neuem Leben beschwören will, dereinst gewandelt sind.

Aber die Zeit? Das zehnte Jahrhundert? Liegt das nicht schon

allzufern, um aus demselben noch ein auf die Jetztzeit wirksames Kulturbild zu zeichnen? Scheffel selbst weist, nicht ohne eine gewisse Malice auf die Vorschrift der neueren Literaturgeschichte des Romans hin: „Fragen wir, welche Zeiten vorzugsweise geeignet sein dürften, in der deutschen Geschichte das Lokale mit dem Nationalinteresse zu versöhnen, so werden wir wohl zunächst das eigentliche Mittelalter ausschließen müssen. Selbst die Hohenstaufenzeit läßt sich nur noch lyrisch anwenden, ihre Zeichnung fällt immer düsseldorfisch aus." Es erinnert diese Stelle an eine andere, die der Dichter nach Vollendung des Romans Ekkehard auf einer Reise nach Südfrankreich niederschrieb (Reisebilder. Ed. Joh. Proelß. Stuttgart, Bonz & Comp. 1887. „Ein Tag am Quell von Vaucluse. 1857".), wo er, das Schicksal Petrarcas in den Händen des pedantischen Literaturhistorikers beklagend, mit beißender Ironie meint: „Wehe Dir, Messer Francesco, rausche traurig, o Quell von Vaucluse, klaget, ihr Nymphen der Sorgue, zittert, ihr Pappeln des Dichtergartens, zerspringt, ihr Saiten provençalischer Mandolinen .... Die deutsche Literatur-Historie ist über euren Freund gekommen, eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit; sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatismus schützende Filzschuhe, — mit Papierscheere und Radiermesser werden die seligen Dichterleichen secirt, Excerpte und Aktenbündel herbeigeschleppt, Todtengericht gehalten und das Urtheil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt, — alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnothpeinlich, daß keine Berufung und keine Begnadigung mehr möglich ist. Armer Petrarca! Auch deine Sündenregister sind gefertigt, die Schleier gelüftet, — leg' ab den Königsmantel, zahl' die Sporteln Deiner Verurtheilung und zieh' ein in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt."

Ja, wenn die Literaturhistorie recht hätte, wie sollte es erst dem Dichter von „Dreizehnlinden" ergehen, der gar noch um anderthalb Jahrhunderte weiter als Scheffel zurückgeht und gar, trotz Verdikt des Mittelalters von Seiten der gelehrten Herren, ein Kulturbild aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts zu entrollen sich unterfängt! Doch ist es heute nicht mehr so gefährlich; seitdem hat die Welt sich an noch viel Schlimmeres gewöhnt. Gustav Freytag und Felix Dahn haben, ohne den Hals zu brechen, sich noch viel weiter rückwärts gewagt, und Ebers legt uns fast jedes Jahr einen sogenannten geschichtlichen Roman auf den Weihnachtstisch, der uns in die ungemessenen Fernen von Jahrtausenden vor Christus, zum Lande der Pharaonen und dem alten Babylonien und Assyrien zurückleitet.

Doch kehren wir wieder zu unserem zweiten Dichter zurück und treten wir auch in seine Künstlerwerkstätte ein. Er ist zwar etwas spröder

als sein Mitbruder Josephus und gestattet nur verstohlene Einblicke in sein Weben und Treiben. Dort auf dem Schlosse Thienhausen als Gast des hochherzigen Freiherrn Guido von Haxthausen im runden Thurmzimmer waltet der geniale Weber seines Amtes, ein blumiges Gewebe zu schaffen, an dem sich die staunende Welt erfreut.

Und in langen Winternächten
Fuhr ich fort getrosten Muthes
Einsam Reim an Reim zu flechten,

sagt er selbst in seinem Epos.

Wir haben bei Scheffel auseinandergesetzt, wie schon von Jugend auf ihn alles auf den Stoff hinleitete, den er später zu seinem Roman verarbeitete. Bei Fr. Wilh. Weber ist etwas Aehnliches der Fall gewesen. Auch er wandelte von frühester Jugend auf einem Boden, wo selbst die Steine sprechen. Oder dürfen wir annehmen, daß die Externsteine bei Horn, die Sage von der Gnitaheide bei Paderborn, die dunkle Kunde von der Irminsul und Eresburg an dem sinnigen Knaben spurlos vorbeirauschten? Wenn man sogar neuerdings die alten Sänge der nordischen Edda mit den Gefilden in Verbindung brachte, in denen des Dichters Leben größtentheils verlief, wenn man nachzuweisen versuchte, daß der gewaltige Götterkampf, wie er uns in jener sogenannten nordischen Bibel mit so lebhaften Farben gemalt vorliegt, Reminiscenzen von dem Befreiungskampfe der Germanen vom Joche der Römer einerseits, und von dem verzweifelten Ringen der altheidnischen Sachsen gegen den Frankenkönig Karl den Großen andererseits enthalte, so ist doch gewiß das sicher anzunehmen, daß jene alten Lokalsagen und -Geschichten, die sich an seine engere Heimath knüpften, schon frühe, wenn auch unbewußt, auf den jungen Weber, der nach dem Zeugnisse seines Freundes Gustav Freytag schon zur Zeit seines Universitätslebens mehr noch als Ideal eines Dichters erschienen sei als selbst Hoffmann von Fallersleben, der doch schon damals großen Ruf besaß, ihre geheimnißvolle Wirkung ausübten. Ihm war es bestimmt, „auf dem Idafelde jene wundersamen Goldtafeln des Verständnisses im Grase zu finden, welche einst die Väter hatten."

Es war gewiß kein Zufall, daß er, wie die Anmerkungen zu „Dreizehnlinden" nachweisen, der Edda eine so große Aufmerksamkeit zuwandte. Schritt auf Schritt finden wir die Simrock'sche ältere und jüngere Edda im Epos benutzt und in den Bemerkungen citirt. Was lag näher, als in einem Gedichte, in dem das Ringen des alten germanischen Heidenthums mit dem siegreich vordringenden Christenthum geschildert wird, gerade auf jene altgermanischen Lieder zurückgehen! Denn daß die Eddalieder, wenn auch im hohen Norden aufgeschrieben, Fleisch von

unserem Fleisch, und Bein von unserem Beine sind, dürfte heute unwidersprochen sein. Hatte selbst Scheffel in seiner Erzählung aus dem 10. Jahrhundert auf dem längst christianisirten Boden um das schwäbische Meer noch Spuren von dem Fortleben der heidnischen Gebräuche und Zaubereien genug entdeckt, um wie viel mehr mußte Weber, der eine Epoche deutschen Geisteslebens aus einer um anderthalb Jahrhundert weiter zurückgelegenen Zeit sich zum Vorwurf seiner Dichtung gewählt hatte, jenes Nebeneinander von Christlichem und Heidnischem in den Kreis seiner Studien ziehen, und da konnte er dann für die oft dunklen Punkte nur in der Edda die richtige Erklärung finden. Als tüchtiger Philologe — hatte er doch vor Ergreifung des medicinischen Studiums in Greifswalde zwei volle Jahre gründliche Sprachstudien getrieben, die er auf späteren Reisen noch erweiterte und vertiefte und bis in sein Alter nie aus dem Auge ließ, — also als Philologe und Germanist brachte er dem oft sehr schwierigen und dunkeln Gebiete der Edda-Forschung das bestmögliche Verständniß entgegen und wußte die für ihn brauchbaren Goldkörner für sein Werk auszunutzen. Die düster ernste Scene „Am Opferstein", Figuren wie die greise Drude Swanahild, der wilde Eggi und die elfenhafte Aiga hätten ohne ernstliches Versenken in das germanische Alterthum, wie es uns einzig und allein die Edda enthüllt, nicht entstehen können. Hier fand er das herrliche lichthelle Bild des weißen Baldur, hier die gewaltigen Gestalten des Wodan und Donnar, des Bragi und der Idun, des Holla und Freya, der Nornen und des Wala, der Idisen und des Bilwiß, von Schmied Wieland und der dunklen Hela, vom Fenriswolf und der Midgardschlange, von Walhall und Middilgard, vom Ebenhoch und den weissagenden Raben des Himmelsvaters Wodan. Sie, die Edda, erzählte ihm von den Wölen und ihrem Staborakel, von den Wickingern und Berserkern, von Zwergkönigen und Nidingen, vom Weltuntergange und dem Kommen einer schöneren neuen Zeit. Und eben in eine Verherrlichung dieser neueren Zeit, den Sieg des Christenthums über das altgewordene Heidenthum, klingt Weber's Epos zuletzt harmonisch aus.

Weber hatte vor Scheffel den Vortheil voraus, daß er, da er sein Gedicht erst in seinem Alter zur Ausgestaltung brachte, keine vieljährigen Vorstudien zu machen brauchte. Der Anfang des Planes ist etwa ins Jahr 1874 zu setzen, also war er schon ein Mann von 60 Jahren, also doppelt so alt wie Scheffel, als er zur Bearbeitung seines Werkes schritt. Die deutsche Vorzeit hatte ihm von Jugend an besonderes Interesse abgewonnen, und so lag denn auch mit Ausnahme des altdeutschen Gerichtswesens alles Rohmaterial, wie Scheffel sagt, vor und harrte der Bearbeitung durch Künstlerhand. Mit dem Gerichtswesen machte Weber

sich bekannt an der Hand von Grimms Rechtsalterthümern, die ihm gerade über das sächsische und fränkische Recht des Stoffes in Hülle und Fülle zuführten, ferner verglich er die Karolingischen Capitularien, die eine Art Anhang zu den schon bestehenden Rechtsgrundsätzen bildeten, und endlich bot ihm Zöpfl's deutsche Rechtsgeschichte in allen Fällen, wo ihn etwa die zwei genannten Quellen im Stiche ließen, alles, was ihm zu seinem Kapitel „Auf der Dingstätte" und den andern das altdeutsche Recht berührenden Stellen nothwendig war.

Ganz eingehend muß sich Weber mit mythologischen und lokalgeschichtlichen Studien beschäftigt haben. Er ist in die Symbolik unserer deutschen Mythologie tief eingedrungen. Als Führer diente ihm in erster Linie das schon bei Scheffel citirte dreibändige Werk von Grimms Mythologie; auch die Simrock'schen Forschungen waren ihm geläufig. Wie tief er in die Einzelforschung eingedrungen war, beweisen in den Anmerkungen zu „Dreizehnlinden" die Citate von W.E.Giefers' „Der Nethegau", Falke's „Codex traditionum Corbejensium", Einhard „Vita Caroli Magni" und die Annales Lauriacenses und Fuldenses, sowie des Poeta saxo in Pertz' Monumenta Germaniae historica, Schatens Annalen und selbstverständlich des Tacitus Germania.

Sehr ernst und gründlich nahm es Weber mit den Sprachstudien und deren Verwerthung für sein Werk. Er sagt darüber selbst: „Des Alterthümelns in der Sprache, so verlockend sich auch die Gelegenheit vielfach darbot, habe ich mich mit Fleiß enthalten. Die Grenze zwischen Statthaftem und Unstatthaftem ist schwer zu ziehen; ich denke sie nicht überschritten zu haben, wenn ich manchem guten deutschen Worte, das aus unserem durch widerwärtigen fremdländischen Wust täglich mehr gefälschten und überladenen Sprachschatze zu verschwinden droht, sein Recht zu wahren suchte." Weber hat also, wie jeder ächte Dichter, aus Dialekt und Alterthum manch guten Goldbarren der Sprache wieder frisch gemünzt und dadurch zur Bereicherung unserer Muttersprache beigetragen. Er war wie einer dazu geschaffen, ein getreuer Wardein zu sein. Denn abgesehen davon, daß schon seine germanistischen Studien zu Greifswald und Breslau ihm des Sprachbereicherungs-Materials übergenug in die Hand gaben, hatte er noch ein ganz besonderes Geschick, auf seinen Reisen, insbesondere nach dem Norden, die Mundarten und germanistischen Sprachzweige spielend sich anzueignen. Sein Freund Marcard erzählt, daß er die auf der weiten Strecke zwischen dem Teutoburger Walde und der Ostsee gesprochenen Mundarten, sozusagen von Station zu Station, besser kennen und sprechen gelernt als mancher Germanist. — Kommt dann noch das fleißige Studium des Grimm'schen, Weigand'schen und

Adelung'schen Wörterbuchs, sowie des Ihre'schen Glossar. Sviogoth. und Graff's Althochdeutschen Sprachschatzes dazu, so besaß Weber wie einer das Rüstzeug eines fruchtbaren Sprachbereicherers. Daß er Maß zu halten verstand, sagt er uns selbst, und wir können uns im Epos und seinen Gedichten davon überzeugen.

Er hat es zwar für nothwendig gehalten, einzelne Worte in den dem Gedichte beigegebenen Anmerkungen zu erklären, doch sind es der zu erklärenden Worte nur wenige, und auch diese wenigen dürften, wenn das Sprachbewußtsein sich wird gehoben haben, der Erklärung bald nicht mehr benöthigt sein.

Als Grund, daß er überhaupt Erläuterungen seinem Epos beifügte, gibt er an: „Der weit entrückte geschichtliche Hintergrund des Stoffes, sein Hinübergreifen in alte Rechtsverhältnisse, in Sagen- und Märchenwelt und germanischen Göttercultus führen auf Gebiete, die unserer sonst anerkennenswerthen Durchschnittsbildung zu fern liegen, als daß einige erklärende Winke zum Verständniß entbehrlich wären. Sie mögen auch das Gute haben, den Einen und Anderen auf die tiefsinnige Symbolik unserer Mythologie aufmerksam zu machen, die noch viel zu wenig gekannt ist, während wir die Götter und Göttinnen des Olymp, die großen sammt den kleinen, an den Fingern herzählen."

Was die eigentlichen Geschichtsstudien betrifft, um auch von diesen noch ein Wort zu sagen, so ging Weber auch bei diesen, wie wir schon gelegentlich anmerkten, auf die Quellen zurück. Die Monumenta Germaniae historica waren ihm gerade so geläufig wie Scheffel, wenn sie ihm auch nicht soviel Material boten, wie jenem. Webers geschichtlicher Standpunkt ist ein vollständig selbstständiger und sehr energisch. Während Scheffel meistens nur den ungefährlichen Humor walten läßt, kann Weber recht herbe und bitter werden. „Die Niedrigkeit und Gemeinheit", sagt sein Biograph H. Keiter, „deren Zeugen wir in unseren Tagen so unzählige Mal gewesen; die Gesinnungslosigkeit und sittliche Schwäche, welche sich überall im öffentlichen Leben kundgibt; die Herrschaft der Lüge und Treulosigkeit finden an ihm einen strengen, nachsichtslosen Richter. Er schwingt sein Schwert über Große und Kleine, und scheut sich nicht, selbst die Strahlenkrone historischer Größen anzutasten. Ueber Karl den Großen sitzt er zu Gericht und spricht ihm ein Urtheil, in welchem die Entrüstung eines ächten Sproßen der alten Sachsen glüht:

Eitler Glanz der Römerkrone!
Verdens grause Mordgerichte
Mag ihm Gott verzeih'n, doch schuldig
Bleibt er sie der Weltgeschichte.

Und vom Prior sagt er:

> Stiller war sein Muth geworden,
> Nur wenn unversehens Einer
> Jenes Tags bei Verden dachte,
> Jenes Bluttags, schwarz wie keiner,
> Fuhr er auf, die Augen blitzten,
> Glüh vom Sachsentrotz, dem alten.

und merkt zu den Versen des Poeta Saxo:

> Tradita sunt sane reliquorum bis duo leto
> Millia quingentique viri, qui tam grave bellum
> Illius contra Francos gėssere suasu,
> Hosque die cunctos rex decolleraverat una
> Iuxta Alaram fluvium, locus idem Verdi vocatur

an, daß dieser Poeta Saxo weder Poet noch Sachse, ein dem Einhard nachschreibender höfischer Schmeichler gewesen sei, der in seiner Bedientenhaftigkeit soweit gegangen sei, den Greuel für eine Großthat anzusehen, indem er ihn seinem gefeierten König als eigenhändiges Werk beimißt.

Weber scheint die Broschüre G. A. B. Schierenberg's über die Edda nicht gekannt zu haben, wenigstens erwähnt er sie nicht. Dieser merkt zu der 51. Strophe der Voluspa „Surtur fährt ins Sonnenland. Auf dem Anger der Zweige erglänzen die Schwerter von der Walgötter Sonne. Die Steinburgen stürzen, aber der Gischt sprüht noch. Helden gehen den Todesweg und der Himmel (Glaube) spaltet sich" an: „daß unser Gedicht mehr als sieben Jahrhunderte überspringend gleich zur Zeit Karls des Großen übergeht, darf nicht befremden, da die Geschichte ja auch keine für die Bewohner des Varianischen Schlachtfeldes merkwürdige Ereignisse verzeichnet hat, bis die Franken kamen, um die Sitze der alten Götter zu zerstören und das Banner des Kreuzes aufzupflanzen. Surtur ist Karl der Große, der Anger der Zweige (vergl. Dreizehnlinden „Auf der Dingstätte": „Nächst dem Baume war die Dingstatt eingehegt mit Haselzweigen") ist der Thingplatz des Obergerichtes; die Steinburg, welche stürzt, ist die Eresburg, welche in Wide östlich von Detmold lag, wo noch zahlreiche Steinringe sich finden." Es wäre also der gewaltige Kampf der Sachsen gegen den Frankenkönig schon in der Edda behandelt und Karl dort als Sohn Roms oder der römischen Kirche dargestellt. In wie weit diese überraschende Erklärung des dunkelsten aller Eddalieder Anspruch auf Glaubhaftigkeit hat, ist hier nicht unsere Sache darzuthun, wohl aber möchten wir die Forscher auf diese zu Frankfurt a. M. im Jahre 1889 bei Reitz und Köhler zum Theil wieder neu aufgelegte Schierenbergische Schrift „Der Ariadnefaden für das Labyrinth der Edda oder die Edda eine Tochter

des Teutoburger Waldes" aufmerksam gemacht haben. Wir hätten nun auch in Webers Geisteswerkstätte, so weit uns der Dichter einen Einblick gestattete, uns genügend umgesehen und wollen jetzt, nachdem wir zwei Geistesverwandte, wenn auch vielfach grundverschiedene Dichternaturen, die Bausteine zu ihren bedeutenden Werken haben zusammentragen sehen, zu einer Würdigung der vollendeten Gebäude übergehen.

IV.

Zwei eigenartige Kulturbilder aus dem neunten und zehnten Jahrhundert.

Ernst, fast schwermüthig ist die Lebensauffassung des westfälischen Dichters. Er ist darin einem anderen Dichterarzte, dem schwäbischen Justinus Kerner vergleichbar. So ein Arzt hat eben gar vielfach Gelegenheit, das Leben des Menschen in seiner geistigen und körperlichen Gebrechlichkeit kennen zu lernen. In des Priors Lehrsprüchen von „Dreizehnlinden", den Weber überhaupt zum Träger seiner eigenen Ideen gemacht zu haben scheint, spricht sich die Quintessenz der Weber'schen Lebensauffassung in den Worten aus:

> Auf der Haid ein Wolkenschatten
> Fährt dahin das Menschenleben:
> Zittert! in des Lebens Mitte
> Sind vom Tode wir umgeben.

Eine stille Wehmuth zieht sich wie ein rother Faden durch all seine Werke, eine Gemüthsanlage, die ihn hätte dahin führen können, wo Scheffel angelangt war, als er im Jahre 1860 seelisch krank zur Grande Chartreuse bei Grénoble zu reisen im Begriffe war. Aber Weber hatte zwei gute Talismane gegen solche Anwandlungen. Er, der da meinte: „Der beste Orden, den ich weiß, ist eine Hand voll Schwielen", er hat gelernt:

> Daß auf der Fahrt im wüsten Lebensmeere
> Allein Gebet und Arbeit Trost gewähre!

Das Ora et labora! Bete und arbeite! waren die zuverläßlichen Anker, die sein Lebensschifflein in allen Stürmen festeten.

Der Dichter war, wie schon bemerkt, bereits 60 Jahre alt, als der Plan seiner Dichtung in ihm zur Reife kam und 65, als er sein Epos der Oeffentlichkeit übergab. Er hatte vorher wie Scheffel durch Uebersetzung der zwei genannten Tennyson'schen Gedichte sich geübt und gestählt. Seine eigenen Gedichte, von denen viele aus seiner Jugendzeit stammten, gab er wie Scheffel sein „Gaudeamus" erst nach seinem größeren Werke heraus, ebenso einen Kranz von „Marienblumen", welche er zu Zeich-

nungen der Frau Ittenbach gedichtet hatte. Die Vergleichung mit Scheffel und seiner „Frau Aventiure" und „Waldeinsamkeit", welch letztere ebenfalls gewissermaßen als Begleitworte zu Zeichnungen Baraks erschienen, liegt nahe; und doch, wie verschieden sind wieder die Werke der beiden Dichter! Hie Welf! Hie Waibling! Dort tief positiv religiöses Gemüth und feste Ueberzeugungstreue, hier pantheistischer Naturalismus zwischen studentischem Uebermuthe und weltschmerzlichem Zerrissensein hin- und herschwankend.

Weber hat in seinem Epos einen großartigeren Stoff erfaßt, als Scheffel im Ekkehard. Er hat voll gehalten, was Scheffel in der Vorrede seinem Romane versprach; seine epische Dichtung ist „ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben und Ringen und Leiden der Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt." Seine Schilderungen entrollen das Leben und Treiben, die Bildung und Sitte des damaligen Sachsenlandes mit der Treue eines nach der Natur gemalten Bildes.

Der Dichter von „Dreizehnlinden" ist sich stets der Schiller'schen Auffassung von der Stellung des Dichters als Lehrer seines Volkes bewußt und wendet sich gleich jenem gewaltigen Kanzelredner des Mittelalters insbesondere gegen die Schäden unseres modernen Lebens, ohne sich deshalb in die Reihe der geifernden Tendenzdichter zu stellen. Der Uhu, der gelbe Neidhart, der, jedoch in ganz selbständiger Weise, eine Nachbildung des Scheffel'schen Katers Hiddigeigei genannt werden kann, ist die Personifikation des ungläubigen, materialistischen Zeitgeistes. „Er ist", wie Keiter sagt, „der Geist, der stets verneint. Ideale Bestrebungen verlacht er; die christliche Weltanschauung übergießt er mit einer Lauge bittersten Hohnes; aber die Gesinnungslosigkeit, das Verkaufen der eigenen Meinung für gleißendes Gold, das Streben nach materiellem Gewinn und reinsinnlichen Genüssen, findet in ihm einen begeisterten Lobredner."

Denn das große Ziel der großen
Zukunft ist die Einerleiheit,
Schrankenloseste Bewegung
Ist die wahre Völkerfreiheit.

Denjenigen, die mit ihrer vermeintlichen Vaterlandsliebe äußerlich so dick thun und unter Freiheit nur die verstehen, die sie meinen, d. h. Schrankenlosigkeit für sich selbst, aber brutale Niederdrückung jeder fremden Meinung, sagt der alte Neidhart:

Vaterland? Die dümmste Liebe
Ist, ein Vaterland zu lieben;
Dieser ward für diese Liebe
Aus dem Vaterland vertrieben.

Wer denkt nicht an gewisse Vorgänge unserer Zeit, wenn der Uhu dem ersten Revolutionär und Atheisten im alten Rom das Lob singt:

> Spartakus, mit Lorbeerreisern
> Sei dein Denker-Haupt umwoben;
> Deine Freiheitsbotschaft lautet:
> „Keine Götter sind dort oben!"

und wenn der Dichter in bitterem Sarkasmus den Vertreter der neuen Weltanschauung höhnisch ausrufen läßt:

> Glück zur Brut! Die Kreuzzerbrecher
> Brechen auch die Königskronen,
> Und der Rauch verkohlter Tempel
> Wirbelt auf verbrannten Thronen.

Diesem krassen Materialismus und dieser Weltstürmerei gegenüber vertritt der Hauptträger der Handlung, der edle Sachsenjüngling Elmar, in seiner Vertheidigungsrede auf der Dingstätte das gute Princip und hält hoch das Banner des Rechts und der Tugend.

> Auch der König hat die Treue
> Gegen Land und Volk zu halten.
> Erstes Recht ist Recht zu beten,
> Und das darf kein König wehren.

Im tiefen Schmerz über die Unmännlichkeit und Feigheit seines eigenen Volkes, von dem sich keiner getraut, für Freiheit, Wahrheit und Recht einzustehen, ruft er bitter aus:

> Freien Männern zu gebieten,
> Schönstes aller Königsrechte:
> Armer Ludwig, dir zu Füßen
> Liegen willenlose Knechte!

Wir haben in diesem Jünglinge den ächten Vertreter des trotzigen Sachsenstammes, und in ihm vollzieht sich die Wandlung, die wir den Grundgedanken des ganzen Epos nennen können: der Sieg des Kreuzes über den finsteren Heidenglauben.

Neben dieser ethischen Bedeutung hat aber das Werk auch noch eine historische, nämlich uns das Leben und Treiben, das Sinnen und Minnen, das Glauben und Hoffen des alten Sachsenstammes vor Augen zu führen. Wir haben Gelegenheit, in die seltsame Verquickung von Heidenthum und Christenglauben, wie sie ja in der Natur der Sache lag, belehrende Einblicke zu thun. Die einzelnen Züge, aus denen wir uns ein Gesammtbild construiren können, sind zwar durch das ganze Gedicht zerstreut, zuletzt aber ergibt sich doch ein klares Bild davon, wie die alten Sachsen auf den altererbten Höfen hausten, Krieg führten, ihre Götter ehrten und Recht sprachen.

Der Dichter führt uns ein in ein altes Kloster und zeigt uns in den Mönchen Gestalten voll Leben und Kraft, die zwar alle nach einem Ziele streben, aber doch als individuelle Menschen einer vom andern sich scharf abheben. Stücke, wie „Das Kloster" (II.), wo uns die kulturelle Bedeutung der Benediktiner, dieser kühnen Pioniere bei Ausbreitung des Christenthums und seiner Kultursegnungen, in geradezu bewunderswürdig genialen Zügen vorgeführt wird, wie jene Männer den Ackerbau, die Baukunst, die Arzneikunde, die bildende Kunst und jede Art von Wissenschaft begründeten und uns durch ihren Fleiß die Schätze des klassischen Alterthums übermachten, und das in dem Preisgesang gipfelt:

Preis den braven, schwarzen Mönchen,
Preis den wackern Kuttenträgern,
Alles menschlich schönen Wissens
Frommen Hütern, treuen Pflegern!

und ferner „Die Mette" (IV.), wo mit wunderbar dramatischem Leben die einzelnen Gestalten der Väter und Brüder des Klosters an uns vorbeischreiten, die da waren „Menschen, gute Menschen, wie ich meine" — solche Stücke ächt poetischer Intuition reißen den Leser unwillkürlich zur Bewunderung der Weber'schen Gestaltungskraft hin. Wie weiß der Dichter auf unsere Phantasie befruchtend einzuwirken und zugleich feinen Humor walten zu lassen, wenn er uns bei Vorführung des Abtes Warin, „Ekberts Sohn, des Sachsenherzogs", daran erinnert, wie dieser einstmals mit keckem Muthe unter die Ardennenwölfe sprang und ebenso unter die Heiden bei Ronceval! Wie heimatlich muthet uns die ächte Sachsengestalt, „lichtes Haars mit blauen Augen, schulterbreit und hochgewachsen", des Pater Prior Markward an, wie er, „deutsches Blut in jeder Ader", schroffen Widersachern gern im Jugenddrange seiner Meinung rothe Runen mit dem Schwert auf Brust und Wangen schrieb und bei der Erinnerung an den Tag von Verden im alten Sachsentrotz erglühte! Und alle, alle — Heribert, der bleiche Denker, und Pater Luthard, der gewaltige Jäger, der riesige Pater Ivo mit der großen Narbe, des Klosters Baumeister, Pater Bernhard, der da herstammt, „wo die Menschen Holzschuh' tragen und von schwarzem Brod sich nähren", und dem Hathumar, der fromme Bischof, „gab dann Trost und Lederschuhe", und der Sänger Sigeward und der nicht minder kunstgewandte Hatto und Pater Biso, dessen Vater „bei Donnars Hammer fluchte", und der arzneikundige Beda und zuletzt die Reihe der Brüder: der Klosterbrauer Hildegrim, von dem es heißt: „Weil er Durst und Kopfweh haßte, trank er gern und dachte selten", der halbblinde Pförtner Erich, der Küchenmeister Waltram, der Klosterschneider Wido und der Gärtner Ailrat — das sind lauter Männer, nicht wie sie im Buch stehen, sondern wie sie wandeln und wandelten vor tausend und

mehr Jahren, Gestalten mit Fleisch und Blut, die man, wie Brentano sagte, auch herumdrehen kann. Und sie alle, verschieden an Alter, Stamm und Vaterland, sie sind

Alle einig, für des Kreuzes
Banner bis zum Tod zu kämpfen,
Leid zu lindern, Leid zu tragen,
Und der Wünsche Gier zu dämpfen.

und sie alle lassen ihr einiges Streben ausklingen in dem herrlichen Schallgesange Davids:

Lobet den Herrn, ihr Wesen alle,
All ihr Werke seiner Hände,
Lobt den Herrn, denn er ist mächtig,
Gütig ist er ohne Ende!

Die Uebersetzung dieses Psalmes ist ein poetisches Meisterstück und muß auch den religiös Gleichgültigsten ergreifen.

Einen äußerst wirksamen Gegensatz zu der nächtlichen Feier im Chor zu Dreizehnlinden bildet die Balderfeier im fünften Stück „Am Opfersteine". Hier zeigt Weber, daß er sich vollständig in den Geist der Edda eingelebt hat. Wie eine Völa waltet die greise Swanahild ihres Priesterinnenamtes und spricht, mit Donnars Hammerszeichen das Opfermahl segnend, ihr Gebet zu Balder und erinnert die Lauschenden an die geheimnißvollen Worte von Auferstehung und Weltfriede, die Wodan dem Balder ins Ohr geflüstert.

Es würde die Grenzen dieser Arbeit überschreiten, wollten wir den Aufbau all der prächtigen Scenen analysiren, die der Dichter uns vorführt. Es sei genug, wenn wir hervorheben, daß der Dichter mit zaubermächtigem Worte die Schatten vergangener Jahrhunderte aus ihren Grüften hervorruft und sie vor uns denken, fühlen und handeln läßt, wie sie es einst lebend gethan.

Erwähnen müssen wir noch die schönen Perlen seiner Lyrik in den in das Epos eingeflochtenen Liedern Elmars und Hildegundens, die nicht am wenigsten durch ihre erstaunliche Einfachheit fesseln. Soll man sie eine Nachahmung der Scheffel'schen Trompeter-Lieder nennen? Jeder ächte Dichter kommt von selbst auf diese Art von Selbstgesprächen, in denen die Hauptpersonen des Epos ihre Gefühle ausdrücken.

Das ganze Epos ist wie aus einem Gusse, die Handlung ist meisterhaft erfunden und zu einem schönen, fest zusammenhängenden Ganzen gefügt. Es ist uns, als ständen wir vor einem farbenreichen Gemälde, das sich um den blonden Sachsenhelden gruppirt. Die hervorstechendste Eigenschaft des Epos ist dessen Einfachheit. Wir bemerken keine krause Verwicklung, sondern ruhiges Voranschreiten einer bedeutenden Handlung. Die Charaktere sind alle naturwahr und plastisch,

wenn man so sagen darf, mit Shakespeare scher Kraft gezeichnet. Wem etwa der Hauptheld zu wenig activ handelnd auftritt, den weise ich auf Ekkehard hin, von dem man dasselbe sagen kann. Die beiden Dichter werden gewußt haben, warum sie sich bei ihren Haupthelden die Mäßigung auferlegt haben: es sind christliche Helden, die sich selbst besiegen sollen.

Die Charakterschilderung im Einzelnen zu verfolgen überschritte den Rahmen unserer Darstellung, so dankbar auch die Aufgabe sein würde. Die sinnig minnige Jungfrau Hildegunde, die tragische Erscheinung der Waldfrau, die elfisch neckische Aiga, der unstet zigeunerhafte Eggi, der streng rechtliche Bodo, der heimtückische Königsbote, der hünenhafte Eschenburger und der treffliche weise Prior sind keine Nebelgestalten, sondern sie sprechen uns an, letzteres Wort in seiner ursprünglichen sinnlichen Bedeutung genommen.

Die Composition des Ganzen ist einheitlich, von Anfang bis Ende herrscht streuge das Gesetz von Ursache und Wirkung, die Einheit der Handlung und der Helden ist genau nach dem aristotelischen Grundsatz durchgeführt. Auch das Rankenwerk der Dichtung, die Episoden, gliedern sich harmonisch ein. Die Handlung leidet keine Unterbrechung, sondern schreitet stetig fort. Die ersten sieben Gesänge bilden den Anfang und machen uns mit Ort, Zeit und Personen bekannt. Vom 8. bis 19. Gesang, welche die Mitte der Handlung bilden, wird der Conflict und Umschwung eingeleitet und letzterer ist in den sechs folgenden Gesängen zu finden.

Der Stil des Dichters ist der epischen Dichtung entsprechend erhaben, ohne schwulstig zu werden, er nähert sich der klassischen Ruhe eines Sophokles. Wir erkennen in Wort und Wendungen überall den Sprachforscher und Sprachkenner; er handhabt die altdeutsche Allitteration und die poetischen Bilder wie ein Meister und weiß wie ein geübter Reiter das tropäische Metrum sich dienstbar zu machen.

Das kulturelle Element steht dem Dichter im Vordergrunde, daher hat er, was anfangs etwas überraschen möchte, mit Absicht gerade die Schilderung des Lebens und Treibens im Kloster etwas weiter ausgedehnt. Es hat dies eine besondere tiefere Bedeutung. „Sie war,“ sagt Keiter, „nothwendig, weil ja im Kloster und durch das Kloster, durch die lebendige Anschauung christlichen Lebens und christlicher Sitte Elmar dem wahren Glauben zugeführt wird; um den tiefen Eindruck, welchen das Kloster auf Elmar machen sollte, zu erklären, mußte der Dichter uns eben die Hoheit des entsagungsvollen, aufopfernden Klosterlebens zur Anschauung bringeu.“ Und gerade hierin, in der Schilderung der Entsagung und Aufopferung liegt der

größte Gegensatz zwischen Weber und Scheffel, welch letzterer ja in seinem Ekkehard uns ebenfalls ein Bild des klösterlichen Lebens geben will. —

Den Scheffel'schen Ekkehard richtig zu würdigen ist schwieriger, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Seine formellen Schönheiten sind so bestechend, daß man sich kaum ihrem Banne entziehen kann. Die meisten Beurtheilungen lauten unter eben diesem Zauberbanne äußerst begeistert. „Er steht ganz einzig da im poetischen Erschauen vergangener Zeiten und in der Kunst, dunkle Perioden der deutschen Kulturgeschichte durch das Licht der inneren poetischen Wahrheit zu erhellen. Ekkehard ist nach Inhalt und Form der Markstein auf dem Entwicklungswege des deutschen Romans. Er ist die einzig typische Vollendung in der naiven volksthümlichen Vorstellung einer längst vergangenen Zeit, im Erfassen und Ausführen kräftiger Charaktere, an deren Anblick die schwächliche Gegenwart sich stärken, auffrischen und aufrichten kann. So lange die Nation nicht verlernen wird, stolz ihrer Eigenart bewußt zu sein, wird sie Scheffels „Ekkehard" nicht vergessen." So lautet die eine Stimme (Klar, Joseph Victor von Scheffel und seine Stellung in der deutschen Literatur. Prag 1876.) „Der gesunde Realismus Scheffels, der es mit sich bringt, daß seinen Romanfiguren ein warm pulsirendes Leben inne wohnt, stellt ihn weit über Dahn, dessen Romane aus der Zeit der Völkerwanderung doch zu vornehm objektiv gehalten sind, weit über Ebers, dessen egyptischen Romanen leider zu oft die Beziehung auf die Gegenwart fehlt, ja selbst über Freytag, dessen „Ahnen" auch oft nach der Studirstube riechen." So eine zweite Version. (Pilz, Scheffel. Leipzig, L. Schlömp. 1887.) „Und wie auf solche Weise sein Roman zu einer poetischen Verherrlichung der Natur und der Natürlichkeit im Lieben, Leben und Glauben wurde, so war er bestrebt, in Bezug auf Geschichte und Lokalschilderung nur Natur und Wahrheit zu bieten." So die dritte Stimme. (J. Prölß, Scheffels Leben und Dichten. Berlin 1887.)

Auch der rheinische Dichter Dr. Franz Alfred Muth weiß in seinen „Dichterbildern und Dichterstudien aus der neueren und neuesten Literatur" (Frankfurt a. M., Foesser. 1887) fast nur Lobendes zu erwähnen. „Des Sängers Werke voll ächt deutschen Gemüthes und ächt deutschen Humors leben und loben Gott und erquicken wie ein klarkühler Quell die Menschen." Und von dem „Ekkehard", von dem er allerdings meint, daß er „seine Ecken" habe, sagt er, der Dichter habe in demselben, den Chronikalstil und das Chronikstudium verwerthend es vorzüglich verstanden, „den vergangenen Jahrhunderten in ihr Herz hineinzublicken, und was ihr Herz in Freude und Trauer bewegte, in ihren eigenen und doch wieder dem neueren Geschmacke angepaßten und versöhnten Tönen wiederzugeben." Er nennt ferner die Darstellungsweise

von Scheffels Romantik streng realistisch, die nirgends die Natürlichkeit und innere Wahrheit verletze und uns fast nie als willkürliches Produkt einer launenhaft mit den Naturgesetzen spielenden Phantastik erscheine. Scheffels Poesien, fährt er dann weiter, „sind daher Produkte einer romantisch gerichteten Phantasie, deren gestaltende, bildende Thätigkeit jedoch im Dienste eines kraftvollen Wirklichkeitssinnes, einer malerischen und plastischen Anschaulichkeit steht."

Mit der Bemerkung „Der Ekkehard", „der seine Ecken hat", ist bereits angedeutet, daß schon Alfred Muth diesen Roman nicht in allweg als vollkommen anzusehen im Stande ist. Und so ist es denn nicht zu verwundern, daß bei der eigenthümlich verzerrten Darstellung des Klosterlebens im „Ekkehard" Stimmen laut werden, die von einer Bewunderung des Romans und seiner culturellen Bedeutung weit entfernt sind. A. Baumgartner schreibt in einem Briefe: „Lesen Sie zu Ekkehard einmal Ildephons von Arx' „Geschichte des Klosters St. Gallen", Greith's „Geschichte der altirischen Kirche", die Artikel „Gallus" und „St. Gallen" im neuen Kirchenlexicon, endlich die St. Gallischen Geschichtsquellen selbst — und ich glaube, Sie werden an der culturgeschichtlichen Bedeutung von Scheffels Roman in allem Ernst zu zweifeln beginnen. Leute wie er sie zeichnete und liebte, hätten nie an die Stelle germanischer Barbarei christliche Bildung gepflanzt." Und A. Kienle geht noch viel schärfer in's Zeug, wenn er schreibt: „Ueber den Ekkehard war und bin ich noch tief empört über die frische Luft und Laune, mit der ein burschikoser, der Natur- und Weinlaune voller Dichter das Heilige, Ehrwürdige, ja die hl. Geheimnisse der katholischen Religion als geniale Zerrbilder in seinem phantastischen Reigen mittanzen läßt. Es ist nicht Bosheit, ja, aber Burschenlaune und — frivol. — Das Buch hat schon viel Schaden angestiftet und wird noch vielen anrichten. So viel Poesie, so viel Witz, so viel Geist, — das Gewand ungeschminkter, geschichtlicher Wahrheit, alles, um das Böse zu verkappen, — das bringen Wenige zu weg. — Zwar hatte der Dichter keine schlimme Absicht; er folgte seinem Temperament, seiner sprudelnden Laune. Das gibt dem Buch den Anstrich des Natürlichen, Ungesuchten, Wahren, — und darunter steckt eben das Böse. Kaum ein Charakter ist historisch; fast alle sind Menschen des 19. Jahrhunderts. Ja, ich glaube, daß Scheffel gar nicht im Stande ist, den Menschen des 10. Jahrhunderts zu denken, wie er sich in den Urkunden zeigt, weil der „fahrende Schüler" nicht genug Lebensernst, Herzenstiefe und Glaubenskraft besitzt. Er schaut nur mit dem beglasten Auge des Culturmenschen und ver..... Genies in die Welt hinaus. Scheffel war eine reiche Natur. Hätte ächte Religion sie erzogen, gedämmt, geordnet, so wäre sie herrlich fruchtbar geworden. Ohne diese Schule des Herzens

werden unsere deutschen Dichter gifttragende Bäume. Man kann ihr Genie anerkennen — die Früchte sind bitter."

Wir bemerken nun zuerst, daß die zwei letzten Beurtheiler strenge Ordensmänner sind, denen die Scheffel'sche Art der Klosterbetrachtung unmöglich sympathisch sein kann. — Es ist zur richtigen Beurtheilung des Romans unbedingt nothwendig, daß man die Zeit seines Entstehens und die Gemüthsverfassung seines Urhebers genau ins Auge faßt. Als Scheffel als Rechtspraktikant in Säkkingen weilte und hernach da oben am Oberrhein und an den Gestaden des Bodensees seine Vorstudien machte, tobte in seiner unmittelbaren Nähe als Folge des Sonderbundskrieges in der Schweiz der Klostersturm. Die Jesuiten wurden aus dem Kanton Freiburg und dem Tessin vertrieben. Auch an andere altehrwürdige Klöster legte man die klosterstürmende Hand. Die Jesuiten wurden zwar vom Großherzog von Baden auf Anrathen des Prinzen von Preußen, der soeben das revolutionäre Land mit kriegerischer Strenge zur Ruhe gebracht hatte, nach Baden berufen, um durch Abhaltung von Missionen das verhetzte Volk zur Ordnung zu bringen, aber man sah es schon damals, wie es heutzutage noch vielfach geschieht, als ein Zeichen höheren Standpunkts an, wenn man sich gegen die Orden negativ verhielt. Der junge Scheffel, der selber bis dahin noch nie Gelegenheit gehabt hatte, länger das wirkliche Leben und Treiben in einem Kloster zu beobachten, — denn in Baden gab es keine, — wird nun von seinen Sodalen im Engeren zu Heidelberg und vorab seinem Freunde und Reisegefährten Ludwig Häusser, einem giftigen Klosterhasser, über Klöster nicht viel Tröstliches vernommen haben. Und so kam es denn, daß der junge Dichter trotz seiner Familientraditionen und seiner von Haus aus wohlwollenden Gesinnung gegen die Orden unter dem Banne der damaligen antiklösterlichen Bewegung, vielleicht auch noch direkt bestärkt durch einige wessenbergianisch gebildete und denkende katholische Geistliche des Oberlandes, aus seinen Quellen das herauslas, was wir jetzt als „Ekkehard" vor uns haben, und was allerdings im Lichte der allerstrengsten Forschung einem Zerrbild verdächtig ähnlich sieht.

Scheffel war weder Feind des Katholicismus, noch der Klöster, die dessen Blüthe vorstellen. Gegen die Jesuiten allerdings glaubte er in das allgemeine Verdikt einstimmen zu müssen; denn seine gelegentliche Aeußerung, „die Jesuiten seien im Lande gewesen — er spricht von den Missionen zu Anfang der fünfziger Jahre — und hätten den Herren allerlei gesagt, was man schon der Archäologie verfallen glaubte", läßt auf wenig freundliche Gesinnung diesem Orden gegenüber schließen. Aber sonst läßt er den Orden alle Gerechtigkeit angedeihen, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß er, wenn er seinen „Ekkehard" um ein Lustrum

später geschrieben hätte, wo er auf seinen Reisen in die Dauphiné und nach der Ostschweiz, sowie von Donaueschingen aus bei seinen vielfachen Besuchen in dem Benedictinerkloster von Rheinau die wirklichen Klostereinrichtungen genauer kennen lernte, sein Werk anders gestaltet hätte.

Ist es nicht geradezu tragisch, daß Scheffel, der, wie die angeführten Urtheile beweisen, vielleicht unbewußt den Ordensmännern durch seinen Roman so wehe gethan hat, als Unglück und Mißgeschick über ihn hereinbrach und sein wild erregter Geist ihn von Eltern und Heimath wegtrieb, gerade in einem Kloster Ruhe suchen wollte! Ein tragischer Dichter würde sagen, die beleidigten Manen der Mönche von St. Gall haben den Dichter der großen Karthause bei Grénoble zugetrieben.

Scheffel hatte im Jahre 1857 eine Reise nach dem südlichen Frankreich gemacht und seine Reiseeindrücke in Westermann's Monatsheften II. Bd. Nr. 7, Aprilheft, veröffentlicht. Wir wollen, um dem Leser zu zeigen, wie er da von den Orden spricht, einige Stellen ausheben. „Wir standen vor dem Thore der Grande Chartreuse, der großen Karthause, der Wiege des strengen, stillen Karthäuser-Ordens, darin jetzt noch über vierzig Ordensmänner in unwandelbarem Schweigen der Betrachtung göttlicher Dinge ein asketisches Leben weihen." Nachdem er die geeignete Lage der Stätte beschrieben hat, fährt er fort: „Man muß sich unbefangen in das Mittelalter und seine wild tobenden Leidenschaften und seine friedebedürftigen Gemüther, in jene Welt von Scholastik, Parteizank und Schisma zurückdenken, um die Motive zu verstehen, die einen Mann der damaligen Kultur, St. Bruno, aus dem Strom der Weltlichkeit heraus in die Einsamkeit stießen."

An einer folgenden Stelle weist er geradezu auf den Schweizer Klostersturm hin. Als nämlich der Gastpater ihn und seinen Gefährten auf ein Bild im Corridor hinweist, das das Karthäuserkloster Ittingen in pago Thurgow darstellt, sagt er: „Wir bedauerten, ihm die Auskunft ertheilen zu müssen, daß nach der Behandlung, die den übrigen Klöstern im Land Helvetien neuerdings zu Theil geworden, wohl kaum anzunehmen sei, daß die Karthause Ittingen sich noch im geistlichen Stande befinde."

Bei Erwähnung einer Improvisation Lamartine's, die dieser einst hier oben gemacht habe und die mit der Frage schließt:

> N'entendez-vous jamais des doux concerts des Anges
> Rétentir l'écho du rocher?

meint er: „Die Frage klang so einfach und natürlich, wenn das Auge sich emporwandte zu den hoch über dem schweigenden Wald in den Aether ragenden Alpenkuppen, daß ich selber, trotz der schlimmen philosophischen Impfung, die ein deutscher Organismus in seiner Jugend zu erdulden hat, nicht darüber erstaunt wäre,

wenn ich auf den felsigen Wänden ob meinem Haupte die himmlischen Heerschaaren auf- und niedersteigend erschaut und den verklingenden Wiederhall ihrer Gesänge vernommen hätte."

Nach der Vergleichung des Klosterfriedens mit dem nichtigen und ruhelosen Treiben der Alltagswelt fährt er fort: „Ob sie so unrecht haben, die Männer der Grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: in silentio et spe erit fortitudo vestra? — Ich gedachte der Culturmenschen draußen in ihrem Ameisengewimmel, in ihrem viel geschäftigen Nichtsthun, in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen, und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochummallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man Zellengefängnisse heißt — und ich wandte mein Haupt auf dem harten Holzschragen des Lagers und murmelte, als wäre ich selbst bald reif für den weißen Karthäuserhabit, die Worte des Psalmes: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüth haben." — Drei und ein halbes Jahr später, Sonntag den 10. November 1860, befand sich der gemüthskranke Dichter bereits in der Schweiz und gab dem Arzte Dr. Barth in Liestal bei Basel als sein Reiseziel Chambery bei der großen Karthause an.

Wir sehen, der Meister Josephus war kein Klosterfeind, und doch scheint er von der Schädigung, die sein „Ekkehard" den Mönchen zufügte, wenigstens eine Ahnung gehabt zu haben. Wir schließen das aus einer allerdings scherzhaften Epistel, die er über einen seiner Besuche des Klosters Rheinau von Donaueschingen aus dem „Engern" zukommen ließ. Er bemerkt darin und erläutert die Sache sogar durch eine Zeichnung (umgestürzter Becher, leere Flasche und ein Pferdefuß dabei), daß die Patres, weil sie seinen „Ekkehard" gelesen hatten, ihm den Nachttrunk versagt hätten. Er wollte damit offenbar andeuten, daß den Herren in Rheinau der Pferdefuß in seinem „Ekkehard" nicht unbemerkt geblieben sei.

Daß die Hauptculturkämpfer der sechziger und siebziger Jahre und der ganze liberal sein wollende Troß ihm und seinem „Ekkehard" laut zujubelte, hätte den Dichter mindestens stutzig machen sollen. Denn als Held desjenigen Kampfes gefeiert zu werden, der seine eigene Kirche, in der er wenigstens der Form nach bis zu seinem Tode verblieb, direkt und indirekt auf Leben und Tod verfolgte, das wäre denn doch eine sehr zweifelhafte Ehre gewesen, und das hat er auch nicht verdient. Aber das muß man, wenn man der Wahrheit Zeugniß geben will, betonen, daß seine Darstellung vom Klosterleben wohl viel dazu beigetragen hat, daß im Lande Baden, seiner Heimath, und anderwärts so verworrene Begriffe über die Klöster herrschen. Wer seine Kenntnisse über die Klöster nur aus Romanen,

„Ekkehard" mit eingeschlossen,schöpft, der mag mit einem gewissen Rechte gegen die Wiedereinführung dieser vom Romanstandpunkt aus verdummend wirkenden Anstalten eingenommen sein. Wer aber, wie der Schreiber dieser Zeilen, von den Einrichtungen und dem Wirken solcher Anstalten schon in der Jugend Kenntniß zu nehmen Gelegenheit hatte, wer von dem wissenschaftlichen und künstlerischen Streben von Männern solcher klösterlicher Vereinigungen, die einst mit ihm dieselbe Schulbank drückten, in ihren Leistungen sich überzeugen konnte, wer sich trotz der antiklösterlichen Zeitströmung die Mühe hat nicht verdrießen lassen, durch Forschung in den altklösterlichen Quellenschriften das durch langjährige Geschichtsfälschung getrübte Bild wieder in seiner alten Klarheit herzustellen: der kann nur mit Betrübniß sehen, wie in unerklärlicher Verblendung diese festesten Stützen gegen die infernalen Mächte des Umsturzes von Thron und Altar untergraben und entfernt werden.

All die auseinandergesetzten Erwägungen, die nothwendig waren, um den „Ekkehard" vom selbständigen Standpunkt und nicht nach der hergebrachten Schablone zu beurtheilen, sollen uns aber durchaus nicht hindern, all den unzähligen Schönheiten in der Conception und Ausführung der immerhin bedeutendsten Erscheinung auf dem Gebiete epischer Darstellung voll und ganz gerecht zu werden. Man wird den Verfasser der neuesten Scheffel-Biographie, dem die Kritik im Gegentheil zu große Voreingenommenheit für den Dichter vorzuwerfen Veranlassung nahm, am allerwenigsten der kleinlichen Nörgelei zeihen können. Nur den einen Satz, daß alle Menschen, die den „Ekkehard" lasen und noch lesen, eine Freude daran haben, muß er dem Auseinandergesetzten gemäß etwas modificiren. Sonst aber bleibt alles, was über die herrlichen Alpenschilderungen, über die Keckheit und Frische der Darstellung, über den archäologischen und kunstgeschichtlichen Werth des Romans, über das umfassende Quellenstudium, über die knappe, alterthümelnde Sprache, über den goldigen Humor des begabten Dichters gesagt ist, in seinem Rechte.

Wir lächeln, wenn der Dichter gleich im zweiten Kapitel: „Die Jünger des hl. Gallus" sagt: „Heutigen Tages sind die Klöster seltener und die Wirthschaften häufiger, was mit steigender Bildung zusammenhängt." Packend ist in demselben Kapitel die Einführung und Charakterisirung der verschiedenen Koryphäen des Klosters in den Kapitelsaal. Eine Vergleichung mit Webers „Mette" liegt nahe. — Etwas leichtfertig und dem Ernst der damaligen Zeit wenig entsprechend ist aber dann gleich des Pförtners Vorschlag, die Herzogin über die Schwelle zu tragen. Das fand Scheffel weder in seinen Quellen, noch ist das Eingehen auf diesen Vorschlag von Seiten der gestrengen Herzogin in ihrem überlieferten Charakter begründet. Die Vergleichung Ekkehards mit dem Christophorus

streift ans Frivole, und auch die Einkleidung der Herzogin und Spazzos, ist nicht weit von jener Grenze entfernt. Die Beurtheilung der Reclusen und das etwas täppische Liebesspiel des ungeschlachten Klosterwächters wird trotz der wirklich klassisch schönen Darstellung auch nicht Jedermanns Beifall finden. Die Scene mit den Holzäpfeln ist allerliebst, aber gleich wieder wirkt der Streit um den hl. Martinus als Schutzpatron abstoßend.

Eine der schönsten Scenen des ganzen Romans ist die in der inneren und äußeren Schule. Scheffel folgt da genau der Schilderung der Casus St. Galli, welche die Vorkommnisse bei einem Besuch des Bischofs Salomo und des guten Kaisers Konrad I. erzählen. Wie die Schüler vorlesen, legt letzterer dem jüngsten ein Goldstück in den Mund und prophezeit ihm, als er es ausspeit, daß er ein guter Mönch werden würde. (Iste, inquit, si vixerit, bonus quandoque monachus erit.) „Um dieser Knaben Eingezogenheit zu prüfen", übersetzt Ildephons von Arx, „ließ er vor selben, da sie eben in einer friedlichen Prozession dahergingen, einen Korb voll Aepfel ausleeren, (quibus poma in medio ecclesiae pavimento antesterni jubens) und erbaute sich sehr, da auch die Kleinsten sich dadurch in ihrer Haltung nicht irre machen ließen (cum nec unum parvissimorum moveri nec ad ea attendere vidisset miratus est disciplinam). Er verordnete deswegen, daß die Studenten jährlich 3 Tage zur Erholung haben sollten." Bischof Salomon besuchte hernach das Kloster wieder am Tage der Unschuldigen Kinder, wo die Studenten eben einen frohen Tag hatten. (Erat autem hic dies solarium.) Dieselben waren an diesem Tage berechtigt, jeden, der die Schule betrat, gefangen zu nehmen (Erat utique ius illorum, sicut adhuc hodie quidem est, ut hospites intrantes capiant, captos, usque dum se redimant, teneant). Der Bischof machte auf der Stelle die Verordnung, daß ihnen an den drei Vakanztagen, die jüngsthin König Konrad für sie angeordnet hätte, das Fleischessen erlaubt, und jedem während derselben täglich aus der Küche des Abtes drei Speisen und der Trank sollten gegeben werden." Die Felchen aus dem Bodensee sind also Scheffels eigene Erfindung.

Die am Schlusse des Kapitels geschilderte Kneiperei und Musizirerei, sowie das Eindringen der weiblichen Dienerschaft der Herzogin wäre als vollständig unhistorisch lieber weggeblieben. Dagegen ist das folgende Kapitel „Ekkehards Auszug" mit Ausnahme der weniger ansprechenden Scene in der Fremdenstube zu Reichenau, sowie das Kapitel über Möngal an Anschaulichkeit und Farbenpracht ein wahres Musterbild. Nur legt der Dichter dem Leutpriester von Radolfszelle auch etwas gar zu moderne, an „wir glauben all' an einen Gott" anklingende Aeußerungen in den Mund.

Die gewaltsame Verbringung auf den Hohentwiel, die Einführung

in sein Thurmzimmer, die Lektüre des Virgil, die Schilderungen von Audifax' und Hadumoth's Liebe, der Waldfrau und ihrem nächtlichen Treiben, die Weihnachtsbescheerung, der Besuch in den Heidenlöchern sind alle voll dramatischen Lebens und Muster feiner Charakteristik und beweisen, mit welch feinem Gefühl der Dichter die Aeußerung und das Weben der Volksseele belauscht hat. Den Anachronismus mit Karl dem Dicken verzeiht man ihm gerne. Ebenso ist der Ueberfall der Neuhunnen oder Ungarn ganz den Quellen entsprechend spannend und packend geschildert. Das unstete Wesen dieses Wandervolkes, ihr kulturfeindliches sich vorwärts Wälzen in unsere gesegneten Gaue, ihre Verachtung aller abendländischen Bildung ist unvergleichlich schön zur Anschauung gebracht. Wer lächelt nicht bei der gelungenen Definition von Philosophie aus Ellaks Munde: „Wenn einer nicht weiß, warum er auf der Welt ist, und sich auf den Kopf stellt, um's zu erfahren, das ist ungefähr, was die im Abendland Philosophie heißen?" Und erst der Kampf am Hohentwiel, die Episode von der ihren geliebten Audifax suchenden Hadumoth und dem gefangenen Hunnen Kappan, wie natürlich, wie einfach und doch ansprechend!

Das Kapitel „Gunzo wider Ekkehard" ist, wie die Kunstsprache sich ausdrückt, ein retardierendes Moment, hilft aber doch die Katastrophe, die sich bereits vorbereitet, herbeiführen. In der Scene „Spazzos Sendung nach der Reichenau" ist Scheffel so recht in seinem Element, und in der Schilderung des Besuches von dem Klosterschüler Burkard steht er wieder großentheils auf dem Boden seiner Quellen. „Als Knabe", heißt es bei Arx, „hatte er auf dem Schlosse Hohentwiel, wohin ihn sein Vetter, der genannte Höfling, mit sich nahm, von Hedwig, der Herzogin von Schwaben, die griechische Sprache erlernt. (Et cum sedisset, ad quid puer ille venerit, ipso astante inter caetera quaesivit. Propter graecismum ille ait, domina mi! Ut ab ore vestro aliquid raperet, alias sciolum vobis illum attuli). Diese sonst strenge Frau gab sich eine solche Mühe gern und beschenkte ihn darüber noch mit dem Horaz, weil sie ein großes Vergnügen ob den Knüttelversen empfand, die der Knabe aus dem Stegreif zu machen im Stande war. Davon hatte er gleich bei seiner Ankunft eine Probe gemacht, da er ihr die Absicht seiner Reise und seine Verlegenheit über den Kuß, den sie ihm wegen seiner Geschicklichkeit gegeben hatte, in solchen Versen erklärte. (Puer autem ipse pulcher adspectu, metro cum esset paratissimus, sic intulit:

Esse velim graecus, cum sim vix, domna, Latinus.

In quo illa, sicut novarum rerum cupida, adeo est delectata, ut ad se tractum osculata scabello pedum proximius locaret. A quo, ut repentinos sibi adhuc versus faceret, curiosa exegerat. Puer vero magistros ambos intuitus quasi talis osculi insuetus haec intulit:

Non possum prorsus dignos componere versus;
Nam nimis expavi, duce me libante suavi.

Illa vero extra solitam severitatem in cachinnos versa, tandem puerum coram sestatuit et eum antiphonam: Maria et flumina, quam ipsa in graecum transtulit, canere docuit ita:

„Thalassi ke potami, eulogiton Kyrion!
ymnite pigonton Kyrion alleluja!“

Crebroque illum postea, cum vacasset, ad se vocatum repentinis ab eo versibus exactis graecissare docuit et unice dilexit.

Das Hereinspielen der Heldensagen in den letzten Kapiteln, die Wielandgeschichte und Mär von König Rother, sowie das Einflechten des Walthariliedes als Schluß ist mit großer Kunst vermittelt und muß jedem gefallen. Aber die Katastrophe in der Burgkapelle! Da gehen die Ansichten wieder sehr auseinander. Kann und darf ein Mönch, der das Gelübde abgelegt hat, so rasen und so fallen? Und gar von Selbstmord reden und am geweihten Grabmal des Todten freveln! Und um Küsse flehen! Das ist nicht der Geist des starken zehnten Jahrhunderts, das ist moderner Wahnsinn des 19. Jahrhunderts. Die wilde Umarmung und sakrilegische Anrufung des Mosaikbildes des Heilandes ist geradezu widerlich, ebenso Ekkehards Wüthen mit der Lampe des ewigen Lichtes gegen Rudimann. Und dann das gemeine lüsterne Benehmen des Kellermeisters der Praxedis gegenüber und seine henkerhaften Manieren und Reden — es gab wohl auch schlechte Menschen unter den Mönchen des neunten und zehnten Jahrhunderts, aber solche Scheusale nicht. Hier streift Scheffels Roman bedenklich an gewisse tendenziöse Machwerke der neuesten Romanliteratur.

Die weitere Entwicklung der Handlung, das Entfliehen, die Selbsteinkehr des Ekkehard oben am Wildkirchlein in der befreienden Luft der großartigen Alpennatur versöhnen dann wieder etwas für die Mißstimmung der geschilderten Scenen. Ob Ekkehard, der Scheffel'sche Ekkehard, ein Recht dazu hatte, beim Leutpriester Möngal die Psalmstelle zu citiren und auf sich anzuwenden: „Ich wollte mein Volk verlassen und mich von ihnen absondern, denn sie sind Lügner und treulos zusammen“, wollen wir dahingestellt lassen. Darin hatte aber Ekkehard recht, wenn er oben beim Wildkirchlein am Fuße des Kreuzes sagt: „So lang das Kreuz am Felsen steht, werd' ich nie ganz verlassen sein.“ Da treffen sich endlich die beiden Dichter, Scheffel und Weber, wieder. Denn auch letzterer sagt in einem seiner Gedichte:

Eins mußt du treu und tief im Herzen hegen,
Daß nirgends Heil als nur im Kreuz zu finden.

Bei der Schilderung des Schaffens von Seiten Ekkehards an einem reizenden Stoffe altdeutscher Sage, bei der schönen Parallele mit dem muthmaßlichen Dichter des lateinischen Nibelungenliedes, Conrad von Alzei, geht uns das Herz wieder auf, hier haben wir wieder den alten Scheffel, den Kenner und Freund altdeutscher Sagen und Lieder, den Meister in der Schilderung von Natur und Leben, den unverzagten Forscher und Beobachter ächt deutschen Volksthums. „Ekkehard aber nahm die Harfe und setzte sich unter das Kreuz vor die Höhle und griff eine fröhliche Sangweise; er hatte lange nimmer die Saiten gerührt, es that ihm wundersam wohl, der mächtigen Einsamkeit gegenüber in leisen Tönen auszusprechen, was ihm im Herzen lebte, und die Musika war ein guter Verbündeter dem Werke der Dichtung.“ Er hatte sie gefunden, die Wunderblume; denn „wem die Kunst zu eigen ward, der hat die ächte blaue Blume.“

Der Schluß des Romans ist würdig und ergreifend gehalten. Ekkehard löst sein Versprechen, eine Mär aus der Heldenzeit zu erzählen, bei der Herzogin in Schwaben durch Uebermittlung seines herrlichen Waltharliedes ein. Wenn auch des Apostels Jakobus Spruch: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden“, von ihm nur zum Theil gelten kann, so ist um so ergreifender der Schmerz der hohen Frau, von der der Dichter sagt: „Da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich.“

Was noch im weiteren von Ekkehard und den anderen Personen des Romans gesagt ist, gehört streng genommen nicht mehr in den Rahmen des epischen Kunstwerks und ist wohl nur eine Concession an den gewöhnlichen Romanleser, der wissen will, wie eigentlich die Sache ausgegangen und was aus den einzelnen Personen geworden ist.

Die Komposition des ganzen Romans ist mit großer Kunst durchgeführt, in der Mitte der Handlung steht der St. Galler Mönch, um ihn gruppieren sich alle anderen Personen und Scenen. Wenn Ekkehard sich nun auch nicht durch besonders hervorragende Handlung auszeichnet und sein Entwicklungsprozeß ein mehr seelischer ist, so hat er dies mit vielen andern Helden jenes Zeitalters gemein und ist in diesem Punkte bereits oben mit Webers Hauptheld Elmar in Parallele gestellt worden. — Die Episoden sind immer dem Hauptzwecke der Dichtung organisch eingegliedert, und „das Wenige“ sagt Prölß, „was sich im Roman an für dichterische Zwecke unnützem Ballast vorfindet, gehört dem Forschungsgebiet des Juristen auf dem Boden der verschiedenen alten Rechtsanschauungen an“ und wirkt, weil weises Maß gehalten ist, kaum störend. Nur einmal, in der Scene vor den Heidenlöchern wäre vielleicht die Auseinandersetzung mit Rauching über alemannisches Landrecht in Betreff des Hundes besser weggeblieben, denn ästhetisch beurtheilt muß diese rechtshistorische Reminiscenz,

noch dazu hier, wo die Spannung auf den „Alten in der Heidenhöhle“ ihren höchsten Grad erreicht hat, störend wirken.

Der Stil Scheffels ist ganz eigenartig, man fühlt seine Wirkung, kann aber nicht leicht in Worten ausdrücken, wo der Zauber sitzt. Er hat etwas Archaistisches und eine feine Beimischung alemannischen Dialektes. Diese Art, sich auszudrücken, war Scheffel auch im mündlichen Verkehr eigen. Was er in diesem Romane gegeben, ist also so ziemlich Natur. Er besaß eine großartige Fertigkeit, die selbstständig vorgenommenen Wortbildungen getreu nach den Regeln der mittelalterlichen Grammatik auszuführen, und sich trotzdem in der Beschränkung als Meister zu zeigen. Daher beleidigt er nirgends, er drängt dem Leser nie seine Gelehrsamkeit auf, er ist eben, in einem Wort gesagt, ächt und originell. (Nach Ruhemann.) Am meisten wirkte als subjektives Element seiner schlichten, klaren und gedrungenen Darstellungsweise auf den Stil des Ekkehard des Dichters feiner Humor. Th. Carlyle sagt einmal: „Der Humor ist mit Recht als die feinste Vollendung des dichterischen Geistes betrachtet worden. Wer ihn nicht besitzt, wie reich begabt er auch sein möge, besitzt nur die eine Halbheit gestaltender Kraft.“ An diesem Ausspruch gemessen ist Scheffel also ein ganzer Dichter in des Wortes kühnster Bedeutung. Prölß faßt das ganze Wesen von Scheffels Darstellungsweise in folgenden Satz zusammen: „Anschaulicher Vortrag, frei von Phrase und gleißendem Schmuck, schlicht, knapp, gedrungen, in seiner biederkräftigen Ausdrucksweise dem Charakter des Stoffs sich anschmiegend, dabei aber doch nie die Subjektivität des modern gebildeten, freidenkenden Erzählers verleugnend, das ist das Wesen des Stils, zu welchem Scheffel hier gelangt, indem er mit natürlicher Frische in Worte prägt, was er fühlt, denkt und mit malerisch veranlagter Phantasie im Geiste schaut.“ In Bezug auf die Charakteristik der einzelnen Personen ist dem Dichter wirklich voll und ganz gelungen, was er in einem Briefe von Hohentwiel aus an seinen neugewonnenen Freund Otto Müller in Heidelberg als sein Ziel angibt; er hat „aus jener rohen, werdenden, starken Zeit wirklich ein paar Bursche herausgefischt, die sich ganz natürlich und wohl conserviert ausnehmen.“ Hadwig und Ekkehard sind zwar von einem fast zu modernen Liebesweh angekränkelt, aber wenn man denn doch einmal diesen modernen Standpunkt annehmen will, meisterhaft gezeichnet; besser noch ist die kindliche Zuneigung und das erste Aufdämmern der Liebe in den Herzen von Audifax und Hadumoth, die zu jenen beiden ersten in wirksamem Gegensatz stehen, geschildert. Der Riese Romeios, Möngal, die Waldfrau, der alte Kaiser Karl, der blödsinnige Heribald, der Kämmerer Spazzo und der Klosterschüler Burkard sind Figuren, die einen jeden anmuthen, und erst — last not least — die Griechin Praxedis, deren geradezu wunderbar schön ent-

worfener Charakter schon den allerersten Lesern des „Ekkehard", als dieser noch gar nicht im Drucke erschienen war, Scheffels Freunden im Engeren zu Heidelberg, so gefiel, daß sie auf den Gedanken kamen, der Dichter habe unmöglich diese so lebenswarme Gestalt rein aus seinem Geiste schaffen können und alles Ernstes nach einem Urbild der lieblichen Griechin aus des Dichters Umgebung forschten.

Das Züchtigungsrecht des Lehrers während des Mittelalters.

Eine culturhistorische Studie

von

Friedrich Kösterus.

Im Inseratentheil einer Berliner Zeitung wurde neulich für zwei ungezogene Kinder im Alter von 10 und 12 Jahren „strenge Pension" gesucht bei einer „energischen Dame", welche „nach guter alter deutscher Art zu strafen verstehe." Der bedauernswerthe Aufgeber dieser Annonce war übrigens nicht ganz im Klaren über das, was er begehrte; denn er verlangt „eine ausführliche Offerte mit genauer Angabe der Strafmethode". Seine verschwommenen Begriffe über altdeutsche Weise der Erziehungsstrafe ist erklärlich: was er darüber weiß, hat er wohl nur aus Romanen und belletristischen Zeitschriften geschöpft, und wenn ihm auch ein Conversationslexikon zu Gebot gestanden, er sich gar zum Studium einer Geschichte der Pädagogik verstiegen, so hat er kaum mehr als oberflächliche, landläufige Redensarten gefunden. „Die Zucht in Haus und Schule", wird er gelesen haben, „war damals stramm, ernst und streng" — soweit scheint er damit einverstanden gewesen zu sein; weiterhin sind ihm aber die Federzeichnungen „grausam", „tyrannisch", „barbarisch" aufgestoßen. Solche Epitheta haben ihn stutzig gemacht und er wünschte eingehender zu erfahren, welche Behandlung sein Fleisch und Blut bei der „energischen Dame" zu erwarten hätte. Ich bin infolge von Quellenstudien in der Lage, dem gewissenhaften, aber nicht vollkommen unterrichteten Vater gründlichen Aufschluß über die erziehliche Strafmethode unserer „altdeutschen" Vorfahren zu ertheilen, beschränke mich aber auf die Schuldisciplin, welche übrigens ein Seitenstück zur häuslichen Zucht gewesen, und auf das Mittelalter, die Culturperiode der christlich-germanischen Weltordnung.

I. Die Schuldisciplin in der Blüthezeit der Stifts- und Klosterschulen.

Mehr als herrliche Städte, von Gipfel zu Gipfel gestiegen,
Deren rühmendes Lob bis zu den Sternen sich hebt,
Die im Lied' lobpreisen die Bücher der Sänger der Vorzeit,
Reich an Gold und Gut, zahllos und jeglicher Art —
Ist das Kloster berühmt, das du schauest mit waldigem Dache,
In der Einöd gebaut, gänzlich nach ländlichem Brauch.
Heilige Studien blüh'n allhier und der Weisheit Gesetze
Liest man und forscht nach dem Sinn, was da die Alten gesagt.
Unter dem friedlichen Scepter des Priesters sucht Wahres und Heil'ges
Schlußgestrenge Vernunft auf die verschiedenste Art.

1. Mit diesen Distichen macht der angelsächsische Benediktiner Alkuin, der Cultusminister Karls des Großen, uns auf eine jener berühmten Boden- und Geistesculturstätten aufmerksam, deren das weite Reich des weisen Monarchen so viele zählte. Es ist St. Gallen im Arbonner Wald: zwei Schulen besaß es, eine innere, worin der mönchische Nachwuchs erzogen, eine äußere, welche von künftigen Weltgeistlichen und Laien aus allen Ständen besucht wurde. Wir treten ein, und zwar im Gefolge des Bischofs Salomo von Constanz, welcher der Alma mater, der lieben Geistesmutter, die seinen Verstand gebildet und seinen Willen geheiligt, einen dankbaren Besuch abstattet. Die Chorknaben empfangen uns mit einem stimmungsvollen, gut ausgeführten Choral. Doch was ist das? Auf einmal rollen Aepfel und anderes Obst an ihrem Standort zwischen ihre Füße hinein. Keiner aus der jugendlichen Schaar, auch der kleinste nicht, bückt sich nach der verlockenden Kost, unverwandten Blickes sehen sie auf das Notenblatt hin und singen fehlerlos den Hymnus zu Ende. Wahrlich eine militärisch stramme Disciplin! Dabei zeigen sich die Jungen aber keineswegs verdonnert. Zutraulich umdrängen sie den greisen Oberhirten und bitten ihn scherzend, er möge ihnen Schule halten. Dieser setzt sich auf den Katheder, indem er spricht: „Wenn ich auf dem Stuhl des Lehrers sitze, so habe ich auch sein Recht zu brauchen" und — legt die Ruthe neben sich. Zu ihrem Glück waren die geweckten Knaben ausnahmslos im Stande, die Aufgaben richtig zu lösen, lieferten so gute Aufsätze, ja hübsche Verse, daß die gestrenge Miene des gnädigen Herrn sich erheiterte und in Umarmungen und Küsse sich verwandelte.[1]) Das prüfende Obst wurde ihnen selbstverständlich ebenfalls ausgetheilt.

[1]) Ekkh. Cas. S. Galli c. 26 p. 105.

„Wenn ich auf dem Stuhl des Lehrers sitze", meint der Constanzer Bischof, „so habe ich auch das Züchtigungsrecht." Keinem Menschen kam es während des ganzen Mittelalters in den Sinn, diese Folgerung zu bestreiten oder anzuzweifeln. Ein § 24, wie er in der österreichischen Schulordnung vom Jahre 1869 steht: „Die körperliche Züchtigung ist unter allen Umständen von der Schule ausgeschlossen", war damals unmöglich. Der Stock war das Attribut eines Lehrers, das Scepter des Schulmonarchen. Mit ihm ist er abgebildet auf Titelblättern, auf Schulsiegeln, auf Grabsteinen. Der Lombardenkönig Kunnikbert glaubte die Verdienste des gefeierten Magisters Felix nicht passender belohnen zu können, als dadurch, daß er unter anderen Gaben ihm einen baculum zum Präsent machte, der mit Silber und Gold beschlagen war.[1])

2. Wenn ich das Strafwerkzeug „Stock" nannte, so habe ich mich nicht genau ausgedrückt. Auf einen solchen bin ich bei meinen mittelalterlichen Schulvisitationen nicht gestoßen und — ich habe auch im Schrank nachgesehen. Sämmtliche Urkunden sprechen nur von einer virga, einer Ruthe, und beschreiben sie näher als eine ferula, ein „swankes gertlin" oder „rislin", levis, schwach, teres, glattrund, nicht scharfkantig, ex vimineis, von der Weide oder Birke geschnitten.[2]) Glaubt man nicht das „dünne Stäbchen" der Darmstädter Ministerialverordnung vom 31. März 1876 vor sich zu sehen? „Schlägst du den Sohn mit einer Ruthe", tröstete Salomon (Sprichw. 23, 13), „so wird er nicht daran sterben", Schmerz spüren, aber keinen Schaden leiden. Die flagella, Peitsche oder Geißel, kam bei zarten Kindern nicht in Anwendung; ganz vereinzelt bei jungen Leuten, beispielsweise bei dem unbändigen Junker Wolo, den man in St. Gallen damit in Schranken zu halten versuchte, „ohne daß es etwas fruchtete."[3]) Die hohe Achtung, welche man vor der hl. Schrift hatte, verbot weiter zu gehen. „Die Peitsche ist für das Pferd, das Gebiß für den Esel, die Ruthe für den Thoren", der kein Gemüth hat, dem anders nicht beizukommen ist, heißt's in den Sprichwörtern (26, 3). Auch mit „Gebissen" wurde die Jugend nicht im Zaum gehalten: daß sie mit Fasten kasteiet worden, ist eine Phantasie.

[1]) Pauli diac. hist. Longob. VI. 7. M. G. Script. rer. Longob. saec. VI.—IX. p. 167.

[2]) Udalrici consuet. Cluniac. III., 8. ap. d'Achery, Spicil. I, 688.

[3]) Ekkh. Cas. c. 36. p. 135. c. 43. p. 143. c. 141. p. 441.

Ich kann der entstellten Wahrheit halber es den Nerven der Leser nicht ersparen, sich auch einmal eine Execution mit anzusehen, und zwar gleich eine solche, wie sie in den äußersten Fällen zur Ausführung kam. Die straffälligen Knaben mußten die Oberkleider ablegen: den cucullus — das Skapulier, den Ueberwurf, die tunica — die Kutte, den Rock, Kittel und empfingen die Streiche in der camisia, in dem eng anschließenden, wollenen Untergewand, von dem sich der Name „Kamisol" erhalten hat. Wohin? Virga in dorso, die Ruthe gehört auf den Rücken, steht in den Sprichwörtern Salomons. Die Darstellungen der frühmittelalterlichen Kunst weisen nur diesen als Tummelplatz der Ruthe auf,[1]) erst später kamen indecentere Bestrafungen auf: die Mönche wußten das Decorum zu wahren. Welches war die Haltung des Exekutors und des Delinquenten? Auf dem Schulsiegel der Stadt Höxter (1356) sitzt der Magister in faltenreichem Talar und ein Barett auf dem Haupte auf einem zierlichen Stuhle: der Knabe kniet vor ihm, während die Rechte die Ruthe über seinen Rücken schwingt, hält er ihm mit der Linken das Kinn und reckt ihm den Kopf in die Höhe.[2]) Ein Bild wundervoller Ruhe, selbstbeherrschender Mäßigung, gemüthlicher Strenge! Bei ungewöhnlicheren, auffälligeren Vergehen wurde die Abstrafung mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogen, auf die Zeit nach dem Morgengebet verschoben, im Kapitelssaal vorgenommen, während die Mitschüler den Leidensbruder mit gebeugtem Haupte umstanden, ihm zur Beschämung, ihnen zur Abschreckung.[3]) Ein süßes Frühstück war das allerdings nicht; aber wenn „die Thorheit festgebunden ist an des Knaben Herz, muß die Ruthe sie vertreiben"; Schläge, die eindringen, reinigen vom Bösen, behauptet Salomon (Sprichw. 22, 15) und er war ein weiser Mann. Betrachten wir uns aber auch einmal das Rohmaterial, welches die Erziehungskünstler damals zu bearbeiten hatten.

> Auf den braunen Eichenbänken
> Saß die Brut der Sachsenrecken —
> Junge Bären; Riesenarbeit
> War's, sie bildend zu belecken. Dreizehnlinden.

3. Allein in St. Gallen, Corvey, Fulda, Reichenau waren nicht lauter „junge Bären" mit rauher Zunge zu belecken, es gab dort

[1]) Zappert, über Stab und Ruthe im M. A. Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissensch. Wien. IX. 215. Anm. 66.

[2]) Kriegk, Bürgerthum, Neue Folge 68.

[3]) Lanfranci Constit. ap. Holsten-Brockie II., 379.

auch geistiges Terrain zu bebauen, welches nur mit einem verwilderten Garten vergleichbar ist. Aber auch da, fährt Weber fort:

> gab es viel zu rupfen,
> Viel zu zähmen und zu zanken,
> Viel zu zerren und zu zupfen
> An den ungezogenen Ranken.

Beobachten wir nun auch dieses „Rupfen und Zupfen" am Unkraut. Im alltäglichen Schulleben machte bei minder erheblichen Nachlässigkeiten und Unarten ein Schlag mit der schlanken Ruthe über den bekleideten Rücken manchmal wenig Eindruck. Es lag dann nahe, die Hände herhalten zu lassen. Diese uns aus der Jugendzeit wohlbekannten plagae — „Plackes" — werden schon früh, allerdings selten erwähnt. Ein sächsischer Annalist führt sie beim Jahre 1044 gelegentlich an.[1]) Raoul Tortaire, Scholaster von St. Benedikt an der Loire, schreibt in einem Briefe an einen früheren Zögling, der Abneigung gegen ihn zeigte, dessen Mißstimmung dem Umstande zu, daß er ihm seiner Zeit die zarten Hände unsanft gestrichen:

> Immiti teneras attrivi verbere palmas.[2])

Beim „kurzes Prozeß machen" war für den ungeduldigen Lehrer die Versuchung sehr verlockend, die eigene Hand zu mancherlei schmerzlichen Operationen zu gebrauchen. Die hygienische Gefahr solcher Manipulationen für den jungen Sträfling wurde von der geistlichen Schulleitung im Mittelalter, wo die Aerzte in den Klöstern zu finden waren, klug erkannt. Am meisten habe ich sie gewürdigt und berücksichtigt gefunden in der Haus- und Schulordnung der Clugnyacenser. Ne tangat carnem eorum manu, nunquam: der Lehrer darf niemals den Körper des Knaben mit der bloßen Hand berühren, immer nur vermittelst der Ruthe. Nunquam disciplinantur palma, nie dürfen sie mit der flachen Hand gezüchtigt werden, nicht pugno, mit der Faust, calceo, gar durch Fußtritt, vel quolibet alio modo, noch auf irgend eine andere ähnliche Art. Damit waren Ohrfeigen von selbst ausgeschlossen, wurden aber auch ausdrücklich verpönt: nunquam percutiuntur maxillæ, niemals erhalten sie Schläge auf die Wange. Nur eine Ausnahme wird zugestanden, „der Hauptlehrer, er allein kann, darf eorum capillos

[1]) Pertz, M. G. SS. VI. 686.

[2]) Leon Maitre, les écoles episcopales et monastiques de l'occident. Paris 1866. p. 196,

excutere, an den Haaren zausen." [1]) Diese und verwandte Manieren die Köpfe aufzuräumen, scheinen übrigens allmählig allgemeiner üblich geworden zu sein. Als zwischen den Braunschweiger Kloster- und Stiftslehrern eifersüchtelnde Streitigkeiten ausbrachen, wurde (1370) unter anderem vereinbart, wenn gelegentlich einer Prozession, woran sämmtliche Lehranstalten theilnahmen, der Rector oder Cantor einen Schüler des anderen wegen Ungezogenheit alapando, durch Backenstreiche oder per crines seu aurem trahendo, durch Haar- und Ohrenzausen decenter, ziemlich zurecht weise, so solle das gegenseitig nicht als unberechtigter Eingriff ins Strafrecht angesehen und übel genommen werden, vorausgesetzt, daß solches nicht nachweisbar per fraudem seu dolum et rancorem geschehe, um den Collegen zu ärgern. [2])

4. Wenn es sich um Schläge handelt, so kommen **ihre Zahl und Heftigkeit** stark in Betracht. Die weltliche Obrigkeit bekümmerte sich erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts um die Schülermißhandlung. Der Sachsenspiegel beschränkt die Menge der Hiebe, welche ein Lehrer appliciren darf, auf ein Dutzend. Der Schwabenspiegel setzt in Art. 158 bezüglich der Beschaffenheit fest: „Schlägt einer sein Lehrkind mit Ruthen oder mit der Hand, ohne es blutig zu hauen, so ist er von der Verantwortung frei; blutet es nur aus der Nase, so kann er auch nicht gebüßt werden. Schlägt er es aber an anderen Körpertheilen blutig und nicht mit der Ruthe — diese hatte demnach das Privileg blutunterlaufener Striemen — so muß er es büßen; schlägt er es todt, so wird er gerichtet" d. h. hingerichtet. [3]) Um die nämliche Zeit ermahnt eine Wormser Schulordnung die Lehrer bei den körperlichen Züchtigungen das Maß nicht zu überschreiten, sondern die Härte der Strafe ins rechte Verhältniß zur Schwere der Schuld zu bringen, und gestattet den Scholaren, im Falle ein Rector zu weit gehen und Hiebe austheilen würde, welche laesiones difformes, entstellende Wunden, zurückließen, gar ossium fracturam, Knochenbrüche zur Folge hätten, den sofortigen Austritt, ohne Verbindlichkeit das schuldige Schulgeld zu bezahlen. [4]) Es ist das eine Lieblingsstelle mancher Cultur-

[1]) Udalrici Consuet. III., 10. op. d'Achery, Spicil. I., 691. Liber usuum Beccens. monast. ap. Martene, de antiqu. ritib. V., 5. Lugd. 1690. p. 708

[2]) Kehrbach, Mon. Germ. Paedagogica I., p. 7.

[3]) Sachsenspiegel II., 66. ed. Sachze S. 196. Schwabenspiegel c. 158 ed. Wackernagel S. 154.

[4]) Schannat, Hist. episc. Wormat. II., 129.

historiker, welche daraus den Schluß ziehen, daß das Knochenentzweischlagen damals Mode gewesen wäre. Diese Folgerung geht zu weit. Die Fälle, welche die Criminaljustiz vorsieht, beweisen nur, daß sie vorkommen, nicht aber, daß sie sich häufig ereignen. Zudem liebten unsere derben Vorfahren drastische Ausdrucksweise, welche immer nicht so fürchterlich zu nehmen ist, wie sie lautet. Besser und unzweideutiger wäre es gewesen, wenn sich die Wormser Stiftsherren genau an den sehr humanen Paragraph 48 der Stiftsstatuten des Metzer Bischofs Chrodegang gehalten hätten, welcher besagt: „Ein Schulrector, der aliquam cujuslibet laesionis maculam ingesserit, die geringste Verletzung irgendwelcher Art zufügte, wird mit ernstester Rüge und sofortiger Amtsentsetzung bedroht — sevissime correptus ab officio amoveatur.[1])"

5. Barbarisch war demnach die grundsätzliche Disciplin in den klerikalen Stifts- und Klosterschulen des Mittelalters gewiß nicht, wohl aber streng — severa war die offizielle Bezeichnung in maßgebenden Kreisen. Zur Zeit der Minnesänger scheint sie sogar etwas lax und weichlich geworden zu sein. Walther von der Vogelweide klagt bitter über die Zuchtlosigkeit der ritterlichen Jugend, insbesondere über deren unverschämte Reden und Spöttereien gegen ältere Personen, und findet die Ursache davon in dem Umstande, daß Salomons Lehre gebrochen werde, der spricht: swor den besmen spar, daz der den sun versume gar; vordem, wo man die jungen beste, die da pflegen frecher Zungen, habe man solche Ungezogenheiten nicht erlebt[2]). Gleiche Erfahrung spricht hinsichtlich des Fleißes der welterfahrene Schulrector von St. Gangolph in Bamberg in seinem vieltausendversigen Lehrgedichte „Renner" (um 1300) aus:

Swaz ene vorhte ist in der jugent,
Daz bleibet im alter ane tugent . . !
Weiland waren schuler plach,
Do man sie lerte und vaste streich (empfindlich züchtigte),
Und do ir freunde ires claffens niht
Gehorchten, wie's jetzo geschiht . . .
Damals zog man fromme pfaffen
Und woh gelert schüler.
So sint nu (nunmehr) manche schul ler
Senfter und guter Kinde:
Unter dreizzigen ich niht finde
Drei, die gern lernen.

[1]) Chrodegangi regula canonic. c. 48. op. d'Achery, Spicil. I. 574.
[2]) Walthers Gedichte, ed. Pfeiffer. V. 95. 96. 168. 169.

Anderseits gibt er sich als Gegner häufiger körperlicher Züchtigung zu erkennen: wer oft letzet durch gabe mit slegen, der schadet sich selber und den Kindern noch mehr, macht sie hartschlägig, verdrossen, muthlos[1]). Man muß eben die Individualität der Zöglinge klug berücksichtigen. Darauf legte Vinzenz von Beauvais, der Erzieher königlicher Prinzen, großes Gewicht. „Es gibt Kinder", lehrt er in seiner Pädagogik, „die schon von Natur recht fähig sind zu jedem Ding, die man also durch Gewalt nicht zu ziehen, sondern nur zu leiten braucht. Von den übrigen sind einige wegen eingewurzelter Bosheit, ihres schlimmen Charakters halber schwer zu lenken; bei ihnen nützt die Zucht wenig und ist die Strafe meistens unwirksam; andere sind verkehrt, weil man sie anfangs nicht auf den rechten Weg geführt hat; sie sind wie ungezähmte Füllen, man muß ihnen die Zügel der Zucht anlegen, ihnen Zwang anthun, sie auch gegen ihren Willen an gute Sitten gewöhnen ... Bei der Bestrafung sind aber stets drei Dinge zu beachten: Ernst, damit sie nicht übermäßig gelind ausfalle, Sanftmuth, weil großer Zorn Schaden bringt, Bedachtsamkeit, Unterscheidung von Maß, Ort und Zeit. Strenger Ernst allein ist Grausamkeit, Güte allein ist Weichlichkeit und Nachlässigkeit[2])."

6. Wurde nach diesen vernünftigen Grundsätzen aber auch gehandelt? Wie war die in Frage stehende Behandlung der Schüler in Wirklichkeit beschaffen? Das hing hauptsächlich von dem Charakter der Erzieher ab. Es gab Lehrer, welche gänzlich auf körperliche Züchtigung verzichteten, z. B. Notker, der Stammler, in St. Gallen († 912); wie er sich trotzdem Respect verschafft, liegt wohl in dem Lob verborgen, das ihm der Chronist spendet, er sei stets sich gleich geblieben und doch immer neu und interessant gewesen — semper idem et novus[3]). Gleichmuth, Consequenz und Frische des Unterrichts imponirt dem Schüler. Sein Namensverwandter dagegen, der offiziell der „Physiker" hieß, hat sich dazu noch den Spitznamen piperis granum, Pfefferkorn erworben, pro severitate disciplinarum, weil er seine Force in's Dreinschlagen setzte[4]). Ein zornmüthiges Temperament besaß wohl jener Scholaster des Andreasstiftes in Köln, den der Stiftsdekan Ensfried (um 1180)

[1]) Hugo v. Trimberg, der Renner, V. 17366. Bamberg 1834 S. 196.
[2]) De institutione filiorum regiorum seu nobilium, übersetzt von F. C. Schlosser 1818.
[3]) Ekk. Cas. c. 37. p. 138.
[4]) Ekk. Cas. c. 74. p. 263.

energisch zurechtwies, als er beim Vorübergehen an der Schule einen Knaben jammern hörte, der von vier Mitschülern festgehalten und mit dem Holze auf's ärgste bearbeitet wurde." „Tyrann!" rief er ihm zu, „unterrichten sollest du und nicht todtschlagen!" [1]) Konrad von Fuezbrunn läßt in einer seiner Legenden naiv den Jesusknaben die ABC-Schule besuchen. Dieser will beim ersten griechischen Buchstaben — Aleph — den er auf die Wachstafel bringt, gleich auch dessen Etymologie erklären, und richtig erhält er wegen seines frühreifen Vorwitzes einen smitz mit dem besmen [2]). Hier war das Schlagen üble Angewöhnung. Der Magister, welcher Guibert, den nachmaligen Abt von Nogent († 1124), unterrichtete, ließ fere quotidie, fast täglich einen dichten Hagel von Schlägen auf ihn regnen. Diese Liebhaberei rührte vielleicht daher, daß er von der Sprach- und Verslehre, die sein Unterrichtsfach gewesen, selbst wenig verstand, wie sein Schüler später verrieth [3]). Wissenschaftliche und methodische Durchbildung der Lehrers ist ein subjectives Präservativ gegen das viele Schlagen. Objectiv bewahrt davor ein leicht faßliches Lehrbuch. Das sah Ratherius von Verona († 974) bereits ein. Darum betitelte er sein Grammatik-Compendium spara dorsum, Rückenschoner, weil er vermeinte, er habe die schwierigen Regeln der Etymologie und Syntax, die nach Augustins Bemerkung dazu erfunden zu sein scheinen, „die Mühen und Schmerzen der Kinder Adams zu vermehren", recht klar und geläufig gemacht [4]). Der kaiserliche Minister, Abt Wilibald von Stablo, ertheilt dem Rector Balderich von Trier den Rath: „Deine Gegenwart halte Deine Zuhörer in Zucht; selten wirst Du nöthig haben zu züchtigen, wenn Du fleißig um sie bist." Eine überaus weise pädagogische Regel, welche in den klösterlichen Lehranstalten des Mittelalters minutiös beobachtet wurde. Die Aufseher überwachten die Zöglinge bei Tag und bei Nacht, begleiteten sie überall hin, zum Lavabo — Waschbecken —, zum dormitorium — Schlafstätte — und ad necessaria, zum Abort, beobachteten ihre Gespräche, Spiele, Arbeit, damit, wie Chrodegang rechtfertigt, lasciva ætas, das zu Ungebundenheit geneigte Alter, nullum possit reperire locum, keinen Durchschlupf finde zu sündhaftem Treiben, quo in peccati facinus proruat.

1) Caesar Heisterb. Dial. mirac. VI., 5 ed. Strange, 353.
2) Rachholz, Alemann. Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1857. S. 527.
3) Guiberti de vita I, 6. opp. ed. d'Achery. Paris 1651 p. 462.
4) Folcuin, Gesta abb. Leobiens. c. 20. Pertz, M. G. SS. VI., 64.

Circatores, Herumgeher, hießen sie amtlich, bajuli, Lastträger, benamseten sie die muthwilligen Jungen, weil sie Ruthenbündel unter dem Arm hatten, um nöthigenfalls sogleich ein smitzlin, einen „Klapps" auszutheilen, manchmal, z. B. beim Wecken nur damit zu berühren, tangere. „Schwerlich", vertraut schmunzelnd ein Mönch von Clugny dem Pergament die Bemerkung an, „schwerlich wird irgendwo in einem Palaste ein Prinz sorgsamer gehütet und sorgfältiger verpflegt, als der geringste Knabe bei uns [1])."

7. So gab man sich im früheren Mittelalter schon Mühe, durch genaue Ueberwachung, faßliche Lehrhefte, geschickte Methode, Auswahl gesetzter Lehrer die Anlässe zum Strafen zu vermindern, die Schläge möglichst unnöthig zu machen. Es fehlte aber auch nicht an einsichts- und gemüthvollen Männern, welche viele Schläge direct und grundsätzlich bekämpften, als eine psychologische und theologische Verirrung hinstellten. Sind wir in der Gegenwart klüger als Anselm von Canterbury († 1109), welcher einen Abt in Folge seiner Beschwerde, daß seine Klosterschüler trotz täglichen Stäubens immer dümmer und schlimmer würden, durch folgende Gleichnisse zurechtwies: „Wenn du einen Baum gepflanzt hast und ihn von allen Seiten mit Binden und Brettern so einschließen würdest, daß er weder seine Aeste ausbreiten, noch ungehindert emporwachsen würde, was würde etwa daraus werden? Gewiß nichts anderes als ein krummes Holz, das ebenso unfruchtbar als widerwärtig anzusehen wäre. Wenn du nun in der Weise mit den Kindern verfährst, ihnen keine freie Bewegung, keine Aeußerung ihrer frischen Lebenslust gestattest, so werden sie schwermüthige Gedanken bekommen und schiefe Neigungen nähren, welche sich unter den unausgesetzten Streichen nur verhärten und durch die immerwährenden Strafen nicht verbessert werden. Darum geschieht es, daß sich ihr beklommenes Herz weder dem Vertrauen noch den heiligen Empfindungen der Freundschaft und des Wohlwollens öffnen kann. Eine bereits starke Seele wird zwar in den Erniedrigungen und Widerwärtigkeiten vollkommener, aber eine noch schwache Seele, wie ja die der Kinder ist, muß klug durch Sanftmuth, Leutseligkeit und Liebe auf den Weg der Tugend gleichsam gelenkt werden. Ist es euch daher um geistige und sittliche Bildung der euch anvertrauten Knaben zu thun, so müßt ihr es machen,

[1]) Consuet. Cluniac. ap. d'Achery, Spicil. I. p. 687.

wie der Künstler, der sein Bild aus Gold- oder Silberblech nicht blos durch Klopfen und Hämmern zu Stande bringt, sondern es bald sanft drückt und biegt, bald noch sanfter glättet und ausarbeitet [1])."

Die Mönche waren tiefsehende Psychologen, kannten die Menschen- und Kindesnatur, weil sie täglich in der Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung geübt wurden; sie waren aber auch gute Theologen. Konnte es ohne Eindruck auf ein reliöses Lehrerherz bleiben, wenn Ratherius von Verona († 974) ins Gewissen redete: „Bist Du Lehrer, dann vergiß nicht, daß Du Gottes Stelle bei Deinen Schülern vertrittst, der die lieb hat, welche er züchtigt und, bevor er zuschlägt, durch sein Wort zurechtweist, mahnt, tadelt, warnt und droht. In jedem Falle darf die Züchtigung nur aus Liebe, nicht aus Selbstsucht, und mit Liebe, nicht mit Erbitterung geschehen. Weil er ein Sünder ist, strafe ihn; weil er ein Mensch ist, habe Mitleid mit ihm. Hasse, was die Anreizung des Teufels eingeschmuggelt, liebe, was die Güte Gottes erschaffen hat. . . Ueberlege, daß Du dem Weltenrichter Rechenschaft ablegen mußt über Deine Verwaltung, auch über die Ausübung Deiner Strafgewalt, und hüte Dich, daß Du nicht dereinst schärfere Zuchtruthe empfangest, als Deine Schüler verdienten." [2])

Fielen derartige anmuthende und eindringliche Mahnungen aber auch auf fruchtbaren Boden? Vernehmen wir noch ein Vorbild edler Seelengröße, das vielleicht unerreicht in der Gegenwart dasteht. Otloh, der einer Schule in Regensburg vorstand, klagt sich (1060) in demüthigem Selbstbekenntnisse an, [3]) er habe einen überaus ausgelassenen Schüler in Gegenwart seiner Kameraden „mit harten und über Gebühr schimpflichen Worten" zurecht gewiesen. Die Niedergeschlagenheit, die er an dem Bestraften bemerkte, machte dem gewissenhaften Lehrer soviel Kummer, daß es ihm zu Muthe war, als müsse die Erde sich öffnen und ihn verschlingen; vor lauter Beängstigung konnte er mehrere Nächte nicht schlafen. Abbitte leisten? überlegte er, dadurch hätte er seinem Ansehen geschadet; sollte er den Bestraften sich selbst überlassen? das verstieß gegen die Nächstenliebe. Nach inbrünstigem, langem Gebet, worin er Gott seine Rathlosigkeit vortrug, brachte ihn der Jüngling selbst aus der Verlegenheit, indem er ihn um Verzeihung, aber auch darum bat, er möge ihn doch,

1) Eadmer, vita S. Anselmi c. 4. Acta SS. April. II., 873.
2) Ratherii praeloquior. liber I., 30. opp. ed. Ballerini. Veron. 1765 p. 35.
3) Othloni liber visionum, visio III. ap. Pez, Thes. Anect. III. 2, 562

sollte er wieder fehlen, nicht mehr mit der Strenge des ersten Eifers und im Beisein der Mitschüler strafen, sondern zuerst mit einer gelinden und geheimen Zurechtweisung einen Versuch machen, da harte und rauhe Worte ihre Wirkung auf seine Natur verfehlten; fruchte diese nichts, so möge er nur die strengste Strafe über ihn verhängen. „Von dieser Stunde an, schließt Otloh, hörte alle meine Traurigkeit auf; nie mehr in meinem Leben ließ ich mich vom Zorne zum Mißbrauch der Strafgewalt fortreißen." Durch Gottes barmherzige Fügung waren beide gebessert, der Lehrer und der Schüler.

II. Die Schuldisciplin in den städtischen Bürgerschulen.

1. „In den Stiftsschulen", belehrt uns ein genauer Kenner des mittelalterlichen Schulwesens, [1] „kamen Ueberschreitungen des Züchtigungsrechtes häufiger vor, als in den Klöstern." Und er gibt als Ursache dieses Unterschiedes einerseits das bis ins kleinste streng geregelte klösterliche Leben an, während andererseits die „Stiftsscholaster die kleinen Schüler oft ganz der Gewalt ihrer Gehilfen überließen." Letzterer Mißstand mit seinen schlimmen Folgen für die Behandlung der Jugend machte sich noch mehr in den Bürgerschulen geltend, auf welche die weltlichen Magistrate der Städte seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts immer mehr Einfluß gewannen. Ihre Rectoren wurden meistens nur auf zwei Jahre gedungen, waren also selbst schon mehr oder weniger „Miethlinge, denen an dem Schafen nichts lag" (Joh. 10, 13); dazu kam, daß sie hinwiederum Unterlehrer — Lokaten — annahmen, welche gewöhnlich von geringer Bildung, nicht selten rüde Herumstreicher waren, die eben an den ihnen übergebenen Schülern möglichst viel „herauszuschlagen" suchten, im doppelten Sinne des Wortes. Und welcher Art waren die Studenten, die ihnen unter die Hände kamen? Vielfach „fahrende arme Scholaren", die an ein unstetes Leben gewöhnt, zügellos und unbändig waren. Nikolaus von Bibera [2]) schildert ihr Treiben also:

. . . „Es sind da (in Erfurt) wohl tausend Scholaren;
Unter ihnen befinden sich Gauner und Diener der Sünden,
Die mit Würfeln hantiren, auf Lug und Trug nur studiren,
Lernen ist ihnen ein Greul. . . .
Mancher von ihnen hat wohl zum Diebshandwerke die Frechheit.

[1]) Specht, Gesch. des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrh. Stuttgart, Cotta 1885. S. 211.

[2]) Carmen satiricum, V. 1566 sq., übersetzt von A. Rienäcker, Erfurt 1871. S. 65.

Einige könnten just was leisten, wenn sie nur die Unlust
Bannten und ihre Stumpfheit; doch nicht ertragend die Arbeit,
Jeglicher Mühsal feind, sind manchmal so roh sie wie Rindvieh."

Wo Lehrende und Lernende von solchem Schlage zusammenweilten, war Hugo von Trimberg's (um 1300) pädagogische Regel nicht umzustoßen: „der Besem gehört in die Schulstube zu künstlichem Zwingen, wie schöne Gemälde an die Wand eines Palastes, wie krauses und gelbes Haar auf des Kindes Swarte, wie Tafel und Griffel in des Schülers Hände". [1]) Daß die Züchtigung derber wurde, war unter solchen Umständen auch nicht zu verwundern. Im fünfzehnten Jahrhundert begegnen wir häufiger dem Stock neben der Ruthe. In einem im Jahre 1495 zu Freisingen gedruckten Examenkatechismus, welcher zur Einübung lateinischer Conversation diente, gibt der Magister dem Aufseher folgende Weisungen: Virgas valde asperas dispone: Bereite nur recht scharfe Ruthen. Dispone mihi baculos longos: Lege nur lange Stöcke zurecht. [2]) Daß die Execution schärfer war, ist schon aus den Abbildungen ersichtlich. Ein aus derselben Zeit stammender Holzschnitt auf dem Titelblatt einer auf der Pariser Bibliothek aufbewahrten Inkunabel zeigt den Lehrer mit einer Peitsche bewaffnet; der Rücken der Knaben und Mädchen, die bis zur Mitte des Leibes entblößt dastehen, ist durch blutige Striemen verwundet. [3]) In einem Holbein zugeschriebenen illustrirten Hausbuch [4]) hält der Magister den strampelnden Delinquenten zwischen seinen Knieen fest und bearbeitet den dem Zuschauer zugewandten entblößten Hintertheil desselben in sichtlichem Zorne mit dickem Ruthenbündel.

2. Daß diese bildlichen Darstellungen dem wirklichen Leben entnommen waren, bezeugen die auf Erlebnissen beruhenden Berichte vieler Zeitgenossen. Rudolf Agricola schrieb um 1482 an einen Freund in Antwerpen, der ihn eingeladen, die Leitung einer dortigen Erziehungsanstalt zu übernehmen, also: „Eine Schule soll mir übergeben werden? Das ist ein schweres und verdrießliches Ding! Eine Schule gleicht einem Gefängniß, wo Schläge, Thränen, Geheul ohne Ende. Hat etwas einen seinem Wesen widersprechenden Namen, so ist es diese. Die Griechen haben sie σχολά = Muße genannt,

[1]) Renner, V. 17347 ff.

[2]) Müller, Gesch. des deutsch-sprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrh.

[3]) Dr. Mayer's Pädagogische Revue 1879.

[4]) Befindet sich in der Großh. Cabinetsbibliothek zu Darmstadt.

der Lateiner ludus literarius = wissenschaftlicher Spielplatz; nichts aber ist entfernter von Muße, nichts strenger und allem Ziel widerstrebender als sie. Richtiger erhält sie von Aristophanes den Namen φροντιστήριον, d. h. Sorgenort." [1]) Erasmus von Rotterdam (geb. 1467) erzählt aus der Zeit seines Aufenthaltes im Collegium Montage zu Paris: „Das Lager war so hart, die Speisen so kärglich und schlecht, Arbeiten und Nachtwachen so beschwerlich, daß viele sehr talentvolle Jünglinge in den ersten Jahren starben oder blind, wahnsinnig oder aussätzig wurden. Die Strafen, welche in Peitschenhieben bis auf's Blut bestanden, wurden mit Henkerstrenge vollzogen." [2]) Fast unglaublich ist, was Erasmus Albernus, der in Nidda einem Schulmeister übergeben worden, von den Mißhandlungen berichtet, welche er von demselben erfahren habe. „Wenn der voll Weins, ja voll Teufel war, da zog er mich schlafend vom Strohsack, darauf ich schlief, und nahm mich bei den Füßen und zog mich umher auf und ab, als wäre ich ein Pflug, daß mir das Haupt auf der Erde nachgeschleppt. Darnach fing er ein anderes Spiel mit mir an; er nahm eine Stange und zwang mich, daß ich hinaufklettern und dann mit der Stange zu Boden fallen mußte. Zuletzt nahm er mich in einen Sack und hing mich zum Fenster hinaus. So feine ward ich unterwiesen, daß, da ich vierzehn Jahr alt war, nicht ein Nomen konnte decliniren." [3]) Luther meldet aus seinem Jugendleben, er sei „einmal an einem Vormittag fünfzehnmal nach einander gestrichen worden"; seine Mutter habe ihn auch hart gehalten, ihn z. B. „um einer geringen Nuß willen gestäubt, daß das Blut hernach floß." „Viele ungeschickte Schulmeister", klagt er im allgemeinen, „verderben mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen feine Ingenia, wenn sie mit den Kindern anders nicht, denn gleich als ein Henker und Stockmeister mit einem Dieb umgehen." [4]) Glimpflicher war es dem übrigens auch geschmeidigeren Melanchthon ergangen. Mein Lehrer in der Grammatik gab mir auf, zwanzig bis dreißig Constructionsregeln, wie sie Mantuanus in Verse gebracht, auswendig zu lernen und her zu sagen. Ich durfte nichts auslassen. So oft ich einen Fehler machte, gab er mir

---

1) Raumer, Gesch. der Pädag., I., 80.

2) Leben des Erasmus von A. Müller, S. 161—167.

3) In seiner Schrift „Ein gut Buch von der Ehe." Theol. Literaturblatt 1856, S. 842 f.

4) Schmid, Gesch. der Pädag. III., 24.

Schläge — plagas — jedoch mit ziemlicher Mäßigung — ea moderatione, quae erat conveniens. [2]) Thomas Platter, der im Jahre 1499 geborene Sohn eines Walliser Hirten, genoß seinen ersten Unterricht bei einem verwandten Pfarrer. „Der Herr war gar ein zornig Mann, ich aber ein ungeschickt Purenbiblin. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich von der Erde uff, so daß ich schrie, wie eine Geiß am Messer stecket, daß oft die Nachpure über ihn schrieen, ob er mich welte murten. Später besucht' ich die Schul' beim Frauenmünster in Zürch. Da ich den Donat auswendig kunt, lernte ich bei Pater Myconius; der las mit uns den Terentius; mußten alle Wörtlein einer ganzen Comödie decliniren und conjugiren. Da ist er oft mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß ist worden; ja auch das Gesicht ist mir vergangen, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben, dann einmal mit der umgekehrten Hand am Backen. Wenn er aber schon rauh mit mir war, führte er mich dann heim und gab mir zu essen; denn er hört mich gern erzählen, wie ich alle Land war ausgelaufen in Deutschland." [3])

3. Unter dem schlimmen Eindruck, den diese Zusammenstellung auf unser Gemüth macht, ein unbedingt abfälliges Verdict über den pädagogischen Zeitgeist fällen, wäre ungerecht. Solches wäre nur dann zulässig, wenn gegen Ausschreitungen dieser Art nicht reagirt worden wäre, dieselben gar in den tonangebenden Kreisen Billigung gefunden hätten. Das war aber keineswegs der Fall; so tief konnte man nicht sinken in einem Zeitalter, welches bei allen Mängeln doch noch im ganzen von christlichen Principien durchdrungen und beherrscht war. Selbst auf die Gefahr hin, noch einmal unseren Unwillen zu erregen, wollen wir die Erlebnisse des Vaganten Johann Butzbach (geb. 1478) von ihm selbst uns schildern lassen, dabei aber wohl auf den Ausgang achten. „Um lesen zu lernen und vor Müßiggang und Verführung bewahrt zu werden, wurde ich von meiner Muhme, die mich an Kindesstatt angenommen, da ich ins sechste Jahr kam, am Gregoriustage, wie es Sitte ist, in die Schule zu Miltenberg gebracht. Anfangs that sie, um mir Eifer zu machen, schön nach jenem Worte des Horatius: ‚Den Knaben geben freundliche Lehrer erst Bretzeln, damit sie willig erlernen die Anfangsgründe des Wissens.' Als aber dann die Bretzeln, Feigen,

[2]) Vierordt de J. Ungoro, Ph. Melanchtonis praeceptore, p. 9.

[3]) Selbstbiographie Platter's, herausgegeben von Fechter in Basel, 1840.

Rosinen und Mandeln mit der Fastenzeit aufhörten, da wollte es just die Muhme bedünken, als hätte sich alle Lernbegierde bei mir verloren. Jetzt, meinte sie, müsse dieselbe mir nicht mehr mit Schmeichelworten, sondern mit Furcht beigebracht werden. Wollte ich nun nicht, so sorgte sie, daß ich mit scharfer Ruthe in die Schule getrieben wurde, in welche sie mich vordem mit Obst und Backwerk zu locken suchte... Nach dem Tod dieser Anverwandten vermeinte ich nun der Schule ledig zu sein. Da ich nun aber gerade wie zuvor von meinen Eltern wider Willen zum Lernen angehalten wurde, fing ich an, an der Schule vorbeizulaufen. Ich verbarg mich am Mainufer in irgend einem Kahn, wo ich solange mich bange und vorsichtig versteckt hielt, bis die Schule aus und es Zeit war, nach Hause zu gehen. Wenn mich dann der Schulmeister, den ich wie das Feuer scheute, zu Rede stellte, so pflegte ich zu antworten: die Eltern hätten mich Geschäfte halber zu Hause gehalten. Einstmals aber an einem Freitag, als ich wieder nach der Ursache der Schulversäumniß gefragt wurde und aus heilloser Angst vor Schlägen ganz verwirrt war, da stotterte ich leere Entschuldigungen hervor, ich hätte zu Hause das Fleisch ans Feuer setzen müssen. Nun mußte ich für diese sonnenklare Lüge die längst verdiente Strafe aushalten; noch viele Tage zeugten die Striemen davon. Seitdem wurde ich ein wenig gescheiter und hatte ein Bischen das Schulschwänzen verlernt, zumal solange mir noch die Schmerzen der Züchtigung in der Nase steckten und es auf meinem Rücken noch nicht heil war. Aber bald waren die früheren Schläge wieder vergessen, und als ich wieder eines Abends nicht aus der Schule, sondern aus dem Kahne nach Hause kam, und den Eltern nicht die am Tage vorgekommenen lateinischen Vokabeln aufsagen konnte, da wurden sie stutzig und gaben mir schuld, daß ich die Schule versäumt habe und mit Lügen umgehe. Als nun auch noch Mitschüler mich verriethen, da wurde ich anderen Morgens von der Mutter beim Kragen genommen und in die Schule geschleppt. Als wir hereintraten, da rief der Schulmeister dem Unterlehrer zu — der Hauptlehrer, der für verständiger galt, war gerade abwesend —: ‚Sieh da, unser ungerathenes Söhnchen! den sollt Ihr für sein Herumlaufen einmal tüchtig nach Gebühr abstrafen.‘ Das sprach er; aber ich glaube, er wußte gar nicht, was er sagte. Wüthend packte mich jetzt der Miethling — so nannten wir ihn gewöhnlich — ließ mir die Kleider vom Leibe reißen und mich an einen Pfosten

festbinden; und nun hieb der harte Mann auf das heftigste und unbarmherzigste aus Leibeskräften mit Ruthen auf mich los. Die Mutter war noch nicht weit von der Schule weg, und als sie mich nun so jämmerlich heulen und schreien hörte, kehrte sie spornstreichs um, trat vor die Thüre, und als der Scherge und Henkersknecht ein wenig mit Schlägen nachließ, rief sie ihn mit furchtbarer Stimme an. Der aber, wie wenn er taub wäre, hörte nicht darauf und hieb noch heftiger darauf los; währenddessen mußte die ganze Schule ein Lied singen. Als er aufhörte, in dieser Weise gegen mich zu wüthen, stieß die Mutter mit Gewalt die Thüre auf und stürzte herein. Wie sie aber mich an den Pfosten gebunden und so gräßlich zugerichtet und mit Blut bedeckt sah, da fiel sie ohnmächtig zur Erde nieder. Die Scholaren hoben sie vom Boden auf, und als sie wieder zu Kräften gekommen war, ging sie den Schulmeister mit harten Verwünschungen an und verschwor und verhieß sich, daß ich von Stunde an diese Schule nicht mehr betreten solle; sie werde bei dem Stadtrath mit ihren Klagen solange nicht ruhen, bis kein Bürgerkind eine solche Schule mehr mit einem Fuße berühre. Und so geschah es auch. Fast an demselben Tage noch, als das Gerücht von dem Geschehenen zum Magistrate drang, wurde er aus der Schule fortgejagt und aus einem Erfurter Baccalaureus wurde er ein Miltenberger Stadtknecht oder Büttel. So geschah es denn auch ganz recht, daß ein Mensch, der sich in seiner Grausamkeit gegen Kinder nicht mäßigen konnte, Gelegenheit bekam, dieselbe an Verbrechern und meuterischen Menschen zu üben. Wiewohl ich denken muß, daß ihm so sein Recht geschehen ist, so habe ich doch, als ich vor längerer Zeit in meiner Vaterstadt war und er demüthig und inständig mich um Verzeihung bat, in ehrerbietigem Andenken an die Geißelung unseres Herrn Jesu Christi ihm von ganzem Herzen vergeben." [1])

4. Ließ man demnach Excesse in Ausübung der Strafgewalt in der Schule nicht ungeahndet hingehen, so suchte man besser noch denselben vorzubeugen durch amtliche Verordnungen, welche der Leidenschaftlichkeit des Lehrers Schranken setzten. Stellen aus zwei Schulordnungen mögen hiezu als Beleg dienen. Es war weise, daß das Wiener Stadtrecht (1296) die Gerechtsame des Lehrers bei St. Stephan einschränkte, indem es festsetzte: „Er soll bei seinen

[1]) Selbstbiographie Butzbach's, herausgegeben von Becker, Buch I. Kap. 2 und 3.

Schülern untersuchen und bestrafen alles, was unter ihnen geschieht, es sei denn, daß sie Jemand todt oder lahm schlügen. Kindliche Dummheit übt oft unziemliche Bosheit; übrigens wächst der Verstand mit den Jahren. Wenn ein Schüler, der noch unter dem Besem steht, seinen Freunden, bei denen er ist, oder seinen Kameraden etwas entwendet, so soll der Magister ihn mit starken Ruthenschlägen züchtigen . . . Sollte ein Schüler dem Lehrer ungeführig und ungefolgig sein, so soll er die Stadt räumen oder er werde ein Laie." Bei einer späteren Redaktion dieser Schulordnung (1446) änderte man diesen Passus dahin um: „Es sollen auch die Kinder mäßiglich gezüchtigt werden mit sechs oder mit acht mäßigen Gertenschlägen und nicht um das Haupt noch mit den Fäusten, und wenn vielleicht ein Schüler großer Strafe schuldig wäre wegen Diebheit oder anderer schwerer Schuld, so soll man das an den Schulmeister bringen, damit er gestraft werde in seiner Gegenwärtigkeit, auf daß sich die anderen vor solchen Dingen hüten." [1]) Eingehender und psychologischer behandelt die Nünberger Schulordnung v. J. 1485 die Züchtigungsfrage: „Da die Knaben in Uebung einer Lernung gegen einander ungleich geschickt sind, also daß etliche ohne Furcht und Strafe und unangehalten nicht Fleiß thun wollen, andere dagegen, wenn sie in Furcht und Sorge wegen der Strafe sind, keine Geschicklichkeit in der Lernung haben mögen, darum soll ein jeder Schulmeister selber sich angelegen sein lassen und auch seinen Collaboratoribus mit Fleiß befehlen, daß sie auf solche Eigenschaft der Knaben besonders Aufsehen und Vermerkung haben, und sich gegen den ersten ernstlich und gegen den andern gütiglich und lindiglich beweisen und sie bei Freiheit des Gemüths belassen." Hatte ein Schüler gegen das vorgeschriebene Lateinreden gefehlt und für jeden dieser Fehltritte einen „asinum" oder „lupum" — Strafstrich — bekommen, so soll er, „wenn er den asinum oder lupum eines Tages dreimal gehabt, darum zur Straf der Ruthe genommen werden." Ebenso sollte kein Uebersehen geschehen, wenn Knaben „ungepürlich handelten" . . . mit Geld, Schleckerei, Tauschen oder anderem Unziemlichem umgingen; „in solchen und dergleichen Stücken und Fällen" sollten sie „um ihrer Unzucht und Buberei willen" gezüchtigt werden. „So aber", wird beigefügt, „in jeglicher Strafe ein Maß zu halten ist, darum soll ein jeder Schulmeister bei seinen

[1]) Müller, Vor- und Frühreformatorische Schulordnungen und Schulverträge. Zschopau Raschke 1885 und 1886. S. 1 und 60.

Gehilfen verfügen und auch selber darnach thun, die Knaben mit Ruthen — in den Hinteren — ziemlicher Weise — und nit auf die Häupter, Hände oder sonst groblich zu hauen." Um diese Mäßigung zu erleichtern, wird schließlich anempfohlen: „Kein Pädagog soll seine Zöglinge um einer Versäumniß oder Uebertretung willen, welche in der Schule, im Chor, bei Prozessionen oder auf dem Kirchhof geschehen, in Gegenwärtigkeit des Schulmeisters (Oberlehrers) discipliniren, sondern, sofern sie an den jetztgenannten oder anderen Orten Sträfliches verübten, sie in seiner Herberg oder in der Schule in Abwesenheit des Schulmeisters, so die andern Schüler nicht zugegen sind, strafen oder das zu thun dem Schulmeister ansagen." [1])

5. Zärtlicher noch als die besonnenen Praktiker waren die Theoretiker des fünfzehnten Jahrhunderts. Der italienische Humanist Maphäus Vegius (um 1450) schwärmte für ein Ideal, indem er in seinem Erziehungswerk [2]) die „Prügelpädagogik" — sententia caedendorum filiorum — mit einem großen Aufwand von Gründen bekämpft. Zunächst wendet er sich gegen das Elternhaus, worin „Drohen, Schelten und Schlagen sehr überhand nähmen". Solches Dreinschlagen, meint er, sei ein schlechter Brauch — malus caedendi mos — und die Ansicht, die der körperlichen Züchtigung einen großen Werth — magnum adjumentum — beilegt, ein „Irrthum" (error). „Gerade wie den Bäumchen zu große Trockenheit, so schadet den Kindern übermäßige Strenge. Sie erzeugt knechtische Gesinnung — servilis animus — und unterdrückt jede Spur etwa vorhandenen Edelmuthes — mens generosa. Bei Füllen wendet man nicht Sporn und Peitsche an; ja, wenn schon des Zaumes gewohnte Pferde häufig gepeitscht werden, werden sie mürrisch, trotzig, scheu; lockt man sie mit schmeichelnder Hand, so werden sie edler. Aehnlich bei den Ochsen: werden sie zu scharf angetrieben, so lassen sie sich nicht einspannen. Nicht minder wird der Hund edler geartet, den der Jäger mehr durch Liebkosen und Laufenlassen als durch Drohen und Schlagen erzieht. Den Esel dagegen, der ein träges, gefühlloses, schläfriges Thier, von niedriger und knechtischer Natur ist, darf man nicht schmeicheln und streicheln, sondern muß ihn schlagen und peitschen, wenn er uns nützliche Dienste leisten soll. Anders sind Kinder zu behandeln. Zartes Laub flieht

[1]) Schulprogramm von Dr. Heerwagen, 1863. S. 5—10.

[2]) De educatione liberorum, ed. J. Feron. Tornaci. Casterman. 1854.

das Eisen, während Dorn- und Brombeersträuche mit Sichel und Hacke geschnitten werden müssen; starre Steine werden durch Feuer geschmolzen, während weiches Wachs zerfließt."

Nachdem der Canonikus von St. Peter in Rom, was er den Eltern in vier Kapiteln vorgehalten, in das Resümé zusammengefaßt, sie möchten ihre Kinder „weder wie Esel schlagen, noch wie Schoßhündchen verhätscheln, sondern den Mittelweg einhalten", — macht er die aufgestellten Grundsätze im siebenten Kapitel des zweiten Buches auch für die Schulerziehung geltend, indem er ausführt: „Die Lehrer sollen den Charakter ihrer Schüler genau beobachten und sie demselben entsprechend behandeln. Die Trägen bedürfen des Sporns, die Lebhaften des Zügels; mit beharrlich Fleißigen, Unterwürfigen und Bescheidenen ist mild und sanft, mit Leichtsinnigen, Oberflächlichen, Lasterhaften und Frechen streng zu verfahren. Der Schläge sollen sie sich jedoch enthalten; wenigstens sich hüten, auf eine unwürdige Weise aufzubrausen und zu toben. Wüthiges Benehmen — nimis saevitia — wird vom Juristen Paulus beim Lehrer als strafwürdig erachtet. Dieser gedenkt auch jenes Schuhmachers, welcher einem Knaben, auf den er in der Hitze mit einem Leisten stark zuschlug, seines Auges beraubt hat. Nach der Entscheidung des Rechtsgelehrten Julius war er kraft des Aquilinischen Gesetzes verpflichtet, ihn schadlos zu halten und dem Vater sowohl die Heilungskosten als auch den Schaden, der aus der theilweisen Arbeitsunfähigkeit seines Sohnes für ihn sich ergab, zu ersetzen. Besser wird es sein, wenn der Lehrer ruhig und gesetzt sich benimmt und alle Zornausbrüche vermeidet; wie letztere etwaige Laster der Zöglinge verhärten, so schwächen, ja ersticken sie die Tugenden. Schon Plato ist der Meinung, Feuer dürfe nicht durch Feuer geschürt werden: während es das Eisen festigt, verzehrt es Holz und Sträuche." Eine große Wirkung schreibt Maphäus Vegius der Erregung des Wetteifers durch klug angebrachtes Loben und Tadeln zu, ein Thema, dem er drei volle Kapitel widmet. Dabei kommt er auf seine eigene Kindheit zu sprechen und bekräftigt aus eigener Erfahrung seine milden Anschauungen über Schulzucht. Sein erster Lehrer war „barsch, steif, zornmüthig; er schlug oft ohne Noth drein; schreckte durch Drohungen, drückte durch Furcht nieder, sperrte einsam ein, gestattete kaum eine Erholung. Wäre ich unter seiner Leitung verblieben, so wäre aus mir nichts geworden. Da bekam ich im eilften Lebensjahre einen anderen Lehrer, der humaner und

milder mit mir umging. Es war mir bei diesem Wechsel, als käme ich aus einem Gefängniß; ich wurde ein ganz anderer Mensch, bekam Vertrauen und Muth und ergab mich dem Lernen mit allem Eifer; keine Mühe war mir zuviel; aus eigenem Antrieb verschaffte ich mir einige Bände Dichter, las sie und suchte sie ohne Beihilfe täglich im Versenmachen nachzuahmen." Das Bild dieses zweiten Lehrers schwebte ihm sicher vor, als er am Schlusse des Abschnittes folgendes Ideal von Schuldisciplin entwarf: „Um alles zusammenzufassen: ein guter Lehrer ist ernst, aber nicht finster, freundlich, aber kein Possenreisser, streng, aber liebreich, liebevoll aber ernsthaft; er zürnt, aber mäßig, er zankt, aber schimpft nicht, er weist zurecht, aber nicht bissig; er läßt zuweilen hingehen, aber vorsichtig; er lobt auch, aber nicht verschwenderisch, liebkost etwas, aber mit Zurückhaltung, vergibt, aber nicht allzu nachsichtig; er muntert häufig auf, mahnt und warnt oft; er spricht viel von anständiger Aufführung, kommt viel auf Sittenreinheit zu reden, bringt vieles täglich vor, was seine Schüler unter einander besprechen können: kommt ja doch dem lebendigen Wort eine wunderbare Fruchtbarkeit zu; er ist fleißig und thätig, scheut keine Mühe und keine Arbeit; er hört herablassend die Fragenden an, und regt auch ungefragt aus eigenem Antrieb alle zur Thätigkeit an."

6. Neue Erfindungen waren diese humanen Anschauungen der unkirchlichen wie kirchlich gesinnten Humanisten nicht; wir sind ähnlichem bereits im dreizehnten Jahrhundert bei Vincenz von Beauvais begegnet. Ihre Erziehungsschriften, in lateinischer Sprache verfaßt, wurden zwar nur von Gebildeten gelesen, aus den Reihen derselben gingen aber auch die Lehrer hervor, deren Auffassung der Strafe durch die Lectüre in die rechte Bahn gelenkt wurde. Einflußreicher vielleicht noch waren die Predigten und Erbauungsbücher, die in der Muttersprache gehalten, in weitere Kreise drangen und dort Stimmung machten. In ihnen kam aber durchgehends der Geist christlicher Mäßigung zum Ausdruck. Berthold von Regensburg († 1272) gibt den Erziehern die Weisung: „Als daz Kind ein ungut oder ein boesez Wort spricht, so sult ir im ein smitzlin tuon an bloze hut; ir sult ez aber an bloz haubt niht slaken mit der hant, dann ir möchtet ez wol ze einem toren machen; nur ein kleinez riselin, daz vorchtet ez und wird wol gezogen.[1]) „Zweihundert Jahre

[1]) Ausgabe von Kling. S. 216.

später warnte Geiler von Kaisersberg († 1510) auf der Straßburger Münsterkanzel: „Da hüet du dich, daß du niht thuest, als vil menschen, die grimmzornig sind und lauffen umb als ein wuentender hundt. Wenn ein Kind etwaz thuot, so slahen sie es an backen, daz es zu der erden felt. Und also verderbt der Teufel den, der strafen will, daz die straf mer gat uß eim rach, denn uß liebe." Und wiederum: „Tuo ains, halt an dich, nit schlags Kind, bis dir der zorn vergat; dann straf mit einem haiteren hertzen nach vernunft. All die weil dirs hertz klopfet, kere zus dir selber; daz tuo zehen, zwantzigmal, so dick der zorn die ruot in die hand nimpt, so dick halt an dich."[1]) Waren diese Warnungen auch nur zunächst an das Haus gerichtet, so drangen sie doch auch in die Schulstuben ein. Direkter an die Lehrer wendet sich eine Gewissenserforschung im „Seelenlicht" (1484) mit der Frage: „Hefstu jemande gesuchtiget, edder gestraffet, darvan he gestorven is?"[2]) In dem weitverbreiteten „Fruchtbar Spiegel" des Franziskaners Theodorich Kölde (1480) wird eingeschärft: „Man soll in der Zeit die Kinder in die Schule setzen bei ehrbare und gelehrte Meister, auf daß sie fortan sollen lernen und auf daß sie auf der Straße kein Böses lernen. Item St. Hieronymus und St. Johann Goldmund (Chrysostomus) sprechen: „wenn gute Kinder fehlen zuweilen aus menschlicher Schwachheit, so soll man sie gutmüthig und gütlich strafen, ohne viel zu schlagen. Aber sind sie dann hartnäckig, frech und bös, so soll man keine Ruthe sparen. Item man soll die Kinder nicht schlagen an das Haupt, davon werden sie toll, dumm und taub. Item man soll den Schulmeister bitten, daß er die Kinder mit Ruthen züchtige, aber nicht um das Haupt."[3])

Ueberschauen wir rückblickend diese quellenmäßigen Zeugnisse, so können wir nicht einmal die zweite Hälfte des Mittelalters mit Fug und Recht des „Barbarismus" beschuldigen, sondern nur behaupten, daß die Praxis damals, wie allezeit, gröber als die Theorie, diese aber untadelhaft gewesen und der gegenwärtigen kaum nachsteht.

7. Die Besserung des Fehlenden ist der Endzweck christlicher Erziehungsstrafe. Ob dieser erreicht wird, hängt viel von der Stimmung des Bestraften ab: faßt dieser sie als Rache eines Be-

[1]) Germania. Stuttgart 1856. S. 142—148.

[2]) Geffcken, Bilderkatechismus des 15. Jahrh. Beil. S. 132.

[3]) Moufang, Kath. Katechismen des 16. Jahrh. in deutscher Sprache. Mainz, Kirchheim. 1881. S. XLIII.

leidigten auf, so fühlt er sich selbst beleidigt, und die Züchtigung bleibt ein Luftstreich, um so vergeblicher, je wuchtiger sie gewesen; nimmt er sie dagegen als bittere Arznei an, die ihm von liebreichem und sorgsamem Herzen gereicht wird, so küßt er unterwürfig und bußfertig die strafende Hand und steht geheilt auf. Wohl sahen im Mittelalter, wie auch jetzt, manche Scholaren — mit Unrecht und vielleicht manchmal auch mit Recht — die Schläge als zornmüthige, feindselige Rächung an, und dann konnten sie zuweilen der Versuchung zur Revanche nicht widerstehen, wie jener rohe Schlingel zu St. Gallen, welcher in die auf dem Speicher aufbewahrten Ruthenreiser heimtückisch ein brennendes Scheit warf und das Kloster einäscherte [1]); wie jene verwilderten Scholaren des 1178 gegründeten Klosters Adelberg, welche ihren Lehrer gelegentlich eines Spazierganges überfielen und ihm mit ihren Griffeln die Augen ausbohrten [2]); wie jene übermüthigen adeligen Zöglinge des Stiftes Halle, welche den Scholastikus Rudolph um einer scharfen Rüge willen schrecklich mißhandelten [3]); wie der nachmalige Kaiser Otto II., der in schalkhaftem Jugendübermuth den allzu schlagfertigen Oheim und Erzieher Bruno von Köln durch eine in sein Bett gelegte, mit seinen Gewändern bekleidete Knabenleiche so in Schrecken setzte, daß jener langwieriges Hüftenweh davontrug. [4])

Im Allgemeinen aber begegnen wir bei der mittelalterlichen Schuljugend einer vernünftigeren, erfolgreicheren und tröstlicheren Auffassung der Strafe. Sie waren in Haus, Kirche und Schule von frommen Eltern, Priestern und Lehrern in das Verständniß der Psalmverse eingeführt worden: Virga tua et baculus tuus, Deine Heimsuchungen, Prüfungen und Strafgerichte, ipsa me consolata sunt, haben mir Trost gebracht; bonum mihi, quia humiliasti me, es war gut für mich, daß Du mich gedemüthigt (Ps. 22, 4; 118, 71). Sie betrachteten Ruthe und Stock nicht mit altkluger Reflexion, vielmehr aus ihrem wohlgebildeten religiös-sittlichen Gefühl heraus als „Tröster", als versöhnende Buße, welche den Druck der Schuld von der Seele hinwegnimmt, als heilsames Besserungsmittel, das kräftige Vorsätze aufweckt, wie Jesus Sirach (30, 1) sich ausdrückt, in der Zukunft Freude bringt, laetetur in novissimo. So

1) Ekkh. Cas. c. 6.
2) Claß, Culturgesch. von Württemberg, II. 191.
3) Hurter, Innozenz III. III, 573.
4) Annalista Saxo ad a. 983. Pertz, l. c. VI., 631.

erklären sich zwei Bräuche, welche viel mißdeutet, als „Barbarismus" verschrieen worden sind: das Ruthenküssen und das Virgatumgehen. Wenn man ein Kind houwt, erwähnt Geiler den einen, so muoss es dann die routen küssen und sprechen: „liebe ruot, trute ruot, werestu niht, ich thet niemer guot", si küssent die ruot und springen darüber, jo si hüpfen darüber. Nach einer Stelle in Fischardt's „Gargantua" (Kap. 14): von dreien jaren bis zu fünfen war er frömm, biss niman im schlaf, machet der laus stelzen, küsset die rout u. s. w. scheint sich diese Bitte auf kleine Kinder beschränkt zu haben. Ihre Bedeutung kann nicht zweifelhaft sein, wenn man weiß, daß der Straßburger Prediger derselben da Erwähnung thut, wo er vom geduldigen Ertragen der von Gott zugeschickten Leiden redet: wir sollen nicht dagegen murren, wie ein thörichtes Kind, das ergrimmt und sich zur wehr setzet, wenn man es pfetzet, sondern das vernünftige Kind nachahmen, welches die Ruthe zum Zeichen der Ergebung in den väterlichen Willen, ja aus Dankbarkeit an die Lippen drückt, da die Züchtigung zu seinem Besten verhängt worden, auf seine Besserung abzielt. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Virgatumgehen. Um Sommeranfang zog die Schuljugend, von den Lehrern geführt und von einer großen Menschenmenge begleitet, in den Wald, um den für sie nöthigen Jahresbedarf an Ruthen selbst herbeizuschaffen. Lustig tummelten sich die Knaben, wenn die Reiser geschnitten waren, mit Maienkränzen geschmückt, im Grünen herum, führten allerlei Spiele und gymnastische Uebungen auf und wurden von Lehrern und Eltern bewirthet. Mit ihrer Plage beladen, kehrten sie Abends nach Hause zurück, scherzend und singend:

„Ihr Väter und ihr Mütterlein,
Nun sehet, wie wir gehen herein,
Mit Birkenholz beladen,
Welches uns wohl dienen kann
Zu Nutz und nit zu Schaden.
Euer Will und Gottes Gebot
Uns dazu getrieben hat,
Daß wir jetzt unsrer Ruthe
Ueber unserm eignen Leib
Tragen mit leichten Muthe," [1])

geschult und vorbereitet, füge ich bei, die oft harten Schicksalsschläge des künftigen Lebens „mit leichtem Muthe", mit Ergebung und in bußfertiger Gesinnung zu ertragen.

[1]) Kriegk, a. a. O. S. 98.

Das Aufkommen der deutschen Stadtfreiheit im Mittelalter.

Studie zur Geschichte der modernen Gesellschaft.

Von

Christian Meyer.

Es ist noch nicht lange her, daß man unter Geschichte nur eine Aufzählung von Kriegszügen, Eroberungen und Friedensschlüssen verstand. Man glaubte schon viel gethan zu haben, wenn man daneben eine Uebersicht über die politische Verfassung der Völker gab. Aber das innere Leben derselben, der eigentliche Stoff der Geschichte, auf welchen die äußeren Ereignisse nur bildend und gestaltend einwirken, ward übersehen oder unterschätzt: gerade die Hauptsache, die allein im Stande ist, uns das Wesen und den Kern aller menschlichen Entwicklung zu erschließen. Erst in unserer Zeit hat man begonnen, die Culturgeschichte mit hereinzuziehen: zuerst richtete man, wie billig, den Blick auf die Literatur, Kunst und Wissenschaft; dann ward auch das wirthschaftliche Leben beachtet und ihm als leiblicher Seite der Entwickelung mit Recht neben der geistigen eine Stelle eingeräumt. Jetzt kann nur ein blödes Auge noch verkennen, daß beide in der innigsten Verbindung und Wechselwirkung stehen und daß das Volksleben ein einheitliches und zusammenhängendes Ganze bildet, worin selbst das Alltägliche und scheinbar Untergeordnete seine Bedeutung hat. Es ist schwer zu sagen, ob die geistige Anlage und Begabung eines Volkes mehr auf seine Wirthschaft, auf Viehzucht, Ackerbau, Gewerbe und Handel, oder diese mehr auf seine geistige Entwickelung, auf Sprache, Recht, Verfassung, Kunst und Wissenschaft, einwirken, ebenso wie es bei den einzelnen Menschen in Dunkel gehüllt ist, wo die Wirkung der Seele auf den Leib und die des Leibes auf die Seele ihre Grenze hat.

Die Geschichte der bürgerlichen Freiheit gehört zu diesen lange unbeachteten Gebieten unseres geistigen Lebens. Es hängt diese Vernachlässigung in erster Reihe zusammen mit jener eben geschilderten Aeußerlichkeit unserer früheren Geschichtschreibung; sie hat aber noch zwei andere Gründe. Weniger geräuschvoll als politische Begebenheiten pflegen die Veränderungen des socialen Lebens vor sich zu gehen. Sie finden nicht in einem plötzlich eintretenden, alle Augen auf sich ziehenden Ereigniß ihren Ausdruck, und selbst dem Historiker, der auf größere Zeiträume zurückblickt, wird es nicht selten schwer, den Beginn und Verlauf solcher gesellschaftlicher Prozesse in seinen Einzelheiten festzustellen. Zerstreut auf ein weites Territorium, entwickeln sie sich im Innern der Familien und der Haushaltungen, sie wachsen wie das Gras und die Saat, und indem sie sich aus Atomen aufbauen, bemerken wir ihr Wachsthum erst, wenn irgend ein bedeutender Abstand gegen frühere Verhältnisse erreicht ist. Und noch ein drittes Moment hinderte eine unbefangene Würdigung unserer Socialgeschichte. Das belebende Princip aller gesellschaftlichen Entwickelung, die Freiheit, war aus dem Bewußtsein unserer Nation und ihrer Denker entschwunden. Und es bedurfte erst einer Reihe schwerer Prüfungen und Demüthigungen, ehe sich unser Volk aus tiefem Fall wieder aufrichten konnte. In jenen Tagen der Schmach fingen unsere Väter an, wieder Einkehr bei sich selbst zu halten und den Blick nach rückwärts auf die eigene alte Geschichte zu richten. Aus dieser Zeit datirt die Begründung unserer altdeutschen Philologie und Rechtsgeschichte. Aber man blieb nicht bei einer theoretischen Wiederbelebung stehen: in den großen Reformen des Freiherrn von Stein zeigt sich ein unmittelbares Zurückgreifen und Anknüpfen an altdeutsche Einrichtungen, vorab in der Städteordnung vom Jahre 1808, welche späterhin, nach der Niederwerfung des französischen Cäsarenthums, das Muster für fast alle deutschen Städte wurde.

Ich glaube deshalb der freundlichen Sympathie der Leser sicher sein zu dürfen, wenn ich denselben eine kurze Uebersicht über den Ursprung und die Entwicklung unserer städtebürgerlichen Freiheit zu geben versuche, und bitte nur zu entschuldigen, wenn die mir ungewohnte Form einer solchen Darstellung, mehr noch die Knappheit des mir zubemessenen Raumes den Stoff nicht so erschöpfend und durchsichtig hat behandeln lassen, als er es verdient.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die älteren deutschen

Zustände, um dann auf den Ursprung der Städte und zu unserer Aufgabe selbst überzugehen. Als die Deutschen aus ihrer östlichen Heimath in das Land vordrangen, das ihnen Gott bestimmt hatte, waren sie bereits ein ackerbauendes Volk geworden: noch roh und unentwickelt, aber geistig begabt und bildungsfähig, wie kein anderes Volk der Welt. Sie fanden das Land fast ganz mit Urwald bedeckt; unerschöpft wie ihre eigene Kraft war die des Bodens. Denn die Celten oder Gallier, die vor ihnen das Land besaßen und nun nach dem Westen zurückgedrängt wurden, hatten nur in den Flußthälern einen zerstreuten und dürftigen Ackerbau getrieben. Erst die Deutschen machten das Land urbar und nahmen den Anbau mit ihrer ganzen Energie in die Hand. Ein recht intensiver Ackerbau ist erst überhaupt durch die Germanen in die Geschichte eingeführt worden. Die alten Völker hatten fruchtbareren Boden, wärmer schien ihnen die Sonne, sie konnten sich darum rascher entwickeln, aber die Entwickelung blieb eben deßhalb eine unvollkommene, sie schritt zu höhern Stufen fort, ehe sie den Inhalt der früheren nach allen Seiten entfaltet hatte. Die Art und Weise, wie der Ackerbau getrieben wird, ist immer auf die ganze Geschichte eines Volkes von Einfluß. Der Ackerbau ist die Mutter aller Cultur. Nomadenvölker haben keine festen Wohnsitze, keinen Staat, keinen Reichthum, keine Bildung; sie sind wohl hie und da erobernd aufgetreten, haben gewaltige Stöße versetzt und große Reiche gegründet, aber es gehört mit zum Wesen ihrer Reiche, daß sie ebenso schnell auseinanderfallen und verschwinden, als sie gegründet werden: weil ihnen die dauernde Grundlage aller staatlichen Ordnung fehlt. Mit dem Ackerbau beginnt das Eigenthum am Boden, ein eigenes Privatrecht, ein wahrer Staat; indem er die Thätigkeit des Menschen anstrengt, weckt er dessen schlummernde Kraft; selbst die roheste Bodencultur setzt immer schon eine gewisse Kunstfertigkeit und die Kenntniß verschiedener Handwerke voraus. So lange der Ackerbau indeß die einzige Beschäftigung oder jede andere ihm dienstbar, bleibt das Volk dessenungeachtet auf einer relativ niederen Bildungsstufe; von Kunst und Wissenschafft trifft man keine Spur, höchstens werden Poesie und Kunst auf ganz naive, fast kindliche Art geübt. Auch die wirthschaftlichen Zustände sind einfach und unentwickelt; der Verkehr erscheint auf der niedersten Stufe. Nur an den Grenzen findet ein dürftiger Austausch einzelner Landesprodukte statt.

Diese Zustände finden wir auch bei unsern Vorfahren. Sie

lebten von den Früchten des Feldes und den Erträgnissen der Heerden und der Jagd; das Fleisch der Hausthiere war ein Leckerbissen, denn die Heerden, als der einzige Reichthum, wurden möglichst geschont. Den Werth der edlen Metalle kannten sie nicht und selbst an Eisen war Mangel. Der Gebrauch des Geldes war unbekannt. Die Einwohner zerfielen in drei Stände: den Adel, die Freien, die Knechte. Die Knechte hatten kein eigenes Grundstück, sie waren nicht waffenfähig und hatten keinen Zutritt zu den Volksversammlungen; sie waren mit einem Worte politisch rechtlos. Aber sie waren auch privatrechtlich rechtlos, sie hatten nicht die Fähigkeit, eigenes Vermögen zu besitzen, sondern sie arbeiteten und erwarben lediglich für den Herrn. Das Einzige, was sie bieten konnten, war in Ermangelung eines Grundstückes ihre Arbeitskraft. Die Arbeit war aber noch nicht als selbständige Produktionsquelle anerkannt; sie war an das Grundstück gefesselt und demgemäß der Arbeiter Sklave des Grundbesitzes. Die Knechtschaft hat daher für jene Zeit, da sie den socialen Verhältnissen so völlig entsprach, nichts Unsittliches und dem Gefühle Anstößiges. Die Knechte waren an die Scholle gebunden wie Beamte an ihre Stelle; sie wurden auf dem Grundstücke ihres Herrn angesiedelt, bebauten das ihnen zugewiesene Land und hatten ihren eigenen Hausstand, nur mußten sie auf Befehl des Herrn auch für ihn arbeiten, von dem Ertrage des ihnen zugewiesenen Landes ihm, was er verlangte, abgeben, und der Herr konnte über ihre Person und über ihre Habe nach Belieben schalten und walten. Alle Arbeit ruhte auf diesem Stande. Denn bei allen Völkern, welche Sklaven haben, ist die eigentlich produktive Arbeit verachtet oder wenigstens nicht gewürdigt. Die Freien beschäftigten sich mit Krieg und Jagd, besuchten die Volksversammlungen oder brachten Tag und Nacht in träger Ruhe bei Trinkgelagen und Würfelspiel zu; die Haushaltung besorgten die Weiber und Altersschwachen; die Knechte bestellten das Feld. Soweit die einfache Art der Wirthschaft gewisse unentbehrliche Handwerke voraussetzte, insbesondere die Anfertigung von Waffen, Geräthen und Gefäßen, sorgte jeder für seinen eigenen Bedarf.

In jener ältesten Zeit findet man noch keine Spur städtischer Ansiedelungen. Tacitus bringt diese Eigenthümlichkeit mit dem stark ausgeprägten, allem engen Zusammenwohnen feindlichen Freiheitsdrang der alten Germanen in Verbindung. Die Ursache jener Erscheinung ist jedoch eine tiefere. Städte begegnen uns überall und

zu allen Zeiten nur da, wo Gewerbe und Handel auf einer gewissen Höhe der Entwickelung angelangt sind. Nun waren aber die alten Deutschen, wie wir gesehen haben, ein vorwiegend, ja fast ausschließlich ackerbauendes Volk. Erst die Völkerwanderung führte einen Umschwung der wirthschaftlichen Verhältnisse herbei und bahnte dadurch den Weg für das Aufkommen städtischen Lebens. Zwei mächtige Faktoren waren es, durch welche die Deutschen zu einer neuen Culturepoche herüber geleitet wurden: die antike Welt und das Christenthum. Die Berührung mit der ersteren brachte unseren Vorfahren eine reiche, ungeahnte Fülle von Bildungsstoff zu, das Christenthum wandelte die Gemüther um und machte sie fähig zur Aufnahme des dargebotenen Materials. Das Charakteristische der ältesten deutschen Staatsverwaltung besteht nun darin, daß der Sitz der Reichsregierung nicht, wie heutzutage, an einem bestimmten Orte sich befand, sondern je nach dem Aufenthaltsort des Königs wechselte. Das beständige Hin- und Herziehen von einem Endpunkt des Reichs zum andern brachte es mit sich, daß allenthalben Paläste (Pfalzen) entstanden, in denen der König zeitweilig seinen Sitz aufschlug. Die ältesten Pfalzen treffen wir in den halb oder auch ganz zerstörten und verlassenen Römerstädten am Rhein und in der Gegend der oberen Donau. Mit der Römerherrschaft waren auch die Römerstädte zusammengestürzt: was uns im 11. und 12. Jahrhundert in den früheren Römerstädten an römischen Bezeichnungen wieder begegnet, hat vielleicht nicht einmal seinen Namen von daher entlehnt. Der Verfall dieser Städte war fast allenthalben ein vollständiger gewesen, und erst einer späteren Ansiedlung, bei welcher die germanische Bevölkerung überwiegend war, verdankten sie ihre Wiederentstehung. Neben der Möglichkeit, bei der Anlage des Königshofes die Reste römischer Bauten benutzen zu können, war noch die meist günstige Lage der alten Städte an Flüssen oder an sonst zur Vertheidigung des Landes geeigneten Punkten bestimmend für die Wahl jener früheren Römersitze zur Einrichtung königlicher Pfalzen. Um dieselben herum siedelte sich das königliche Gesinde an, bestehend aus Kriegsmannen, denen die Bewachung des Platzes gegen feindliche Ueberfälle anvertraut war, und zahlreichen Wirthschaftsbeamten und Arbeitern, welche für die leiblichen Bedürfnisse der Hofhaltung Sorge zu tragen hatten. Vorerst waren jedoch diese königlichen Pfalzen nichts anderes als große Bauernwirthschaften; ein Fortschritt lag nur darin, daß die Ansiedlungen meist befestigt waren und daß, in

den bedeutenden Pfalzen wenigstens, zahlreiche Handwerker für die verschiedenartigen Bedürfnisse des Hofes arbeiteten.

Noch an einer anderen Stelle der verödeten Römerstadt erwuchs neues Leben. Die Orte, wo einst während der Christenverfolgungen die Märtyrer geblutet, wurden wieder aufgesucht und zu Sammelplätzen der Gläubigen bestimmt. Bald erhoben sich über den Gräbern der Heiligen die ersten deutschen Kirchen. Die merowingischen und fränkischen Könige beeiferten sich, denselben Schenkungen an Land und Leuten zuzuwenden, so daß auch hier, wie bei den königlichen Pfalzen, sich bald ein reges wirthschaftliches Treiben entfaltete. Die persönlichen Verhältnisse der Pfalzleute und der Kirchenleute waren ziemlich dieselben; hier wie dort gab es ein engeres, hofhöriges Gesinde, Handwerker und Colonen. Die frühesten Nachrichten über Handwerke und Handwerker sind uns in den Volksrechten erhalten. Dieselben lassen uns einen Zustand erkennen, der die Mitte hält zwischen der reinen Familien- und Bodenwirthschaft, von der uns Tacitus ein so treues Bild entworfen hat, und der ältesten Gestalt des städtischen Gewerbebetriebs. Noch erscheint das Handwerk an die Scholle gefesselt und wird fast nur von hörigen Leuten betrieben. Jeder Fronhof, jedes Kloster und Stift hat seine Anzahl höriger Handwerker, wie sie zum Betrieb der Gutswirthschaft nöthig sind, also Schmiede, Zimmerleute, Wagner, Maurer u. s. w., für die beiden letztgenannten Gewerbe werden indeß an manchen Stellen noch, wie in der ältesten germanischen Zeit, ausschließlich hörige Frauen verwendet. Neben diesen Grobgewerben stoßen wir aber auch auf Goldschmiede, deren Wergeld stets ein wesentlich höheres ist als das der übrigen Handwerker. So bestimmt das burgundische Volksrecht, daß wer einen romanischen oder barbarischen Ackerknecht oder Schweinehirten erschlägt, 30 Schillinge bezahlen soll; der Mord eines auserlesenen Goldschmieds wird mit 150, der eines Silberschmieds mit 100, der eines Grobschmieds mit 50 und der eines guten Wagners mit 14 Schilling gebüßt. Man hat mit Recht die Frage aufgeworfen, woher diese Werthschätzung eines Luxushandwerkers bei einem Volk, das erst zu staatlicher Bildung sich emporarbeitet, und die Antwort ganz richtig in dem Umstand gefunden, daß die Germanen beim Umsturz des römischen Reiches ungeheure Beute von edlen Metallen gemacht haben. Als die Westgothen unter Alarich 410 Rom einnahmen, mußte ihnen laut des Zeugnisses des Zosimus eine Brandschatzung von 5000 Pfund Goldes und 30,000 Pfund Silbers bezahlt werden.

In langen Wagenzügen schleppten sie die errungenen Schätze später nach Südgallien und Spanien. Nicht viel geringer kann die Beute gewesen sein, welche die Sueven, Alanen, Burgunder, Vandalen und Franken in den von ihnen besetzten Provinzen machten. Ich bin überzeugt, daß in den Heeren des Cortez und Pizarro kein Handwerk gesuchter war, als das der Goldschmiede. Im gleichen Falle müssen sich unsere Altvordern vor 13 und 14 Jahrhunderten befunden haben.

Näheren Aufschluß über die Organisation dieser hofhörigen Handwerker gibt uns das Kapitular Karls des Großen über die Kammergüter. Nach diesem gab es da Eisenschmiede, Feinschleifer, Juweliere, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Schneider, Müller, Dreher, Wagner, Maurer, Zimmerleute, Gürtler, Gerber, Glaser, Vogelsteller, Seifensieder, Töpfer, Feinbäcker, Netzstricker, Schreiner, Sattler, Küfer, Glockengießer, Baumeister, Glasbrenner, Pergamentbereiter, Maler, Weber und Färber. Die meisten Hände wurden durch die Gewerbe beschäftigt, welche sich auf die Bereitung von Leder, Tuch und Kriegsgeräthen bezogen. Bei den ewigen Kriegen müssen ungeheure Massen von Leder verbraucht worden sein, und zwar nicht nur für das Schuhwerk, die Sattlerei, die Harnische und Schilde, sondern auch für das Fuhrwesen. Karl der Große schreibt vor: die Feldwagen, welche gleichfalls auf den Kammergütern verfertigt wurden und dazu dienten, dem Kaiser Mundvorräthe, Schanzzeug und Waffen nachzuführen, sollen wohl bedeckt und mit Leder überzogen sein, das so genau schließen müsse, daß man mit ihnen, ohne Beschädigung des Inhalts, schwimmend durch alle Ströme setzen könne. Zu den Arbeiten, welche die Tuchmacherei erforderte, wurden vielfach Weiber verwendet: „für unsere Weiberwerkstätten sollen die Amtleute zur gehörigen Zeit das nöthige Zeug liefern, als da ist: Lein, Wolle, Waid, Cochenill, Krapp, Wollenkämme, Raufkarde, Seife, Schmalz, Geschirre und andere kleine Bedürfnisse." Die Weiberwerkstätten, in welchen diese Arbeiten verrichtet wurden, bestanden aus einer Reihe von Gebäulichkeiten, die von einem starken Zaun umschlossen und mit festen Thüren verwahrt waren. Innerhalb des Zaunes standen die Räumlichkeiten, welche zum Spinnen, Färben, Walken, Waschen der Wolle, zum Scheeren und Ausrüsten der Tücher dienten, dann die Trockenkammern und endlich die Webekeller. Zu den Handwerkern, welche Kriegszeug und Waffen lieferten, gehörten die Pfeilschafter, die Verfertiger von Wurfgeschütz, die Helmschmiede, die Degenhärter, die Bogenmacher und die Bleizieher.

Aehnlich wie auf den Fronhöfen waren die Gewerbe in den Klöstern und Abteien eingerichtet. Ein noch heute vorhandener Bauriß eines Neubaues des Stifts St. Gallen aus der Zeit Ludwigs des Frommen macht folgende Handwerker namhaft: Schneider, Schuster, Müller, Bäcker, Schwertfeger, Schildmacher, Bierbrauer, Walker und Glasbrenner. Aus der gleichen Zeit ist uns eine Wirthschaftsordnung des Klosters Corvey erhalten, in deren Eingang die Handwerker aufgezählt sind, die sich innerhalb des Klosters befanden: Schuster, Sattler, Riemer, Walker, Grobschmiede, Juweliere, Schildmacher, Pergamentgerber, Schleifer, Gießer, Zimmerleute, Steinmetzen und zwei Aerzte.

Was die persönliche Lage dieser Hofhandwerker betrifft, so ist bei ihnen ein stufenweises Fortschreiten von niederen zu höheren Graden der Freiheit und des Rechts unverkennbar. Ursprünglich wurden sie zu den unfreien Knechten gerechnet und unterschieden sich in keiner Weise von den Feldknechten. Im Laufe der Zeit und in dem Maße, als unsere Altvordern die verfeinerte Cultur der unterjochten romanischen Völker kennen lernten, wird dann bei ihnen auch eine größere Werthschätzung der Handwerker Platz gegriffen haben. Wir haben oben schon aus dem burgundischen Volksrecht einen Beleg über die hohe Schätzung eines geschickten Goldschmieds beigebracht: ein ähnlicher Fortschritt läßt sich bei allen denjenigen Stämmen nachweisen, die ein ausgebildeteres Gewerbewesen aufzeigen. In wieweit diese Hofhandwerker genossenschaftlich unter sich verbunden waren, darüber lassen sich jetzt nur noch Vermuthungen aussprechen. Namentlich kann nicht mehr bestimmt nachgewiesen werden, ob sie schon zur karolingischen Zeit nach ihrer gleichartigen Beschäftigung in Aemter eingetheilt waren. Wahrscheinlich ist dies so gewesen, indem an der Spitze eines jeden Dienstzweiges ein Aufseher oder Meister gestanden hat und die unter ihm arbeitenden Leute, wie im späteren Mittelalter, seine Diener genannt worden sind, jeder Meister mit seinen Dienern also ein eigenes Handwerksamt gebildet zu haben scheint. Die Natur dieser Dienste war noch die des Frondienstes, die Leute arbeiteten ohne Lohn, höchstens könnte der Unterhalt an Kost, Schuhen, Kleidungsstücken u. s. w. als Bezahlung angesehen werden. Es lag ihnen gewöhnlich nur die Pflicht ob, ihrem Herrn zu dienen; sie konnten nicht gezwungen werden, unentgeltlich für Fremde zu arbeiten. In der ersten Zeit war es ihnen auch gar nicht einmal gestattet, für andere als ihre Herren zu arbeiten. Jedoch

kam es schon in der vorkarolingischen Zeit bisweilen vor, daß der Hofherr seinen Hörigen erlaubte, öffentlich ihr Handwerk zu betreiben. Er pflegte dann für den von seinen Dienern gestifteten Schaden aufzukommen.

Zu diesen unfreien Elementen gesellten sich jedoch bald andere, welche in keine persönliche Verbindung mit dem Königshof oder der Kirche traten. Es waren dies theils Kaufleute, theils freie Grundbesitzer. Die Massen gläubigen Volkes, welche an den Heiligentagen in den Kirchen zusammenströmten, mußten von selbst eine Menge von Handelsleuten nach sich locken. Auf dem freien Platz vor der Kirche erhoben sich rasch die Buden derselben, angefüllt mit den verschiedenartigen Erzeugnissen der damaligen Industrie. Es konnte nicht ausbleiben, daß aus diesen beständig an- und abströmenden Massen sich allmählich ein Niederschlag fester Ansiedler bildete. Ueber die persönlichen Verhältnisse dieser ältesten Handelsbevölkerung unserer Städte sind wir nicht hinlänglich unterrichtet; jedenfalls war sie persönlich frei, da der Handel zu keiner Zeit eine Beschränkung seiner Bewegungsfreiheit gestattet hat. Wie vor den Kirchen, so breitete sich auch vor den Pfalzen frühzeitig ein reges Markttreiben aus. Nach seinem Palaste entbot der König sein Heer und die Gewaltigen seines Reiches; Herren und Mannschaft kamen mit großem Troß und suchten außer dem Obdach auch die Genüsse, welche die Zeit bot. Am belebtesten waren natürlich diejenigen Märkte, welche außerdem noch an günstigen Punkten, an Flußübergängen, an Mündungen großer Ströme, an den Landesgrenzen u. s. w. gelegen waren, da zu diesen immer auch eine Menge fremder Kaufleute zusammenströmte. Dies war meist bei den alten Römerstädten der Fall, von denen einige noch den weiteren Vortheil haben mochten, daß sich in ihnen ein Rest der alten Bevölkerung über die Völkerwanderung hinaus erhalten hatte, der dann für die einwandernden Kaufleute einen bequemen Anknüpfungspunkt bildete. Endlich siedelten sich um die Königshöfe und Kirchen herum auch freie Grundbesitzer an. Denn nicht aller Grund und Boden gehörte dem König oder der Kirche, im andern Falle wäre es unmöglich gewesen, daß schon in der ältesten Zeit Schenkungen von liegenden Gütern durch einzelne Freie an Kirchen und Klöster stattgefunden hätten.

Aber — so wird man fragen — wer sorgte denn neben jenen Handwerkern der königlichen Kammergüter, der herrschaftlichen und der kirchlichen Fronhöfe für die Bedürfnisse derer, die nicht zu jenen Verbänden gehörten? Nur freie Handwerker können dies gethan

haben, da das Arbeiten der hörigen Handwerker für den Markt erst in eine verhältnißmäßig spätere Zeit fällt. Nun ist allerdings richtig, daß, gleichwie die Römer, denen nur der Großhandel als eine anständige Beschäftigung galt, während sie den Zwischenhandel und die Handwerke schmutzige Künste, unwürdig eines Freigeborenen, nannten, so auch die alten Deutschen die Beschäftigung mit einem Handwerk als freiheitschmälernd verachteten. Aber wie schon dort die enge Verbindung des Handwerkes mit dem Landbau im Gefolge hatte, daß ingenui beispielsweise als Schuhmacher uns namhaft gemacht werden, so begegnen uns auch bei den germanischen Völkerschaften vereinzelt vollfreie Handwerker. Später, unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, finden wir dann eine Masse freier Handwerker und zwar auf dem platten Land erwähnt. Hierbei sind es drei verschiedene Weisen, in denen freie Gewerbsleute auf dem Lande sich nährten. Entweder bewarben sie sich um ein Lehengut und entrichteten den Zins in Erzeugnissen ihres Gewerbes, oder sie nahmen ein Gut in Pacht, zahlten den Grundherrn mit baarem Gelde und verfügten dann frei über ihr Gewerbe, oder endlich sie wurden Handwerkspfründner der Stifte und Kammergüter, d. h. sie arbeiteten täglich in den herrschaftlichen Werkstätten und empfingen dafür einen festen Lohn, sei es in Gütergenuß, sei es in Lebensmitteln. Und in einer Wormser Urkunde vom Jahre 830 sind ausdrücklich Handwerker erwähnt, die mit selbstverfertigten Waaren Ströme und Flüsse befahren und entlegene Märkte besuchen, also freie Leute, denn nur solche können Handelsreisen machen. Ebenso werden alle diejenigen Künstler und Handwerker, welche Karl der Große an seine Königshöfe und Villen zog, freie Leute gewesen sein, da sie sonst nicht hätten herbeigezogen werden können, wenigstens nicht ohne Zustimmung ihrer Herren.

Die zu Aemtern organisirten hörigen Handwerker der weltlichen und kirchlichen Fronhöfe im Zusammenhalt mit den freien Gewerbtreibenden bilden den fruchtbaren Keim, aus dem sich der mittelalterliche Gewerbestand und die Zunftverfassung entwickelt hat. Die ersteren boten für diese Neubildung die nothwendigen äußeren Formen dar, die letzteren gaben das Bindemittel ab, das jene mit einem neuen Geist beleben, anderen Zielen zuführen sollte. Ohne den festen Stützpunkt der Fronhofhandwerker würden die vereinzelten freien Handwerker wohl schwerlich zu einem engeren Zusammenschluß gekommen sein, wie andererseits die Ueberwindung des Hofrechts

ohne jene freien Elemente jedenfalls nicht so bald und vollständig hätte durchgeführt werden können. Dazu kam eine Reihe äußerer Anregungen, welche auf die Bildung freier gewerblicher Genossenschaften einen förderlichen Einfluß ausüben mußten. Das hauptsächlichste Moment ist das Aufblühen der Städte. Liebten die alten Deutschen den Aufenthalt in ummauerten Orten nicht, so haben sie doch allmählig in den Römerstädten am Rhein und an der Donau, die als Bischofssitze und als Hauptorte der Gaue etwas von der alten Bedeutung behaupteten, ihren Wohnsitz aufgeschlagen, aller-allerdings vorerst die heimischen Lebensgewohnheiten auch auf sie übertragend, indem sie hier auf Höfen, von Gärten und Weinbergen umgeben, wohnten und die Aecker bestellten, die in dem Stadtgebiet wie anderswo in der Dorfmark lagen.

Auch die übrigen Verhältnisse waren vorerst äußerst primitiver Natur. Die Häuser waren fast durchgängig von Holz: noch am Ausgang des 13. Jahrhunderts gehörte ein Steinhaus zu den Seltenheiten. Aber auch ein solches sah unwohnlich genug aus. Die Bürgerhäuser glichen mehr Festungen als Wohnungen: denn je weniger für die allgemeine Sicherstellung der Stadt geschehen konnte, desto mehr mußte von Seite der Einzelnen zum Schutz des eigenen Heerdes geschehen. An architektonische Verzierungen darf ebensowenig gedacht werden, wie an eine gewisse Symmetrie in Anlage der einzelnen Theile. Bekanntlich blieb die Baukunst bis weit in das Mittelalter hinein in den Händen des Klerus, der allein die nöthigen Kenntnisse und Mittel zu kunstgemäßen Bauten besaß. Da fiel denn auf Profanbauten nur wenig ab. Mit dem Wohnhaus erscheinen stets die nöthigen Wirthschaftsgebäude, Hofstätten und da und dort auch Gärten verbunden. Wie sah es aber im Innern dieser Häuser aus? Ich glaube, sie würden mit ihren kleinen Fenstern, dunkeln Kammern und Stiegen und ihrem einfachen, derben Hausrath gewaltig abstechen gegen die geräumigen und schönen Häuser, die man bereits im 15. Jahrhundert baute. Was die engen Fenster betrifft, so hatten dieselben ihren guten Grund darin, daß gläserne Fenster in alten Zeiten ein Gegenstand des Luxus waren. Begreiflicher Weise mußte man daher die Luft und Lichtöffnungen so klein als möglich machen, um so mehr als an eine kunstgemäße Feuerung durchaus nicht gedacht werden darf.

In diesen eckigen, unfreundlichen Räumen wohnte ein einfaches, kräftiges Geschlecht. Wie der Wohnraum, so ist auch der Inwohner,

himmelweit von dem Patrizier des 15. oder gar des 16. Jahrhunderts verschieden. Nicht im feinen Tuchrock, im Marderpelz mit der Halskrause und goldener Gnadenkette stolzirte der Bürger herum. In früheren Zeiten trug er im Hause gewiß nur selbstgesponnenes Linnen oder grobes Wollentuch, das besonders von den Friesen nach Deutschland gebracht wurde. Ueber die eigentliche Tracht ist man nicht im Stande, genügende Auskunft zu geben. Aus den Bilderhandschriften ist höchstens über die Tracht der Großen etwas Näheres zu entnehmen; auch Grabdenkmale haben sich vom 13. Jahrhundert rückwärts überaus wenige erhalten, und die Sitte, den Verstorbenen auf denselben abzubilden, gehört hauptsächlich den höheren Ständen, sowie den späteren Jahrhunderten an. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß eine Mischung antiker und germanischer Tracht beliebt war. Ein Leibrock mit Aermeln und darüber ein Mantel mögen die Hauptbestandtheile gewesen sein. Letzterer gehörte indessen nicht nothwendig zur vollen Bekleidung, auch war er eng und fiel in schlichten Falten über den Rücken herab. Von Karl dem Großen ist uns überliefert, daß seine Kleidung nicht wesentlich von der des gemeinen Mannes unterschieden war; umsoweniger dürfen wir uns den Altbürger in jenem bunten Wechsel der Trachten vorstellen, der vom 14. Jahrhundert an zur Regel geworden ist. Der gemeine Mann trug den Leibrock immer kurz, bis an das Knie reichend, während Fürsten und Großen nach byzantinischem Vorbild ein Kleid trugen, das bis an die Knöchel herabfiel. Unter dem Leibrock trug man ein Hemd und doppelte Hosen, welche durch Binden über den Hüften festgehalten wurden und mit den Schuhen verbunden waren. Männliche und weibliche Trachten unterschieden sich im früheren Mittelalter weniger als im späteren. Eine eigentliche Kopfbedeckung wurde für gewöhnlich nicht immer getragen: auf Reisen diente der Hut, in der Regel wohl der Eisenhut, in der Stadt trug man nicht selten eine Kapuze am Rock. — Die Sitten waren roh. Unvermittelte Gegensätze, strenge Kirchlichkeit neben Völlerei und Trunkenheit, dabei blutige Raufhändel sind die charakteristischen Merkmale unseres frühesten Stadtlebens. Das Trinken ist allezeit ein germanisches Hauptlaster gewesen. In einem Gesetze Karls des Großen ist bereits bestimmt, daß Niemand den Andern zum Trinken nöthigen solle. Das 13. Jahrhundert bildet die Scheide zwischen der einfachen alten Lebensweise und einer vermuthlich in Folge des steigenden Handelsverkehrs verfeinerten Genußsucht. Von da an stoßen wir zuerst auf den allge-

meinen Gebrauch von Pelzwerk, Seidenstoffen, Gold und Edelsteinen.

Trotzdem war in den Städten doch weit eher als auf dem platten Lande die Möglichkeit eines Zusammenschlusses gegeben, wie überhaupt in den Städten, namentlich wenn sie Mittelpunkte eines lebhaften Handelsverkehrs waren, alle Reformen rascher und gründlicher Eingang erhalten mußten. Städte waren es, denen die Landesherren zuerst Privilegien wegen Aufhebung hofrechtlicher Lasten ertheilten. Als Hörige, die auf fremdem Boden saßen, konnten die Handwerker ursprünglich kein eigenes Vermögen haben; nach ihrem Tode fiel daher von Rechtswegen der Nachlaß an den Herrn. Doch war dieses Recht des Herrn thatsächlich schon längst außer Uebung gekommen, und was sich so thatsächlich festgestellt hatte, wurde allmählig zum Rechtssatze. Allein beim Tode des Unfreien nahm der Herr doch einen Theil seines Nachlasses für sich weg: das war das Buteil oder Sterbfallrecht, ein bestimmt abgemessener Betrag des Nachlasses, womit die Hörigen die Erbschaft von dem Herrn loskauften. Auf dem Lande, wo die Handwerker auf Kosten des Herrn lebten, hatte die Abgabe guten Grund gehabt, in den Städten, als jene vom eigenen Erwerb zu leben anfingen, wurde sie unbillig und drückend. Es war nicht die Abgabe allein, die als Druck empfunden wurde; weit übler war es, daß sie den Fleiß und den Arbeitseifer lähmte, denn je mehr sich der Erwerb vergrößerte, desto höher stieg der Gewinn des Herrn. Heinrich V. hob nun, zunächst in den Städten Speyer und Worms, den alten Stammsitzen seines Geschlechts, die am ersten für den Kaiser aufgestanden waren und das Zeichen zur allgemeinen Erhebung gegeben hatten, das Buteil sowie andere Reste der Hörigkeit auf; die Erbschaft sollte ungeschmälert auf die Kinder übergehen, und nur das beste Stück Vieh oder das beste Gewand sollte dem Herrn zufallen, bis Friedrich I. auch Besthaupt und Gewandrecht anfhob. Außerdem erhielten die Handwerker Sicherung gegen Anfechtung ihrer Ehen durch auswärtige Herren und Schutz gegen ihre Rückforderung in das alte Hörigkeitsverhältniß.

Zu diesen mehr die persönliche Stellung der Handwerker verbessernden Vorrechten kamen dann solche, welche direkt die Hebung des städtischen Gewerbes bezweckten oder wenigstens im Gefolge hatten. Schon die Anordnung Heinrichs I., daß Versammlungen und Festlichkeiten in den befestigten Orten abgehalten werden sollten, mußte dazu dienen, den Verkehr zu beleben, der ländlichen Bevölke-

rung Gelegenheit zu bieten, hier an Kauf und Verkauf sich zu betheiligen. Im 10. und 11. Jahrhundert trat dann ein mächtiger Aufschwung des Handels hinzu. Es war kein Passivhandel mehr wie in der ältesten Zeit, sondern ein innerer und aktiver; das Volk schritt selbst mit steigender Cultur vom Ackerbau zur Industrie vor, der Handel war darum unmittelbar von erhöhter Gewerbthätigkeit begleitet, und diese wirkte auf jenen zurück, indem sie ihm Leben und Nahrung zuführte. Die Ausbreitung des Christenthums, die Verbindung Deutschlands mit Italien, die Kreuzzüge und der Verkehr mit dem Morgenlande gaben dem Handel gleichzeitig die verschiedensten Anregungen. Die Städte waren die örtlichen Anknüpfungspunkte, wo sich der Handel concentrirte, hier fand er seinen Boden bereitet, ebenso wie er umgekehrt wieder das Lebenselement der Städte wurde. Es war daher sehr natürlich, daß die Städte auf die Bewohner des Landes eine starke Anziehung ausübten; sie boten Vortheile mannigfacher Art, Schutz, Freiheit und Unterhalt. Wer seine Lage verbessern wollte, zog dorthin, um seine Kraft zu verwerthen und durch Arbeit und Fleiß in die Höhe zu kommen. So begannen denn förmliche Einwanderungen in die Städte, die beinahe vier Jahrhunderte lang fortgedauert und das Anwachsen der Bevölkerung außerordentlich begünstigt haben. Namentlich waren es Handwerker, welche diesen Zuzug leisteten. In den Städten war ja gleichfalls auf den Palatien wie auf den Fronhöfen des flachen Landes die nöthige Anzahl von Künstlern und Handwerkern vorhanden. Je größer nun die Hofhaltung wurde, je mehr der Verkehr sich ausdehnte, desto größer wurde die Zahl der Gewerbetreibenden.

Was nun die Stellung anlangt, in welche diese Neuankömmlinge vom Lande in den Städten eintraten, so werden wir kaum irre gehen, wenn wir sie für persönlich freie und auch in ihrem Handwerksbetrieb unabhängige Leute halten. Für das erstere spricht nicht nur der Schutz, der ihnen bereits in den ältesten Stadtrechten ihren früheren Herren gegenüber zugesichert wird, und die Freizügigkeit, die ihnen gestattet, das erworbene Domizil jederzeit wieder zu verlassen, sondern auch die ihnen zugestandene Fähigkeit, Grundbesitz innerhalb der Stadtmauern zu erwerben. Die beiden erstgenannten Privilegien, von denen übrigens das erstere älter ist als das zweite, werden als so gewichtig betrachtet, daß sie nicht selten an der Spitze der einzelnen Stadtrechte stehen, manchmal sogar geradezu in der verschärften Fassung, daß Stadtluft frei mache und

daß ein Jeder, Einheimischer oder Fremdling, in ihr Frieden habe. Hand in Hand mit der persönlichen Freiheit geht aber die Fähigkeit, Grundeigenthum inne zu haben, und umgekehrt: nur wer auf eigenem Grund und Boden sitzt, gilt für persönlich frei. Auch bei der Entwickelung des mittelalterlichen Handwerkerstandes läßt sich die Wahrheit dieses Prinzipalsatzes unseres älteren Rechts deutlich erkennen. So lange die Handwerker einer strengen Hörigkeit unterworfen waren, konnte bei ihnen nur von einem hofrechtlichen Besitz die Rede sein. In dem Maße aber, in welchem jene strengen Formen der Hörigkeit schwanden und einer milderen Auffassung des Rechtsverhältnisses den Herren gegenüber Platz machten, änderte sich auch das Verhältniß der Handwerker zu dem Grund und Boden, auf dem sie saßen. Jetzt wurden keine Arbeitshäuser mehr gebaut, sondern jetzt baute sich der Handwerker sein eigenes Häuschen und ließ sich dazu von dem Herrn einen Streifen Land gegen eine jährliche Rente erblich verleihen. Der Herr blieb Eigenthümer, der Handwerker hatte nur ein erbliches dingliches Nutzungsrecht, eine Art von Erbpacht, wofür er einen Grundzins bezahlte. Wird man also auch für das 11. und 12. Jahrhundert den Handwerkern kein Grundeigenthum in dem Sinne, wie es den Stiftern, Klöstern, Rittern und Patriziern zustand, zuerkennen dürfen, so ist doch zu beachten, daß diese Beschränkung weit mehr durch thatsächliche als durch rechtliche Verhältnisse verursacht war. Bis in das 13. Jahrhundert herein erscheinen neben dem König lediglich die Kirche und der Adel als die Grundeigenthümer der Städte — ein Umstand, der eben in der Art und Weise, wie unsere Städte entstanden und aufkamen, seine Erklärung findet. Viele Orte, die später als Städte erscheinen, waren ursprünglich nichts weiter als herrschaftliche Höfe, in denen alles Eigen einem einzigen Herrn gehörte. Neben dessen Eigenthum war also in der älteren Zeit ein anderes ächtes Eigenthum nicht möglich, sondern lediglich ein von jenem abgeleiteter Besitz. Auf keinen Fall darf also aus den thatsächlichen beschränkten Grundbesitzverhältnissen der Handwerker im früheren Mittelalter nun sofort auf ihre Rechtsunfähigkeit zum Erwerb ächten Eigens überhaupt und damit auf eine Minderung ihrer persönlichen Freiheitsrechte geschlossen werden. Wenn uns dann weiter neben diesem beschränkten Besitzrecht auch noch da und dort gewisse Leistungen und Abgaben der Neueingewanderten gegenüber dem Herrn der Stadt begegnen, so werden wir auch darin keineswegs ein die persönliche

Freiheit derselben schmälerndes Moment, sondern lediglich eine Art Schutz- und Recognitionsgebühr zur Anerkennung der Stadtherrschaft erblicken dürfen. Waren sie ja doch aus ihrer früheren Stellung an solche Dienste und Abgaben gewöhnt und sahen andererseits ihre städtischen Genossen in der gleichen Lage.

Den Einfluß, den die vom Lande in die Städte neu zugezogenen Handwerker auf die bereits von Alters her bestehenden hofrechtlichen Handwerksämter ausübten, wird man kaum hoch genug anschlagen können. Wenn die persönliche Freierklärung der hofrechtlichen Handwerker vielleicht auch ohne den großartigen Aufschwung, den der städtische Handel im 10. und 11. Jahrhundert nahm, nicht länger hätte hinausgeschoben werden können — es ist bereits hervorgehoben worden, welchen Antheil beispielsweise die Politik bei den Privilegienertheilungen Heinrichs V. an die Städte Worms und Speyer gehabt hat — so darf doch so viel behauptet werden, daß die Bildung freier Gewerbegenossenschaften in den Städten ohne einen Anstoß von außen her kaum möglich gewesen wäre. Und zwar werden wir uns diese Bildung so zu denken haben, daß eine geraume Zeit hindurch die alten hofrechtlichen Handwerksämter neben den freien Gewerbeinnungen bestanden und erst allmählig sich zu dem Charakter der letzteren fortbildeten.

Einen deutlichen Beleg für diese allerdings auffallende Thatsache gibt das älteste deutsche Stadtrecht, das von Augsburg vom Jahre 1104, dessen Bestimmungen überhaupt ein hochinteressantes Licht auf die ältesten sozialen Zustände unserer Städte werfen. Dasselbe führt von den alten hofhörigen Handwerksämtern der bischöflichen Kirche diejenigen der Fleischer, Wurstmacher, Bäcker und Schenkwirthe auf. Sie haben allerdings die strenge Form der Hörigkeit und des Gebundenseins an die Fronhofwirthschaft überwunden, aber doch noch Abgaben und Dienste zu leisten, welche an die alte Stellung erinnern und den Begriff freier gewerblicher Genossenschaften ausschließen. Die Fleischer müssen dem Burggrafen am Martinstage einen Rinderbraten im Werthe von 32 Pfennigen überbringen; zu Weihnachten lag außerdem jedem von ihnen die Lieferung zweier Lendenstücke ob. Die Wurstmacher sollen dem Burggrafen am Martinstage sechs Ochsenköpfe überreichen. Die Bäcker haben einmal in jedem Monat Normalbrode zu liefern, nebenbei entrichtet jeder einzelne zu Weihnachten und Ostern vier Pfennige und am Fastendienstag ein Huhn. Die Schenkwirthe endlich sollen

von jedem Maße, das sie verkaufen, eine Abgabe zahlen und den Waibeln einen Trunk Bier reichen. Den Wurstmachern lag außerdem die Verpflichtung ob, die Gefangenen, welche den Frieden der Stadt getrübt hatten, zu überwachen. Dagegen war der Burggraf verpflichtet, zweien Fleischern 26 Pfennig und einem beliebigen Wurstmacher 6 Münzen zu geben.

Die gemeinsame Abgabe einerseits und die an die Gesammtheit der betreffenden Gewerbetreibenden zu entrichtende Gegenleistung des Burggrafen andererseits weisen nothwendig auf eine Verbindung der einzelnen Handwerksgenossen hin, deren Charakter, nach Ausweis der genannten Abgaben, kein anderer als der der hofrechtlichen Handwerksämter, wenn auch in einer bedeutend gemilderten Form, gewesen sein kann. Die Fleischer würden doch gewiß scheel gesehen haben, wenn nur zwei von ihnen entschädigt worden wären für eine Abgabe, an der sie alle theilgenommen hatten. Es ist nicht undenkbar, daß die beiden Metzger und der Wurstmacher, welche zum Empfang des Geldes bestimmt waren, die Vorsteher der Innung oder Verwalter der Vereinskasse waren, in welche die Entschädigungssumme floß. Die mildere Form des Hörigkeitsverhältnisses aber wird schon dadurch erwiesen, daß die genannten Gewerbtreibenden dem Vogte zu den gebotenen Dingen ihre Beiträge zahlen. Dies beweist, daß sie dem strengen Hofrecht entwachsen waren. Denn da sie zahlen mußten, durften sie auch ohne Zweifel auf den Dingen erscheinen, was Hörigen nicht zustand. Dabei ist es nicht zufällig, daß gerade die für den Handel mit Lebensmitteln bestimmten Gewerbe in der Urkunde namhaft gemacht werden; vorzugsweise diese finden sich auch in frühester Zeit auf den Herrenhöfen zu Handwerksämtern vereinigt, während die übrigen Gewerbe keinen Raum in der alten, lediglich dem Wirthschaftsbedürfniß eines großen Dominiums dienenden Hofverfassung fanden. Mit andern Worten: die ältesten Handwerksgilden werden nicht von denjenigen Gewerken geschlossen, welche schon in der frühesten Zeit auf den herrschaftlichen Fronhöfen sich finden, sondern von denjenigen, denen der städtische Handelsverkehr zuerst zur Blüthe verhalf. Denn das braucht doch wohl kaum noch bewiesen zu werden, daß die gesammte Gewerbethätigkeit des damaligen Augsburg unmöglich in der Zubereitung und dem Handel mit den wichtigsten Nahrungsmitteln aufging. Der Burggraf ist gehalten, dem Bischof Hut und Handschuhe zu besorgen; also wird es erlaubt sein, auf das Vorhanden-

sein von Handschuhmachern und Hutmachern zu schließen. So unbedeutend auch die Stadt im 11. und 12. Jahrhundert gewesen sein mag, immerhin bedingte die bischöfliche Hofhaltung und der häufige Aufenthalt der Kaiser ein gewisses Maß gewerblichen Lebens. Da nun aber die übrigen Gewerbetreibenden in dem Statut nicht aufgeführt werden, so folgt daraus, daß sie eben in keinerlei Beziehung zu dem Kreise, für den dasselbe erlassen ist, gestanden haben. Mit andern Worten: neben den noch in gemilderter Hörigkeit stehenden Aemtern der Fleischer, Wurstmacher, Bäcker und Schenkwirthe sind die übrigen Gewerbetreibenden der Stadt frei von allem Hofrecht und haben wohl von allem Anfang an keinem solchen unterstanden, da es sonst nicht ersichtlich wäre, warum gerade nur die Gewerbe der Fleischer u. s. w. zur Zeit der Niederschreibung des alten Stadtrechts noch den Charakter hofrechtlicher Handwerksämter an sich tragen. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß die übrigen Handwerke, die wir dann im Jahre 1276 als gegliederte Corporationen finden, schon 170 Jahre vorher existirt, nur daß sie in keinem Zusammenhang mit der bischöflichen Familie im weiteren Sinne gestanden haben, d. h. für ihre Person und ihren Gewerbebetrieb frei gewesen sind. Dagegen wird ein corporativer Zusammenschluß derselben nach den einzelnen Gewerbearten für jene früheste Zeit kaum angenommen werden dürfen. Es ist dies schon deshalb nicht zu vermuthen, weil das Augsburg des 11. und 12. Jahrhunderts, wenn es auch, wie wir bereits bemerkt haben, nicht so unbedeutend war, daß es beispielsweise keine Kürschner, Messerschmiede u. s. w. aufzuweisen hatte, andererseits doch noch nicht so volkreich war, daß die große Zahl der Handwerker zu einer zunftartigen Vereinigung Veranlassung gegeben hätte.

Ich kann es mir nicht versagen, hier auf die Gewerbeverhältnisse einer anderen schwäbisch-alemannischen Stadt einzugehen, welche bezüglich ihrer ganzen Verfassungsgeschichte, namentlich auch was den ältesten Zustand ihrer Gewerbe anlangt, die allergrößte Aehnlichkeit mit Augsburg aufweist. Das älteste Stadtrecht von Straßburg, das, wenn auch jünger als das Augsburger, doch höchst wahrscheinlich noch der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört, enthält sehr ausgeprägte Bestimmungen über das Dienstverhältniß der Handwerker gegenüber der bischöflichen Kirche. Auch hier sind noch die Handwerker zu Diensten aller Art verbunden, ja auch die Kaufleute werden gezwungen, einen Theil ihrer Zeit dem

Bischofe zur Verfügung zu stellen. Doch weist das Straßburger Statut einen bedeutenden Fortschritt gegenüber dem Augsburger darin auf, daß dort die Handwerker bereits auf der Scheide völliger Freiheit und letzter Periode der Knechtschaft gestanden zu haben scheinen. Die Dienstpflichten sind meistentheils so geringfügiger Natur, daß man den Eindruck empfängt, in wenigen Jahrzehnten werde auch diese letzte Spur der Hörigkeit geschwunden sein. In der That ist ein Jahrhundert später im Stadtrecht von 1214 von Abgaben, welche die einstige Abhängigkeit vom Bischofe bezeugen könnten, nicht mehr die Rede. Im zwölften Jahrhundert stoßen wir dagegen auf eine ganze Reihe von Dienstleistungen, denen die Handwerker unterworfen waren. Zwölf Kürschner mußten auf Kosten des Bischofs Pelze machen und Felle zubereiten, soviel deren dieser brauchte. Verluste, die der Meister der Kürschner auf der zum Zwecke des Einkaufs von Pelzwerk unternommenen Reise erleidet, muß der Bischof tragen. Von den Schmieden muß jeder, wenn der Bischof auf Reisen geht, zwei resp. vier Hufeisen mit den nöthigen Nägeln liefern und, falls der Bischof zu einer Belagerung zu schreiten sich gezwungen sieht oder selbst belagert wird, 300 Geschosse hergeben. Etwaigen Bedarf über diese festgesetzte Quantität hinaus muß der Bischof zahlen; auch ist er genöthigt, für die auf seiner Burg arbeitenden Schmiede den Unterhalt zu bestreiten und zu den Reparaturen das Material selbst zu schaffen. Unter den Schuhmachern müssen acht dem Bischofe, wenn er zum Kaiser fährt, Futterale für verschiedene Gegenstände liefern; was der Bischof dagegen an Lederzeug zu einer Belagerung braucht, muß er bezahlen. Die Handschuhmacher — und zwar ihrer nur vier — haben zur Ausfütterung der erwähnten Futterale eine Lieferung von weißem Leder zu machen. Wünscht der Bischof mehr, so wird den Handwerkern die Leistung vergütet. Die Sattler haben zu einer Reise des Bischofs zwei resp. vier Sättel unentgeltlich zu liefern; alles andere wird ihnen bezahlt. Die Schwertfeger müssen, wenn der Bischof verreist, seine Helme und Schwerter, sowie die seiner Ministerialen reinigen und auch für sein Jagdzeug Sorge tragen. Für die Bechermacher gilt, daß sie alles, was der Bischof bei ihnen bestellt, nur gegen Vergütung ihrer Arbeit anzufertigen haben. Das zu verarbeitende Material liefert ihnen der Küfermeister. Die Küfer wiederum müssen dem Bischof oder auch dem kaiserlichen Paare, wenn dieses in Straßburg anwesend sein sollte, alles anfertigen,

was dieselben zum Bade oder in Küche und Keller brauchen. Zu ihren Arbeiten hat ihnen der Meister das Holz und der Kellermeister des Bischofs die anderen Utensilien zu stellen. Fährt der Bischof zu Hofe, so sind die Küfer nur gegen Bezahlung ihrer Leistung gezwungen, den erwähnten Verpflichtungen nachzukommen, so wie sie auch alle Fässer des Bischofs nur auf seine Kosten binden. Die Gastwirthe haben Sorge zu tragen, daß des Bischofs Abort und Speicher rein bleiben. Als Dienstpflicht der Müller und Fischer ist angegeben, daß die ersteren einen, die letzteren zwei Ruderknechte für die Wasserfahrten des Bischofs zur Verfügung stellen müssen. Jedoch geschieht dies nicht ohne Besoldung der Knechte, und man kommt überein, falls das von dem Zöllner gelieferte Boot ohne Schuld der Lenker zu Schaden kommt, die Kosten der Wiederherstellung aus des Bischofs Tasche zu zahlen. Den Fischern ist außerdem noch die Verpflichtung auferlegt, ein Mal im Jahre drei Tage und drei Nächte für den Bischof zu fischen; aber auch diese Mühe wird mit Geld aufgewogen. Die Zimmerleute endlich müssen sich alle Montage vor der Burg einfinden, um von dem Bischofe nöthigenfalls zur Arbeit gemiethet werden zu können. Werden sie vor dem Läuten zur Frühmesse nicht angenommen, so sind sie an dem Tage frei und können zur Arbeit nicht gezwungen werden.

Aus den angeführten Diensten und Abgaben vermögen wir den Fortschritt zu erkennen, den die Emancipation des Handwerks von den Banden des Hofrechts gemacht hat. War dasselbe ursprünglich in den Städten durchweg in keiner andern Stellung als auf den Herrenhöfen, so machte doch das gesteigerte Bedürfniß an Arbeit, der Aufschwung des Handels und der gewerblichen Technik, die Berührung mit den zahlreich einwandernden Genossen vom Lande und noch manche andere Umstände, die ich hier nicht weiter namhaft machen kann, eine totale Umgestaltung der Verhältnisse nothwendig. Zunächst wohl ließ es der Herr geschehen, wenn der Handwerker neben der Arbeit, die er für den Herrn zu besorgen hatte, sich durch andere Arbeit einen Nebenverdienst verschaffte. War doch die Verbesserung der materiellen Lage ihrer Handwerker, die jetzt bei der aufkommenden Geldwirthschaft durch eben jene Nebenverdienste möglich wurde, auch im Interesse der Dienstherren. Arbeiteten ihre Unfreien auch für Andere und erwarben sie sich dadurch ihren Unterhalt, so brauchten die Herren nicht mehr wie ehedem für denselben zu sorgen. Die Herren erhalten jetzt die für ihr Bedürfniß erforder-

lichen Arbeiten nicht mehr gegen Kost und Wohnung, sondern ganz umsonst geliefert. Je mehr die Zahl der Handwerker zunahm, desto weniger ward ihre Kraft für den Herrn in Anspruch genommen, desto mehr gewannen sie freie Zeit auf eigene Rechnung zu arbeiten. Sowie die Handwerker dem Gewinn nachgehen konnten, mußte sich ihre Verbindung mit dem herrschaftlichen Hofe lockern, sie lernten auf eigenen Füßen stehen und begannen für sich zu wirthschaften. Dazu kam die unendliche Steigerung des Bodenwerthes, die jetzt dadurch erfolgte, daß die Herren der Stadt ganze große Grundflächen, die bisher dem Ackerbau gedient hatten, zu Bauplätzen für die sich mehr und mehr vergrößernde Arbeiterbevölkerung verwandten: denn nun warf der Boden eine Rente ab, die der Wein oder das Getreide nie gebracht hätte; Häuserbau ist immer die intensivste Art der Bodenbestellung. Die Herren begünstigten daher wiederum das Wachsthum der Städte und den zunehmenden Wohlstand der Handwerker, da sie aus der steigenden Nachfrage nach Bauplätzen innerhalb der Stadt den größten und unmittelbarsten Nutzen zogen.

So weit dürfte im Allgemeinen die Emancipation des Handwerkerstandes zur Zeit der Niederschreibung des Augsburger und Straßburger Stadtrechts fortgeschritten sein. Allmählig hat sich nun in den Städten eine Verschmelzung der beiden Elemente des ältesten Gewerbestandes in der Weise vollzogen, daß die ursprünglich freien Handwerker trotz der ihnen im Uebrigen ungeschmälert verbleibenden persönlichen Freiheit, in ein gewisses, jetzt nicht mehr näher erkennbares Abhängigkeitsverhältniß zum Stadtherrn gerathen, während die ursprünglich hofhörigen Handwerker mehr und mehr die Reste der früheren Hörigkeit abstreifen, bis beide Klassen endlich an demselben Punkte einer durchgängigen Unterthänigkeit gegenüber den Bischöfen und ihren Beamten angelangt sind. Auf der einen Seite gelingt den letztgenannten, ihre Vogteigewalt auch auf die ursprünglich Vollfreien auszudehnen, auf der andern sind sie gezwungen, ihren früheren Hörigen ein Zugeständniß nach dem andern zu machen. Und — so sonderbar dies klingen mag — beide Thatsachen sind nur der Ausfluß einer und derselben Grundursache, die keine andere ist als der mächtige Aufschwung der städtischen Gewerbe im 12. und 13. Jahrhundert. Es sei hier nur an die in diese Periode fallenden Kreuzzüge, die Gründung zahlreicher neuer Städte, die Ausbildung des Feudalwesens und des Ritterthums und an andere bekannte Umstände erinnert, welche ein rasches Wachsthum

der Städte im Gefolge hatten. Wie unsere Gewerbe schon einmal durch die Bekanntschaft mit dem culturreicheren Süden befruchtende Anregung empfangen hatten, so war dies jetzt durch die Berührung mit dem Orient in einem noch gesteigerten Maße der Fall. Das frische Aufblühen der Gewerbe aber hatte wieder ein solches der Städte überhaupt im Gefolge.

Mußten die eben angeführten Umstände nothwendig eine stetig fortschreitende Entlastung der früheren hofhörigen Handwerker mit sich bringen, so hat andererseits die persönliche Stellung der neu vom Lande einwandernden Arbeiter — und diese sind es hauptsächlich, die einen Gegensatz zu den in hofrechtliche Handwerksämter eingegliederten Handwerkern bilden — doch eine Freiheitsschmälerung erlitten. Indem sie sich innerhalb der Stadtmauern niederließen, begaben sie sich in den Schutz des Stadtherrn, der sie nach außen zu vertreten hatte. Sie leisten Dienste und Abgaben an diesen, vielleicht in demselben Umfange und in der gleichen Art wie ihre hörigen Berufsgenossen, aber die Natur ihrer Leistungen ist doch eine von der der anderen völlig verschiedene. Ihre Abgaben und Dienste entspringen einem Schutz- und Vogteiverhältniß gegen den Stadtherrn, also einem öffentlichen Rechtstitel, während die Pflichtigkeit der Uebrigen eine privatrechtliche, aus der vormaligen Leibeigenschaft hergeleitete ist. Und der Entrichtung solcher Schutzgebühren werden sich die Neueinwandernden um so weniger geweigert haben, als sie doch aus ihrer früheren Stellung an solche Dienste und Abgaben gewöhnt waren und andererseits ihre städtischen Genossen in der gleichen Lage sahen. Schließlich mußte dann ein Zeitpunkt eintreten, wo die verschiedenartigen Entstehungsgründe der beiden Leistungen ganz in Vergessenheit geriethen. Daß dann dieselben lediglich nur noch als öffentlich-rechtliche Abgaben aufgefaßt wurden, erklärt sich daraus, daß inzwischen überhaupt die städtischen Verfassungsverhältnisse ihren privaten Charakter verloren hatten, die Städte aus großen Domänen der Bischöfe öffentliche, mit dem Reich und dessen Oberhaupt unmittelbar zusammenhängende Staatsglieder geworden waren.

In diesen allgemeinen Grundlinien bewegte sich die persönliche Entwicklung des städtischen Handwerkerstandes bis ungefähr um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Dadurch, daß dieser Stand in der zweiten Hälfte des Mittelalters fast in allen deutschen Städten das Uebergewicht erlangt und denselben ihr kennzeichnendes Gepräge

verliehen hat, ist er der wichtigste Factor in der Entwicklung unserer bürgerlichen Freiheit geworden. Von geringerer Bedeutung sind die übrigen unfreien Klassen der ältesten städtischen Einwohnerschaft. Die königlichen und bischöflichen Dienstleute sind später mehr und mehr aus dem Stadtverband ausgeschieden und auf das platte Land übergesiedelt; nur in wenigen Städten läßt sich mit Sicherheit das Patriziat von jenen Ministerialen des Königs oder der Kirche herleiten. Auch diejenigen Unfreien, denen die Bewirthschaftung des herrschaftlichen Grundes und Bodens übertragen war, kommen für die Geschichte des Stadtbürgerthums nur insofern in Betracht, als sie später, nachdem durch das Aufblühen von Handel und Gewerbe die Landwirthschaft mehr und mehr aus den Stadtmauern hinausgedrängt worden war, sich den bürgerlichen Erwerbszweigen zuwendeten. Die Lage derselben war die gleiche, wie die der hörigen Handwerker; eine Besserung gegenüber den letzteren lag jedoch darin, daß sich bei der Bebauung des Bodens leicht eine gewisse Erblichkeit des bestehenden Rechtsverhältnisses entwickeln konnte, die wiederum auf die Verbesserung der persönlichen Lage der Colonen von förderlichem Einfluß sein mußte. Würden unsere Städte bei dem Zustand der Hofverfassung stehen geblieben sein, wie es in der That bei manchen der Fall gewesen ist, so würden wir von dem ganzen und großen Städteleben des Mittelalters nichts wissen. Das charakteristische Merkmal der Stadt gegenüber dem Dorfe besteht aber darin, daß die Stadt ein Element der öffentlichen Gewalt in sich aufnimmt und verarbeitet und damit nicht mehr allein um örtlicher Interessen willen da ist, sondern, direkt den staatlichen Zwecken dienend, einen Theil der Staatsgewalt verwirklichen und fruchtbar machen hilft. Das gilt nicht nur für das Mittelalter, es gilt auch noch — allerdings in der Beschränkung, welche die den Städten übergeordnete Staatsgewalt fordert — für unsere Zeit.

Der erste Bruch der hofrechtlichen Verfassung erfolgte schon dadurch, daß außer den im Hofverband stehenden Unfreien sich freie Grundbesitzer und Kaufleute im Stadtgebiet ansäßig machten. Diese unterlagen nicht der Gerichtsbarkeit des Hofherrn, sondern standen direkt unter den königlichen Beamten. Denn schon in den frühesten Zeiten, theilweise sogar noch unter den Merowingern, hatten namentlich die Kirchen für ihren Besitz an Land und Leuten die sogenannten Immunitätsprivilegien erlangt. Dieses Recht der Immunität knüpft an den altgermanischen Begriff des Hausfriedens an: wie der um-

schlossene Hofraum gegen jeden gewaltthätigen Einbruch durch den heilig gehaltenen Hausfrieden geschützt war, so war in noch höherem Grade jede Kirche mit ihrem Vorhof dieses Friedens theilhaftig. Dieser Kirchenfriede wird schon in den ältesten Urkunden Immunität genannt. Der ursprüngliche Zweck desselben bestand wohl ausschließlich darin, die geweihte Stätte vor dem Geräusch weltlicher und gewiß oft tumultuarischer Handlungen zu schützen. Später wurde nun dieser Begriff des Kirchenfriedens dahin fortgebildet, daß derselbe über die eigentlich kirchlichen Gebäude hinaus auf das gesammte Kirchengut ausgedehnt und daß den öffentlichen Beamten jede Ausübung weltlicher Handlungen auf demselben untersagt wurde. Dasselbe war bei dem Königsgut der Fall. Durch diese Erweiterung der Immunität war jede direkte Verbindung zwischen den Hintersassen des Königs beziehungsweise der Kirche und dem öffentlichen Richter abgeschnitten. Der herrschaftliche Vogt, der bisher nur eine hofrechtliche, disciplinare Gerichtsbarkeit besessen hatte, trat nunmehr zwischen die öffentlichen Beamten und die unfreien Hintersassen, indem er die Vertretung derselben vor dem Volksgericht übernahm. Dagegen blieb die alte Verbindung bestehen bei den freien Elementen der Stadtbevölkerung, sodaß man am Ausgang der Karolingerzeit fast in jeder deutschen Stadt eine unfreie, hofrechtliche, aus dem alten Verband mit der öffentlichen Verfassung herausgerissene und eine freie, einzig den öffentlichen Richtern unterstellte Gerichtsgemeinde unterscheiden muß. Diese Spaltung war der fruchtbare Keim, aus dem heraus sich — allerdings auf einem großen Umweg — die Stadtfreiheit entwickeln sollte.

Die Entwickelung unserer städtebürgerlichen Freiheit hängt in allen ihren Stadien aufs engste mit den jeweiligen Wandlungen der Reichsverfassung zusammen. Dieser allgemeine Satz gilt in besonders hohem Grade für das Zeitalter der letzten Karolinger. Es ist zur Genüge bekannt, in welch hohem Grade durch die Schwäche der letzteren die öffentliche Ordnung und Sicherheit gelitten hatte. Das Ansehen des Königs war aufs tiefste gesunken. Insbesondere waren es die weltlichen Großen, die mit allen Mitteln der List und Gewalt ihre Macht auszudehnen suchten. Am härtesten wurde durch diese Gewaltthätigkeiten der Stand der Freien heimgesucht. Als nächste Hilfe erschien den Bedrängten die bischöfliche Herrschaft. Daß unter dem Krummstab gut wohnen sei, ist ein Sprichwort, das seinen Ursprung der damaligen Zeit verdankt. Die bisher freigebliebenen

Stadteinwohner suchten vor den Bedrängungen durch den weltlichen Grafen den kirchlichen Schutz, indem sie sich massenhaft unter die Vogtei des Bischofs begaben. War schon früher infolge der getheilten Gerichtsbarkeit das Verhältniß zwischen der Kirche und den weltlichen Grafen ein gespanntes gewesen, so wurde dasselbe durch jenes massenhafte Austreten von Freien aus der öffentlichen Gerichtsgemeinde ein unerträgliches. Damit war auch den Königen der Weg gewiesen für die Regelung der Rechte in der Stadt: maßgebendes Ziel mußte ihnen sein, die kirchliche Vogtei einerseits zu schützen, andererseits aber auch ihr eine bestimmte Grenze, die nicht zu überschreiten war, zu setzen, also die Erweiterung der Grafengewalt zu verhindern, dieselbe aber auch nicht ganz zu zerstören — mit einem Worte: den Dualismus der städtischen Gewalten auf einem vermittelnden Wege zu Gunsten des Reichs zu verwerthen. Dieser Gesichtspunkt leitet zu den ottonischen Privilegien hinüber.

Der Ausdruck ottonische Privilegien ist die Bezeichnung für jene hauptsächlich von den sächsischen Königen ertheilten Urkunden des 10. und 11. Jahrhunderts, wodurch den höheren geistlichen Würdenträgern für ihre Immunitätsgebiete die Gerichtsbarkeit übertragen wurde. Der Unterschied zwischen den alten Immunitäts- und diesen neuen ottonischen Privilegien liegt klar zu Tage. Während der Inhalt der Immunität wesentlich negativer Art war: daß auf den Gütern der Kirche keine fremde Gerichtsbarkeit ausgeübt werden dürfe, enthalten die Privilegien der sächsischen Könige eine direkte Verleihung der Gerichtsbarkeit an die geistlichen Fürsten. Der Kirchenvogt, der bisher nur den Vermittler zwischen Kirchenhörigen und öffentlichem Gericht gemacht hatte, wurde nunmehr selbst Richter über die ersteren. Die Erlangung der Gerichtsbarkeit war das erste Glied in der Kette von Privilegien, die in ihrer Gesammtheit den Begriff der Staatshoheit ausmachten und mit denen die kirchenfreundlichen Ottonen die Bischöfe beschenkten. Bald folgte ihr die Verleihung des Münz-, Zoll-, Besteuerungs-Rechts u. s. w. nach, so daß am Ausgang des 10. Jahrhunderts die Bischöfe fast überall als wahre Reichsfürsten gelten konnten. Wie schon oben hervorgehoben wurde, ist der innere Grund dieser Emporhebung der geistlichen Gewalt nicht nur in einer persönlichen Zuneigung der sächsischen Könige zu den Interessen der Kirche zu suchen, er liegt vielmehr in dem Geist der damaligen Reichsverfassung. Die weltlichen Großen hatten schon längst begonnen, ihr Amt erblich zu machen und mit

einer Herrschaft zu verbinden; der grundsätzliche Unterschied zwischen Grundherrschaft und öffentlicher Gewalt ward dadurch, wenn nicht verwischt, so doch verdunkelt, die Grafenrechte ruhten selber schon auf Grundbesitz, und der König durfte angesehenen Grafengeschlechtern gegenüber nicht mehr als der unbeschränkte Herr auftreten, der das Amt verleihen und entziehen kann, sondern mußte sich durch das Lehensband die Oberherrlichkeit sichern. Da lag ihm nichts mehr daran, die Immunität in alter Weise aufrecht zu erhalten und die Grafen gegenüber dem kirchlichen Immunitätsgebiet in einer Stellung zu lassen, die jetzt von ihnen nicht mehr im Interesse des Reichs gewahrt, sondern zu eigenem Vortheil ausgebeutet wurde. Dagegen erschienen ihm die geistlichen Großen als ein festerer Halt der Reichsverfassung, weil sie für ihre Wahl seinem maßgebenden Einfluß unterlagen, während die weltlichen Großen trotz ihres Amtstitels alle ihre Rechte erblich gemacht hatten. Ja gerade die Bischöfe und Reichsäbte galten in der sächsischen Kaiserzeit vorzugsweise als befähigt, die fortschreitende Untergrabung der alten Reichsverfassung aufzuhalten und die alte Bedeutung der Grafschaft als eines Amtes fortzupflanzen, indem durch Uebertragung von Grafschaftsrechten auf sie das Reich die Möglichkeit behielt, bei jedem Wechsel des Inhabers derselben ein entsprechendes Wort mitzureden.

Mit den ottonischen Privilegien tritt die Geschichte des Stadtbürgerthums in einen neuen Abschnitt. Der Bischof ist jetzt nicht mehr nur Grundherr über einen Theil der Einwohnerschaft, sondern zugleich Stadtherr, mit andern Worten: die ganze städtische Einwohnerschaft, Unfreie und Freie, steht unter seiner Vogtei, er ist den Bürgern gegenüber an die Stelle des Königs getreten, indem er sämmtliche Regierungsrechte desselben ausübt. Diese Zeit der bischöflichen Herrschaft ist für die deutschen Städte eine Periode materieller Blüthe gewesen. Nichts ist falscher als jene beliebte Darstellung, welche von vornherein das bischöfliche und das städtische Interesse als zwei einander entgegengesetzte Factoren, als zwei feindliche Elemente behandelt, beide nur auf gegenseitigen Abbruch vermeintlicher und wirklicher Rechte bedacht sein läßt. Diese Ansicht macht aus den Bischöfen die beschränktesten Kleinpolitiker und aus den Bürgern die krassesten Revolutionsmänner, beides mit gleichem Unrecht. Denn die Bischöfe waren nicht so beschränkt, der Stadt einen frischen Aufschwung zu mißgönnen, und die Bürger nicht so verwegen, wohlbegründete Rechte des Bischofs muthwillig anzu-

fechten. Die ganze städtische Einwohnerschaft wird in patriarchalischer Weise unter dem Begriff einer Familie zusammengefaßt. Der Bischof ist das Haupt derselben. Mit seinen Geistlichen und Dienstmannen pflegt er Raths in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, mit den Dienstmannen leistet er dem König die schuldigen Kriegsdienste. Die Geistlichen und Vasallen nehmen in der Rangstufe die erste Stelle ein. Zunächst diesen kommen die Bürger, d. h. diejenigen freien Einwohner, welche dem Bischof nur als dem Stadtherren, nicht als dem Grundeigenthümer unterthan sind. Sie zahlen zum Zeichen der Anerkennung der bischöflichen Stadthoheit einen Grundzins von ihren Häusern und leisten auch sonst mannigfache Dienste, jedoch — und dies ist für ihre Stellung gegenüber den unfreien Bestandtheilen der Einwohnerschaft von entscheidender Wichtigkeit — nicht persönlich, sondern insgesammt in Form eines Pauschquantums. So mußten die Straßburger Kaufleute Botendienste thun, immer 24 zur gleichen Zeit und jeder dreimal im Jahr, doch nur innerhalb des Bisthums und auf des Bischofs Kosten. In Augsburg hatten die freien Bürger dem Bischof von ihren Höfen einen Grundzins von vier Pfund Pfennige zu entrichten. Neben dieser regelmäßigen, alljährlich am Michaelistage zu zahlenden Abgabe konnte der Bischof aber noch außerordentliche Leistungen fordern, so bei jeder Hoffahrt, die er auf Geheiß des Königs zum Nutzen seiner Kirche unternahm, sowie bei jeder Romfahrt, auf die er sich mit dem Reichsheer oder zum Empfang der Consecration begab. Für jenen Fall war der Betrag der „Bede" ein für allemal auf zehn Pfund festgestellt, für die Romfahrt ward er jedesmal besonders zwischen Bischof und Bürgern vereinbart.

Diese patriarchalischen Zustände konnten nur so lange andauern, als das Verhältniß der Kirche zum Reich ein eng verknüpftes blieb. In dem Augenblick, in welchem sich der alte Freundschaftsbund löste, mußte an den Einzelnen die Frage herantreten, für welche der beiden streitenden Parteien man in den Kampf eintreten wolle. Dieser Augenblick war mit dem Regierungsantritt Kaiser Heinrich IV. gekommen. In dem großen Kampfe zwischen Hierarchie und Kaiserthum, der das Leben dieses Kaisers zur tragischen Höhe hinaufhob, gingen die Bischöfe, welche bis dahin treue Anhänger des Reiches gewesen waren, auf die Seite des Papstes über. Dafür fielen aber die Städte unvermuthet von ihnen ab und ergriffen die Partei des Kaisers. Das seitherige Verhältniß der Städte zu den Bischöfen

beruhte auf der Eintracht der letzteren mit dem König. So lange jene mit diesem Hand in Hand gingen, fehlte es den Städten an allem Grund zum Widerstand: die Bischöfe waren nur die Werkzeuge des Königs, um die Städte zu schützen und den weltlichen Adel zu beschränken. Sobald aber die Bischöfe vom König abfielen, war auch ein Grund für den Abfall der Städte von den Bischöfen gegeben. Dazu kam noch, daß gerade in diese Zeit ein rasches Emporblühen der Städte fällt. Während auf dem Lande der unveränderliche Zustand des Landbaues die Abhängigkeit des Colonen von Grund und Boden immer fester begründete und diese dingliche Abhängigkeit mehr und mehr die persönliche nach sich zog, eröffneten sich in den Städten neue Aufgaben und neue Thätigkeiten. Der Kaufmann der Städte regt sich mehr und mehr und gewinnt im Handelsverkehr nicht nur das Gefühl innerer Kraft und persönlicher Selbständigkeit, sondern auch die gewichtige materielle Unterlage von Wohlstand, selbst Reichthum.

Man gibt sich selten gehörig darüber Rechenschaft, was für eine durchgreifende Umwandlung des innern Lebens der Städte sich im Lauf des 11. Jahrhunderts vollzogen hat. Rein äußerlich betrachtet ist es schon ein Ereigniß, daß sich in dieser Zeit um die Altstadt eine neue Stadt ansetzt, daß der Umfang der Stadt um das Doppelte vermehrt wird. Wie heutzutage das Landvolk in die Fabrikstädte wandert und für die Fabrikbevölkerung große Arbeiterquartiere entstehen, so waren damals die Städte das Ziel zahlreicher Wanderungen, nicht allein, wie man gewöhnlich annimmt, der vor den Verwüstungen des Bürgerkrieges unter Heinrich IV. Flüchtenden, sondern auch solcher, welche überhaupt im städtischen Verkehr eine reichere Entfaltung ihrer Thätigkeit und eine bessere Befriedigung für ihre Arbeitskraft suchten. Vor unsern heutigen Stadtvergrößerungen hatten die des 11. Jahrhunderts einen doppelten Vorzug voraus: erstens waren es lebenskräftigere Elemente, die einwanderten, und zweitens durchdrangen sie alle Klassen der Bevölkerung. Aus dem Steinhaus des Edelmannes auf dem Lande (des Mittelfreien des Schwabenspiegels) kam der jüngere Sohn, der neben dem das Gut übernehmenden erstgeborenen Bruder keine ihm angemessene Stellung und Beschäftigung mehr fand, in die Stadt und erhielt am bischöflichen Hofe Aufnahme in die immer glänzender sich entfaltende Dienstmannschaft; aus dem Dorfe der Umgegend kam der freie Bauer und baute sich Haus und Speicher in der Stadt, um den

Ertrag seiner Wirthschaft an dem Brennpunkt des großen Verkehrs zu verwerthen und der günstigen Geschäftslage eines ausgedehnten Marktes nahe zu stehen; mancher freizügige Landsasse, der sich auf seinem Mansus nicht recht vorwärts brachte, mochte in die Stadt kommen, selbst um sich einer Handwerkerinnung beizugesellen, und ihm schlüpfte heimlich der Hörige nach, der in der Stadt eine bessere Geltendmachung seiner Fähigkeiten hoffte. Schon das ist hierbei von Wichtigkeit, daß die auf dem Lande vorherrschende Starrheit der Standesunterschiede in den Städten durch diese Verhältnisse theilweise gebrochen wird. Glieder desselben Hauses finden wir als Mittelfreie auf dem Lande, als Ministerialen und Bürger in der Stadt; der freie Bauer auf dem Lande läßt seinen Sohn ein städtisches Kornhaus bauen und leiten und damit zum vogteipflichtigen Kaufmann des Bischofs werden. Wirklich entscheidend für die ganze städtische Entwickelung ist aber die stetige und mächtig anhaltende Durchdringung der städtischen Ministerialität und der eigentlichen Vogteipflichtigen mit neu vom Lande zuströmenden freien Elementen. Wie sehr diese die städtische Einwohnerschaft vor dem Herabsinken in größere Abhängigkeit bewahrt haben, ist gar nicht zu ermessen. Am meisten wurde die Dienstmannschaft gehoben, zumal da viele Edelleute der Umgegend mit ihren Schlössern und Dörfern in dieselbe eintraten, je stattlicher die Hofhaltung wurde und je mehr das stille Leben auf dem ländlichen Gute davon abstach. Aber auch der in größerem oder kleinerem Maßstabe Handel und Gewerbe treibende oder noch nach alter Weise den Acker oder den Weinberg bauende Bürger wurde durch solchen Zuwachs gestärkt nicht nur an Zahl, sondern auch darin, daß das Bewußtsein der alten Freiheit wach erhalten, die Abschließung auf einen beschränkten und beengten Gedanken- und Gesichtskreis, wie sie in Vogteiverhältnissen des flachen Landes möglich war, verhindert und eine allmählige Ausdehnung der herrschaftlichen Rechte darum unthunlich wurde, weil sonst der Zufluß in die Stadt aufgehört hätte, der doch der Herrschaft selbst vortheilhaft war.

Auf diesen Grundlagen materieller Wohlhabenheit erhob sich allgemach der stolze Bau der deutschen Stadtfreiheit. Den äußeren Anstoß zur Loslösung von der bischöflichen Herrschaft gaben die Kämpfe zwischen Papstthum und Kaisergewalt unter Heinrich IV. Es wird berichtet, daß gleich die ersten Heere, mit denen Heinrich gegen die Aufständischen in's Feld zog, vorzugsweise aus Kaufleuten

und Handwerkern bestanden. Dies weist bereits deutlich auf eine starke Lockerung der alten Bande hin. Für ihre ausharrende Treue suchte dann wiederum der Kaiser das Aufkommen der Städte zu befördern, indem er sie mit wichtigen Rechten und Freiheiten beschenkte. Diese Verleihungen wendeten sich allen Einwohnerklassen zu. Den freien Bürgern war es in erster Linie um Aufhebung der bischöflichen Vogtei und der daraus entspringenden Verpflichtungen, in zweiter Linie um Antheil am Stadtregiment zu thun; die Handwerker und Unfreien verlangten Abschaffung der hofrechtlichen Lasten und Herstellung der persönlichen Freiheit.

Der große Freiheitsbrief für die Stadt Speyer vom Jahre 1111 mag uns hier als Muster anderer ähnlicher Privilegien dienen. Derselbe zerfällt in zwei Theile. Der erste, welcher die Aufhebung des Buteils ausspricht, kam nur den niederen Ständen zu gute, da die Dienstmannen und Bürger dieser hofrechtlichen Abgabe nicht unterworfen waren. Ueber die Art dieser Abgabe ist schon gesprochen worden. Merkwürdiger Weise erfolgte die Aufhebung ohne Entschädigung, weil — wie der Kaiser sagt — ein Herkommen, das Armuth zur unausbleiblichen Folge habe, abscheulich und gottlos sei. Ungeschmälert sollte fortan das Vermögen auf die Kinder und im Falle kinderloser Ehe auf die nächsten Erben übergehen. Die Herren wollten zwar die Abgabe in milderer Form aufrecht halten, indem sie aus der Erbschaft das beste Stück Vieh oder bei Frauen das beste Gewand wegnahmen, allein Friedrich Barbarossa gab neue Privilegien und gewährte der Stadt auch die Freiheit vom Besthaupt und Gewandrecht. Dieser erste Theil der Urkunde wurde, damit er nicht in Vergessenheit gerathe, mit goldenen Buchstaben und dem Bilde des Kaisers in die Vorderseite des Domes eingegraben. Der zweite Theil der Urkunde enthält die Verleihung einer Menge einzelner Freiheiten, welche nicht ausschließlich für die hörigen Einwohner bestimmt sind, sondern auch auf die Altfreien sich beziehen. In der Stadt sollen die Bürger frei sein von allem Zoll. Die Bau- und Schulpfennige, welche zur Anerkennung der bischöflichen Vogtei gegeben wurden, sind aufgehoben, ebenso der Pfefferzins, der von den in den Stadthafen einlaufenden Waarenschiffen entrichtet wurde. Niemand soll außerhalb der Stadt vor Gericht stehen, noch von seinem außerstädtischen Gute Leistungen machen. Kein Beamter des Bischofs oder eines anderen Herrn darf den Bäckern oder Metzgern oder sonst Jemandem wider ihren Willen etwas wegnehmen. Nie-

mand darf in der Stadt den Weinbau ausüben oder die Bürger zwingen, ihre Schiffe zum Herrendienst herzugeben. Wer seine eigenen Waaren auf eigenen oder fremden Schiffen führt, hat keine Abgabe zu zahlen. Ohne Zustimmung der Bürger darf die Münze nicht leichter gemacht werden. Die Bürger sind zollfrei im Bisthum Speyer, sowie an allen königlichen Zollstätten. Wer Jahr und Tag in seinem Haus unbehindert gesessen hat, soll nachher von jeglicher Forderung unbehelligt bleiben. Hierher gehört auch die in den Freiheitsbriefen allerwärts vorkommende Bestimmung, daß kein Höriger, der Jahr und Tag unangesprochen geblieben sei, von seinem Herrn zurückgefordert werden könne. Es war dies eine der wohlthätigsten Anordnungen für das Aufblühen der Städte, welche Tausende von Landhörigen in die Mauern trieb und dadurch einen Riß in die Schroffheit der alten Geburtsstände machte, der von den heilsamsten Folgen für die Umbildung der gesellschaftlichen Zustände begleitet war. Früher konnte der Herr seinen entlaufenen Hörigen, vielleicht nach Jahren, wieder als sein Eigenthum zurückfordern, was besonders dann hart für den Betroffenen war, wenn sich derselbe verheirathet und Vermögen erworben hatte. Jetzt bildete sich dagegen der förmliche Rechtgrundsatz aus, daß die Luft in der Stadt frei mache — ein merkwürdiger Satz insbesondere in der Gegenstellung zu jener altgermanischen Auffassung, welche die Städte als Bollwerke der Knechtschaft ansah.

Von den soeben aufgeführten Privilegien war keines so wichtig für die Entwicklung der Stadtfreiheit, wie das des ausschließlichen Gerichtsstandes der Bürger vor dem Stadtgericht. Erst durch diesen erhielt der Begriff der Stadt seine endgiltige Erfüllung. Die städtische Einwohnerschaft war nun eine rechtlich gesicherte Gemeinde, die sich von allen Beziehungen zum unfreien Lande losgelöst hatte. Damit war der Boden geschaffen, auf dem sich nach Erlangung der persönlichen Freiheit der einzelnen städtischen Einwohner die dem Mittelalter eigenthümlich gebliebene sogenannte Stadtfreiheit entwickeln konnte.

Nur in flüchtigen Zügen können wir hier auf die hauptsächlichsten Momente dieses Prozesses eingehen. Die Stadtfreiheit in dem Sinne einer vollständig selbstständigen, nur Kaiser und Reich unterstellten Gemeindeverfassung, hängt mit der allmähligen Bildung und Entwicklung des Stadtraths zusammen. Etwas anderes ist nun der Ursprung dieses Stadtraths, etwas anderes die Fort-

bildung desselben zu einem souveränen Staatsrath. Der Ursprung des Stadtraths ist in dem bischöflichen Rath zu suchen. Dieser bischöfliche Rath ist so alt wie die Bischöfe. Im vorliegenden Falle beginnt indeß jener bischöfliche Beirath erst in dem Augenblick von Bedeutung zu werden, als in demselben neben Geistlichen und Dienstleuten der Kirche auch Bürger auftreten. Dies geschah schon im 11. Jahrhundert. Und zwar wurden die Bürger in solchen Fällen beigezogen, in denen es sich um lokal-städtische Angelegenheiten handelte. In welcher Weise diese Beiziehung geschah, läßt sich aus den gleichzeitigen Urkunden deutlich ersehen. Anfangs verfuhr der Bischof sicherlich völlig frei in der Auswahl der Rathgeber, einzig durch Rücksichten des Wohlwollens und der Klugheit geleitet. Nach und nach kam eine gewisse Beständigkeit in diese Rathsbesetzung, der aufstrebenden Bürgerschaft wurden für geringfügigere Gemeindeangelegenheiten kleine Befugnisse eingeräumt. Allmählig überließ dann der Bischof dem Rathe eine gewisse Verwaltung; es erklärt sich daraus das lang andauernde gute Einvernehmen der beiden, das gewiß nicht stattgefunden hätte, wenn der Rath im Gegensatz zu der bischöflichen Gewalt entstanden wäre. Der Bischof hegte noch kein Mißtrauen gegen seinen Rath, nicht nur weil der Rath ihm noch die gebührende Unterthänigkeit bewies, sondern — was noch wirksamer war — weil die Interessen von Bischof und Stadt noch nicht auseinanderliefen. Das sind die Anfänge unseres Stadtrathes. Wäre die städtische Entwicklung bei diesen stehen geblieben, so würde man freilich nicht von einer Stadtverfassung zu reden wissen, wie man sie sich jetzt denkt, wenn man von der Stadtfreiheit des Mittelalters spricht. Die Städte blieben eben nicht dabei stehen, der bischöfliche Rath wurde nicht nur ein Stadtrath, sondern er schritt über dieses von den Bischöfen gern gewährte Ziel hinaus und wurde städtische Obrigkeit mit landesherrlichen Rechten. Darin besteht die Städteverfassung des Mittelalters.

Der Uebergang der landesherrlichen Rechte von Bischof auf den Stadtrath bildet den Endpunkt der Entwicklung der stadtbürgerlichen Freiheit. Die Möglichkeit dieses Uebergangs war erst mit dem Bruch zwischen Kirche und Reich gegeben. Der Uebergang selbst erfolgte nicht allerorts zur gleichen Zeit, da und dort unter Strömen im Bürgerkrieg vergossenen Blutes. Erst der Ausgang des 13. Jahrhunderts, die Zeit Rudolf's von Habsburg, läßt uns einen vollständigen Sieg der Städte erblicken.

Der niederrheinische Humanist Mathias Bredenbach und sein Urtheil über die „Reformation“.

Von
R. Heinrichs.

Die religiösen Neuerungen des 16. Jahrhunderts konnten am Niederrhein, abgesehen von einigen Städten (Duisburg, Wesel) und Grafschaften (Wickrath, Rheidt, Mörs) keinen Boden gewinnen. Einen guten Theil für die Erhaltung des Volkes im alten Glauben trug die blühende Schule zu Emmerich im Herzogthum Cleve bei. Der westfälische „Reformator“ Pollius, welcher im Jahre 1562 über den Stand der kirchlichen Verhältnisse am Niederrhein einen Bericht erstattete, stellt ihr folgendes Zeugnis aus: „Im Herzogthum Cleve ist noch eine andere Stadt durch ein Gymnasium für wissenschaftliche Studien berühmt, Emmerich mit Namen. Aber diejenigen, welche dieser Schule vorstehen, gehören zu der Partei der Abergläubischen, da die meisten Lehrer Meßpriester sind, und die städtische Einwohnerschaft mehr als die übrige Clevische Bevölkerung den päpstlichen Mißbräuchen ergeben ist.“ [1]) Der Rektor der Stiftsschule in Essen mußte 1552 eidlich geloben, „nur gute katholische Bücher zu gebrauchen, wie solche in den Schulen zu Emmerich, Dortmund und Münster im Gebrauch seien!“ [2]) Die Emmericher Schule erfreute sich einer großen Frequenz; nicht nur aus der nächsten Umgebung, sondern aus weitem Umkreise zog sie Schüler herbei; selbst aus Köln, das doch mit guten Schulen hinreichend versehen war. So erzählt Hermann von Weinsberg in seiner Chronik („Buch Weinsberg“), daß die Fraterherren des Klosters Weidenbach in Köln im Jahre 1539 seinem Vater, der über die Wahl des Studienortes sich bei ihnen Rath holte, Emmerich empfohlen hätten, unter andern Gründen deshalb, weil die dortige Schule zur Zeit mit tüchtigen

[1]) Vgl. Nettesheim, Geschichte der Schulen im alten Herzogthum Geldern. S. 239.

[2]) Köhler: Rückblick auf die Entwicklung des höhern Schulwesens in Emmerich. Emmerich, Romen 1882. I, 35.

Lehrkräften versehen sei.[1]) Vorzugsweise wurde die Stiftsschule zu Emmerich von künftigen Dienern der Kirche besucht. Hier erhielten sie die allgemeine wissenschaftliche und theologische Vorbildung in solchem Umfange, daß sie weiterer Universitätsstudien nicht bedurften.[2]) Der größte Theil des niederrheinischen Clerus studirte in Emmerich. Der Herzog Wilhelm von Cleve ordnete im Jahre 1559 im Jülicher Lande eine Kirchen- und Schulvisitation an. Dieselbe ergab, daß die meisten dortigen Pfarrer und Vikare, nämlich 59, ihre Studien in Emmerich gemacht hatten, während 51 in Köln, 26 in Deventer, 23 in Düsseldorf, 18 in Herzogenbusch, 15 in Münster ꝛc. studirten.[3])

„Die Canoniker (des Martinistiftes), sagt der alte Hamelmann, begründeten eine Schule, die sich unter Homphäus, Kaspar von Glogau, Johannes Aelius dem Jüngern, Mathias Bredenbach und Heinrich Uranius zu einer großen Blüthe entfaltete.“[4]) Der bedeutendste unter diesen war unstreitig Bredenbach. „Unter Bredenbach hatte das Gymnasium seine höchste Blüthe und einen solchen Namen erlangt, daß, wo später irgendwie der Stadt Emmerich Erwähnung geschieht, gerade die blühende Schule als dasjenige genannt wird, welches den Ruhm der Stadt begründet.“[5]) Zeitweise besuchten unter ihm nicht weniger als 2000 Schüler die Anstalt, so daß, wie Wassenberg in seiner „Embrica“ erzählt, die besorgten Mütter, wenn der Unterricht geschlossen wurde, ihre Kinder von der Straße riefen, damit sie nicht unter den Füßen der nach Hause eilenden Schüler Schaden nähmen.[6]) Bredenbach wirkte an der Emmericher Schule in der verhängnißvollen Zeit von 1524—1559 und er war in dieser Zeit, wie sein Nachfolger Heinrich Uranius von ihm rühmt, „ein Vertheidiger und eine feste Säule des alten Glaubens“: „Defensor veteris fidei stabilisque columna“.[7]) In Wort und Schrift war Bredenbach, wie wir sehen werden, mit größtem Eifer thätig, um das kostbare gefährdete Glaubensgut seinen Schülern und seinem Vaterlande unversehrt zu erhalten. Ihm ist speciell der Niederrhein dafür zum größten Danke verpflichtet. Hamelmann, der später zum Protestantismus übertrat,

[1]) Nettesheim l. c. S. 168; Köhler l. c. I, 27.
[2]) Köhler, l. c. S. 37.
[3]) Nettesheim, l. c. S. 224.
[4]) Opera geneal. hist. p. 322, bei Köhler, l. c. I, 16.
[5]) Dillenburger, Programm des Emmer. Gymnas. 1846. S. 18.
[6]) Köhler, l. c. I, 37 f.
[7]) Uranius, Elegie 2 auf Bredenbachs Tod, bei Köhler: „Nachträge und Berichtigungen.“ S. 94. Emmerich, Romen 1883.

hörte zwischen 1540 und 44 den Bredenbach. „Als ich mich", schreibt er, „auf den Schulen zu Emmerich und Dortmund befand, hörte ich den Rektor Bredenbach und Jakob Schöpper in Dortmund, wie sie gegen Martin Luthers Verfahren heftig angingen und ihn wegen Verdammung der Messe zu allen Teufeln wünschten. Ich hörte es und nicht mit tauben Ohren. Was ich von frühester Jugend an aufgefaßt hatte, war tief in mir und war mir schon damals Religion." [1]) Die folgenden Darlegungen werden zeigen, ob Bredenbach eine solche Leidenschaftlichkeit, wie sie ihm hier von Hamelmann zugeschrieben wird, eigen war. Die Stelle ist übrigens ein Zeugnis dafür, worauf er es beim Unterrichte der Jugend absah: die ihm anvertraute Jugend vor dem Gifte der Irrlehre zu bewahren und sie so zu erziehen, daß sie, in die Welt hinausgeschickt, den Glauben der Väter mannhaft vertheidige.

Merkwürdigerweise ist die Reformationsgeschichte katholischerseits an diesem bedeutenden Manne, dessen Schriften eine reiche Ausbeute liefern an zeitgenössischen Urtheilen über die „Reformation" und ihre Wirkungen, schweigend vorübergegangen. Paquot hatte im vorigen Jahrhundert in seinen Memoiren zur Geschichte des Niederrheines auf ihn aufmerksam gemacht; [2]) Dillenburger und Köhler haben in neuester Zeit seine Bedeutung rühmend hervorgehoben. [3]) Trotzdem hat man bis jetzt in weiteren Kreisen keine Notiz von ihm genommen.

Mathias Bredenbach wurde im Jahre 1499 zu Kirspe bei Altena geboren. Nachdem er die Domschule in Münster unter Rektor Kemner besucht hatte, vollendete er seine Studien an der Universität Köln und erlangte am 10. März 1524 unter dem Vicekanzler Jodokus von Erpach die philosophische Magisterwürde. In demselben Jahre begann er seine Lehrthätigkeit zu Emmerich, unterrichtete 9 Jahre lang die Schüler der obersten Klasse im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen.

Selbst Priester kamen zu seinen Vorlesungen, in denen er die hl. Schrift — wir haben noch von ihm den Commentar zum Evangelium Matthäi und zu den ersten 69 Psalmen — erklärte.

[1]) Döring, Gesch. des Gymnas. in Dortmund. II. S. 28; Köhler, Rückblick 2c. S. 34.

[2]) Memoires pour servir à l'histoire des dix-sept provinces des Pays-Bas. 3 Bde. Löwen 1764—1770.

[3]) A. a. Orte.

Im Herbste 1533 wurde er zum Rektor gewählt und als solcher am 23. Januar 1534 vom Kapitel des Martinistiftes vereidigt. 26 Jahre lang leitete er ruhmvoll die Emmericher Schule. Sein Tod erfolgte am 5. Juni 1559. Seine Ruhestätte fand er wahrscheinlich in der Martinikirche. Heinrich Uranius aus Rees, der Nachfolger Bredenbachs im Rektorate, verfaßte auf ihn 8 Elegien,[1]) in denen er dem großen Schmerze, der alle über den Tod des ausgezeichneten Gelehrten ergriffen hatte, Ausdruck verleiht. Er rühmt die Weisheit und den Scharfsinn seines Geistes, seine Gelehrsamkeit und sein Rednertalent:

Cuius habent omnes nomen in ore sophi,
Cuius et ingenium, doctrinam animumque sagacem
Mirantur, celebrant laudibus atque vehunt.
Phoebus et Aonides praedulci labra rigarant
Nectare, mellifluus prodiit unde liquor.[2])

Was Bredenbach so oft der studirenden Jugend ans Herz gelegt hatte, das ruft ihr am Grabe des großen Lehrers Uranius in die Erinnerung, indem er zur Frömmigkeit, Anhörung des Wortes Gottes, Sittsamkeit, Mäßigkeit, Schamhaftigkeit, Wahrheit und zu beständigem Lateinsprechen mahnte.[3]) Die neidlose Anerkennung der Vorzüge und großen Verdienste von Seiten des Uranius wirft ein schönes Licht in die Stellung der Lehrer zu einander. Uranius war 6 Jahre älter als Bredenbach, und hatte 7 Jahre früher als dieser seine Lehrthätigkeit in Emmerich begonnen.[4]) Dennoch wurde ihm Bredenbach im Rektorate vorgezogen, ohne daß das gute Einvernehmen zwischen ihnen zerstört worden wäre. Bredenbach war nicht Priester. Bei seinem Tode hinterließ er drei Söhne und eine Tochter: Dietrich wurde Kanonikus in Rees, Heinrich ebendaselbst Kanonikus und Scholaster, Tilmann Kanonikus an St. Gereon in Köln. Tilmann redigirte den literarischen Nachlaß seines Vaters und gab dessen Commentar zu den ersten 69 Psalmen und zum Evangelium Matthäi,[5]) eine polemische Schrift, „Hyperaspistes" betitelt, in

[1]) Köhler entdeckte dieselben in dem Archiv des Martinistiftes und stellte nach ihren Angaben, die bis dahin unrichtig überlieferten Daten im Leben Bredenbachs in obiger Weise richtig.

[2]) Eleg. 8 bei Köhler: Nachträge 2c. S. 95.

[3]) l. c.

[4]) Köhler, l. c. S. 97.

[5]) In LXIX Psalmos, seu hymnos prophetae David priores et in Jesu Christi evangelium secundum Mathaeum erudita, catholica et pia

welcher Bredenbach sich vertheidigt gegen die Angriffe des Protestanten Henricus Piläus aus Minden,[1]) und zwei Briefe[2]) heraus. Zu Lebzeiten Bredenbach's erschienen von ihm eine didaktische Schrift „Introductiuncula in Graecas literas", eine Textausgabe des „Lucius Fenestella de Sacerdotiis et magistratibus Romanorum" mit Scholien, seine Hauptschrift gegen Luther: „de dissidiis"[3]) und eine Apologie zu dieser Schrift.[4])

„Aus Bredenbachs Schriften", so urtheilt Köhler, „spricht ein klarer kräftiger Geist, ein fester Charakter und eine umfassende Gelehrsamkeit, welche den jedesmaligen Stoff sicher beherrscht, gründlich erörtert und in lichtvoller Weise zur Darstellung bringt."[5])

Bezüglich der Schrift: „de dissidiis" sagt Dillenburger: „Das Werk zeigt Bredenbach als einen Mann, der gleich bewandert ist in der klassischen wie in der christlichen Literatur, der mit einer großen Vertrautheit mit der hl. Schrift eine sehr genaue Kenntniß in der Kirchengeschichte verbindet und in seiner Darstellung eine seltene Gewandtheit in dem Gebrauch der lateinischen Sprache entwickelt."[6]) Wir können uns diesen Urtheilen voll und ganz anschließen. Man vergißt bei der Lektüre, daß Bredenbach Laie ist; er schreibt wie ein gründlich durchgeschulter, gewiegter Theologe. Keiner Schwierigkeit geht er aus dem Wege; in ruhiger Erörterung treibt er mit dialek-

commentaria secundum hebraicam veritatem et veterum orthodoxorum Patrum monumenta summo studio elucubrata. Colon. haered. Joannis Quentel 1560. 4°.

[1]) Hyperaspistes pro suo de componendis in religione dissidiis libello adversus culumnias Henrici Pilei Mindani. Col. ib. 1560. 12°.

[2]) Epistolae duae de negotio religionis nunc primum excusae Colon. 1567.

[3]) De dissidiis, quae nostra hac tempestate tanto cum terrore iactant ecclesiae navem, a quo et quibus rationibus haec sint excitata et (quod omnium maxime optandum atque a Domino Deo precibus assiduis petendum) qua ratione videantur componi; ad universos viros doctos, quarumcunque illi vel partium sint vel opinionum, et fratres in Christo carissimos, pacis Dei amatores: Sententia Mathiae Bredenbachii Kerspensis, apud Embricam scholae moderatoris. Coloniae 1557. Zweite Ausgabe in demselben Jahre mit vorgedrucktem Schreiben an Herzog Wilhelm von Cleve; 3. Ausgabe. Antwerpen. Typis Tilenii. 1576.

[4]) Apologia de eo, quod quibusdam visus est in suo de dissidiis in religione componendis libello acerbius in Martinum Lutherum scripsisse Colon. Maternus Cholinus 1557. 12°.

[5]) Köhler, Rückblick S. 36.

[6]) Dillenburger, l. c.

tischer Gewandtheit den Gegner in die Enge. Die Schriften Luthers kennt er genau und weist eingehend nach, wie dieser alle Autorität erschüttere und mit der kirchlichen Revolution die gesammten Lebensverhältnisse verwirrt habe. Gerade letzteres zieht sich wie ein rother Faden durch seine Schrift „de dissidiis" hindurch.

Der Bruch mit der Vergangenheit, das geistige und materielle Elend, das unter seinen Augen sich ausbreitete, erfüllte ihn mit tiefstem Schmerze, und dieser Schmerz drückte ihm die Feder in die Hand. „Nicht aus Gunst oder Haß schreibe ich", sagt er, [1] „sondern im gerechtesten Schmerze, der mich in Folge der öffentlichen allgemeinen Uebelstände erfaßt hat, der immerfort in meinem Herzen sitzt, und aus Sehnsucht nach besseren Verhältnissen. Denn um was anderes sollte ich mich so quälen und abmühen. Wäre ich so niederträchtig, daß ich mehr meinen Vortheil als das öffentliche Wohl im Auge hätte, dann hätte ich die Stellung, in der mich Gott bis jetzt erhalten hat und in der Folge in seiner Güte, wie ich hoffe, erhalten wird, verlassen und etwas anderes ergriffen. Ich bin nicht Priester, ich bin verheirathet und habe keine Aussicht, auch nur den kleinsten Theil an kirchlichen Gütern zu erhalten oder zu erhoffen, zumal so lange ich auf dieser (der katholischen) Seite bleibe, die ich mit bestem Wissen und Gewissen nicht verlassen darf. Hätte ich überlaufen wollen, hätte ich es Gewissenshalber gekonnt, glänzende Aussichten hätten nicht gefehlt. Denn das muß man allerdings gestehen, jene (die protestantische) Partei ist viel freigebiger gegen die Professoren als unsere. Ich muß ganz und gar von dem, was meine Thätigkeit einbringt, leben. Hätte ich auf Gewinn mehr gesehen als auf etwas anderes besseres, ich wäre längst übergelaufen. Gott der Herr hat mich in meiner Dürftigkeit und in meinen fortwährenden Mühen gekleidet und genährt bis jetzt und zwar in ausreichendem Maße. Ich hoffe, er wird es auch weiterhin thun, so lange ich hier auf Erden wandere, bis er mich heim ruft in's Vaterland."

Wie andere einsichtige Männer seiner Zeit, verschloß Bredenbach seine Augen nicht vor den in's kirchliche Leben eingerissenen Mißständen, welche den Gegnern willkommene Angriffspunkte boten, um gegen die Kirche selbst revolutionirend vorzugehen: „An keinem

[1] De dissidiis, p. 8. Die Seitenzahl fehlt in der zweiten Ausgabe; die Citate geschahen nach der ersten Ausgabe.

Menschen vertheidige ich die Ungerechtigkeit, wer er auch sein mag. Die Mißbräuche, welche sich durch Sorglosigkeit in die Kirche eingeschlichen haben, billige ich so wenig, daß ich vielmehr dieselben in beständigen Klagen und Jammern von Jugend an bis auf den heutigen Tag beweine. Das werden mir alle bezeugen, die mich lehren hörten oder in Privatgesprächen mich kennen lernten. Aber das Unkraut so ausreißen wollen, daß damit zugleich der beste Weizen ausgerissen wird, billige ich nicht."[1]) Wir werden später auf seine diesbezüglichen Klagen und Wünsche zu sprechen kommen.

In der älteren Humanistenschule gebildet, begeistert für das Studium der Classiker, erhoffte er von dem zum Theil durch sie herbeigeführten wissenschaftlichen Aufschwung, wie andere Gleichgesinnte, große Vortheile für die Kirche. Aber die Wahrnehmung, daß gerade in Folge dieser Studien zugleich unchristliches Wesen sich breit machte und aus den Reihen ihrer Vertreter der Kirche die heftigsten Feinde erwuchsen, preßt ihm bittere Klagen aus. Ohne Zweifel hatte er die jüngeren Humanisten und vielleicht den Reuchlin-Pfefferkorn'schen Streit im Auge, wenn er sagt:[2]) „Nichts gibt es, mag es noch so vortrefflich, nützlich und heilig sein, was nicht der böse Feind, während es uns zum Heile gegeben ist, zu unserm Untergange zu verkehren sucht. Das erfahren wir besonders in den wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Zeit und sogar im Studium der hl. Schrift. Lagen sie nicht in einigen vergangenen Jahrhunderten in schmählichster Barbarei, dem Samen gleich, der im langen rauhen kalten Winter in der Erde vergraben schlummert. Aber in diesem unserm Jahrhundert zu neuem Leben erweckt, blühten sie auf und zwar so, daß, was diese Studien anbelangt, keine Zeit seit Gründung der Welt mit der unsrigen wetteifern kann. Das, meine ich, steht außer allem Zweifel, daß sie in unserm Deutschland niemals so geblüht haben, wie es jetzt seit 50 Jahren der Fall ist. Es ist nicht zu läugnen, daß dies eine ungemessene Fülle bester Früchte der Kirche Gottes gebracht haben würde, wenn nicht der Satan in seiner Arglist diese so göttlichen und nützlichen Studien durch die Zwietracht der gelehrten Männer und durch die feindseligsten Kämpfe verwirrt und beschmutzt hätte. Wie Cicero es dahin gestellt sein läßt, ob das Studium der Beredsamkeit mehr Gutes oder Böses mit sich

[1]) l. c. p. 9.
[2]) de dissid. p. 3 f.

gebracht, so können auch wir mit Recht zweifeln, ob es nicht besser gewesen wäre, daß diese unsere so vortrefflichen und nie genug gerühmten Studien im Schooße der Erde vergraben geblieben, oder unter solchen Stürmen zum Nachtheil der Kirche wieder erweckt worden wären. Wessen Herz ist so steinern, wessen Brust so hart, der nicht unter Seufzern und Thränen beklage, daß dieses so unschätzbare von Gott uns gegebene Gut von jenem Verderbenbringer ins Gegentheil gewandt und so mit Gift zersetzt wurde, daß es den Anschein hat, als ob dadurch mehr getödtet, als aufgerichtet seien. In jeder Wissenschaft sind Streitigkeiten unter gelehrten Männern unziemlich und äußerst unwürdig. Sollen die Wissenschaften doch dazu dienen, den Sinn zu sänftigen, die Leidenschaften zu zügeln, die Sitten für alle Gnaden zu bereiten. Nirgendwo aber schaden Streitigkeiten mehr und nachhaltiger, als wo es sich um die heilige Schrift und die Dogmen der Kirche handelt. Denn in andern Wissenschaften streiten einzelne miteinander, oder doch nicht gar viele, indem die übrigen lachend zusehen, dem Sieger zujubeln, den Besiegten verspotten. Aber in den theologischen Wissenschaften, in den Streitigkeiten über Religion und Glauben ist es ganz anders. Da gebären derartige hartnäckige Kämpfe Häresieen und Schismen; nicht blos Private stehen einander gegenüber, sondern das Uebel wird mit einem Male in die Oeffentlichkeit geschleudert, zerstört den öffentlichen Frieden und die Eintracht, Könige, Fürsten, mächtige Völker reißt es hinein in den Kampf. Mit der Verdunkelung der Wahrheit in Glaubens- und Sittenlehren, mit der Zerstörung der Gewalt und Autorität derer, welche Gott geordnet hat, daß sie vorstehen und entscheiden sollen in ihrem Reiche, nämlich in der Kirche, mit der Lockerung aller Zucht müssen nothwendig die Uebel folgen, welche uns durch so viele Unglücksjahre schon so schwer heimsuchen. Das betrauerte ich von Jugend auf, seitdem ich mir über alles das ein Urtheil gebildet hatte, und immer während des Unterrichtes bei passender Gelegenheit habe ich mich der studirenden Jugend gegenüber in diesem Sinne ausgesprochen 32 Jahre hindurch.[1] Denn so lange habe ich in dieser einen Schule zu Emmerich

[1] Bredenbach schrieb das Werk de dissidiis im Jahre 1556.

unterrichtet. Möchte doch die Frucht meinem Verlangen, öffentlich zu nützen, entsprechen! So rieb sich unter Mühen mein Leben auf und noch sehe ich kein Ende dieser schrecklichen Uebel, vielmehr von Tag zu Tag größere und grausamere Trennung." [1])

Besonders an der Jugend gewahrte Bredenbach in Folge der religiösen Wirren eine auffallende Verrohung und Zügellosigkeit im Gegensatz zu der früheren Sittsamkeit und Eingezogenheit. Er findet die Ursache dafür in der mangelhaften Erziehung im elterlichen Hause und in der Verwilderung der Sitten, die die Reformation selbst in noch katholische Kreise hineintrug: „Das in Folge der religiösen Neuerung hereingebrochene Unglück erschreckte mich schon in der Jugend; aber da erst begann ich das alles so recht zu beklagen, als ich in dieser Schule zu lehren anfing. Da konnte ich selbst an der Jugend erkennen, wohin es mit der Neuerung in den Religionslehren komme. Ich verglich die Sanftmuth derer, die in der Lehre, im Glauben, in der väterlichen Religion sich halten ließen, mit der Wildheit und Hartnäckigkeit der anderen, welche jener Geist der Neuerung und Frechheit aufgebläht hatte, welche sie fälschlich als evangelische Freiheit priesen. Ich sah die Furcht des Herrn zugleich mit der Frömmigkeit und Religion und mit der Königin aller Tugenden, der christlichen Liebe, plötzlich dahin schwinden, und an deren Stelle die Flammen des Zornes und des Hasses höher als der Aetna hervorschlagen. Was soll's noch mehr? Alles sah ich versinken in Barbarei und mehr als heidnische Gottlosigkeit. Da erinnerte ich mich an das Wort des Herrn: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." [2])

An einer andern Stelle, gegen Ende der Schrift de dissidiis, [3]) kommt er noch ausführlicher auf die Gesittung der damaligen studirenden Jugend zu sprechen, und indem er sie in Gegensatz zur früheren Zeit stellt, giebt er der „Reformation" die Schuld daran: „Die Leute ziehen die Kinder jetzt so schlecht auf, daß, wenn sie dieselben den Lehrern zum Unterrichte übergeben, diese Unglücklichen gleich die Erfahrung machen, daß sie es nicht mit sittsamen Knaben zu thun haben, die sie in der Wissenschaft und durch richtige Anschauungen

[1]) de dissid. p. 6.

[2]) Aus der praef. 4 f., welche der zweiten Ausgabe beigefügt ist ohne Seitenzahl; letztere ist hier selbständig von mir numerirt.

[3]) p. 204 f.

über göttliche und menschliche Dinge zum Nutzen der Christenheit bilden sollen, sondern mit wilden Thieren, die sie zähmen sollen, die sie nicht nur mit Worten und Schlägen, sondern mit Fesseln und Carcer bändigen müssen. Früher pflegte man solche Kinder zu schicken, die zu Hause vorher in heiliger Lehre für die christliche Religion empfänglich gemacht, in der Furcht Gottes, im Dienst und in der Ehrfurcht Gottes und der Heiligen, in einer gleichsam heiligen Sehnsucht nach der priesterlichen Würde erzogen und vorbereitet waren, die mit Rücksicht auf den priesterlichen Ernst und auf die Religion auch gekleidet waren. Wie aber erhalten wir sie jetzt? Solche erhalten wir, die mit den verderblichsten Vorstellungen über Gott, die Heiligen, Religion überhaupt so angefüllt sind, daß keine gesunde Lehre mehr Raum bei ihnen findet. In ihren rohen, geschmacklosen, abenteuerlichen Trachten, türkischen Hüten, Soldatenmänteln, nach Soldatenart geschorenen Haaren und wildwachsendem Barte bei den älteren, in ihrem trotzigen und frechen Blick erkennen wir nichts anderes als thierische Rohheit und eine mehr als heidnische oder türkische Gottlosigkeit. Solche junge Leute sollen wir zähmen, sie nicht nur in Menschen, sondern sogar in fromme Geistliche umwandeln."

Welche hohe Auffassung Bredenbach von dem Berufe des Lehrers und der christlichen Erziehung hatte und mit welch freiem Blick er den Grund für die Uebel seiner Zeit nicht blos bei anderen sondern auch bei seinem eigenen Stande sucht, besagen die schönen mahnenden Worte[1]): „Wir Lehrer sind nicht ohne Schuld. Beachten wir nur zunächst unser Aeußeres. Leuchtet aus diesem jener Ernst hervor, den die Jugend an uns mit Recht ehren und scheuen soll? Besitzen wir jene Sanftmuth und Sittsamkeit, woraus den Knaben die Strahlen des Geistes Christi gleichsam entgegen scheinen? Haben wir jenen Diensteifer und Fleiß im Unterrichte, der nichts Anderes im Auge hat, als daß wir die Aecker des Herrn, welche uns zum Bearbeiten und Besäen anvertraut sind, so pflegen, wie es nothwendig ist, mit solchem Samen besäen, der aufgegangen und gereift mit den schönsten Früchten den Herrn des Ackers erfreuen kann? Wenn wir statt des Weizens der Tugenden das Unkraut des Lasters, statt heisamer Lehre das Giftkraut der Häresie säen, wie kann der

[1]) de dissid. p. 205.

Herr des Ackers unsere Pflanzung alsdann billigen? Welchen Lohn werden wir von unserer Arbeit ernten? Ich sage nichts von der Scheel- und Verkleinerungssucht, von den Streitigkeiten, welche bisweilen bis zu offenem Kampf anwachsen, meist über unbedeutende Dinge z. B. ob die Inventio blos zur Dialektik oder auch zur Rhetorik gehöre. Solches ziemt uns nicht, sondern bringt unserm Stande nur Unehre. Wir müßten in gegenseitigem Wohlwollen und in Liebe einträchtig zusammenwirken, ja im Gebet für einander uns allen den Geist der Weisheit, Wahrheit und Frömmigkeit erflehen und das im Auge haben, daß, wenn nicht durch Andere, wenigstens durch die Jugend, die wir unterrichten, der gefährdeten Kirche dereinst Hilfe gebracht werde."

Was Bredenbach hier seinen Collegen im Lehramte anräth, das that er auch selber mit reichlichem Erfolge! „Es war immer meine erste und angelegentlichste Sorge beim Unterrichte auf alle Weise die Jugend in dem alten Glauben und in der alten Religion unserer Väter und der katholischen Kirche zu halten und zu befestigen. Nie habe ich das bereut, nichts tröstet und erfreut mich mehr in meinem Alter als gerade dieses. So viele von allen Seiten danken mir täglich in Briefen, Männer, die hervorragen durch Wissenschaft, Tugend und Stellung, daß ich sie mit Hülfe des allmächtigen Gottes und durch heilsame Vorschriften und Lehren vor jener Pest in der Jugend bewahrt habe. Indessen immer noch quält mich der Schmerz über dieses allgemeine Unglück, besonders aber wegen des Unterganges so unzähliger Seelen." [1])

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, mit welchen Schwierigkeiten selbst tüchtige Lehrer wie Bredenbach in katholischen Schulen zu kämpfen hatten, und welcher Anstrengung es bedurfte, um den die Leidenschaften entfesselnden Geist der Neuerung in der Erziehung fern zu halten. Bredenbach war unter solchen Verhältnissen mit seiner Thatkraft, mit seiner Hingabe an den Lehr- und Erziehungsberuf und seiner innigen Liebe und Anhänglichkeit an die katholische Religion der rechte Mann, der in der Ungunst der Zeit vielen Halt und Rettung bot. Wie sehr die Blüthe der Emmericher Schule von

1) praefatio p. 6.

seiner Persönlichkeit getragen und gehalten wurde, geht daraus hervor, daß bald nach seinem Tode das Eingreifen seitens des Curatoriums nothwendig wurde, um die Lehrer an ihre Pflicht zu erinnern. Am 24. April 1564 ließen Capitel und Stadtvertretung den Rektor und die Lehrer der Schule vorladen und ermahnten sie eindringlich, die Jugend in Zucht zu halten und im Unterrichte und Erziehung der Jugend fleißiger zu sein. [1])

„Von größter Bedeutung ist", heißt es in der Apologie, „daß die Schulen von der Irrlehre rein gehalten werden. Denn die sind gleichsam die Quellen, aus welchen alles Gute und alles Böse fließt." [2]) „Ich sollte nicht wagen, die mir anvertraute Jugend zu warnen, daß sie sich vor der verderblichen Lehre Luthers hüte, damit sie nicht in dieselbe Blindheit und Verdammniß gerathe!" [3]) „Daß die Kirchen theilweise keine Priester haben, oder statt der Hirten Wölfe, das kommt daher besonders, daß in dieser verwirrten Zeit die Jugend in den meisten Schulen von jenen verderblichen Lehren angesteckt und verdorben worden ist." [4]) „Unter die größten Uebel, welche uns das neue Evangelium gebracht hat", so schreibt Bredenbach dem ihm befreundeten Pastor in Altena, „gehört auch, daß das gemeine Volk den Haß gegen Klerus und Mönche auf die Studirenden und die Studien selbst überträgt und lieber zu allen anderen Dingen seine Kinder bestimmen will als zu den Wissenschaften. Daher gewahren wir, daß fast alle Schulen in Deutschland zurückgegangen sind. Der Untergang dieser zieht nothwendig das völlige Verderben aller schönen Wissenschaften nach sich." [5])

An anderer Stelle führt Bredenbach außerdem als Grund für die Verachtung des geistlichen Standes noch Folgendes an: „Bis jetzt war eine allzugroße Zahl von Priestern und dabei so ungebildet,

[1]) Im Diarium des Hermann Schilder (ungedruckt im Archiv der Martinikirche zu Emmerich) heißt es zum 24. April 1564: „Dominus decanus Wilh. Bonmann et alii deputati a Capitulo convocaverunt in domum prætoris Stephani a Stein præsente Friederico Vogel consule, Henrico Ryperband senatore gymnasiarcham cum ludimagistris, graviter officii admoniti sunt tam de disciplina sarta teotaque servanda in schola, contuberniis, domi forisque quam de diligentiori exercitio et fideliori institutione juventutis scholasticae certa formula praescripta."

[2]) Apologia Bl. 89 f.

[3]) l. o. Bl. 71a.

[4]) l. c. Bl. 89.

[5]) Ep. 2 de negotio religionis, ohne Seitenzahl, geschrieben 1540.

daß dieser Stand, welcher der heiligste von allen ist und in alter Zeit in höchsten Ehren stand, allmählig in Verachtung gerathen ist. Das ist gewiß durch die Schuld und Nachlässigkeit der Bischöfe geschehen, die das Gebot des Apostels außer Acht ließen, daß sie nicht leicht einem die Hände auflegen sollten. Sie haben sich keine Mühe gegeben, daß jene alte Standeszucht beobachtet werde. In unserer Zeit ist dieser Stand so verhaßt, alle verabscheuen ihn allmählig so, daß jene ihn fliehen, welche in demselben sehr brauchbar sein könnten. Wir gewahren, daß jene Jünglinge, die am meisten Talent haben, lieber alles ergreifen, als das Priesterthum wählen. Die Priester tragen sich so weltlich, wie es eher Soldaten als Priestern ziemt, und geben durch ihre ganze Lebensführung klar zu erkennen, daß sie sich ihres Standes schämen. Den jungen Leuten aber, die die erbärmlichsten und schlechtesten sind, so daß sie von ihren Lehrern weder in der Wissenschaft noch in der Tugend gebildet werden können, gilt als letzte Zuflucht das Priesterthum oder das Kloster. So kommt es, daß die kirchlichen Angelegenheiten von Tag zu Tag schlimmer werden. Dieses Uebel, das schlimmste von allen, ist durch unsere Schuld gekommen. Durch die Schuld der Bischöfe, die mehr daran zu denken scheinen, ihre Macht und ihren Glanz zu mehren, als die kirchliche Disciplin wieder herzustellen, Aergernisse abzuschaffen, die Heerde des Herrn zu weiden. Durch die Schuld der Fürsten und der übrigen Machthaber, die die Seelsorgsstellen, deren Patrone sie sind, Unwürdigen übertragen, die Rechte der Stifter und der andern Kirchen und Klöster nicht vertheidigen, sondern sogar durchbrechen, sie jenen entreißen und ohne Unterschied die besten mit den schlechtesten durch beständige Auflagen plündern. Durch die Schuld des Volkes, welches gute wie böse Priester betrügt und plündert, ja wie Feinde verfolgt und verwünscht und seine Kinder schlecht erzieht." [1])

Nach Kräften suchte Bredenbach in seinem Bekanntenkreise die Liebe zu den Wissenschaften und zum geistlichen Stand selbst mit persönlichen Opfern zu fördern. Seine eigenen Söhne erzog er christlich. Darüber gibt uns Auskunft sein Brief an den Pfarrer von Altena. „Ueberzeuge die Leute", schreibt er diesem, „daß sie auf keine bessere Weise — was ja der Wahrheit ganz und gar entspricht — für das Wohl ihrer Kinder sorgen können, als wenn sie

[1]) de dissid. p. 203. Bredenbach schrieb dieses 1556, worauf wir hier besonders aufmerksam machen.

dieselben der Schule übergeben. Ich meine, es wird dem Herrn Mauritius [1]) ein Vergnügen sein, wenn er einige talentvolle Knaben hat, mit deren Unterricht seine Mußestunden auszufüllen und so Gott den angenehmsten Dienst zu erweisen. Dazu hätte er auch aufgemuntert werden müssen durch die Freigebigkeit Deiner Kirchenvorstände, daß sie nämlich aus den Einkünften der Kirche Zulage machten, zu dem, was die Eltern der Kinder aufwenden. Die Eltern müssen überredet werden. Denn wozu sind steinerne Tempel nöthig, wenn die fehlen, welche Gott in ihnen anbeten. Die aber fehlen nothwendig, wenn Niemand die Schulen besucht. Wären die Eltern wahrhaft weise, so würden sie alle Sorge tragen, daß ihre Kinder, Knaben und Mädchen, wenigstens soweit unterrichtet würden, daß sie richtig lesen könnten. Das könnte vor dem zehnten Jahre geschehen, bis zu welchem Alter doch nichts anderes geschehen kann. Ich habe ein Söhnchen, kaum 7 Jahre alt. Der Junge liest exakt Latein und schreibt es mittelmäßig. So Gott will, wird er in drei Jahren gut Latein verstehen und sprechen. Besitzt er darin nicht einen viel kostbarern Schatz als Gold. Täglich betet er mir seine Gebete bei Tisch und des Abends, außerdem die zehn Gebote. Hätte er das nicht gelernt, so würde er schwören, andere schmähen, fluchen, Böses thun gelernt haben. Wenn ich sterbe, könnte ich ihm wohl ein besseres Erbe hinterlassen? Häuser, Aecker, Gold, Silber und Hausgeräth können die Vormünder den Kindern vorenthalten oder Unglücksfälle nehmen. Jenes Erbe aber wird ihnen ewig verbleiben, selbst der Tod kann es ihnen nicht entreißen. — Der Geist des Menschen, auch der des Kindes kann nicht müßig sein. Darum muß man darauf vor allem treiben, daß er schon von der ersten Kindheit an sich an edle und fromme Beschäftigung gewöhne. Dazu ermahne die Kinder fleißig, unterstütze sie treu durch Rath und That, nicht blos durch Geldhilfe, sondern auch durch Handleistung (Unterricht). Wenn ich Aussicht hätte, daß hier mit ihnen etwas anzufangen wäre, so würde auch ich meinen Theil dazu thun, allerdings nicht mit Geld, denn das vertragen meine Verhältnisse nicht, sondern mit uneigennütziger treuer Arbeit. Denn wenn einige soweit vorgeschritten sind, daß sie geeignete Schüler unserer Schule sein könnten, so würde ich sie umsonst unterrichten, so viele aus

[1]) Wahrscheinlich ein Cooperator des Adressaten, nicht dieser selbst wie Köhler l. c. annimmt; das scheint uns aus dem unmittelbar im Texte Folgenden hervorzugehen.

unserer Parochie hierhin kommen. Außerdem werde ich mich nicht weigern, sie anderweitig mit meinem Rath zu unterstützen. Du wirst ihnen alle Hilfe meinerseits, so lange ich lebe, kühn mit meinen eigenen Worten versprechen." [1])

Wenn Bredenbach, wie wir oben sahen, die verschiedenen Stände wegen ihrer Pflichtversäumniß anklagt und daher den Niedergang des geistlichen Standes mit herleitet, so macht er doch die Einschränkung:[2]) „Ich habe gesagt, das sei aus Schuld der Bischöfe, der Fürsten, des Volkes geschehen. Das soll keineswegs von allen gelten. Ich bin entfernt davon zu sagen, daß alle Bischöfe, Fürsten, Leute so handeln; aber ach! allzuviele?"

„Der hl. Bernhard," heißt es an einer andern Stelle, „beklagt die Fehler und Sünden nicht nur derer, welche der Kirche vorstehen, sondern auch des Volkes selbst. Das wahrhaftig thun auch wir in beständigem Seufzen, Klagen und Jammern. Er klagt, daß die, welche die Sorge für die Seelen übernehmen, das mehr des Gewinnes halber als aus Sehnsucht nach dem Heile der Seelen thun. Beweinen wir das nicht auch beständig? Aber nicht alle handeln so. Denn ich habe bis jetzt viele in unserer Kirche kennen gelernt, sehr treue Hirten, die, wenn sie wollten, ein viel größeres Einkommen haben könnten, als sie haben. Nun aber sind sie mit ihren Verhältnissen zufrieden und besorgen nur das eine, daß sie die ihnen anvertraute Heerde treu weiden. Unterdessen führen sie ein sehr frommes Leben in strengster Keuschheit. Und das gewahre ich in unserer beinahe dem Tode verfallenen Kirche, die Bischöfe und Priester hervorgebracht hat, die nicht nur durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit, sondern auch durch die Heiligkeit ihres Lebens und den Ruhm des Martyriums hochberühmt sind. Jene Kirche (die protestantische) aber hat in ihrem Jugendalter die verbrecherischsten Menschen zu Hirten gehabt, die unersättlich waren in Habsucht und Wollust, aus denen ich welche kannte, die die Weiber, welche sie genommen, verließen und andere nahmen, die ihnen besser gefielen. Und auch mit diesen lebten sie nicht ohne andere Weiber. Ich will nichts sagen von ihrer allseitig verdorbenen, gottlosen, blasphemischen Lehre. Wenn so der Anfang jener Kirche ist, wie wird

[1]) Epistol. 2. de negotio religionis.

[2]) de dissidiis p. 205.

ihr Fortgang sein, wie ihr reiferes Alter, wie ihr Greisenalter, wenn sie überhaupt, was ich nicht glaube, ein solches erreicht."[1])

Zu den Bischöfen, welche durch Gelehrsamkeit, Heiligkeit des Lebens und Ruhm des Martyriums damals in der Kirche hervorragten, gehört auch der wie Bredenbach klassisch fein gebildete John Fisher, Bischof von Rochester. „Hätte England", sagt Bredenbach, „auf die Stimme des Bischofes John Fisher hören wollen, so wäre es niemals in so bitteres Unglück gerathen. Und daß wir doch alle sogleich von Anfang an jenen so bedeutenden, gelehrten und frommen Mann und andere, die diesem nicht unähnlich waren, hätten hören wollen. Dann hätten wir nicht das innigst geliebte Vaterland, unser Deutschland, durch Trennungen so zerrissen, durch Brand verwüstet, von Mord und Blut triefend, überhaupt so verwirrt gesehen, daß, wenn Gott sich unser nicht erbarmt und diese Stürme sogleich beilegt, noch Aergeres zu befürchten ist. Es fehlten uns keineswegs Leute welche wachsam auf den Feind und seine Nachstellungen aufmerksam machten, welche ernstlich mahnten, daß wir uns hüten sollten. Aber jener schien unsere Augen, Ohren und Herzen durch seinen Sirenengesang gefangen zu halten, daß wir weder sehen, noch hören, noch denen, welche recht mahnten, Glauben schenken wollten. Jener Bischof Fisher wurde wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit und bewundernswerthen Tugend eher todtgeschwiegen als verachtet. Denn auf seine Schriften hat Niemand, soweit ich weiß, geantwortet. Von den übrigen wurden die meisten verspottet und unter den heftigsten Schmähungen zurückgeschlagen, viele auch wurden, wie jener Bischof, todtgeschwiegen. Obgleich Erasmus von Rotterdam wegen seines ausgezeichneten Geistes und seiner vortrefflichen Bildung in jeder Wissenschaft von allen bewundert und geliebt wurde, so wurde er dennoch, als er uns an diese Uebel mahnte, auf diesen Feind hinwies, vorhersagte, was er im Schilde führe, nicht beachtet, nicht gehört, sondern sogar mit Unwillen und nicht ohne Schmähungen zurückgestoßen. Eines will ich anführen, daß nämlich Erasmus in einem Briefe an Konrad Goklenius[2]), dessen Original

[1]) de dissidiis p. 130 f.

[2]) Conrad Cochlenius in Löwen, Freund des Erasmus, ist gemeint. Vrgl. die 1537 bei Crato Mylius in Straßburg edirten „Paralipomena rerum memorabilium" p. 502.

mir der durch Gelehrsamkeit und Tugend ausgezeichnete Johann Voß aus Altena, Dekan von Cleve, zeigte, — er hatte es nach dem Tode von Goklenius als Exekutor seines Testamentes in dessen Bibliothek gefunden —, folgendermaßen schreibt: „Ich betrauere, daß so viele von den neuen Lehren angesteckt sind. Aus den Schriften Luthers selbst erkenne ich, daß er ein sehr lasterhafter Mann, Zwingli und Oekolompadius vollständige Tyrannen sind. Alle, die sich einmal den Sekten angeschlossen haben, ziehen vollständig die Menschlichkeit aus.“ [1])

Dieses Urtheil des Erasmus gibt Bredenbach Anlaß zunächst auf das Leben Luthers einzugehen: „Was das Leben Luthers betrifft, so will ich nur zwei Thatsachen anführen, die keineswegs geheim, sondern dem ganzen Erdkreis bekannt sind, so daß jeder, der seinen Namen gehört hat, darum weiß. Was er nicht verheimlichen konnte, das wollte er durch seine Schriften andern als nicht sündhaft darstellen, damit er durch die Masse der Uebelthäter den sündhaften Charakter seiner Handlungsweise verdecke. Darum gab er allen das Signal, ihm nachzufolgen. Das erste ist, daß er in seinem verhärteten Sinn das Kloster und seinen Stand verließ, zu dem er sich durch ein feierliches Gelübde verpflichtet hatte. Das andere, daß er, obschon er der Kirche, ja Gott selbst im Angesichte der Kirche vor seinem Bischofe bei der Weihe gelobt hatte, ein keusches Leben zu führen, treulos nach Abwerfung seiner Kutte in schändlicher Verbindung ein Weib nahm. Er überredete eine Nonne, die gleich ihm durch das Gelübde der Keuschheit Christus, der Kirche, ihrem Kloster verbunden war, ihn zum Manne zu nehmen. Diese beiden Verbrechen sind überall so bekannt, daß Niemand sie leugnen kann, auch wenn er lutherischer als Luther selber wäre.“ Die Pflicht, die Gelübde zu halten, speciell das der Jungfräulichkeit wird darauf weitläufig und klar aus Stellen des Alten und Neuen Testamentes, aus den Schriften der Väter, besonders des hl. Ambrosius, aus den Bestimmungen des 4. Concils von Carthago, dem 53. und 54. Canon des Toletanum bewiesen. „Mit alledem steht das Leben und die Lehre Luthers in direktem Widerspruch: Was wagt jener Mensch

[1]) De dissid. p. 27—29. Die Aeußerung des Erasmus stimmt mit seinen anderweitig kundgegebenen Urtheilen; vergl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes II. S. 415 ff. Aber sehr auffallend ist, daß ein Mann von der Urtheilsschärfe und dem offenen Blick wie Bredenbach noch 20 Jahre nach dem Tode des Erasmus in der Bewunderung desselben so befangen ist.

nicht, der gegen das klare Wort der heiligen Schrift, gegen die ernsten Vorschriften des allmächtigen Gottes selber, gegen die Ansicht aller Heiligen und der ganzen Kirche, gegen die Gewohnheit und den Brauch aller Jahrhunderte, gegen sein eigenes Gelübde und Versprechen das Kloster verließ, sein geistliches Kleid abwarf und ein Weib nahm, das durch ein gleiches Gelübde zur Keuschheit verbunden war. Und das war ihm nicht genug, so schreckliches, so schimpfliches und sakrilegisches begangen zu haben, durch seine Schriften sucht er alle Klöster, alle Religiosen, alle Convente der Mönche, Jungfrauen und Priester zu Gleichem zu verführen." [1])

„Um solches ungestraft thun zu können, gab er die kirchliche Autorität in seinen aufrührerischen Predigten und Schmähschriften vor der ungebildeten Menge preis." „Er berücksichtigte, wie unangenehm dem Fleisch die Zucht, wie angenehm ihm die Freiheit sei. Darum hob er alle Zucht, besonders die kirchliche Disciplin auf und leugnete die Gewalt der Kirche, Sittengesetze zu geben." [2])

„Wäre das richtig, was sollte dann jene Stelle besagen in den Sprüchen Salomons: „Mein Sohn beobachte die Vorschriften deines Vaters und verlaß nicht das Gesetz deiner Mutter"? Warum steht das Letztere dabei, wenn die Mutter kein Recht hat, Gesetze zu geben? Ja die hl. Schrift nennt die Vorschrift des Vaters Leuchte, das Gesetz der Mutter aber Licht. Was nützt es eine Leuchte zu haben, wenn sie kein Licht spendet? Was nützt es die Vorschriften Gottes, die hl. Schrift, zu haben, wenn nicht im Gesetze der Mutter, der Kirche, das Licht der rechten Einsicht hinzutritt?" „Alle Häretiker, soviele ihrer aufgetreten sind, haben die Leuchte des Wortes gehabt;[3]) aber weil sie das Gesetz der Mutter verließen, so haben sie das Licht verloren." „Alle gutgesinnten Männer, die jener verbrecherische Mensch mit seinen Kunstgriffen nicht hat fangen können, sehen und beklagen in Seufzern und Thränen, wie weit die Sitten der Leute verfallen sind, seit der Zeit, wo jener Gottlose die Welt verführt hat, daß sie das Gesetz der Mutter, der Kirche, das heißt das Licht selbst, verlassen und bloß an die Leuchte des Wortes

[1]) De dissid. p. 30—36.

[2]) Ibid. p. 37.

[3]) Natürlich aus der Hand der kathol. Kirche, ohne ihrerseits die Göttlichkeit desselben begründen zu können.

sich halten solle.“ „Hat nicht jene Braut Christi die Macht, Gesetze zu geben, welcher der Bräutigam selbst seinen Geist, den Geist der Wahrheit, versprochen hat, nicht damit er nur eine kurze Zeit lang, sondern in Ewigkeit bei ihr bleibe, von der mit so klaren Worten der Bräutigam selbst sagt: „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder“!¹)

Luther hatte seine Behauptung, die Kirche habe keine Macht, Gesetze zu geben, durch die Stelle 1 Kor. 3 zu stützen gesucht: „Ein anderes Fundament, außer dem, welches gelegt ist, kann Niemand legen, welches ist Jesus Christus“, und dann argumentirt: „Das ist das von den Aposteln gelegte Fundament. Ein jeder Glaubensartikel aber ist ein Theil dieses Fundamentes. Darum kann kein anderer Artikel, als der gelegt ist, aufgestellt werden. Es muß aber darauf gebaut werden, wie derselbe Apostel sagt. Darum muß der Papst mit uns darauf erbaut werden, nicht aber darf er selber aufbauen. Denn alles, was geglaubt werden muß, ist ganz und gar in der Schrift enthalten.“ Gegen diese Argumentation wendet sich Bredenbach, indem er dieselbe zuerst ad absurdum führt, darauf den richtigen Sinn der Stelle des Korintherbriefes entwickelt und dann aus der Apostel- und Kirchengeschichte beweist, daß die Kirche die Macht hat, Glaubensartikel aufzustellen. „Die Regel der Dialektik“, sagt er, „fordert, daß in jeder guten Argumentation eine richtige Schlußfolgerung sei. Wir wollen sehen, ob die in dem Beweis Luthers sich finde. Er will beweisen, daß es nicht in der Macht der Kirche, oder des Papstes stehe, Glaubensartikel aufzustellen, Gesetze für die Sitten oder guten Werke zu geben. Das will er thun durch die Worte Pauli: „Ein anderes Fundament &c.“ Scheint Dir Luther Jesus Christus selbst ein Glaubensartikel, ein Sittengesetz zu sein? Oder was noch absurder ist: scheinen Dir die Glaubensartikel die Theile Jesu Christi zu sein? Lehrt das an jener Stelle der Apostel? Paulus lehrt dort, daß Niemand thörichter Weise sich selbst gefallen, über die andern sich erheben dürfe, gleich als wenn er durch seine eigene Weisheit und Tugend etwas besonderes geleistet habe und zwar ohne Christus, ohne die Gnade und Hilfe Gottes. Aller Ruhm komme Gott zu; denn der gebe Wachsthum und Gedeihen. Denn die Menschen, welche lehren und die übrigen Funktionen in der Kirche besorgen,

¹) De dissid. p. 37 f.

ein gleich den Landleuten, von denen der eine pflanzt, der andere bewässert. Die würden das vergeblich thun ohne die Hilfe Gottes. Darum habe Niemand Grund sich etwas anzumaßen. Diesem, dem Landbau entnommenen Vergleich fügt er einen anderen der Architektur entnommenen bei, indem er sagt: „Gottes Gebäude seid ihr. Nach der Gnade Gottes, die mir gegeben ist, habe ich als ein weiser Baumeister den Grund gelegt; ein Anderer bauet darauf; jeder aber sehe zu, wie er darauf bauet. Denn einen andern Grund kann Niemand legen, als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus" (1 Kor. 3, 9—11). Das heißt: den Grund der himmlischen Heilslehre habe ich in euch gelegt. Dieser Grund ist Jesus Christus selbst, durch den Gott das Heil dem Menschengeschlechte vermittelt hat. Auf diesen Grund müssen die andern Lehrer und Hirten, welche mir folgen, bauen. Was aber sollen sie darauf bauen? Was anders als was über Christus, den ich zuerst euch verkündend gleichsam als Grund dieser Lehre gelegt habe, zu glauben ist, wie man ihm dienen muß, wie man leben muß, damit seine Menschwerdung, sein Leben, seine Lehre, sein Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt und die Sendung des hl. Geistes für uns nicht vergeblich sei. Eine derartige Lehre sollen meine Nachfolger auf dem Fundamente, welches ich gelegt habe, bauen. „Ein Jeder aber sehe zu", sagt er, „wie er darauf baue, weil alles das Feuer erproben wird." Das ist der richtige Sinn der Worte Pauli. Diese Stelle widerstreitet also direkt mit der Behauptung Luthers. Denn über jenem Fundamente aufbauen, ist nichts anders als Glaubensartikel aufstellen, Vorschriften betreffs der Sitten und guten Werke machen, was die Bischöfe und Hirten als Nachfolger der Apostel thun, und demgemäß glauben und leben, was Sache und Pflicht des gläubigen Volkes ist." „Wer hat denn jene 12 Glaubensartikel aufgestellt? Die Apostel, und als sie das thaten, bestand in den Aposteln die Kirche. Die Kirche also hat jene Glaubensartikel aufgestellt. Als Arius die Gottheit des Sohnes leugnete, wer hat damals die wesenhafte Gleichheit des Sohnes mit dem Vater ausgesprochen? War es nicht die Kirche? denn die bestand damals in jenen 318 Bischöfen, ebenso wie früher in den Aposteln. Denn wie man sagt, daß die Stadt das beschließe und bestimme, was der Stadtrath beschließt und bestimmt, so sagt man auch richtig, daß die Kirche das festsetze, was die vereinigten Bischöfe, die der Kirche vorstehen, festsetzen. Die Kirche ist nichts anderes als die Stadt Gottes, der die Bischöfe

wie Senatoren vorstehen. Unter diesen aber hat, wie unter den Stadträthen der Bürgermeister, immer einer das höchste Regiment. Und wie man dem Bürgermeister die Schlüssel der Stadt übergibt, so hat Jesus Christus dem Petrus die Schlüssel des Himmelreiches, das da ist die Stadt Gottes, die Kirche übergeben. Was dieses Oberhaupt zugleich mit den versammelten Bischöfen, d. h. ein allgemeines Concil beschließt, festsetzt, befiehlt, sei es betreffs einer Glaubens- oder Sittenlehre, das muß man annehmen als Ausspruch Gottes."

„Es gibt kein sicheres Merkmal, woran man schneller und klarer den Häretiker erkennen kann, als wenn einer von der Kirche appellirt an die hl. Schrift. Die Schrift ist auch nicht die Richterin der Kirche, sondern die Kirche ist die Richterin und Auslegerin der hl. Schrift. Richterin ist die Kirche, weil es ihr obliegt zu entscheiden, ob eine Schrift kanonisch ist oder nicht. Darum sagt der hl. Augustin: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der Kirche dazu bestimmte." Auslegerin ist sie, weil allein die Kirche den Geist der Wahrheit hat, welcher die hl. Schrift selbst heiligen Männern inspirirt hat. Wer daher von der Kirche sich auf die hl. Schrift beruft, der zeigt was er will, nämlich die Kirche verlassen und eine neue Häresie aufbringen."

„Damit glaube ich hinreichend gezeigt zu haben, wie viel tödtliches Gift in dieser einen Lehre Luthers liegt, daß es nicht in der Gewalt der Kirche oder des Papstes stehe, Glaubensartikel aufzustellen und Sittengesetze zu geben, sowie darin, daß er das durch Citation der hl. Schrift beweisen wollte. Daher sagt Bischof John Fisher in seiner Consulation, in welcher er diesen Artikel Luthers angreift: „es gibt keinen verderblicheren Lehrsatz als diesen einen. Denn er hebt damit die gesammte Autorität der Kirche auf." [1])

Wie Bredenbach sich uns hier als ein geschickter und tief kirchlich gesinnter Polemiker zeigt, so gab es zu seiner Zeit Männer genug, die die angefeindete Wahrheit zu vertheidigen wußten. Aber ihre Stimme wurde überhört, während Luthers Schriften immer mehr Eingang fanden und selbst ernste aber wenig theologisch durchgebildete Leute verwirrten: „Luthers Irrlehren sind durch ausgezeichnete

[1]) De dissid. p. 40—46.

Schriften und Gründe von den tüchtigsten Männern widerlegt worden. Aber ich weiß nicht, wie es kommt, es ist die Stunde und Macht der Finsterniß, daß die Lehre dieser, die zum Himmel führen wollen, nicht angenommen, ja nicht einmal gelesen wird von denen, die es müßten. Die falschen Lehren jener aber, die geraden Weges zur Hölle führen, werden begrüßt, wie ein Evangelium Jesu Christi."[1]) „Nicht bloß leichtfertige Menschen, die wie ein Rohr sich nach dem Winde jeder Lehre neigen, sondern auch gesetzte und gelehrte Männer macht er stutzig, dadurch nämlich, daß er die römische Kirche der Häresie und des Schismas beschuldigt, weil sie den Laien das Sakrament der Eucharistie nur unter der Gestalt des Brodes, nicht aber auch des Weines reicht. Indem er sich auf die Worte Christi und auf die in den ersten Zeiten in der Kirche bestehende Gewohnheit beruft, verwirrt er nicht in geringem Maße die, welche wegen anderweitiger Beschäftigung oder weil ihr Urtheil in solchen Dingen nicht genug geübt und geschärft ist, nicht erwägen und erkennen können, welches der eigentliche Sinn der Worte des Herrn und welches der Grund für die Aenderung der kirchlichen Praxis ist. Auf diejenigen aber, welche dies durchdacht und kennen gelernt haben, machen seine Sophismen keinen Eindruck, sondern mit der größten Ruhe, mit frommer Gesinnung, mit Ehrfurcht und Dank empfangen sie wie aus der Hand des Herrn, was jene geliebteste und einzige Braut Christi, unsere Mutter die Kirche, durch die Hand ihres Dieners, des Priesters, darreicht. Einsichtigen Männern hätte auch dieser Punkt seiner Lehre verdächtig sein müssen, weil Luther so viel Gewicht darauf legt, der doch ganz offenbar in allem, was er thut, schreibt und lehrt, nichts anderes sucht, als alles in der Kirche Gottes zu verwirren und selber alles nach seinem Geschmack einzurichten. Wenn Jemand dem nicht beistimmt, dann hat er ihn, wer er auch sein mochte, so in seinen Schriften hergenommen, daß man sich nichts gehässigeres denken kann. Das hat der hochselige Fürst Georg von Sachsen erfahren, der seine Lehre nicht annehmen wollte und darum von Luther in seinen Schriften Apostel des Antichrist genannt wurde. Auch König Heinrich VIII. von England hat er in einem so bitter und gehässig geschriebenen Buche mißhandelt, daß selbst seine gemäßigten Anhänger unwillig waren. Aber als dieser König dennoch zu seiner Lehre überging, da erkannten ihn Luthers Anhänger als

[1]) De dissid. p. 50.

den ihrigen und begrüßten ihn als den christlichsten König, da wetteiferten sie, ihm ihre Bücher zu dediciren." [1])

Bredenbach liefert nun, um Leuten der oben bezeichneten Art ihre Bedenken zu nehmen nach Darlegung der Berichte der Evangelien und 1 Kor. 2 aus der Tradition den Beweis, daß Christus das hl. Sakrament als Opfer eingesetzt habe, welches seine Gegenwart unter beiden Gestalten behufs Darstellung des Kreuzesopfers erfordere. Aber Luther läßt wegen seiner Justificationslehre, die im Verlaufe der Darstellung eingehend widerlegt wird, das Opfer nicht gelten gegen die Lehre der Tradition. Alsdann wird die Gegenwart des ganzen Christus unter jeder Gestalt bewiesen, woraus folgt, daß die communio sub utraque specie nicht nothwendig ist. Die Kirche habe aus weisen Gründen die früher bestehende Praxis der communio sub utraque specie geändert, ohne damit den Gläubigen etwas zu entziehen. Die ganze Partie liefert einen herrlichen Beweis für die Gründlichkeit der theologischen Bildung Bredenbachs. Die Darstellung, theilweise in dialogischer Form gehalten, läßt die tiefe Erregung erkennen, die der Angriff Luthers auf das Centrum des katholischen Cultus und auf das einem jeden Katholiken Heiligste in Bredenbach hervorgerufen hatte.

In extenso werden die einschlägigen Stellen aus dem Pseudo-Areopagiten (de coelesti hierarchia c. 3), Ignatius von Antiochien (ep. X ad Smyrn.), Clemens von Rom (ep. III), Irenäus (l. 4. c. 34), Tertullian (de veland. virg.), Cyprian (ep. IX) vorgelegt und außerdem von den griechischen Vätern Basilius, Gregor von Nazianz, Origines, von den lateinischen Ambrosius, Augustin, Hieronymus, Gregor der Große allegirt.[2]) Luther aber, der „Censor aller", sagt: „der Glaube an Christus allein rechtfertigt uns" und im Anschluß daran: „die Messe im Papstthum ist nothwendig der ärgste und abscheulichste Götzendienst." „Ist nicht," entgegnet Bredenbach, „durch die Zeugnisse so vieler heiliger Männer, Bischöfe, Märtyrer und solcher, die Schüler der Apostel waren, so daß sie es sehr genau wissen konnten und die keineswegs die Unwahrheit sagen wollten, dargethan, daß die Messe das höchste Opfer, ein reines, Gott überaus angenehmes Opfer ist, das von Christus beim letzten Abendmahl dargebracht, den Aposteln und von diesen der Kirche übergeben

1) De dissid. p. 51 f.
2) De dissid. p. 53—64.

wurde, damit es in aller Welt gefeiert werde für Lebende und Abgestorbene? Aber jenen, antwortet Luther, wie zahlreich, wie alt, gelehrt, heilig sie auch sein mögen, selbst wenn sie Schüler der Apostel sind, glaube ich nicht. Warum, Luther, glaubst du nicht? Weil sie Menschen waren. Allerdings, aber solche, die das sehr genau von den Aposteln selbst wissen konnten, wegen ihrer Wahrheitsliebe nichts als die Wahrheit schreiben wollten und dieselbe mit ihrem Blute bezeugten. Was solls, sagt Luther, ich erkenne sie doch nicht an. Warum denn nicht? Weil es gegen meinen Hauptartikel streitet: Der Glaube an Christus allein rechtfertigt uns. Aber diesen deinen Artikel verdammt die Kirche. Die höre ich nicht, antwortet er. Es verurtheilt ihn der Apostel Jakobus. Allerdings, aber in seinem strohernen Briefe. Jedoch außerdem Christus selbst bei Matth. K. 7. Ich glaube dem Matthäus nicht, wenn er solches schreibt; er kriecht auf der Erde und klebt an Menschenwerken. Wem von den Evangelisten glaubst du denn? Dem Johannes, der sich aufwärts schwingt, der erhebt den Glauben. Aber auch der fordert nicht weniger dringend die Beobachtung der göttlichen Gebote, indem er spricht: „Niemand verführe euch, wer die Gerechtigkeit thut, ist gerecht." Er sagt nicht, welcher blos glaubt ist gerecht, sondern wer die Gerechtigkeit thut. Was sagst du nun, Luther? Wo ist dein Verstand? Du wagst eine derartige Ansicht zum Hauptartikel deiner Lehre zu machen, die so offenbar diametral der Lehre Christi und der Apostel entgegengesetzt ist. Was sagst du zu dem Ausspruch Pauli 1 Kor. 13: „Und wenn ich allen Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts?" — Paulus spricht vom historischen und wunderwirkenden Glauben. — Im Gegentheil, Luther, Paulus spricht ausdrücklich nicht von irgend einer besonderen Art des Glaubens, sondern allgemein von jedem Glauben. Läugne es, wenn du vermagst! Wie, Luther, der Glaube an Christus allein rechtfertigt? Giebt es keine andern bewirkenden Ursachen (causae efficientes), die dazu nothwendig sind, damit wir gerecht gemacht werden, außer dem Glauben allein? Was sollen wir dann von der Taufe sagen? Was zu jenem Worte des Herrn Joh. 3: „Wenn Jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem hl. Geiste, so kann er in das Reich Gottes nicht eingehen?" Was vom Blute Jesu Christi, von dem Johannes sagt (1 Joh. 1, 7): „Wenn wir aber im Lichte wandeln, wie er auch selbst im Lichte ist, so halten wir gegenseitig Gemeinschaft; und das Blut Jesu Christi

eines Sohnes reinigt uns von aller Sünde." Was heißt das: „reinigt uns von aller Sünde?" Was anders als „rechtfertigt uns", denn von der Sünde gereinigt werden heißt gerechtfertigt werden. Welche aber rechtfertigt dieses Blut? etwa die, welche nichts anderes thun als blos glauben an Christus? Das sagt Johannes nicht, sondern: „wenn wir im Lichte wandeln." Was heißt „im Lichte wandeln?" Vernimm den Johannes selbst darüber (1 Joh. 2, 9): „Wer sagt, daß er im Lichte sei, und seinen Bruder haßt, der ist noch in der Finsterniß." Und am Schluß desselben Kapitels: „Wenn ihr wißt, daß er (Christus) gerecht ist, so wisset, daß auch ein jeder, der die Gerechtigkeit thut, aus ihm geboren ist." „Gott ist es," sagt Paulus, „der gerecht macht," und du sagst, der Glaube allein rechtfertige. Gott aber rechtfertigt aus Gnade, d. h. nicht wegen der Werke, die wir gethan haben, denn die waren böse, sondern durch seine Gnade, durch die Erlösung, die da ist in Christo Jesu, den er als Versöhner hingestellt hat, durch den Glauben in seinem Blute (Röm. 3), aber keineswegs durch den Glauben allein. Gott fordert allerdings den Glauben, aber auch die Hoffnung und die Liebe und die Werke der Liebe, die Buße und den Gebrauch der Sakramente. Die Furcht des Herrn, sagt der Weise, treibt die Sünde aus, und du sagst, daß der Glaube allein rechtfertige. Um das zu behaupten, willst du uns das entreißen, was Christus selbst zu seinem Gedächtniß seiner geliebtesten Braut gegeben, den Aposteln anvertraut hat, worin wir, indem wir Gott seine eigenen Geschenke und Gaben darbringen, Nachlassung der Sünden und das ewige Leben erlangen. Dieses so kostbare, so göttliche, so unschätzbare Geschenk, das von unserem Herrn Jesus Christus als dem Bräutigam einzig und allein seiner geliebten Braut gegeben worden ist, nennst du den ärgsten und verabscheuungswürdigsten Götzendienst? Wer sollte nicht sagen, daß du selbst der Antichrist seiest?"

Hieran schließt sich der Nachweis, daß Luther sich mit Unrecht auf Matth. 26: „Trinket alle daraus" und Marcus 14 berufe, um die Nothwendigkeit der Communion sub utraque specie für die Laien zu beweisen. „Luther beachtete nicht, zu welchen Personen, zu welcher Zeit, aus welchem Grunde, in welchem Sinne diese Worte gesprochen seien; die Worte sind an die Apostel gerichtet und zwar damals als er sie zu Priestern weihte. Bei dem Opfer, welches er dort einsetzte und seine Jünger darbringen lehrte, ist es nothwendig, beide Species zu consecriren wegen des Geheimnisses des

Todes des Herrn. Auch ist es nothwendig, daß die consecrirten Species sumirt werden, wenn nicht aus einem andern Grunde, so doch wenigstens, um Verunehrung des Sakramentes zu verhüten, zumal unter der Gestalt des Weines, die aufzubewahren schwierig ist. Darum ist den consecrirenden Priestern der Genuß beider Species befohlen, den Laien aber keineswegs, und den Priestern nur dann, wenn sie consecriren. Außer diesem Falle empfangen sie wie die Laien nur eine Species. Und obgleich in diesem Opfer der Tod des Herrn dargestellt und verkündigt wird, so muß sich doch Niemand einbilden, daß unter der Gestalt des Brodes der Leib Christi ohne Blut und unter der Gestalt des Weines das Blut Christi ohne den Leib sei. Das war ein Irrthum des Nestorius, der schon in alten Zeiten von der Kirche verdammt worden ist. Der Leib Christi ist unter der Gestalt des Brodes nicht leblos und todt, sondern lebendig mit seinem Blute, seiner Seele und mit der Gottheit, so daß, wer dieses Brod isset, den ganzen Christus als Gott und Mensch empfängt. Und in dem Kelche ist nicht das Blut ohne den Leib und ohne den ganzen Christus, so daß, wer diesen Kelch trinkt, den ganzen Christus empfängt, und darum haben die Leute keinen Grund zur Klage, als ob sie um einen Theil des Sakramentes betrogen würden. Aber man entgegnet: Sind nicht zur Vollständigkeit des Sakramentes beide Species erforderlich? Ich antworte sie sind erforderlich und anderseits nicht erforderlich. Beim Opfer sind beide erforderlich, weil dabei der Tod des Herrn dargestellt wird, der durch Vergießung des Blutes bewirkt wurde. Bei dem Empfange sind sie nicht erforderlich, weil es hinreicht, den zu empfangen, der das ewige Leben verleiht."

In der weitern Widerlegung folgert unser Autor aus der Forderung Luthers, daß dieselbe zum Irrthum des Nestorius hindränge, was oben schon angedeutet wurde. Denn, sagt er, „wenn jene, die beide Spezies fordern, mit uns das glaubten, was man glauben muß, so würden sie dergleichen nicht verlangen. Aber weil sie sich einbilden, es sei etwas in dem Kelche unter der Gestalt des Weines, was sie nicht aus der Hand des Priesters unter der Gestalt des Brodes empfangen, so wollen sie, daß ihnen beide Species gereicht werden. Weil nach Luthers Lehre unter der Gestalt des Brodes der blutlose todte Leib Christi und im Kelche unter der Gestalt des Weines sein vergossenes Blut ohne den übrigen Christus gegenwärtig ist, darum pflegen viele aus den Priestern, die von der Kirche

zur Sekte Luthers abgefallen sind, zu sagen, sie wünschten, daß sie statt der einzelnen Messen, die sie im Papstthum celebrirt hätten, ebensoviele Menschen getödtet hätten. Denn die Messe celebriren sei nichts anderes als Christum kreuzigen. Man wird uns vielleicht entgegnen, daß Luther jenes nicht *sage*. Ich antworte: ob er es sagt, oder nicht sagt, diejenigen, welche seine Lehre annehmen, folgern so aus seiner Lehre. Eine dritte Folge jener Forderung und Behauptung Luthers betreffs der Messe ist, daß, während er die Kirche beschuldigt, sie enthalte die Hälfte des Sakramentes den Laien vor, er selber ihnen das ganze Sakrament nimmt. Denn da die Eucharistie nicht von jedem Menschen conficirt werden kann, sondern nur von dem Priester, so hat Luther mit dem Opfer zugleich das Priesterthum selbst aufgehoben, wenn er sagte, daß die Messe der abscheulichste Götzendienst sei. Daher kommt es, daß die Priester jener Sekte niemals den Canon lesen, sondern sie thun das — ich weiß nicht was — ihnen von Luther Vorgeschriebene, womit sie aber nicht die Eucharistie conficiren können. Sie sind überhaupt nicht Priester, weil sie nicht rechtmäßig geweiht sind, so daß sie aus diesem Grunde schon nicht consecriren können. Wenn einige geweiht sind, so sind es eben die, welche von der Kirche zu jener Sekte abgefallen sind, und damit sind sie vom jus sacerdotii abgefallen; auch wollen sie nicht *mit der Kirche nach jenem Ritus die Eucharistie conficiren*, den die Apostel von Christus, die Kirche von den Aposteln empfangen und bewahrt hat. Was sie also dem Volke darreichen, ist nichts weniger als die Eucharistie. [1])"

Vorstehende Darlegung zeigt, daß Bredenbach mit sachlichen Gründen allerdings auf's schärfste Luther zu Leibe rückt. Aber von einem „zu allen Teufeln *wünschen*", wie Hamelmann, wie wir oben sahen, behauptete, ist keine Rede. Bredenbach läßt Luther in der Hölle brennen, aber er setzt voraus, daß er sich vor seinem Tode nicht bekehrt habe. Unter dieser Supposition führt er in der „Apologie" den Beweis für die Verdammung Luthers. Aber er ist weit entfernt, ihm die Verdammung zu *wünschen*. Im Gegentheil, „ich wünschte", sagte er, „dem Luther und allen Menschen den Glauben und jene Reinheit des Lebens, welche würdig sind des

[1]) De dissid. p. 64—78. Offenbar kann darin, daß die abgefallenen Priester vom jus sacerd. abgefallen, nicht der Grund für die Ungültigkeit der Consekration liegen, sondern in dem von Bredenbach vorausgesetzten Mangel der Intention.

Reiches Gottes. Wenn ich ihnen das verschaffen könnte, so würde ich nicht nur mein Leben dafür hingeben, sondern auch die bitterste Todesart gerne für ihr Heil leiden. So sehr bin ich entfernt, mich zu freuen über die Verdammung Jemandes und über die Strafen der Unglücklichen." [1])

In seiner Schrift über die Privatmesse hatte Luther erzählt, daß, als er einst um Mitternacht aufgewacht sei, ihm der Teufel erschienen sei — „mit ihm über die Privatmesse disputirt und dieselbe als den abscheulichsten Götzendienst bezeichnet habe; dort sei nicht der Leib und das Blut Christi, sondern nur Brod und Wein werde angebetet und zur Anbetung hingestellt." „Da sieht man also", sagt Bredenbach, „von welchem Lehrer er das gelernt hat. Von diesem Lehrer sagt Christus, daß er ein Menschenmörder von Anbeginn sei, und daß die, welche aus ihm sind, sein Begehren zu erfüllen bereit sind. Vergleichen wir damit die Worte und Thaten Luthers. Als er einst vernommen hatte, daß die Bauern in Oberdeutschland auf's Haupt geschlagen seien, da rief er in Wittenberg in der Predigt öffentlich aus: „Das scheint auch ein groß Wunder, daß etliche Bauern getödtet sind; das ist mir etwas Geringes und nur ein Vorspiel von dem, was kommt. Denn bis dahin muß es kommen, daß man in Deutschland bis an die Knöchel im Blute watet." Daß er das gesagt, ist mir von einem unbescholtenen Manne namens Eberhard Hülscheb, der früher mit mir gemeinschaftlich an der Schule zu Emmerich arbeitete und der damals der Studien halber in Wittenberg war, erzählt worden. Er hatte es selbst aus dem Munde Luthers gehört, und sicher werden noch viele leben, die es ebenfalls gehört haben und bezeugen können. — Wie grausame Kriege, wie bedeutender Fürsten Gefangenschaft haben wir erlebt! Wie viele tüchtige Fürsten sind in einer Schlacht gefallen! Die Seele schreckt zurück alles aufzuzählen. O unser Deutschland! wohin bist du gekommen! Und zu all den traurigen, blutigen, todtbringenden Ereignissen, zu so entsetzlichen abscheulichen Kriegen hat der eine Martin Luther das Signal gegeben. Aber das ist noch gering und fast nichts gegen den Untergang so unzähliger Seelen, den er mit seiner verderblichen Lehre herbeigeführt hat." [2])

Das größte Unheil, so wird weiter ausgeführt, hat die Ver-

---

1) Apologia Bl. 82b u. 83a.

2) De diss. p. 80 f.

werfung der von Gott gesetzten Autorität im Gefolge. „Nichts schadet mehr als dieses eine. Denn Diebstahl, Ehebruch, Mord und anderes derartiges bringt nur einzelnen Menschen Unheil. Wenn man aber die Autorität derer verachtet, welche in der Kirche vorstehen, dann stürzt plötzlich das ganze Gebäude der Sittenzucht, so daß alle in alle möglichen Verbrechen gerathen. Das ist nicht nöthig mit Gründen und Beispielen zu beweisen. Das lehrt, ach! allzu deutlich der furchtbare Anblick dieses unseres beklagenswerthesten Jahrhunderts. Und nichts gibt es, was zu besseren Hoffnungen berechtigte, vielmehr von Tag zu Tag haben wir Schrecklicheres zu befürchten, wenn wir nicht zurückkehren, ein jeder auf den Posten, wohin ihn Gott gestellt hat, damit wir diesen nach bestem Können treu und tapfer behaupten. Nicht suche der eine den andern aus seiner Stellung zu verdrängen, sondern einmüthig wollen wir uns wechselseitig helfen und unterstützen." [1])

Diese Einmüthigkeit, zumal unter den höchsten Gewalten, ist von dem größten Vortheile für das Gemeinwesen. Darum sehen die Häretiker es besonders darauf ab, dieselbe zu zerstören: „Wie herrlich könnte nicht das christliche Gemeinwesen blühen, wenn die Päpste und anderseits Kaiser und Könige sich gegenseitig liebten und ehrten, und ebenso die Bischöfe und die Fürsten in den einzelnen Ländern, der Clerus und die bürgerliche Obrigkeit in den Städten, Flecken und Dörfern. O wie schön, wie gut gepflegt würden sich dann die menschlichen Angelegenheiten gestalten! Wie würden wir die Heerde des Herrn unter solchen Hirten sich vermehren sehen! Wie sicher würde sie sein vor jeglichem Einfall der Wölfe! Denn auf keinem Wege können sie besser in den Schafstall Christi eindringen, als wenn sie die Mauer der Eintracht, die zwischen diesen beiden obrigkeitlichen Gewalten sein muß, durchbrechen. Darum richten sie immer darauf all ihre Kunst, daß sie diese Mauer zerstören, d. h. daß sie Streit und Krieg unter beiden Gewalten erregen." [2])

„Eine jede dieser Gewalten hat ihr eigenes Arbeitsfeld. Wenn ein jeder von uns ohne Scheelsucht und Murren gegen den andern, einfältigen Herzens in christlicher Liebe seinen Platz treu behauptet, dann können sich unsere Angelegenheiten nur aufs beste gestalten. Das thun wir aber nicht und darum fallen wir in die Uebel, von

[1]) De dissid. p. 89.
[2]) De dissid. p. 93 f.

denen kein Ende abzusehen ist. Und was das schlimmste ist, Niemand sieht seine Fehler ein, sondern die der Andern betrachtet man." [1])

Das Bestehen beider Gewalten von Anfang an, besonders des Priesterthums, wird durch Belegstellen aus dem alten Testament in einer übersichtlichen Entwickelung der vorchristlichen Geschichte dargelegt, die summa potestas des Hohenpriesters trotz menschlicher Schwächen und Sünden hervorgehoben, darauf der Primat des hl. Petrus und die faktische Ausübung desselben nach dem neuen Testament bewiesen. [2]) Der Stolz einzelner führt die Auflehnung gegen die gottgesetzte Obrigkeit zum Schaden der Kirche herbei: „Durch nichts wird die Kirche schwerer geschädigt und verwirrt als durch innere Streitigkeiten, die immer daraus entstehen, daß von Stolz aufgeblähte Menschen sich nicht innerhalb ihrer Grenzen halten wollen, in denen ein jeder thun soll, was ihm obliegt, und nicht mit Fremdem sich beschäftigen soll. So wird durch keine Sünde Gott schwerer beleidigt, als wenn einer jene Gewalt zerstört, die Gott selbst in seinem Reiche, d. i. in seiner Kirche aufgerichtet hat." [3])

Selbst wenn die Träger der obrigkeitlichen Gewalt in menschlicher Schwäche ihre Pflicht versäumen, darf das Volk nicht rebelliren. Ein Versuch dazu wird mit Recht von den Fürsten niedergehalten und bestraft; so ists auch in der Kirche: „Da Vernunft und Erfahrung lehren, daß das Gemeinwesen niemals herrlicher blüht und glücklicheren Fortgang nimmt als durch gegenseitige Eintracht und Frieden unter Obrigkeit und Bürgern, dagegen durch nichts schneller zerfällt als durch Zwietracht, so handeln die Fürsten recht, wenn sie mit der allergrößten Strenge vorgehen gegen die, welche gegen die Obrigkeit rebelliren und das Volk zum Aufruhr reizen. Wenn etwa die Obrigkeit ungerecht ist gegen einen Bürger, oder auch gegen die gesammte Bürgerschaft, so steht es dennoch Niemanden zu, sich gegen die Obrigkeit zu erheben, das Volk aufzuwiegeln, sich selber die Gewalt, den zu vertreiben, welchen der König oder Fürst angestellt hat, anzueignen. Ist die Klage gerecht, so bringe man sie vor das Oberhaupt, damit dieses einen ungerechten Magistrat zur Gerechtigkeit zurückführe oder einen Nachfolger auf-

---

1) De dissid. p. 94.
2) De dissid. p. 94—115.
3) l. c. p. 115.

stelle, wenn jener hartnäckig bleibt. Ganz so ist es in der Christenheit. Wenn Papst, Bischöfe und die übrigen, welchen die Sorge für die Christenheit anvertraut ist, anfangen sollten tyranisch zu regieren, oder sonstwie ihre Pflicht zu vernachlässigen, so dürfen wir nicht Martin Luther nachahmen, indem wir den Erdkreis in Aufruhr setzen, alles in Verwirrung bringen und nachdem jene vertrieben, ihren Platz einnehmen, uns selber die Regierung aneignen, uns selber als Leiter der Kirche Gottes aufstellen, sondern mit Furcht und Zittern müssen wir zum obersten Herrn der Christenheit fliehen, das ist zu Gott dem Herrn und für die Hirten beten wie für die Heerde, weil die Sünden der letztern oft Ursache sind, daß jene schlecht sind." [1])

Die Reichstage und Religionsgespräche haben darum kein für die Kirche günstiges Resultat gehabt, weil die kirchliche Autorität nicht respektirt wurde. Die Fürsten sollen sich der Einmischung in die religiösen Angelegenheiten enthalten. „Daß alle Reichstage, Zusammenkünfte, Berathungen, Verbesserungsvorschläge diese 40 Jahre hindurch, obschon sie mit so vielen Mühen und Kosten veranstaltet wurden, um den Frieden und die Eintracht in der Religion herzustellen, vergeblich gewesen sind, davon ist die vorzüglichste und beinahe einzige Ursache, daß Martin Luther selbst oder andere von ihm Verführte durch ihre Ränke es verhindert haben, daß eine friedliche Beilegung Anfang und Fortgang habe von jener Obrigkeit, welche Gott selbst in seinem Reiche angeordnet und aufgestellt hat. Die wurden zu jenen Berathungen nicht berufen, oder ihre Rathschläge wurden nicht gehört, welche auf Grund ihrer Stellung stets in solchen Berathungen den Vorsitz haben und über alles entscheiden sollen. Wir haben keinen Frieden zu hoffen und kein Ende dieser schrecklichen Uebel, wenn nicht die Könige und Fürsten, die auf so erbärmliche Weise von jenen Menschen gefischt wurden, durch gute rechtgläubige Männer von den verderblichen Irrlehren zur Wahrheit zurückgeführt werden und sich demüthigen lernen unter die mächtige Hand Gottes. Sie sollen sich denen nicht entgegenstemmen in den religiösen Angelegenheiten, welche Gott selbst der Religion vorgesetzt und auf so hohen Platz hingestellt hat, daß er ihnen die Schlüssel des Himmelreiches übergab."

[1]) De dissid. p. 115 f.

„Sie sollen sich das nicht anmaßen, was Sache der Bischöfe und Priester ist, wenn diese auch ihre Pflicht zu vernachlässigen scheinen und obschon die Noth der Zeit die Pflichterfüllung erheischt. Sie mögen lernen, daß auf keine Weise geduldet werden kann, daß die Ordnung in der Regierungsgewalt der Kirche verkehrt werde, wie auch immer die sich aufführen mögen, die hier die Gewalt in Händen haben. Sie mögen glauben, daß Christus allzu zärtlich seine Braut, die Kirche, liebt, als daß er sie in die Gewalt des Feindes gerathen lasse. Gott weiß in seiner unerforschlichen Weisheit auch die Fehler Sünden und schweren Verbrechen derer, welche hohe Stellungen einnehmen, zum Ruhm und Nutzen seiner Kirche zu benutzen. Lernen wir alle, unser Leben so einzurichten, daß nicht Gott, erzürnt wegen unserer Sünden, den Heuchlern über uns zu herrschen gestatte und sogar die, welche vorstehen, in Sünden fallen lasse, damit er dadurch unsere Frevel strafe. Durch Schmähsucht hat der Feind es fertig gebracht, uns von unsern Hirten zu trennen und damit den ingrimmigsten Haß gegen sie zu entflammen. An den offenbaren Sünden vieler, an der Macht und dem Reichthum einzelner haben wir uns gestoßen. Böswillige Menschen haben das aufgegriffen, um Haß und Neid zu erregen. Und nachdem wir abgefallen, sind wir in mannigfache Irrthümer und Sekten zertrennt und nirgendwo finden wir den, der uns wieder sammelt und in einen Schafstall zurückführe. [1])"

In den Vätern des Tridentinums sieht Bredenbach die berufenen, von Gott gesetzten Richter in den religiösen Angelegenheiten. Diese erkennen die Mißbräuche an und in dieser Anerkennung liegt, daß sie vom besten Willen beseelt sind. [2])

Die Häretiker haben die Einsetzung der Diener der Religion den Fürsten ausgeliefert und die Religion selber: „Sie haben den Fürsten Deutschlands die Ansicht beibringen wollen, daß sie die Richter in den Streitigkeiten über den Glauben und die Lehre seien, nicht aber der Papst und die Bischöfe, die Hirten, die Doktoren, die ex professo Theologie dociren. Diese müßten von den Fürsten als ihre Diener angesehen werden." [3])

Die Fürsten selber führen vielfach einen unordentlichen Lebenswandel und mißbrauchen die Religion zu ihrem Vortheile! „Wenn

1) De dissid. p. 121 ff.
2) l. c. p. 132.
3) l. c. p. 150 f.

Gott," sagt Bredenbach, „einen Engel des Lichts sändte, um die Fürsten zu mahnen, wie viel Stoff würde er haben! Wie viel könnte er sagen über unsägliche Verbrechen, die ins Ungeheuere gewachsen sind seit der Zeit, wo die meisten Fürsten nach Vertreibung der Bischöfe und Archidiakonen anfingen durch Laien das verwalten zu lassen, was ganz zur Jurisdiktion und zum Amte jener gehört. Wie schreckliche Sünden des Incests zeigen sich hie und da. Wie viele feiern Hochzeit mit Weibern und halten sie zu Hause als Gattinnen, so lange es beliebt, und wenn sie sich ihrer lange genug bedient zu haben glauben, stoßen sie dieselben von sich und heirathen andere auf gleiche Weise. Hat einer sich mit Strafen erhoben gegen die offenkundigsten stupra und Ehebrüche? Was soll ich von der Wahrsagerei und ähnlichen abergläubischen Gebräuchen sagen? Früher wurden dieselben von den Archidiakonen und den Erzpriestern auf den jährlichen Synoden geahndet. Jetzt hört man von solcher Ahndung nichts mehr, und inzwischen nehmen sie ins Ungeheuere zu."[1])

„Die römische Curie war nicht frei von der Simonie. Aber sie wurde doch noch in Schranken gehalten, und der, welcher überführt wurde, eine seelsorgliche Stelle um Geld erkauft zu haben, wurde daraus vertrieben. Man suchte auch wenigstens unter irgend einem Vorwande das Sündhafte zu verdecken. Das thut man jetzt nicht einmal. Wie viele fürstliche Günstlinge gibt es, die zu Hause eine Schaar Kinder haben, die die einträglichsten Stellen für einen ihrer Söhne zu erlangen wissen. So lange einer in den Knabenjahren ist, zehrt er davon während der Studienzeit, das übrige fließt in die väterliche Kasse. Will der großjährig gewordene nicht Priester werden, sondern heirathen, dann findet sich ein Grund, die Beneficien (denn die einzelnen besitzen deren oft viele) auf einen jüngeren Sohn zu übertragen. Will der, wenn er erwachsen, auch nicht Priester werden, dann geht's zum dritten und so weiter bis zum letzten."

„Will dieser auch nicht, dann geht's zum Käufer und die Beneficien werden alsdann um den höchst möglichen Preis verschachert. Und bei alledem kümmert man sich nicht um die Kirche, so daß man bedächte, wann

1) De diss. p. 159. f.

diese Menschen denn einmal zum Kirchendienst gelangen würden und ob sie überhaupt dazu gelangten, und, wenn dies wirklich der Fall, welche Hoffnung man von dem Dienst solcher hegen könne. Das alles ist nicht nur wahr, sondern so offenkundig, daß man Witze darüber macht. Daher kommt es, daß die Kirchen entweder keinen Diener haben, oder solche, die der ganzen Welt zum Anstoß gereichen. Was ist die Folge? Daß alle einen Stand verabscheuen, den Gott in seiner Kirche über alles hochheilig gehalten wissen will." — „Das alles würde ein Engel des Lichtes den Fürsten vorhalten und sie beschwören bei Jesu Christo, daß sie jene Stellen, die sie nach ihrem Patronatsrecht zu vergeben haben, nicht an Knaben übertragen, die bis dahin noch kein Zeichen künftiger Tugend und wissenschaftlicher Bildung gaben, sondern Männern, die ausgezeichnet sind in Tugend und Wissenschaft, oder wenigstens Solchen, die eine mittelmäßige Bildung haben und Anlage zum Studium der hl. Wissenschaft und eine solche Lebensführung, wie sie für den Priester Christi sich ziemt. Dann würde man nicht auf den Bauch, sondern auf die Kirche Rücksicht haben." [1])

Trotz des „Mangels an guten Hirten" „sind doch auf keinerlei Weise die zu dulden, deren Lehre als irrig sich erweist. Viel besser ist es, daß die Schafe ohne Hirten umherirren, als daß sie statt der Hirten Wölfe haben! Die Bücher der Häretiker sollen verboten werden, damit sie nicht vom unerfahrnen Volke gelesen werden, und die Häretiker selbst sollen in den Kirchen zum Lehren nicht zugelassen werden!" [2])

Bezüglich des Religionsunterrichtes in den Schulen befürwortet Bredenbach nachdrücklichst die allgemeine Einführung des Katechismus von Canisius für die oberen Klassen der Lateinschulen. „Für die Elementarschulen und die untern Klassen der Lateinschulen dürfte es nützlich sein einen Auszug aus jenem Katechismus zu machen, der dem Standpunkt der Schüler angepaßt ist. Die übrigen Katechismen verwerfe ich nicht. Manche unter ihnen sind sehr gut und brauchbar. Aber es soll Einheit in der Lehre herrschen. Das wird Gott sehr angenehm, für uns, die wir lehren, ehrenvoll, den Knaben sehr nützlich, für die Kirche heilsam sein. Auf diese Weise

[1]) De dissid. p. 161 f.

[2]) Apolog. Bl. 89 b.

soll die Gefahr beseitigt werden, den jugendlichen Herzen das Gift der Irrlehre einzuträufeln!"[1])

Was die theologischen Auseinandersetzungen Bredenbachs anbelangt, so möge es genügen, „oben an einigen Beispielen die Gründlichkeit seiner Erudition und die Art seiner Polemik nachgewiesen zu haben. Uns war es hauptsächlich um sein Urtheil über die Reformation und ihre Wirkungen zu thun, soweit dasselbe für die historische Darstellung verwerthbar ist. Wir erwähnen nur noch, daß er außer einigen anderen auch die von Janssen aufgeführten[2]) „Papstbilder" kennt und beschreibt, um an der Schändlichkeit der Darstellungen zu zeigen, weß Geistes Kinder die Neuerer seien.[3])

Was Bredenbach an den innerhalb der katholischen Kirche infolge unchristlicher Gesinnung und Wandels Einzelner eingerissenen Zuständen beklagt und rügt, trübte ihm keineswegs den Blick für die göttliche Autorität, für die Erhabenheit und Schönheit der Braut Christi. „Wer sollte nicht", sagt er, „mit höchster Freude beständig das Antlitz der Kirche betrachten und in süßester Umarmung und Küssen, in Gehorsam und Ehrfurcht die umfangen, an die er fromm als seine geistige Mutter glaubt, aus der er als Kind Gottes geboren ist, nachdem er vorher als Kind des Zornes aus seiner leiblichen Mutter geboren wurde."[4])

[1]) Apol. Bl. 89b u. 90a.
[2]) Geschichte d. deutsch. Volk. VI, 37.
[3]) Apol. Bl. 76 f.
[4]) De dissid. p. 185.

